Die Grenzboten

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Printed in Ger

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

51. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1892

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1892. Erstes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege, Unterrichtswesen

Die Bekämpfung der Sozialdemokratie vom psychologischen Standpunkt. Von R. v. Schubert-Soldern. S. 1. 57.
Seltsame Fortschritte. S. 49.
Politische Aussichten. S. 105.
Die sozialdemokratische Presse. S. 351.
Der Bauernstand unsre Rettung. Von P. K. Rosegger. S. 513.
Laß nicht vom Linken dich umgarnen! S. 609.

Der deutsche Frauenverein Reform. S. 74.
Das Wirtschaftsjahr 1891. S. 108.
Arbeitseinstellung und Einigungsämter. Von Kuno Frankenstein. S. 153.
Der Stand der Arbeiterbewegung. S. 201.
Die preußischen Staatseisenbahnen. Von Ernst Kirchberg. S. 369.
Umgestaltungen in der Eisenbahnverwaltung. S. 476.
Neue Versuche zur Lösung der Arbeiterwohnungsfrage. Von Kuno Frankenstein. S. 561.
Die soziale Bewegung in Frankreich. S. 257.

Zum Trunksuchtsgesetzentwurf. S. 9. 65.
Das Zuhälterwesen und die Gesetzgebung. Von einem Richter. S. 160.
Gesellschaften mit beschränkter Haftung. S. 210.
Der Ueberfluß an Gerichtsassessoren. S. 226.
Das Volksschulgesetz. 1. S. 243. — 2. S. 306.
Die preußische Justizverwaltung. S. 265.
Ein Buchhändlerprozeß. Von O. Bähr. S. 319.
Die Pflicht zu reden und das Recht zu schweigen. S. 374.
Gerichtssaal und Presse. S. 417.
Zum Volksschulärm. S. 465.
Fiat Justitia! S. 471.
Der Richterstand und die öffentliche Meinung. S. 518.
Das Straßenrecht zur See und seine Mängel. Von Georg Wislicenus. S. 567.
Das Sittlichkeitsgesetz. S. 615.

Die technischen Hochschulen. S. 422.
Die Studentenunruhen in Italien. S. 621.

Geschichte und Erdkunde

Die Schlacht bei Marathon. Von F. Eyssenhardt. S. 578.
Geschichtsphilosophische Gedanken. 15. Das Verhältnis der Sittlichkeit zu Christentum, Staat und Kirche. S. 430. 482. 524.
Wandlungen in unserm höhern Schulwesen. S. 278.
Friedrich Myconius Von Gotthold Kreyenberg. S. 114.
Zur Geschichte der napoleonischen Kriege. S. 297.
Philipp Albert Stapfer. S. 536.

Zur Beurteilung der Neger. S. 20.
Die Aussichten unsers südwestafrikanischen Schutzgebietes. S. 171.
Nordwestafrika und die transsaharische Bahn. S. 313.

Litteratur

Goethes Straßburger lyrische Gedichte. Von Heinrich Düntzer. S. 450. 629.
Schweizer Dichter. Von Moritz Necker. S. 127.
Altes und neues von Theodor Fontane. S. 175.
Joseph Joachim der Bauerndichter. S. 341.
Das heilige Lachen. S. 493.

Die kritische Schreckensherrschaft. S. 232.

Kunst

Albrecht Dürer. Von Konrad Lange. S. 330. 388.
Jenny Lind. S. 84.
Die Wahrheit auf der Bühne. S. 238.

Verschiedues

Gedankenübertragung nach wissenschaftlicher Methode. S. 24.
Eugen Richters sozialdemokratische Zukunftsbilder. S. 136.
Berlin die Stimme Deutschlands? S. 142.
Lateinische Volksetymologie und Verwandtes. S. 443.
Zeichnet Stammbäume! S. 544.
Zu den Sprachdummheiten. Von G. Wustmann. S. 584.

Bilder aus dem Universitätsleben. 1. Eine Studentenaufführung. S. 31. 92. — 2. Die Wahlschlacht. S. 596.
Aus dänischer Zeit. 8. Krambambuli. S. 181. — 9. Blasse Rosen. S. 396. — 10. Tanzstunde. S. 499. — 11. Poltern. S. 547. — 12. Das Erlebnis des Stuhlwagens. S. 640.

(RECAP)

619450

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Warum gehen die Geschäfte schlecht? S. 37. — Der Berliner Schloßbrunnen. S. 38. — Wiener Gemütlichkeit. S. 39. — Ein Mangel unsrer Lexika. S. 42. — Musikalische Lichtblicke. S. 44. — Lebensversicherung und Einkommensteuer. S. 98. — Gratisspendung. S. 99. — Zweierlei Maß. S. 146. — Ein Wort Leibnizens. S. 147. — Beamtenwohnungen. S. 148. — Eine dreisprachige Zeitschrift. S. 148. — Artisten. S. 150. — Der „Fall Limburg-Stirum“ und die Parteien. S. 187. — Ein Zeitungsjubiläum. S. 188. — Zur Universitätsreform. S. 190. — Zur Behandlung der Schulfrage in Preußen. S. 192. — William Preyer. S. 194. — Das Theatermonopol Berlins. S. 195 — Nochmals die Theater- und Musikausstellung. S. 197. — Handelsbilanz. S. 249. — Die Handweber. S. 252. — Freiland. S. 253. — Eine Doktorfrage. S. 311. — Die Bebelsche Resolution. S. 312. — Berlin und „die Provinz.“ S. 357. — Menschen oder Hirsche? S. 360. — Die Repräsentationsgelder. S. 361. — Der große Logiker. S. 361. — Der Cottasche Musenalmanach. S. 362. — Kein Witz mehr. S. 365. — Die Lage in China. S. 405. — Guter Lesestoff fürs Volk. S. 408. — In usum delphini. S. 410. — Die Prahlsucht am Grabe. S. 411. — Nicht schielen! S. 411. — Das fehlte noch! S. 412. — Soldatenmißhandlung. S. 459. — Die Berliner Pöbelexzesse und der Notstand. S. 504. — Weiteres zum Volksschulgesetz. S. 507. — Noch ein Wörtchen zum Schulradau. S. 554. — Zur Geburtstagsfrage. S. 556. — Individualismus und Individualitäten. S. 608. — Der leere Reichstag. S. 608. — Englische Bornirtheit. S. 646. — Der Eisenbahndienst. S. 647. — Ein Siegesdenkmal für Marathon. S. 648. — Historische Grundkarten für das deutsche Reich. S. 651. — Welcher. S. 652. — Schlechte Rasse. S. 653. — Peccatur et extra. S. 654.

Besprochene Bücher

Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*J. Büttikofer, Reisebilder aus Liberia. S. 20.
*Ch. Richet, Expérimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung. S. 24.
H. Kohl, Fürst Bismarck. S. 46.
Th. Herzka, Sozialdemokratie und Sozialliberalismus. S. 47.
*J. Kettler, Gleiche Bildung für Mann und Frau! S. 74.
*H. L. Holland und W. S. Rockstro, Jenny Lind. S. 84.
D. W. Landermann, Erinnerungen aus seinem Leben. S. 99.
R. Hamerling, Prosa. S. 101.
W. Sievers, Afrika. S. 102.
F. Sarre, Der Fürstenhof zu Bismar. S. 103.
A. Genthe, Deutsches Slang. S. 104.
*A. Frey, Erinnerungen an Gottfried Keller. S. 128.
*C. F. Meyer, Angela Borgia. S. 130.
*W. Sommer, Elsässische Erzählungen. S. 134.
*E. Richter, Sozialdemokratische Zukunftsbilder. S. 136.
Schweizerische Rundschau. S. 148.
*H. Schinz, Deutsch-Südwestafrika. S. 171.
*Th. Fontane, Kriegsgefangen. Erlebtes. S. 176.
Unwiederbringlich. S. 180.
W. Flemming, Die Universitätsferien. S. 190.
K. von Hases Werke. S. 198.
R. Bonghi, Die römischen Feste. S. 254.
Johann Fischarts Geschichtklitterung. S. 255.
K. Fischer, Schiller als Philosoph. 2. S. 256.
*M. v. d. Osten, Die Fachvereine und die soziale Bewegung in Frankreich. S. 257.
*M. de Marbot, Mémoires. S. 297.
*A. Springer, Albrecht Dürer. S. 330. 383.
*J. Joachim, Die Brüder. Lonny die Heimatlose. Fünfzig Jahre auf dem Erlenhofe. S. 341.
Der Cottasche Musenalmanach. S. 362.
H. Eisenhart, Geschichte der Nationalökonomik. S. 367.
A. Lehr, Die Hausindustrie in der Stadt Leipzig. S. 367.
J. Burkhardt, Strafvollzug und Fürsorge für Strafentlassene. S. 368.
L. Trost, König Ludwig I. von Baiern. S. 413.
H. Settegast, Erlebtes und Erstrebtes. S. 415.
*O. Keller, Lateinische Volksetymologie. S. 443.
H. Hüffer, Die Kabinetsregierung in Preußen und J. W. Lombard. S. 462.
*E. v. Wildenbruch, Das heilige Lachen. S. 498.
K. Lamprecht, Deutsche Geschichte. S. 511.
*Quellen zur Schweizer Geschichte. S. 536.
Johannes, Das Licht der Welt. S. 557.
E. C. Lovatelli, Römische Essays. S. 559.
J. v. Schmidt, Die vormals kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. S. 560.
Emil Krause, Johannes Brahms in seinen Werken. S. 654.

Digitized by Google

Die Bekämpfung der Sozialdemokratie vom pſychologiſchen Standpunkt

Von R. v. Schubert-Soldern

Die ſoziale Frage hat nicht bloß eine materielle Seite, die ſo oft allein betont wird, ſie hat auch eine pſychologiſche Seite, die viel wichtiger iſt, und auf der die eigentlichen Entſtehungsgründe der Sozialdemokratie zu ſuchen ſind. Der hauptſächlichſte Grund iſt der, daß der vierte Stand zur geſellſchaftlichen und politiſchen Gleichſtellung mit den übrigen Ständen emporſtrebt. Auch hier ſind daher geiſtige Beweggründe vorherrſchend. Man kann mit wenigem ebenſo glücklich ſein wie mit vielem, ſo lange die Geſundheit erhalten bleibt und gewiſſe geiſtige Bedürfniſſe befriedigt werden. Man wird daher die ſozialdemokratiſchen Beſtrebungen gewiß nicht damit aus der Welt ſchaffen, daß man den Arbeitern Almoſen vor die Füße wirft: da haſt du etwas, jetzt ſchweig! Nicht Wohlthaten wollen die Arbeiter, auch Wohlthaten, die ihnen geſetzlich zugeſichert werden, genügen ihnen nicht; was ſie anſtreben (bewußt oder unbewußt), iſt eine beſſere ſoziale Stellung, ſie wollen etwas gelten, nicht bloß als Maſſe, ſondern jeder Einzelne will eine unabhängige und geachtete Stellung einnehmen. Unabhängigkeit und Achtung ſind die Ziele jedes tüchtigen Mannes, nur der Feigling giebt dieſe Güter für die Sicherheit des Lebens, nur ein Schuft für materiellen Genuß hin. So wie in frühern Zeiten der Adel allein die volle Unabhängigkeit und öffentliche Achtung genoß, wie ſpäter der dritte Stand nach Gleichberechtigung mit ihm rang, bis er ſie errang (wenigſtens vor dem Geſetz und im politiſchen Leben), ſo ſtrebt nun der vierte Stand unauf-

Digitized by Google

haltsam nach sozialer Gleichberechtigung mit den jetzt herrschenden Ständen, und er wird sie auch bis zu einem gewissen Grade, sei es auf friedlichem oder auf revolutionärem Wege, erreichen. Man mißverstehe mich nicht: auch jetzt sehen sich Adel und Bürgerstand nicht als gleichberechtigt an, obgleich sie es vor dem Gesetz thatsächlich sind; der Adel hat durch seine nahe Stellung zur Krone, durch die besonders in den untern Volksschichten für ihn wurzelnde höhere Achtung als Stand einen Einfluß, wie ihn der Bürgerstand nicht besitzt. Dennoch kann man behaupten, daß der Bürgerstand heutzutage herrsche, dadurch, daß die geistige Macht auf seiner Seite steht, und dadurch, daß ihm auch die Geldmacht zugefallen ist. Das Geld hat freilich eine Geldaristokratie geschaffen und dadurch den Bürgerstand gespalten, aber im großen und ganzen kann man sagen, daß die „Bourgeoisie" das herrschende Element im heutigen Staate sei, und das vor allem dadurch, daß sie die Trägerin der Bildung ist. Durch seine geistige Bildung hat der Bürgerstand den Adel aus dem Sattel gehoben, und der Einfluß, der dem Adel geblieben ist, ist nicht mehr ein Privilegium, sondern der Einfluß, den die Vergangenheit immer auf die Gegenwart übt in Verbindung mit dem, den die Krone dem Adel verleiht, um eine zuverlässige und feststehende Unterlage im Volke zu haben. Der vierte Stand dagegen ist nicht nur in manchen Ländern durch den Census von dem politischen Leben fast ausgeschlossen, er ist auch gesellschaftlich von den herrschenden Kreisen ausgeschlossen, und der Arbeiter kann mit dem bessern Bürgerstande nicht einmal so verkehren, wie dieser mit dem stolzesten Adelsgeschlechte. Wenn nun auch niemals eine völlige gesellschaftliche Gleichberechtigung der verschiednen Stände eintreten wird, so werden doch die untern Stände immer darnach streben, sich einer solchen Gleichberechtigung soviel als möglich zu nähern, wenigstens dann, wenn es ihnen materiell gut geht; nur wer durch seine materielle Lage in dumpfe Verzweiflung gestürzt ist, wird es nicht wagen, emporzustreben. Das materielle Wohl ist daher nur die Grundlage der sozialen Frage, nicht mehr; das Treibende für den tüchtigen Arbeiter wird stets sein, sich eine unabhängige Lage und eine gesellschaftlich geachtete Stellung zu schaffen. Beides ist aber nur möglich durch geistige Bildung. Der Ungebildete ist in seinem Wissen und Können immer abhängig von dem Gebildeten, und der gesellschaftliche Verkehr kann sich nur da inniger gestalten, wo Gleichheit der Bildung das gegenseitige Verständnis im Denken und Fühlen ermöglicht; auch wird jede Stellung durch die größere Bildung ihres Inhabers geachteter, weil diese ihn unabhängiger in seiner Stellung macht. Will der Arbeiter daher eine gesellschaftlich höhere Stellung einnehmen, so muß er vor allem die nötige Bildung erwerben, sowohl was die Kenntnisse, als was das Gemüt anlangt. Kenntnisse können nur durch Lernen, also vor allem in der Schule erworben werden, die Gemütsbildung nur durch ein inniges, gegenseitig erziehendes Familienleben. Das öffentliche Leben kann die Gemütsbedürfnisse der Einzelnen

Digitized by Google

nicht beachten, nur die Familie kann darauf eingehen, sie stützen und fördern, und wenn es notwendig ist, auch hemmen. Soll der Arbeiter daher zu höherer Bildung erzogen werden, so braucht er Zeit zum Lernen und Zeit für das Familienleben; er braucht genügenden Lohn, um seine freie Zeit nicht durch Nebenbeschäftigungen ausfüllen zu müssen, um seine und seiner Familie Gesundheit zu erhalten und sich kleine Annehmlichkeiten und Genüsse zu verschaffen, die auch seine ästhetische Bildung fördern. Mit einem Worte, die Bildung des Arbeiters fordert kürzere Arbeitszeit bei hinreichendem Lohn. Kürzere Arbeitszeit bei hinreichendem Lohn ist gleichbedeutend mit einer Lohnerhöhung. Es ist nun eine alte Erfahrung, daß jede Lohnerhöhung in ihren wohlthätigen Wirkungen vernichtet wird durch die Erhöhung der Preise der notwendigsten Waren. Je mehr der Arbeiter zahlen kann, desto mehr suchen ihm auch die Verkäufer abzugewinnen, so daß schließlich diesen und vor allem dem Großhandel der Hauptgewinn zufällt. Das Steigen der Preise würde aber mit der Zeit den Arbeiter zwingen, (bei kürzerer Arbeitszeit) Nebenverdienst aufzusuchen, statt die freie Zeit auf seine Bildung zu verwenden. Dem wäre nun vielleicht abzuhelfen durch internationale Vereinbarungen über Arbeitszeit, Lohn und Preise der Lebensmittel. Eine solche internationale Vereinbarung bietet aber nicht nur an sich Schwierigkeiten, sie ist heutzutage, wo sich die Nationalitäten so schroff gegenüberstehen, geradezu unmöglich, und sie wird auf lange Zeit hinaus unmöglich bleiben.

Vielleicht bietet sich noch ein andrer Weg, auf den der Idee nach schon von mancher Seite hingewiesen wurde, dieses Ziel zu erreichen, der freilich bis ans Ende verfolgt eine große Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse bewirken müßte. Wie weit er zu verfolgen ist, müßte zunächst dem Urteil der Nationalökonomie unterworfen werden, vor allem aber hätten das praktische Versuche selbst zu entscheiden. Daß dieser Weg nur sehr langsam betreten werden dürfte, folgt schon daraus, daß er am Ende zu den einschneidendsten wirtschaftlichen Veränderungen führen würde.

Es ist notwendig, daß der Staat die Preise der Güter, die zum Leben am notwendigsten sind, regeln könne; nur dadurch kann er die Arbeiter und den ärmern Mittelstand vor der Ausbeutung durch das Großkapital schützen, das stets imstande ist, durch Bildung von Ringen und Anhäufung von Warenvorräten die Preise der notwendigsten Güter in die Höhe zu treiben. Ein unmittelbares Eingreifen des Staates müßte, wenn es wirksam sein sollte, zur Sozialdemokratie führen; denn der Staat könnte nicht die Preise gewisser Waren feststellen, die Preise andrer sich selbst überlassen, weil alle Warenpreise zu sehr mit einander zusammenhängen. Er wäre schließlich genötigt, die Preise aller Waren zu regeln, was so ziemlich gleichbedeutend mit der Einführung des sozialistischen Systems der Volkswirtschaft wäre. Der Staat dürfte daher nur mittelbar eingreifen, und das könnte er nur, wenn er selbst

Digitized by Google

als wirtschaftliche Macht aufträte. Er könnte das sehr gut, wenn er die Einfuhr der Güter, die für alle am notwendigsten sind, sich selbst vorbehielte; damit könnte er wenigstens verhindern, daß sich im eignen Lande der Preis dieser Güter über den Preis des Weltmarktes erhebt. Er könnte allenfalls auch den Preis einer Ware im eignen Lande über den Weltmarktpreis hinaufschrauben, um irgend einen Zweig der Warenproduktion zu schützen und zu unterstützen. Jedenfalls könnte der Staat dann alle Ringe innerhalb jenes Handelsgebiets verhindern, dessen Waren er selbst einführt, da er durch ihre Einfuhr und dadurch, daß er sie auch zu mäßigen Preisen abgiebt, die Ringe sprengen würde. Der Staat könnte so innerhalb der Weltmarktpreise die Preise aller Waren regeln, die er einführt, ohne doch unmittelbar in die wirtschaftliche Produktion einzugreifen und die für den menschlichen Fortschritt notwendige Konkurrenz aufzuheben. Er könnte auch sein Einführungsrecht nach und nach auf alle beliebigen Waren erstrecken, je nachdem es die Bedürfnisse erfordern. Natürlich dürfte das Verfahren des Staates nicht willkürlich sein, es müßte auf statistischen Ermittlungen des Warenverbrauchs im eignen Lande beruhen und der Kontrolle der Volksvertretung unterliegen. Die Sammlung der notwendigen statistischen Daten könnte heutzutage keiner großen Schwierigkeit mehr begegnen. Wohl aber würde durch Verstaatlichung auch nur eines Teiles der Einfuhr anfangs eine Menge Menschen wirtschaftlich zu Grunde gehen, worin natürlich eine Gefahr für das ganze Land läge. Jedenfalls steht fest, daß nur durch den Staat jene materielle Grundlage für den Arbeiterstand gesichert werden kann, die notwendig ist zu seiner geistigen und gesellschaftlichen Hebung. Nur wenn der Staat die Preise zu regeln vermag, kann er dem Arbeiter auch gewährleisten, daß er für einen genügenden Lohn auch genügende Güter erhält, sonst könnte er dem Arbeiter höchstens durch ein Lohngesetz eine bestimmte Geldsumme sichern, wäre aber nicht imstande, ihm auch zu gewährleisten, daß er für sein Geld das Notwendige erhält.

Ist nun die materielle Grundlage für den Arbeiter gesichert, so beginnt die Sorge für seine Erziehung durch die Familie und die Schule. Bei kürzerer Arbeitszeit wird er imstande sein, seiner Familie mehr Zeit zu widmen. Nur in der Familie aber ist eine Ausbildung seines Gemütslebens möglich, nur in ihr findet eine unabsichtliche gegenseitige Erziehung durch Beispiel und Anbequemung statt, die viel wichtiger ist als alle absichtliche erziehende Einwirkung. Die Familie ist die Pflegstätte des Persönlichen. In der Welt werden die persönliche Eigentümlichkeiten ausgeglichen, niemand gilt als Einzelner, sondern nur als Glied des Ganzen und insofern als er für das Ganze etwas leistet oder wenigstens zu leisten scheint. In der Familie dagegen tritt der Wert des Menschen für die Allgemeinheit zurück, seine Persönlichkeit ist es, die geschätzt wird, sein Verhältnis zur nächsten Umgebung ist hier das Bestimmende, und so wie er durch sie bestimmt wird, bestimmt er wiederum sie. Diese gegen-

Digitized by Google

seitige Ausbildung findet aber in den kleinsten Einzelheiten statt, sodaß sich in der Familie und in dem nächsten Verwandtschafts- und Freundeskreise jene Einzelheiten des Charakters ausbilden, die das Individuum eben zum Individuum machen. Ebendeswegen ist aber auch die Familie die natürliche Feindin einer Allgewalt des Staates und daher auch des sozialdemokratischen Staates. Die Sozialdemokraten müssen, in der Theorie wenigstens, Feinde der Familie werden, sobald sie nur folgerichtig und scharf genug denken. In der Praxis werden die meisten am Familienleben hängen, und man kann der Sozialdemokratie keinen größern Abbruch thun, als wenn man das Familienleben der Arbeiter hebt und pflegt. Alle sozialdemokratische Gleichmacherei findet ihre Grenze an der Familie, und so lange die Familie besteht, wird ein Sieg der Sozialdemokratie immer nur ein halber Sieg sein können.

Zur Pflege des Familienlebens gehört aber nicht nur Zeit, sondern auch ein angenehmes Heim, eine Wohnung, die wenigstens den Anforderungen der Gesundheit genügt. Überhaupt sind in dem Begriffe der Gesundheit die sämtlichen rein materiellen Bedürfnisse eines Menschen eingeschlossen; alle leiblichen Bedürfnisse, die über das, was zur Gesundheit erforderlich ist, hinausgehen, können ihre sittliche und wirtschaftliche Berechtigung nur darin finden, daß sie geistige Bedürfnisse entwickeln und fördern helfen. Eine gesunde Wohnung ist aber nicht bloß ein materielles Bedürfnis für den Menschen, sie ist auch notwendig, um ein glückliches Familienleben zu ermöglichen und zu fördern, sie ist daher auch ein geistiges Bedürfnis. Auch hier wird der Staat eingreifen und entweder selbst entsprechende Wohnungen für die untern Stände herstellen müssen (für die er sich von Arbeitern und Arbeitgebern entschädigen lassen kann), oder er wird genötigt sein, die Arbeitgeber dazu zu zwingen, gesunde Wohnungen für ihre Arbeiter zu errichten. Das beste allerdings wird immer sein, soweit es möglich ist, dem Arbeiter gegen allmähliche Abzahlung ein kleines Häuschen mit Garten zuzuwenden; das hat dann nicht nur den Nutzen, dem Familienleben zu dienen, sondern auch den, den Arbeiter zum kleinen Grundbesitzer zu machen; er hat dann selbst ein, wenn auch noch so kleines, Kapital und wird schon dadurch, wenn vielleicht auch kein Feind sozialdemokratischer Bestrebungen, so doch gemäßigter oder gleichgiltiger dagegen. Daß auch der Lohn des Arbeiters zur Erhaltung einer gesunden Familie genügen muß, versteht sich von selbst. Endlich wird der Familiensinn des Arbeiters zu heben sein durch seine geistige Ausbildung, die ihn auch daran hindern soll, seine einzige Erholung darin zu finden, daß er mit seinen Kameraden trinkt. Dazu gehört allerdings auch, daß der weibliche Teil der Arbeiterschaft besser gebildet werde, damit dem Arbeiter seine Frau nicht nur Wirtschafterin, sondern auch Lebensgenossin sein könne. Wird auf diese Weise das Familienleben der Arbeiter gefestigt und ausgebaut, so kann man sicher sein, daß wenigstens gewaltsame Veränderungen im öffentlichen Leben bei der Arbeiterschaft ausgeschlossen sein werden; es gieb

Digitized by Google

kein konservativeres Element im öffentlichen Leben, als eine Familie, die sich wohl befindet.

Der Mensch gehört aber nicht nur der Familie und dem Staate (dem öffentlichen Leben im engern Sinne) an, sondern auch der Gesellschaft, die zwischen Staat und Familie steht und in gewissem Sinne die Grundlage beider bildet. Die Gesellschaft ist keine rechtliche Gemeinschaft wie der Staat, sondern eine geistige Gemeinschaft mit gleichartigen Bestrebungen und Zielen; sie ist auch eine freiwillige Gemeinschaft, kein Mensch kann gezwungen werden, mehr als physisch einer Gesellschaft anzugehören und an ihren Bestrebungen teilzunehmen. Trotzdem hat sie eine gewaltige sittliche Macht, in ihr entsteht die öffentliche Meinung, und ein Mensch, über den sie ein vernichtendes Urteil gefällt hat, erscheint aus ihr ausgestoßen und gilt als verloren. Nichts fühlt der Einzelne so sehr, als das Urteil der Gesellschaft, sie steht sogar über dem durch den Richter gefällten strafrechtlichen Urteil; denn nur das Urteil und seine Vollziehung wird eine mehr als physische Wirkung zur Folge haben, das von der öffentlichen Meinung grundsätzlich gebilligt erscheint. Deswegen kann keine Strafe für eine That ehrlos machen, die von der öffentlichen Meinung nicht für ehrlos gehalten wird. Dabei ist die Gesellschaft keine begrenzte Gemeinschaft; man kann ebensogut von einer europäischen und amerikanischen wie von der Wiener Gesellschaft oder von der Gesellschaft der kleinsten Stadt oder des kleinsten Dorfes sprechen.

Die Gesellschaft erscheint aber äußerlich bestimmt durch den Verkehr: den öffentlichen und den privaten; innerlich aber durch die gemeinsamen geistigen Bestrebungen und Ziele. Diese können wieder dreifach sein: öffentliche (politische), geschäftliche (die den Beruf der Einzelnen betreffen) und gesellige (dem gemeinsamen Vergnügen gewidmet). Alle diese Ziele greifen in einander über und bilden die geistigen Bande, die die Einzelnen zur Gesellschaft verknüpfen.

Es ist nun natürlich, daß sich innerhalb der größten Gemeinschaft, der menschlichen Gesellschaft, nicht nur engere Gemeinschaften nach Staaten und Nationalitäten bilden, sondern daß sich auch innerhalb der Staaten und Nationalitäten wieder kleinere Gemeinschaften bilden, verschiedne Gesellschaftskreise. Diese Gesellschaftskreise haben aber eine, wenn auch nicht streng begrenzte Rangordnung je nach dem Einfluß, den sie auf die öffentliche Meinung und das politische Leben ausüben. Eine je tiefere Kluft die einzelnen Gesellschaftskreise von einander scheidet, eine desto größere Unzufriedenheit darüber wird in den untern Kreisen herrschen. Alles verträgt der Mensch eher als soziale Mißachtung. Man kann mit wenigem und mit vielem leben, aber das Geld kann einem nicht ganz verkommenen Charakter niemals die gesellschaftlich geachtete Stellung ersetzen. Es wird daher niemals genügen, die materielle Lage der vierten Standes zu heben, ihn aber im übrigen mit Geringschätzung links liegen zu lassen; man kann die sozialdemokratische Bewegung im vierten

Digitized by Google

Stande nur hemmen, wenn man seine soziale Stellung hebt; der Grundsatz „Arbeit schändet nicht“ muß durchgeführt werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß das Schleußenräumen als Arbeit ebenso geschätzt werden solle wie die Arbeit eines Staatsmannes oder Gelehrten, dennoch kann auch der Schleußenräumer, ohne daß seine Arbeit überschätzt wird, eine bessere gesellschaftliche Stellung einnehmen, als das heutzutage der Fall ist. Der Arbeiterstand und der dienende Stand überhaupt wird niemals den andern Ständen in seiner Gesamtheit gesellschaftlich gleichstehen können, aber er kann ihnen bedeutend näher gerückt werden.

Dazu wird aber zweierlei notwendig sein: die Hebung der Bildung des Arbeiterstandes und die Hebung seines geselligen Verkehrs. Was die Bildung anlangt, so ist sie das alle höhern Stände einigende Band, sie allein bewirkt, daß auch solche, die sonst nach Vermögen und Stellung weit auseinanderstehen, dennoch mit einer gewissen gesellschaftlichen Gleichberechtigung einander gegenübertreten können, weil sie gleiche Ansprüche auf Bildung machen. Früher war Bildung mehr das Privilegium zwar nicht des Reichen, aber doch des Vermögenden; in der letzten Zeit haben sich allerdings immer mehr Angehörige der niedern, vermögenslosen Stände höhere Bildung angeeignet und so zum Teil ein Bildungsproletariat gebildet, das eine große soziale Gefahr in sich birgt, weil dieses Proletariat mit seiner Unzufriedenheit auch die geistige Macht verbindet, sie zur Geltung zu bringen. Das Bildungsproletariat muß aber unzufrieden sein, weil es vermöge seiner Bildung Ansprüche macht, den höhern Ständen anzugehören, seinem Vermögen und seiner Stellung nach aber den niedern Ständen angehört; das ist ja das Kennzeichen jedes Proletariats, daß es keinen eigentlichen Stand hat. Dieses Bildungsproletariat würde von dem Augenblick an aufhören, wo eine größere Bildung allgemein geworden wäre. Die Bildung könnte dann nicht Ursache sein, sich der Handarbeit zu entziehen, sich etwas besseres zu dünken als der einfache Arbeiter; die Bildung würde dann nicht mehr den Grund zum Nichtsthun bilden, weil man keine seiner Bildung angemessene Arbeit finde, wenn auch der Arbeiter eine größere Bildung besäße. Außerdem wäre auch dem Vermögenden ein Teil seines Hochmuts genommen, daß nur er allein das Privilegium habe, sich höhere Bildung anzueignen. Schließlich würde dadurch der Arbeiter eine bessere gesellschaftliche Stellung einnehmen und imstande sein, in Kreisen zu verkehren, aus denen er jetzt ausgeschlossen ist. Damit wäre eine große Quelle der Unzufriedenheit verstopft und Gelegenheit gegeben, einen Meinungsaustausch zwischen den höhern und den niedern Ständen einzuleiten, der notwendig das ganze Volk zu größerer Einheit führen müßte.

Es wird nun zu erwägen sein, worin Bildung besteht, und inwieweit und auf welche Weise der vierte Stand an ihr teilnehmen kann. Der Begriff der Bildung ist ein sehr unbestimmter, oft eng, oft weit gefaßter Begriff, der bald

Digitized by Google

das ganze menschliche Wissen und Können, bald nur einen kleinen Teil umfaßt. Sieht man überhaupt von der Elementarbildung (Lesen, Schreiben und Rechnen als Grundlage jeder Bildung) ab, so giebt es dreierlei Arten von Bildung: allgemeine Bildung, Berufsbildung und politische Bildung, die wenigstens heutzutage hinzutreten sollte.

Die allgemeine Bildung umfaßt alle Interessen, die nicht dem Beruf oder der Politik angehören, sie ist es, die vorzugsweise von der „guten Gesellschaft" verlangt wird. Ebendeswegen sind aber auch die Forderungen bezüglich der allgemeinen Bildung sehr verschieden, je nach den Gesellschaftskreisen und dem Zeitalter, die sie stellen. Im großen und ganzen sind aber diese Forderungen doch nicht so verschieden, daß sie nicht alle gemeinsame Kennzeichen aufwiesen. Diese bestehen darin, daß stets eine gewisse Kenntnis der Vergangenheit des eignen Volkes, der Erzeugnisse seines Geistes verlangt wird, und darin, daß man von jedem Gebildeten fordert, daß er bis zu einem gewissen Grade die Fähigkeit erworben habe, sich in fremde Ausdrucksweise und fremdes Denken und Fühlen nicht nur hineinzudenken, sondern auch seine Gedanken in angemessener Form zu äußern. Mit andern Worten: Geschichte, Litteratur und Sprachkenntnis sind die drei unverrückbaren Forderungen jeder allgemeinen Bildung, weil durch sie die Gemeinschaft der Vergangenheit und der Gegenwart aufrecht erhalten und ein gegenseitiges Verständnis gesichert wird; denn die Gebildeten sind es ja, die nicht nur die Kultur eines Volkes weiter zu entwickeln haben (was nur auf Grund der Vergangenheit geschehen kann), sondern die auch eine Erkenntnis der allgemeinen Bedürfnisse der Nation zu erwerben und ihnen einen angemessenen Ausdruck zu verschaffen suchen müssen, was nur durch die Sprachkenntnis als Mittel des Verständnisses fremder Gedanken und Gefühle und der Mitteilung der eignen an andre bewirkt werden kann. Was für Forderungen sonst noch an den „Gebildeten" gestellt werden, wird je nach dem Gesellschaftskreise und dem Zeitalter, dem er angehört, verschieden sein.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Zum Trunksuchtsgesetzentwurf

Unser bestehendes bürgerliches Strafrecht schreitet gegen die Trunksucht unmittelbar nur ein, indem es Trunkenheit im Schiffsdienst bestraft (§ 84 der Seemannsordnung), und mittelbar in dem Falle, wenn sich jemand dem Trunke dergestalt hingiebt, daß er in einen Zustand gerät, wo zu seinem Unterhalt oder zum Unterhalt derer, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittlung der Behörde fremde Hilfe in Anspuch genommen werden muß (Reichsstrafgesetzbuch § 361 Nr. 5). Außerdem mag die Strafandrohung wegen Verübung groben Unfugs (§ 360 Nr. 11 a. a. O.) gelegentlich eine Handhabe zur Bestrafung von Personen bieten, die in trunknem Zustande dem Publikum lästig fallen. Mit der aus diesen Gesetzesvorschriften sich ergebenden Beschränkung und von dem seltnen Vorkommnis abgesehen, daß sich ein Übelthäter nachweislich sträflichen Mut getrunken hat, bringt die bürgerliche Strafjustiz — und nur mit dieser beschäftigen wir uns hier — dem Laster der Trunksucht nur Wohlwollen entgegen, indem sie der großen Schar von Angeklagten, denen der Nachweis gelingt, daß sie bei Begehung der That betrunken oder doch wenigstens angetrunken gewesen sind, grundsätzlich eine mildere Bestrafung angedeihen läßt als dem nüchternen Thäter, und den, der sich durch Trunk zeitweilig ganz um den Verstand gebracht hat, sodaß er die That in unzurechnungsfähigem Zustande begangen hat, nach § 51 a. a. O. völlige Straffreiheit genießen läßt. Wenn somit in der Praxis unsrer Strafgerichte bis auf den heutigen Tag die Trunksucht nicht sowohl einen Gegenstand der Verfolgung als vielmehr einen Schild der Gerechtigkeit bildete, so wird gewiß jeder, der von der ebenso tief als weit greifenden Schädigung, die dieses Laster dem leiblichen Wohl, der Sitte, dem Wohlstand und der Rechtsordnung zufügt, nur annähernd eine Vorstellung besitzt, einen solchen Rechtszustand als beklagenswert und einer Änderung dringend bedürftig betrachten. Diesem Bedürfnis will der Gesetzentwurf in anerkennenswerter Absicht dadurch gerecht werden, daß er unter gewissen Voraussetzungen sowohl die Bestrafung des Trunksüchtigen selbst als derer, die die Trunksucht fördern und ihr Vorschub leisten, in Aussicht nimmt.

Man hat dagegen eingewandt, der Entwurf wolle ein Klassengesetz schaffen, denn durch seine Strafbestimmungen gegen die Trunksüchtigen werde vorwiegend

Digitized by Google

die untere Schicht der Bevölkerung getroffen, die höhere Gesellschaft so gut wie unberührt gelassen. Gesetzt, dies verhielte sich so, so würde daraus noch nichts gegen die Tauglichkeit des Gesetzes bewiesen sein. Die soziale Ungleichheit der Menschen läßt sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen. Mit ihr aber geht die Verschiedenheit der Gesellschaftsklassen in ihrer Widerstandsfähigkeit gegen die Versuchung zum Unrecht natürlich Hand in Hand. Es ist daher nicht zu vermeiden, daß Strafgesetze mehr oder weniger den Charakter von „Klassengesetzen" in dem gerügten Sinne annehmen. So sind z. B. die Strafbestimmungen gegen die Bettelei Klassengesetz, was ohne weiteres einleuchtet, ebenso die gegen die Prostitution, denn diese rekrutirt sich, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, aus dem niedern Stande und ist eine Folge seiner Notlage, endlich, um das am häufigsten begangene Verbrechen zu nennen, die gegen den Diebstahl, denn es gehört zu den Seltenheiten, daß jemand stiehlt, der nicht der Klasse der „Armen und Elenden" angehört. Wer das Strafgesetzbuch kennt, weiß, daß sich diese Beispiele noch um manche vermehren ließen, ja man könnte fast behaupten, das Strafgesetzbuch im großen und ganzen sei ein Klassengesetzbuch, weil der Gesamtanteil der untern Volksklassen an der Kriminalität bei weitem überwiegt, was durch die Thatsache genügend dargethan wird, daß Mitglieder der sogenannten bessern Stände auf der Anklagebank zu den außergewöhnlichen Erscheinungen gehören. Näher betrachtet aber ist das Trunksuchtsgesetz in Wirklichkeit kein Klassengesetz in dem hier erörterten Sinne. Der in dieser Bezeichnung zum Ausdruck gebrachte Vorwurf kann doch nur die Bedeutung haben, daß ein im Interesse der Gesamtheit erlassenes Strafgesetz nicht sowohl die Gesamtheit als eine Klassenminderheit, die einen Bestandteil davon bildet, der Straffälligkeit unterwirft, und es wird das „Klassengesetz" eine umso gehässigere Färbung annehmen, je weniger jene Minderheit an dem durch die Strafandrohung zu schützenden Interesse teilnimmt. So erscheint das Gesetz gegen die Bettelei als ein Klassengesetz, denn an dem Zweck, den es verfolgt, der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, soweit sie unter der Belästigung des Publikums durch den Bettel leidet, ist dem Armen nichts gelegen, und dennoch ist er es, der die Kosten des Gesetzes zu tragen hat. Dagegen soll das Trunksuchtsgesetz der Wohlfahrt eben derer dienen, die aus eigner Kraft zu schwach sind, sich vor Schaden zu bewahren. Somit hat der Einwand des „Klassengesetzes" zwar etwas bestechendes, ist aber nicht stichhaltig.

Ebensowenig kann das Bedenken ernstlich ins Gewicht fallen, durch die Strafbestimmungen des Entwurfs werde die persönliche Freiheit einer unzulässigen Beschränkung unterworfen. Man vergißt dabei, daß es sich um einen Kampf gegen das größte aller nicht notwendigen Übel handelt, an denen die heutigen Kulturnationen kranken, um einen Kampf, der eine sozialpolitische Aufgabe von größerer Bedeutung bildet, als alle andern Bestrebungen zur Hebung des Volkswohls und zur Beseitigung sozialer und wirtschaftlicher Not-

Digitized by Google

stände und Schäden. Angesichts einer solchen Aufgabe darf man wohl ausrufen: Was schert mich Persönlichkeit, was schert mich Freiheit, ich trage weit beßres Verlangen! Würde der Leser etwa geneigt sein, auf die Strafgesetze, die bestimmt sind, dem Staate seine Kampffähigkeit gegen den äußern Feind, die allgemeine Wehrpflicht, zu sichern und damit auf diese selbst zu verzichten? Wir dürfen wohl als Antwort auf ein entschiednes Nein rechnen, und doch, welche gesetzlichen Vorschriften griffen wohl tiefer ein in die persönliche Freiheit! Wir bezweifeln auch nicht, daß auf eine ähnliche Frage in Betreff des Schulzwangs und andrer durch gesetzliche Strafandrohungen begründete bürgerliche Zwangspflichten eine verneinende Antwort nicht auf sich warten lassen würde.

Nun soll auch den Strafvorschriften des Entwurfs nicht alle und jede Zweckdienlichkeit und Aussicht auf Erfolg abgesprochen werden. Dies gilt namentlich von denen, die die Kuppler der Trunksucht, insbesondere Gast- und Schankwirte, sofern sie bereits trunknen oder als Trunkenbolde bekannten oder jugendlichen Personen geistige Getränke verabreichen, mit Strafe bedrohen, so sehr auch die einschlägigen Bestimmungen durch Klauseln und Einschränkungen abgeschwächt sind. Dagegen wird man sich von den Strafvorschriften gegen die Trunksüchtigen selbst eine allzu große Wirkung nicht versprechen dürfen, vor allem wenn es sich dabei um Personen handelt, die dem Laster bereits gänzlich zum Opfer gefallen sind. Wer sich vergegenwärtigt, wie mächtig die Sinnenlust im Menschen ist, und wie gerade die Neigung zum Trunk ihn mehr als alle andern Begierden zum Sklaven macht, der kann kaum erwarten, daß dieser dämonische Trieb, namentlich in einer durch dessen übermäßige Befriedigung bereits physisch und moralisch heruntergekommenen Persönlichkeit, sich durch geringe Geld- oder Freiheitsstrafen werde zügeln lassen. Umso mehr verdienen die Bestimmungen des Entwurfs über Unterbringung Trunksüchtiger in einer Trinkerheilanstalt Beifall.

Etwas günstiger als bei den Trunkenbolden liegt die Sache bei Personen, die noch nicht zu Gewohnheitstrinkern geworden sind. Allzuhoch wird man aber auch hier den Erfolg nicht anschlagen dürfen. Man vergegenwärtige sich den typischen Fall, daß junges Volk auf dem Dorf oder in der Stadt, mit oder ohne bunte Bändchen, sich abends im Wirtshaus zu einander gesellt. Wenn es dabei bisher nicht ohne Trunkenheit abgegangen ist, so wird daran die Furcht vor einer unbedeutenden Strafe nicht viel ändern. Die Bethätigung besondrer Leistungsfähigkeit im Trinken gilt bei dergleichen Gelegenheiten bekanntlich als eine Art von Heldentum, kitzelt den Ehrgeiz des Trinkers und stachelt seine Genossen zur Nacheiferung auf. Auch der unwissendste und roheste Zecher hat ja wenigstens die Empfindung, daß der unmäßige Trunk ein nicht zu verachtender Gegner sei. Er geht mutig und entschlossen im Sturmschritt gegen den Feind vor. In dieser Aktion aber wird er sich auch durch einen nicht allzu reichlichen Zuwachs an Hindernissen und Gefahren kaum aufhalten

Digitized by Google

lassen, vielleicht steigert er gar noch sein Ungestüm, und so könnte es geschehen, daß das Bewußtsein, zugleich einem nicht gar zu bedrohlichen Strafgesetz Trotz zu bieten, dem Heldentum der Kneipe nur noch einen neuen Reiz verliehe. Und dann, von der Kneipe auf die Straße und zur Erregung von Skandal ist nur ein Schritt.

Dies ungefähr waren die Betrachtungen, die der Entwurf in uns erregte, als wir ihn erst noch vom Hörensagen kannten. Nun aber bitten wir den Leser, sich neben uns im Geiste auf der Anklagebank oder wenn er die in diesem Falle vielleicht noch größere Unbequemlichkeit nicht scheut, auf der sella curulis niederzulassen, um uns an der Hand des Gesetzentwurfs selbst ein Bild davon zu machen, was aus uns werden würde, wenn wir in die Lage kämen, uns und andre nach seinen strafrechtlichen Vorschriften richten zu müssen.

Die Vorschriften die sich auf die dem Trunk hingebenden Personen beziehen, lauten folgendermaßen:

§ 17. Mit Geldstrafe bis zu einhundert Mark oder mit Haft bis zu vier Wochen wird bestraft, wer bei Verrichtungen, welche zur Verhütung von Gefahr für Leben und Gesundheit andrer oder wo Feuersgefahr besondre Aufmerksamkeit erfordert, sich betrinkt oder wer betrunken in andern als in Notfällen solche Verrichtungen vornimmt.

§ 18. Mit Geldstrafe bis zu einhundert Mark oder mit Haft bis zu einer Woche wird bestraft, wer in einem selbstverschuldeten Zustande ärgerniserregender Trunkenheit an einem öffentlichen Orte betroffen wird. Ist der Beschuldigte dem Trunke gewohnheitsmäßig ergeben, so tritt Haft [bis zu sechs Wochen] ein.

Man könnte auf den ersten Blick vielleicht denken, der Entwurf habe den seltneren Fall voran, den häufigern in zweite Linie gestellt. Allein darin thäte man ihm Unrecht. Man berücksichtige nur, daß ein großer Teil unsrer täglichen Berufsgeschäfte von der Strafandrohung des § 17 würde betroffen werden; die von Handwerkern der verschiedensten Gattung, von Fleischern, Bäckern und Konditoren, von Bierbrauern und Schornsteinfegern, ferner von Optikern und Trichinenbeschauern, von Schwimm-, Reit-, Fecht-, Turn- und Tanzlehrern, sie alle erheischen Verrichtungen, die zur Verhütung von Gefahr für Leben oder wenigstens Gesundheit andrer besondre Aufmerksamkeit beanspruchen. Daß nach § 17 künftig ohne Zweifel betrunkene Kutscher zu bestrafen sein würden, entspräche ja unleugbar einem von manchem Fahrgast bereits längst empfundnen Bedürfnis. Aber auch wer nur ein Pferd für andre zäumt, schirrt oder sattelt, fiele unter das Gesetz, denn wie ernstlichen Gefahren können Leben und Gesundheit preisgegeben sein, wenn diese Verrichtungen nicht mit größter Sorgfalt vorgenommen werden! Auch der Dienstbote, der den Ofen heizt oder die Kinder seiner Herrschaft wartet, ja die Eltern selbst, wenn sie diese Sorge auf sich nehmen, auch Koch und Köchin unterliegen der Anordnung des § 17, ja sogar wer sich eines Streichholzes bedient, selbst dann, wenn sich die damit verbundene Feuersgefahr auf die eignen Kleider beschränkte, z. B. die eines Badegastes, der am Seestrande

Digitized by Google

wandelnd sich eine Cigarre anzündet. Es ist demnach eine Perspektive auf ein unabsehbares Material, das der Gesetzentwurf in seinem § 17 Staatsanwälten und Gerichten eröffnet! Oder sollten wir ihm eine zu weite Ausdehnung gegeben, die Bedeutung des Wortes „besondre Aufmerksamkeit" nicht richtig gewürdigt haben? Wir sind nicht geneigt, uns dieses Irrtums schuldig zu bekennen. In der That würden wir wenig befriedigt sein, wenn z. B. unser Friseur neben der Aufmerksamkeit, die sein Geschäft im allgemeinen verlangt, der Gefahr, die es für die Gesundheit seiner Kunden mit sich bringen kann — einer Gefahr, die neuerdings sogar Gegenstand besondrer Polizeivorschriften geworden ist —, nicht eine ganz besondre Aufmerksamkeit verdiente. Oder geht der Gesetzentwurf dennoch von dem Gedanken aus, daß wir uns mit einer allgemeinen zu begnügen hätten?

Was aber versteht der Entwurf unter „Notfällen"? Gesetzt, der fahrplanmäßige Abgang eines Schnellzuges würde um Stunden verzögert werden, falls der angetrunkene Lokomotivenführer, dessen Stellvertreter erkrankt ist, seinen Dienst nicht antritt. Wir wollen nicht bestreiten, daß es sich hier um einen Notfall handelt. Recht bedenklich aber will es uns scheinen, den Trunknen, anstatt ihn durch Strafandrohung davon abzuhalten, durch Zusicherung von Straflosigkeit dazu aufzumuntern, seinen Posten einzunehmen und Leben und Gesundheit der Reisenden dadurch in Gefahr zu setzen. Die Verrichtungen eines Krankenwärters sind sicherlich den in § 17 gemeinten ebenfalls beizuzählen. Man stelle sich nun einen Angehörigen dieser, wenn man den Schilderungen von Dickens Glauben schenken darf, von Trunksucht vorzugsweise heimgesuchten Berufsklasse vor, zugleich einen Notfall der Krankenpflege und die selbst ohne Mitschuld des Alkohols leider bisweilen verwirklichte Möglichkeit, daß der Kranke infolge einer Verwechslung von Arzneien oder andrer grober Versehen das Leben einbüßt. Will auch in solchem Fall der Gesetzgeber die Verantwortung auf sich laden, das Leben des Kranken dadurch preiszugeben, daß er dem Trunknen Zutritt zu seinem Lager verstattet und ihm dafür Straflosigkeit zusichert? Auf der andern Seite sind die unbequemen Folgen unverkennbar, die die Streichung der „Notfälle" nach sich ziehen würde. Die Strafbarkeit einer Handlungsweise von der unter derartigen Verhältnissen fast immer fließenden Grenze zwischen dem, was Zweckmäßigkeit und Pflicht gebieten oder verbieten, abhängig zu machen, ist jedoch kriminalpolitisch gewiß nicht zu billigen. Es handelt sich hier um einen Stoff, von dem man eine strafrechtliche Ausbeute eben nicht beanspruchen darf. Die von dem Entwurf vorgeschlagene Ausdehnung der im Eingange erwähnten Strafvorschrift der Seemannsordnung auf andre Fälle scheint uns nicht geboten. Wer sich in seinem Dienste vergeht, den möge man entlassen. Diese Maßregel ist im Seedienst nicht, sonst aber überall ausführbar. Wir sind überdies mit den Zweifeln, die uns die Auslegung des § 17 verursacht, noch nicht am Ende. Gesetzt, es hätte in keinem der beiden

Digitized by Google

angeführten Beispiele ein Notfall vorgelegen, die Trunknen aber hätten dies gemeint, sind sie dann straflos? Oder ist das objektive Vorhandensein eines Notfalls dafür Bedingung, gemäß dem in Theorie und Praxis vielfach herrschenden, jedoch keineswegs unbestrittenen Grundsatze, daß es bei bloßen Übertretungen im Sinne des 29. Abschnitts des deutschen Strafgesetzbuches auf den Dolus des Thäters nicht ankomme? Oder ist vielleicht zu unterscheiden, ob die Meinung des Trunknen, es liege ein Notfall vor, auf einen thatsächlichen Irrtum oder auf einer falschen Beurteilung der Sachlage beruht; ob, um dies näher zu erklären, z. B. der Krankenwärter in der irrigen Annahme handelte, das Fieber des Kranken sei auf 40 Grad, mithin auf eine gefahrdrohende Höhe gestiegen, während es in Wirklichkeit nur 38 Grad erreicht hatte und der Kranke sich ohne Wartung hätte nachhelfen können, oder aber ob der Trunkne, obgleich er die wirkliche Temperatur kannte, aus falscher Beurteilung des Zustandes des Kranken der Ansicht war, daß dieser seinen Beistand nicht entbehren könne, daß mit andern Worten ein Notfall vorhanden sei? Endlich noch eine Frage, die auch für einige der übrigen Paragraphen in Betracht kommt: welcher Grad von Trunkenheit ist maßgebend? Der Gesetzentwurf redet von dreierlei Trunkenheit: Trunkenheit schlechthin, offensichtlicher Trunkenheit und ärgerniserregender Trunkenheit, wobei es zweifelhaft ist, ob mit dem letztgenannten Beiwort eine Eigenschaft von Trunkenheit gemeint ist oder ausgedrückt werden soll, daß die Trunkenheit thatsächlich ein Ärgernis erregt hat. Aus dieser gelegentlichen Klassifizirung scheint jedenfalls soviel hervorzugehen, daß die Trunkenheit nicht stets offensichtlich zu sein braucht, um dem Trunknen Strafe zuzuziehen. Ist aber auch Angetrunkensein unbedenklich mit inbegriffen?

Bei der Auslegung des § 18 wird unter allen Umständen die Unbestimmtheit der Grenze zwischen ärgerniserregender und nicht ärgerniserregender Trunkenheit eine Schwierigkeit bilden. Es entsteht aber zunächst die soeben bereits angedeutete Frage: Ist unter einem Zustande ärgerniserregender Trunkenheit ein Zustand zu verstehen, der thatsächlich Ärgernis erregt, oder genügt es, daß er an sich geeignet ist, Ärgernis zu erregen? Davon würde u. a. die Entscheidung des Falles abhängen, wenn eine in jenem Zustande befindliche Person an einem öffentlichen Orte nur von einer sie bejubelnden und umjauchzenden Kinderschar angetroffen wird. Oder sollte in diesem Falle die Erregung eines Ärgernisses angenommen werden, auch ohne daß die, von denen der Trunkne in solchem Zustande betroffen wurde, ein Ärgernis empfinden?

Nach dem Wortlaute des § 18 soll es schlechthin strafbar sein, wenn jemand in einem selbstverschuldeten Zustande ärgerniserregender Trunkenheit betroffen wird. Vermutlich ist der Verfasser des Entwurfs von der Absicht geleitet worden, daß der Trunkne in solchem Falle auch nicht durch Unzurechnungsfähigkeit, in die er sich etwa durch gänzliche Trunkenheit versetzt hatte, entschuldigt sein soll. Dann würde das Betroffenwerden an öffentlichem Orte in

Digitized by Google

solchem Zustande ohne Rücksicht darauf strafsällig machen, ob der Trunkne mit oder ohne sein Verschulden dort betroffen wird. Gesetzt nun aber, das Hervortreten des Trunknen in die Öffentlichkeit wäre nicht nur ohne sein Verschulden, sondern gegen seinen Willen erfolgt, man hätte ihn z. B. aus einem Kränzchen auf die Straße geworfen, oder er wäre dadurch, daß sein Haus in Brand geriet, genötigt gewesen, auf die Straße zu entfliehen, oder ein in geschlossenem Privatfuhrwerk fortgebrachter Trunkner würde durch das Ungeschick seines Kutschers umgeworfen, fiele aus dem Wagen und würde infolgedessen auf offner Straße betroffen. Nach § 18 würde er der Strafe nicht entgehen können. Darin aber liegt eine Härte, denn er ist im Grunde nicht schuldiger und verdient unser Mitleid in noch höherm Maße, als der Trunkenbold, der sich in demselben Maße berauschte, aber das Glück hatte, von Unfällen der geschilderten Art verschont zu bleiben.

Auch das — in dem entsprechenden Paragraphen (488) des italienischen Strafgesetzbuchs vom 30. Juni 1869 nicht enthaltene — Erfordernis, wonach der Zustand ärgerniserregender Trunkenheit „selbstverschuldet" sein muß, verursacht uns einiges Kopfzerbrechen. Den Gegensatz zu „selbstverschuldet" bildet „durch andre verschuldet." Wenn aber wäre Trunkenheit nicht selbstverschuldet? Selbst bei dem allenfalls zu erwägenden Vorkommnis, daß jemandem von andern ohne sein Wissen berauschende Stoffe ins Getränk gemischt worden wären, ließe sich ein Mangel eignen Verschuldens kaum annehmen, dann ist es nicht denkbar, daß die Wirkung jener Stoffe so plötzlich eintreten konnte, daß der Trinker nicht Zeit und Anlaß gehabt haben sollte, mit dem Trinken innezuhalten, bevor seine Trunkenheit den hohen Grad erreichte, den § 18 voraussetzt. Der einzige Fall nicht selbstverschuldeter Trunkenheit, den wir ausfindig machen können, ist der, daß jemand mit unmittelbarer physischer Gewalt durch Einflößung von Schnaps, Bier oder Wein berauscht gemacht oder durch schwere Drohungen veranlaßt worden wäre, sich zu berauschen. Da von derartigen Vorgängen seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges nichts in die Öffentlichkeit gedrungen ist, so erscheinen sie einer besondern Berücksichtigung durch den Gesetzgeber kaum bedürftig, dagegen wohl einige Bedenken gerechtfertigt, ob nicht durch die Hervorhebung des Unterschieds zwischen selbstverschuldeter und nichtselbstverschuldeter Trunkenheit der bei Trunksüchtigen regelmäßig anzutreffenden Wahnvorstellung, ihr Laster sei unverschuldet, neue Nahrung gegeben werden würde. Oder sollte der Verfasser des Entwurfs in einer Anwandlung von Weichmütigkeit des Falles gedacht haben, wo ein Unglücklicher durch unverdientes Mißgeschick dazu getrieben wurde, Trost in der Flasche zu suchen und diesen in allzu reichlichem Maße gefunden hat? Man wird diese Hypothese vielleicht gewagt finden, allein wir dürfen nichts unversucht lassen, den Sinn einer Strafvorschrift zu enträtseln, die bestimmt ist, uns künftig zur Richtschnur zu dienen. Deshalb wollen wir es uns auch nicht verdrießen lassen, noch die letzte

Digitized by Google

Möglichkeit einer Erklärung in Betracht zu ziehen. Hätten wir vielleicht in der durch § 16 des Entwurfs bedrohten Handlung, die der begeht, der Personen, die noch nicht das sechzehnte Lebensjahr erreicht haben, in den Zustand der Trunkenheit versetzt, ein Korrelat zu dem selbstverschuldeten Zustande ärgernis-erregender Trunkenheit des § 18 zu erblicken? Wenn wir damit wider Erwarten das Richtige getroffen haben sollten, so wäre dem § 18 eine Anwendung gesichert, aber doch immer nur eine beschränkte. Die Möglichkeit, daß ein Erwachsener ohne sein Zuthun, also ohne eignes Verschulden in Trunkenheit gerät, scheint uns nach wie vor allzufern zu liegen.

Mit der durch den Schlußsatz des § 18 hervorgerufenen Frage, wie sich einer, der dem Trunk ergeben ist, von Personen unterscheidet, die dem Trunk gewohnheitsmäßig ergeben sind, wollen wir unsre Interpellation zu diesem Paragraphen beschließen.

Wir haben nun auch einigen der Strafvorschriften des Entwurfs, die solche Personen betreffen, die der Trunksucht andrer Vorschub leisten, eine Betrachtung zu widmen.

Nach § 9 ist „den Gast- und Schankwirten verboten, Personen, welche das sechzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet haben und sich nicht unter der Aufsicht großjähriger Personen befinden, geistige Getränke zum Genuß auf der Stelle zu verabreichen." Dieses Verbot findet jedoch nach der weitern Bestimmung des Paragraphen „keine Anwendung auf die Verabreichung zur Befriedigung eines Bedürfnisses der Erfrischung auf Reisen, Ausflügen und bei ähnlichen Gelegenheiten."

Zunächst ist die Einschränkung, die der wahrhaft wohlthuend wirkende erste Satz durch den an Inhalt wie an Form uns gleich unerfreulich berührenden zweiten Satz erleidet, geeignet, in mehrfacher Hinsicht Bedenken zu erregen. Gewiß wird dieser zweite Satz von den angehenden Sekundanern mit Genugthuung begrüßt werden. Nach unserm Dafürhalten wäre es den jungen Herren unter sechzehn Jahren viel zuträglicher, ihren Durst auf andre Weise als durch geistige Getränke zu stillen. In dem Umstande, daß der Entwurf sie durch eine ausdrücklich getroffne Befreiung von dem Verbot zum Genuß geistiger Getränke geradezu ermuntert und einlädt und dadurch vielleicht den Grund zu Neigungen legt, die sie über kurz oder lang mit den Strafvorschriften der §§ 17 und 18 in Konflikt bringen können, vermögen wir daher keinen Akt gesetzgeberischer Weisheit zu erblicken, zumal wenn die Einladung in einer so wenig mustergiltigen und nachahmungswerten Schreibweise ergeht. Aber hiervon abgesehen — wie hat sich der Verfasser des Entwurfs die Gelegenheiten gedacht, die so beschaffen wären, daß ihnen der Befund einer Ähnlichkeit mit den Fällen der „Verabreichung zur Befriedigung eines Bedürfnisses der Erfrischung auf Reisen und Ausflügen" nicht abzugewinnen wäre? Ähnlichkeiten werden ja bekanntlich sehr verschieden gesehen. Daß der Entwurf den Dienst der Laufburschen, deren tägliche Gänge sich in

Digitized by Google

großen Städten bekanntlich nach Meilen bemessen lassen, unter den „ähnlichen Gelegenheiten" begriffen wissen will, halten wir ohnedies für selbstverständlich, denn es wäre unbegründet, in Fällen derartiger angestrengten Arbeitsleistungen das Bedürfnis nach Erfrischung geringer anzuschlagen und der Befriedigung weniger wert zu achten als auf Reisen und Ausflügen. Wir wollen jedoch versuchen, einen Fall zu bilden, wo jene Ähnlichkeit soweit als möglich ausgeschlossen ist. Ein fünfzehn- bis sechszehnjähriger Maurerlehrling, der schon an geistigen Getränken hat Geschmack finden lernen, betritt im Arbeitsanzuge eine Schenke, um seinem verderblichen und nach dem Entwurf gesetzwidrigen Verlangen Genüge zu thun. Er verhehlt sich nicht, daß ihn seine äußere Erscheinung Lügen strafen würde, wenn er, um das Gesetz zu umgehen, als Tourist auftreten wollte. Daher ersinnt er, ohne genötigt zu sein, seiner Einbildungskraft sonderliche Anstrengungen zuzumuten, ein Histörchen, um das legale Bedürfnis einer Erfrischung glaubhaft zu machen. Wie könnte das bei uns zulande auch große Schwierigkeiten haben, wo das Bedürfnis nach Erfrischung so allgemein ist? So bringt er denn vor, daß er von seinem Meister auf eine Besorgung ausgeschickt worden, in der Hitze lange gelaufen sei oder noch zu laufen habe und daher einer Erfrischung durch einen Trunk dringend bedürfe. Und welcher deutsche Wirt würde wohl den Skeptizismus so weit treiben, Bedenken zu tragen, dem Burschen Glauben und, in der beruhigenden Zuversicht, unter dem Schutz und Schirm der clausula generalis des § 9 zu handeln, den gewünschten Schnaps einzuschenken.

Der § 9 giebt aber noch ein weiteres Auskunftsmittel an die Hand, sein Verbot zu umgehen, indem er auch die Personen unter sechzehn Jahren, die sich unter der Aufsicht Großjähriger befinden, davon ausnimmt. Erschien demnach jener Maurerlehrling in der Schenke in Gesellschaft eines oder einiger um wenige Jahre ältern jungen Burschen, vielleicht eben derer, die ihn zum Laster verführten, so überhebt ihn die Mitanwesenheit dieser großjährigen Personen, die sich leicht bereit finden lassen werden, die Aufsicht über ihn ad hoc zu übernehmen, auch noch der geringen Mühe, einen Vorwand für seinen Durst ausfindig zu machen. Heißt das nicht, den Bock zum Gärtner machen? Gutgekleidete Knaben werden den einen wie den andern Notbehelf verschmähen, denn ein Spazierstock oder Regenschirm setzt sie in den Stand, sich als Reisende oder Ausflügler hinreichend auszuweisen. Man wird ja dem Wirt ein allzu umständliches Beweisverfahren nicht aufbürden wollen. Wir sind bemüht gewesen, den Entwurf gegen den Vorwurf des „Klassengesetzes" zu verteidigen; er hätte auch den bösen Schein meiden sollen.

Und wenn wir uns auf den Standpunkt des Entwurfs stellen und davon ausgehen, daß die Regel, die § 9 enthält, durch die Ausnahme, die er zuläßt, nicht überhaupt hinfällig gemacht wird, wie soll der Wirt das Alter des jungen Menschen feststellen, der die Verabreichung geistigen Getränks begehrt? soll er etwa

Digitized by Google

gehalten sein, gegenüber den jugendlichen Gästen, die bei ihm vorsprechen, um ein so alltägliches Bedürfnis zu befriedigen, auf der Vorweisung ihres Taufscheins zu bestehen? Nun, wir unsrerseits hätten nichts dagegen einzuwenden.

Es wird uns nachträglich klar, daß wir auch in einem andern Punkt in unsrer Polemik zu weit gegangen sind, wenn wir sagten, der § 9 des Entwurfs mache sein Verbot durch die zugelassenen Ausnahmen überhaupt hinfällig. Uns war ein wesentliches Thatbestandsmerkmal jener Ausnahme entgangen. Wir hatten übersehen, daß der § 9 lediglich ein Bedürfnis der „Erfrischung," nicht auch der Stärkung oder Erwärmung als zulässig anerkennt. Nach diesem unzweideutigen Wortlaut genießen mithin allein die Einwirkungen des Sonnenbrandes und der Hitze, nicht auch die der Winterkälte u. a. m. das Vorrecht der Befreiung von dem Verbot des § 9. Wir nehmen diese Einschränkung der Ausnahmen gleichfalls mit Dank an und wollen zum Wohl der Jugend nicht unterlassen, auf sie ausdrücklich aufmerksam zu machen, so wenig uns auch deutlich geworden ist, von welchem Grunde sich der Verfasser des Entwurfs zu dieser seinen Unterscheidung hat leiten lassen.

Nach § 10 des Entwurfs ist es u. a. „den Gast- und Schankwirten sowie den Kleinhändlern mit Branntwein oder Spiritus verboten, offensichtlich betrunknen sowie solchen Personen, von denen sie wissen, daß sie innerhalb der letzten drei Jahre wegen ärgerniserregender Trunkenheit als gewohnheitsmäßige Trinker verurteilt worden sind, geistige Getränke zu verabreichen." § 11 besagt u. a., „Gast- und Schankwirte dürfen geistige Getränke zum Genuß auf der Stelle nicht auf Borg verabreichen," und § 15 bestraft den, der dieser Vorschrift zuwiderhandelt, „sofern er weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß er durch die Kreditgewährung dem Hange des Empfängers zum übermäßigen Genuß geistiger Getränke Vorschub leistet."

Indem wir uns auf die Anerkennung beziehen, die wir diesen Vorschriften nicht vorenthalten haben, können wir gleichwohl nicht umhin, ihren Inhalt in einzelnen Punkten zu beanstanden.

Da nach § 15 in Verbindung mit § 11 das Borgen geistiger Getränke an Personen, von denen der Wirt „weiß oder den Umständen nach annehmen muß," daß er durch die Kreditgewährung ihrem Hange zum übermäßigen Genuß geistiger Getränke Vorschub leistet, sagen wir der Kürze halber an notorische Trinker, nur dann bei Strafe verboten sein soll, wenn die Verabreichung zum Genuß auf der Stelle erfolgt, so ergiebt sich daraus, daß sie andernfalls und gegen bare Zahlung auch zum Genuß auf der Stelle statthaft sein würde. Dagegen soll nach § 10 die Verabreichung geistiger Getränke nicht nur an offensichtlich betrunkne, sondern auch an die Personen, die innerhalb der letzten drei Jahre wegen ärgerniserregender Trunkenheit als gewohnheitsmäßige Trinker rechtskräftig verurteilt worden sind, unter allen Umständen strafbar sein. Es würde dies demnach auch von solchen Personen gelten, deren

Digitized by Google

Bestrafung wegen Trunkenheit fast drei Jahre zurückliegt, die nach § 20 des Entwurfs in einer Trinkerheilanstalt untergebracht und dort geheilt worden sind und vielleicht schon seit geraumer Zeit dem Gebrauch geistiger Getränke völlig entsagt haben. So sehr wir nun die Vorsicht billigen, womit das in § 10 ausgesprochne absolute Verbot der Verabreichung geistiger Getränke der Möglichkeit eines Rückfalls Rechnung trägt, so wenig finden wir damit die Sorglosigkeit vereinbar, die nichts bedenkliches darin erblickt, einen notorischen Säufer während eines nüchternen Intervalls die Mittel zu überliefern, den Prozeß physischer und moralischer Zerrüttung, dem er anheimgefallen ist, weiter zu betreiben, wenn er dafür bare Zahlung leistet. Oder sollten wir Sorglosigkeit mit ihrem Gegenteil verwechselt haben, war es vielleicht das Bedenken, dem Recht eines freien Mannes, sich zu berauschen, nicht allzunahe zu treten, das den Entwurf zu so feiner Unterscheidung zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem führte? Fast vermuten wir es, und da glaubt man sich noch über Mangel an Zartgefühl gegen die persönliche Freiheit beklagen zu müssen!

Wir haben uns des summarischen Ausdrucks „notorischer Trinker" bedient und hätten gewünscht, daß der dem § 15 zu Grunde liegende Gedanke in entsprechend einfacher Weise etwa durch die Worte wiedergegeben worden wäre: „wenn er (der Wirt) weiß, daß der Empfänger dem Trunk ergeben ist." So leichten Kaufs aber läßt der Text des § 15 den Ausleger nicht davon kommen. Die Strafe soll vielmehr nur dann eintreten, wenn der Wirt weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß er durch die Kreditgewährung dem Hange des Empfängers zum übermäßigen Genuß geistiger Getränke Vorschub leistet. Nach diesem Wortlaut ist zur Verurteilung aus § 15 die Feststellung nicht ausreichend, daß dem Thäter die Neigung des Empfängers zum übermäßigen Genuß geistiger Getränke bekannt war; sie würde vielmehr nur dann stattfinden dürfen, wenn zu dieser Feststellung noch die weitere hinzuträte, daß der Thäter wußte oder den Umständen nach annehmen mußte, daß er durch das Borgen den Hang des Empfängers zum übermäßigen Genuß geistiger Getränke Vorschub leiste. Der Entwurf nimmt somit die Möglichkeit an, daß aus jener Kunde dieses Wissen oder Annehmenmüssen nicht unter allen Umständen folge. Wir bescheiden uns, bekennen aber, unsre Einbildungskraft vergeblich angestrengt zu haben, irgend ein Vorkommnis von der in § 15 vorausgesetzten Beschaffenheit zu ersinnen, das darnach angethan wäre, eine besondre Berücksichtigung des Gesetzgebers beanspruchen zu können. Wir dächten, daß durch das Borgen des Getränks dem verderblichen Hange des Empfängers, wenn er damit behaftet ist, unter allen Umständen Vorschub geleistet würde, selbst wenn er ein Krösus wäre, denn auch einem solchen würde ohne das Borgen wenigstens für den Augenblick die Gelegenheit entzogen werden, dem Laster zu fröhnen, die man ihm durch das Borgen des Getränks gewährt.

Es erübrigt uns noch, uns gegen die dem § 15 eingefügte Alternative

Digitized by Google

„sofern er weiß oder den Umständen nach annehmen muß“ zu erklären. Sie ist dem Verfasser vielleicht entschlüpft in der Erinnerung an § 259 des Strafgesetzbuchs, der den als Hehler bestraft, der seines Vorteils wegen Sachen, von denen er „weiß oder den Umständen nach annehmen muß,“ daß sie durch eine strafbare Handlung erlangt worden sind, verheimlicht u. s. w. Im letztern Falle handelt es sich um etwas Geschehenes. Dies kann Gegenstand des Wissens sein. Ob das Borgen von geistigem Getränk dem Hange des Empfängers zum Trunk Vorschub leiste, ist dagegen lediglich Sache der Beurteilung von Ursache und Wirkung. Ein über eine „Annahme“ hinausgehendes Wissen ist logisch ausgeschlossen.

Ganz zuletzt müssen wir noch darauf hinweisen, wie große Bedenken der § 15 dem gewissenhaften Wirt bereiten und wie verführerisch der von ihm gewährte Spielraum auf den gewinnsüchtigen Wirt würde einwirken müssen.

(Schluß folgt)

Zur Beurteilung der Neger

Wir haben alle Ursache, uns um den Charakter und die Fähigkeiten der Neger zu kümmern. Zu dem Anteil an dem Werke der Erziehung der heidnischen Afrikaner, den schon seit zwei Jahrhunderten unsre Missionare übernehmen, ist durch die Besitzergreifung ein viel größerer und noch verantwortungsvollerer der weltlichen Macht zugefallen. Man kann die Aufgabe der Kolonialpolitik fassen, wie man will, selbst rein als Ausbeutung politischer Güter und wirtschaftlicher Reichtümer, man stößt immer auf die Frage der Erziehung, und in höherer Auffassung ist die ganze Kolonialpolitik Erziehungspolitik. Die Religion, die politischen Erwägungen, das wirtschaftliche Interesse und jene Summe von Gefühlen und Mitgefühlen, die wir Menschlichkeit nennen, weisen alle auf diesen Punkt. Der Neger muß aus seinem Heidentum herausgerissen, aus seiner Sklaverei gelöst, aus seiner Trägheit vertrieben werden, und das ist vor allem notwendig wegen seiner Unentbehrlichkeit auf dem Boden, den er innehat, und auf dem wir oder andre ihn nicht ersetzen können, auf dem er aber in seinem wie in unserm Interesse mehr leisten muß als bisher. Der Neger trägt auch in seinem Charakter Merkmale, die der Kindheit und nicht der Reife eigen sind; er wird deswegen vielleicht niemals ganz selbständig werden können. Um so schwerer ist die Aufgabe der Europäer, die ihn in die Schule zu nehmen haben,

Digitized by Google

die sich allerdings aber auch sagen dürfen, daß unter ihren Kolonien die am besten und dauerndsten gedeihen werden, in denen die einheimische Bevölkerung die höchste Stufe, die ihr gestattet ist, in sittlicher und geistiger Entwicklung erreicht haben wird.

Wir suchen die Bedeutung des Buches, von dem wir heute sprechen,*) wesentlich in der Unbefangenheit und Gründlichkeit, womit es die Zustände des einzigen selbständigen christlichen und in abendländischen Formen sich regierenden Negerstaates darstellt und beurteilt. Der erste Band hatte die Wanderungen des Verfassers, eines rühmlich bekannten Zoologen, geschildert, in deren Erzählung manche bezeichnende Ausführung und manches treffende Urteil eingeflochten waren, der zweite bringt zuerst eine Geschichte des liberianischen Freistaates und die vollständigste Darstellung jener merkwürdigen Gründung, die Tausende von freigewordenen Sklaven unter amerikanischer Flagge nach demselben Gestade zurückführte, dem sie seit Jahrhunderten durch den Sklavenhandel entrissen worden waren. Wer diese Staatenbildung, wie billig, nicht nach den Ergebnissen weniger Jahrzehnte, sondern nach der Arbeit schätzt, die von opferwilligen Menschen beider Rassen für sie aufgewendet wurde, der wird in ihr eine der anziehendsten und lehrreichsten Erscheinungen des Erdteils begrüßen. Aus der sehr maßvollen, gerechtigkeitsliebenden Darstellung Büttikofers möchten wir folgende Grundthatsachen hervorheben.

Vielfach enttäuscht die politisch-geographische und wirtschaftliche Beschreibung, sowie die Schilderung des Lebens der Liberianer. Zahl und Macht der Liberianer sind zu gering im Verhältnis zu den Ansprüchen, die sie von ihren paar Küstenansiedelungen aus auf die Beherrschung eines weiten Gebietes erheben, daher nur ein Schatten von Souveränität, daher die beschämenden Lagen, in die der Staat bei den Grenzansprüchen mächtiger Nachbarn, wie Englands, oder den Entschädigungsforderungen gerät, wie Deutschland sie nach der 1880 an der von Liberia beanspruchten Krukküste geschehenen Beraubung des deutschen Schiffes „Carlos“ stellte. Die Geldwirtschaft des Staates war lange Zeit unglaublich sorglos und scheint sich nur langsam zu bessern. Man kann nicht leugnen, daß ein Ableger der christlichen Kultur hier Wurzel gefaßt hat, aber seine Entwicklung zeigt wenig Selbständigkeit. Immer blieb ihm der Stempel seines fremden, abhängigen Ursprungs aufgeprägt, und es ist der Hauptfehler der Liberianer, daß sie sich noch immer zu sehr auf die Hilfe ihrer amerikanischen Freunde verlassen. Die Handarbeit steht nicht in hohem Ansehen. Beamtenschaft und Kleinhandel sind die Lieblingsbeschäftigungen. Daher liegen Acker-

*) J. Büttikofer, Reisebilder aus Liberia. Resultate geographischer, naturwissenschaftlicher und ethnographischer Untersuchungen während der Jahre 1879—82 und 1886—87. Mit Karten, Lichtdruck- und chromolithographischen Tafeln, nebst zahlreichen Textillustrationen. 1. Band. Reise- und Charakterbilder. 2. Band. Die Bewohner Liberias. — Tierwelt. (Leiden, D. J. Brill.)

Digitized by Google

bau und Gewerbe darnieder. Der Sparsinn ist wenig entwickelt. Der Regel fehlen nicht glänzende Ausnahmen, aber noch ist deren Zahl zu klein. Im äußern Leben tritt die Putzsucht, aber auch das soziale Talent des Negers hervor, denn er bewegt sich nicht ohne Takt und Gemessenheit in den „höhern Kreisen" Monrovias. Dem hoch entwickelten Vereins- und Kirchenleben steht die schlechte Besoldung der Geistlichen und Lehrer gegenüber. Die Mäßigkeitsvereine haben nicht ohne Erfolg gearbeitet. Ganz wie in Amerika zeigt auch hier der Neger eine gleichsam angeborne Neigung zum Methodismus und Baptismus, deren „Camp-Meetings" blühen (hübsche Beschreibung S. 165 f.), bekundet aber weniger Neigung, als man erwarten sollte, die Eingebornen, die bush-niggers zu erleuchten. Immerhin ist eine gewisse Bildung verbreitet, und Büttikofer hat sogar eine Reisebeschreibung eines Liberianers*) zu verzeichnen. Aber wenn er sich auch mit vollem Recht gegen die wendet, die den Stab über Liberia brechen, muß er doch zugeben, daß seit der Gründung sehr wenig Fortschritte, in einigen Richtungen unzweifelhaft Rückschritte gemacht worden sind.

Das durchaus nicht lichtvolle Bild des selbständigen Negerstaates gewinnt nicht an Helle durch die Gegenüberstellung der ganz nahe gelegenen und ebenfalls aus der Ansiedlung befreiter Negersklaven hervorgegangnen britischen Kolonie Sierra Leone. Der Vergleich ihrer Hauptstadt Monrovia mit der Liberias ist sehr lehrreich. Wohl hat Monrovia den Vorzug einer gesundern, kühlern und schönern Lage, wohl wandelt es sich angenehmer in seinen mit Grün bewachsenen breiten Straßen und auf den breiten Trottoirs, und es macht überhaupt die Stadt in ihrem Rahmen von ewigem Grün, von schattenspendenden Mangobäumen, mit ihren Kokospalmen und den mit Gebüsch bewachsenen leeren Parzellen einen wohlthuendern Eindruck als Freetown, auf dessen sauber gehaltene, aber schattenlose Straßen die Sonne mit mörderischer Glut herniederbrennt. Dagegen hat Freetown seine Wasserleitung, die jahrein und -aus die Stadt mit vortrefflichem, kaltem Trinkwasser versieht, und gut erhaltene, wenn auch nicht gerade schöne öffentliche und Privatgebäude. In Freetown findet man Pferde und Wagen, Esel und Zugochsen, während man sich in Liberia, selbst in Monrovia, mit eingebornen Negern als Lastträgern behelfen muß. Sierra Leone erzeugt viel mehr und mannichfaltigeres als Liberia, der Markt von Monrovia bietet das Bild der Armut neben der üppigen Fülle Freetowns. Sogar die einfache Tracht der Weiber — sie gehen hier in langem blauem Gürteltalar und kleinem Turban — ist erfreulicher als die Karikaturen europäischer und nordamerikanischen Moden in Liberia.

Über die politische Lage entnehmen wir Büttikofers zweitem Bande folgende Angaben. Die Bevölkerung Liberias besteht aus frühern Negersklaven (Mulatten),

*) Benj. Anderson, Narrative of a Journey to Musarde. Newyork, 1870.

Digitized by Google

die aus Amerika herübergebracht worden sind, aus den sogenannten Congo und Aku, d. h. afrikanischen Negern, die den Sklavenhändlern auf See oder bei der Ankunft in Amerika abgenommen worden, und aus den Eingebornen. Diese bilden die große Mehrzahl, und ihnen stehen die beiden erstgenannten Gruppen als die eigentlichen Liberianer gegenüber. Über Areal und Bevölkerung wagt Büttikofer keine Zahl anzugeben. Die 780 Quadratmeilen Wauvermans mit etwa 1100000 Einwohnern erkennt er aber nicht als richtig an. Nach seinen ausführlichen Darstellungen der höchst unsichern Grenzverhältnisse sowohl gegen die Binnenstämme als auch gegen die englischen Kolonien ist an einen sicher festgestellten Umfang Liberias nicht zu glauben, und was er über die dünne Bevölkerung der von ihm besuchten Gebiete mitteilt, zeigt, daß hier, wie fast überall in Negerafrika, die Zahlen weit überschätzt sind. Er nimmt 20000 für die eigentlichen Liberianer als nicht zu hoch an, möchte aber über die Zahl der Eingebornen kein Urteil fällen. Das Wachstum jener Zahl durch Zuwandrung und Aufnahme von Eingebornen in die ausschließlich nur in guten Handels- und Ackerbaulagen zerstreuten Ansiedlungen der Liberianer ist lange Zeit sehr gering gewesen, erst in den letzten Jahren hat die negerfeindliche Bewegung in Nordamerika einen stärkern Zufluß bewirkt, doch wird ein rascheres Vordringen der Kolonisation nach innen, wie es die europäischen Kolonien erkennen lassen, erst einsetzen, wenn ihm Liberia einen kräftigern Schutz wird angedeihen lassen können. Der Handel besteht wesentlich in dem Austausch einheimischer Erzeugnisse, die bei der schwachen Gewerbthätigkeit nur durch die Urproduktion geliefert werden, gegen europäische und amerikanische Fabrikate und ruht fast ganz in den Händen von drei fremden Firmen (Woermann, Muller [Holland] und Yates [Newyork]). Liberianer beteiligen sich nur in untergeordnetem Maße. Die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr sind Palmöl, Palmkerne, Kautschuk, Kaffee und Rotholz, also Dinge, mit deren Erzeugung, vom Kaffee abgesehen, mehr die Eingebornen zu thun haben. Die Rolle der Liberianer ist wesentlich die von Unterhändlern. Auch die ganze größere Seeschiffahrt ist in fremden Händen (Deutsche und Engländer). Bezeichnend ist, daß die wichtigsten Einfuhrgegenstände Nahrungs- und Genußmittel, hauptsächlich Reis, Mehl und Konserven sind. Notstände vor der Ernte sind nicht selten, und man entbehrt eine ganze Anzahl von Erzeugnissen, besonders des Gartenbaues, die auf den Märkten des nahen Sierra Leone in Masse geboten werden.

Den Eingebornen gegenüber spielen die Liberianer die Aufgeklärten, die Herren, auch die Unterhändler, halten streng auf Vermeidung der Sklaverei, wiewohl in den Missionen Kinderkauf vorkommt. Doch zeigt das Vordringen des Islams von den Mandingoländern her, dem nur ein schwaches Wachstum des Christentums gegenübersteht — der Vergleich des Auftretens beider Religionen im Hinterlande gehört zu den lehrreichsten Teilen des Buches —, wie wenig tiefere Wirkungen dieses übt. Man gewinnt den Eindruck, daß wie das

Digitized by Google

maurisch beeinflußte Gewerbe der Mandingo, von dem auf Farbentafeln schöne Proben gegeben werden, auch die geistige Einwirkung dieser vom Binnenlande heraus wirkenden Völker bereits hoch den Ableger nordamerikanischer christlicher Kultur in Liberia überrage.

Ziehen wir die Summe der Mitteilungen und Urteile Büttikofers, so spricht fast nichts darin für die Fähigkeit der Neger, sich selbst zu erziehen. Liberia ist weder politisch selbständig noch ein Hort des Christentums geworden, und in wirtschaftlicher Beziehung ist es weit hinter dem von ein paar englischen Beamten und Soldaten in Ordnung gehaltnen Sierra Leone zurückgeblieben. Es würde den drohenden Fortschritt des Islams nach der Küste zu nicht aufhalten können, wenn dieser stärker drängte, und wenn es gehalten werden sollte, wäre nur eine europäische Kolonialmacht oder die Vereinigten Staaten von Amerika dazu imstande. Natürlich wünschen wir nicht, daß dieser Fall eintrete, sondern gönnen den Liberianern soviel Zeit wie möglich, damit sie weiter zeigen, was sie können.

Gedankenübertragung nach wissenschaftlicher Methode

Der Pariser Physiologe Richet hat seiner Zeit den Anstoß gegeben, die Studien über hypnotische Erscheinungen wieder aufzunehmen. Diese Studien führten zu Ergebnissen, die zunächst weit überschätzt, später auf ein richtiges Maß zurückgeführt wurden und an denen heute im ganzen und großen kein Mensch mehr zweifelt. Derselbe Forscher tritt nun mit einer neuen Aufgabe hervor, mit der Prüfung der Thatsachen, die zu der Annahme führen sollen, daß es Beeinflussung von Menschen gebe ohne eine sichtbare oder erklärliche Vermittlung, und daß es ein Hellsehen gebe, wodurch gewisse Personen verborgne, entfernte oder gedachte Dinge schauen könnten. Sein Buch über diesen Gegenstand ist neuerdings von Dr. von Schrenck-Notzing übersetzt und mit einer ausführlichen Vorrede versehen worden.*)

In dieser Vorrede beklagt sich der Übersetzer, daß man diesen neuen Forschungen a priori Widerstand entgegensetze. Die Anfänge neuer Wissenschaften seien klein und hätten immer Widerspruch gefunden, so z. B. Galileis Lehren,

*) Charles Richet, Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. A. Freiherrn von Schrenck-Notzing. Stuttgart, F. Enke, 1891.

Digitized by Google

die Bakteriologie, Harveys Entdeckung des Blutkreislaufes, Jenners Schutzpockenimpfung u. s. w. Besonders wird auf eine Äußerung in den Grenzboten hingewiesen (Jahrgang 1890, Heft 27) die lautet: „Ich glaube an die hypnotische Suggestion nicht, als bis ich einen Fall davon gesehen habe, und ich werde einen solchen Fall niemals zu Gesicht bekommen, da ich mir dergleichen Experimente niemals ansehe.“ Der Übersetzer fordert, daß man unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln eine ernste kritische Nachprüfung vornehme, und kommt zu dem Schlusse: Entweder wird damit eine unerklärliche Verirrung unsrer Zeit, eine psychische Epidemie außer Zweifel gestellt oder aber ein neues fruchtbares Feld für den Gedanken und sein Streben für wissenschaftliche Arbeit gefördert.

Da wir so ernstlich herausgefordert werden, für oder wider Partei zu ergreifen, so wollen wir uns die Sache einmal ansehen, obwohl wir und jedermann, der wissenschaftlich zu denken versteht, das Recht haben, die ganze Untersuchung von vornherein abzulehnen. Wenn jemand Untersuchungen über die Aufhebung der Schwerkraft anstellen oder wenn ein andrer mit der alten Seeschlange, dem Perpetum mobile kommen wollte, so könnte er nicht verlangen, daß wir ihn berücksichtigten. Er zeige erst unzweifelhafte Erfolge, das ist doch das mindeste, was man verlangen kann. Was hier behauptet wird, schließt sich würdig an diese beiden Aufgaben an. Es widerspricht allem, was wir bisher über den Zusammenhang der Dinge als feststehend angenommen haben. Es ist ein Grundsatz, daß es keine actio in distans giebt. Auch bei der Beeinflussung von zwei Atomen nimmt man an, daß eine Berührung stattfinden müsse. Soll eine weitere Übertragung stattfinden, so geschieht es durch Verschiebung oder Umgruppirung bestimmter Atomreihen nach bestimmten Gesetzen. Es ist unerhört, daß man ohne isolirte Leitung telegraphirt, daß man durch Mauern sieht, daß man Gedanken liest, die sich durch nichts, auch nicht ein Zucken des Auges oder des Pulses verraten. Wie soll so etwas auch nur denkbar sein, mit welcher wissenschaftlichen Theorie soll es sich rechtfertigen lassen?

Die Freunde der Gedankenübertragung verwahren sich dagegen, irgend eine Theorie aufstellen zu wollen und sie thun Recht daran. Von der Beschaffenheit geistiger Vorgänge, von der Art der Seele, von der Beziehung der Seele zum Körper oder gar über ihn hinaus hat die exakte Wissenschaft keine Kenntnis. Jeder Versuch einer Theorie würde auf ein sehr angreifbares Philosophem hinauslaufen. Und in der That beruht auch bewußt oder unbewußt die ganze Frage der Telepathie auf einer „Weltanschauung von monistischer Grundlage,“ wie Du Prel in seiner Sphinx ausdrücklich hervorhebt.

Damit wollen also Richet und seine Leute nichts zu thun haben. Sie begnügen sich damit, Vorgänge nachgewiesen zu haben, die mit unsern bisherigen Mitteln unerklärbar sind, und die entweder als höchst merkwürdige Zufälle oder als Wirkungen in die Ferne, als Gedankenübertragung und Hellsehen zu be-

Digitized by Google

zeichnen sind. Hierbei wollen sie durchaus nicht leichtgläubig erscheinen; sie ziehen alle möglichen Fehlerquellen in Rechnung, wie die absichtliche und unabsichtliche Simulation, das Verhältnis der gelungnen zu den mißlungnen Versuchen, Koincidenz aus allerhand Ursachen, besonders Assoziationskonkordanz, Hyperästhesie der Sinnesorgane sowie die gesteigerte Kombinationsfähigkeit mancher Versuchspersonen; sie stellen ihre Versuche mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln an, sie unterwerfen sie einer strengen Kritik, sie verheimlichen ihre Mißerfolge nicht, sie stellen umständliche Wahrscheinlichkeitsberechnungen an und kommen doch zu Ergebnissen, bei denen die Naturgeschichte aufhört. Auch hat man keinen Grund, an der bona fides des Experimentirenden zu zweifeln. Richet selbst nimmt es damit so ernst, daß er fast an seiner eignen Glaubwürdigkeit zweifelt. Es giebt, sagt er, eine völlig unantastbare absolute Glaubwürdigkeit, die man fast niemals antrifft und die man auch nicht von sich selbst erwarten kann. Denn durch gewisse Bemühungen, die man macht, läßt man sich immer mehr oder weniger zu einem sogenannten Daumenstoß verleiten. Ist aber der wissenschaftlich geschulte Experimentator seiner selbst nicht sicher, wie viel weniger andre Leute, die die Gefahr der Selbsttäuschung nicht kennen! Sehen wir uns diese mit aller Vorsicht angestellten Experimente näher an.

Die erste Gruppe bezieht sich auf den Versuch, eine Person aus der Ferne durch Konzentration der Gedanken und gewisse Handbewegungen zum Schlafe zu zwingen. Der Versuchsgegenstand ist Leonie, eine Frau, die von Kindheit an Krisen des natürlichen Somnambulismus hatte, die zehn Jahre lang hypnotisirt wurde, mit der Janet und Gibert experimentirt haben. Das macht uns von vornherein mißtrauisch. Man kann von einer solchen Person alle möglichen Mucken und Zufälle erwarten, die, wenn sie zufälligerweise mit einer Suggestion zusammentreffen, nichts außergewöhnliches bedeuten.

Richet hat nun neun Versuche angestellt, von denen drei völlig mißrieten, vier unsicher sind und zwei gelungen sein sollen. Die drei sprechen also gegen die Sache, die vier nicht dafür; sehen wir uns die zwei gelungnen Versuche an.

Richet bestimmt in seiner Wohnung durchs Los die Zeit und wirkt (auf die Entfernung eines Kilometers) von 9 Uhr 11 Minuten bis 9 Uhr 26 Minuten auf Leonie ein. An demselben Tage um 1 Uhr 30 Minuten besucht ihn ein Freund, dem er unter den üblichen Handbewegungen erklärt, wie man in die Ferne wirkt. Um 5 Uhr geht er zu seinem Freunde Ferrari, in dessen Hause sich Leonie befindet, und erfährt, daß Leonie früh morgens Kopfschmerzen gehabt habe. Zehn Minuten darnach sei sie hinuntergegangen, das sei 9 Uhr 10 Minuten gewesen, dann seien die Kopfschmerzen ärger geworden, und sie habe sich sehr unwohl befunden. (Hiernach hätten also die Kopfschmerzen vor 9 Uhr 11 Minuten begonnen.) Andre geben als Zeit 9 Uhr 5 Minuten,

Digitized by Google

9 Uhr 30 Minuten und 9 Uhr 30 Minuten an. Richet zieht das Mittel und kommt auf 9 Uhr 20 Minuten. Nun stimmt es. Dagegen hat sie 1 Uhr 35 Minuten geschlafen, und das war die Zeit, wo Richet seinem Freunde erzählte, wie man jemand einschläfere. Richet findet, daß eine merkwürdige Koincidenz vorliege, und daß, wenn Leonie auch nicht eingeschlafen sei, doch die Neigung zum Schlafe vorgelegen habe. Für ganz merkwürdig hält er, daß die bloße Handbewegung genügt habe, die Wirkung hervorzubringen, während vorher bei gesammeltem Willen die Wirkung ausgeblieben sei. Wir finden das auch merkwürdig. Wir finden, daß Leonie geschlafen hat, wo sie nicht schlafen sollte, und nicht geschlafen hat, wo sie schlafen sollte, und daß das Zusammentreffen der Zeit keineswegs feststeht.

Ein andermal sagt er Leonie beim Weggehen, daß er sie heute nicht einschläfern wolle. Darauf setzt sich Leonie in die Küche, strickt an einem Strumpfe und schläft später ein. Inzwischen hat Richet seinen Plan geändert und kehrt, nachdem er bereits weggegangen war, unbemerkt in die Wohnung zurück. Er versucht Leonie von 6 Uhr 20 Minuten bis 6 Uhr 34 Minuten zu beeinflussen — ohne Erfolg. Er wiederholt die Beeinflussung von 6 Uhr 42 Minuten bis 6 Uhr 55 Minuten. 6 Uhr 49 Minuten ist sie eingeschlafen und befindet sich in tiefem Somnambulismus. Richet findet den Versuch sehr gelungen, sieht es darin freilich auch als einen Mangel an, daß er Leonie alle Abende einzuschläfern pflegte. Wir erkennen diesen Mangel auch an und halten ihn für so wesentlich, daß uns auch dieser Versuch nichts bedeutet.

Auch in dem achten Versuche muß die Zeit erst zurechtgerückt werden, indem man die eigne Angabe Leonies verwirft und aus einem gewissen Stück eines Strickstrumpfes berechnet, wann der Schlaf begonnen habe. Kann man mit solchen Dingen etwas beweisen wollen? Und daneben stehen in überwiegender Menge handgreifliche Mißerfolge.

Mit andern Personen ist Richet nicht glücklicher. Aber in seiner Neigung, aus allen Blüten Honig zu saugen, findet er auch darin Bestätigungen für seine Wunderannahmen. Frau von M. soll, was ihr zuvor gesagt worden ist, zu einer bestimmten Zeit an ein Gemälde denken. Richet suggerirt ihr Raphaels Hochzeit der Jungfrau, Frau von M. sieht aber einen Menschenfresser. Nun beabsichtigte aber Richet an demselben Tage mit seinen Kindern ins Theater zu gehen und den kleinen Däumling zu sehen, sollte vielleicht — Richet will keinen Schluß ziehen — wir auch nicht. Ähnliche, meist gänzlich mißratne Versuche berichtet er eine ganze Reihe, dazwischen einmal eine Geschichte, wo ein Zusammentreffen stattfindet. Er hofft, daß andre Forscher glücklicher operiren werden. Sein Unglück ist seine zu große Gewissenhaftigkeit. Das wunderbarste ist, daß er nicht selbst auf den Gedanken gekommen ist, die ganze Sache ins Feuer zu werfen.

Der Erörterung des Hellsehens, das darin besteht, daß Zeichnungen er-

Digitized by Google

raten werden, sind 70 Seiten und 82 Zeichnungen gewidmet. Der unbefangne Leser findet, daß die Sache nie klappt, obwohl sich das erratende Medium in schwankenden Andeutungen ergeht, aus denen man alles mögliche herausdeuten kann. Es wird aber auch hier wieder fleißig Honig gesogen. In einem Briefumschlag ist ein Quadrat gezeichnet, an dessen Ecken sich kleine Quadrate befinden. Alice sieht statt dessen die Photographie des anwesenden Herrn Hericourt, mit dem sie sich besonders gern zu beschäftigen scheint — und merkwürdig, diese Photographie hat eine ähnliche Umrahmung, wie die gezeichnete Figur. Ist das nicht ein bewundernswürdiger Erfolg? Ein andermal befindet sich in dem Umschlag die Zeichnung von drei wagerechten Linien. Alice sagt: „Es ist ein Kreuz mit andern kleinen Strichen: diese Striche kreuzen sich. Ich sehe einen großen Strich und kleinere Kreuze und in der Mitte etwas, das ich nicht beschreiben kann. Striche, die den Kreis durchschneiden. Darunter etwas in Form eines Kreuzes. In der Mitte sieht es aus wie eine Rosette, eine Rose mit Blättern. Der Kreis ist in einen Rahmen eingefaßt. Darunter befindet sich etwas wie ein Dreieck. Die Kreise schneiden sich. Es sind mehrere Dreiecke über dem Kreise. Ich sehe ihrer nur drei." Was ist das anders als Gefasel einer zu Hallucinationen geneigten Person! Und doch — o Wunder — es stimmt! Das Papier mit den Strichen war in der Mitte ungenau zusammengefaltet worden, so daß die zwei Hälften der Striche in der Durchsicht Zacken bilden. Ein andermal befindet sich das Bild einer Tabakspfeife in dem Umschlag; die Dame zeichnet einige nichts bedeutende Krakel auf das Papier, aber — die Richtung stimmt! Ein einzigesmal trifft die Dame die Zeichnung einigermaßen. Es war eine Sonne auf einem Fuße gezeichnet, vielleicht eine Monstranz; sie zeichnet einen Kreis mit Strahlen, ohne Fuß. Zweifellos — ruft Richet aus — hat man hier die Wahl zwischen Zufall und Hellsehen, alle andern Hypothesen sind ausgeschlossen. Ich entscheide mich unbedenklich für den Zufall und glaube, daß doch vielleicht eine andre Hypothese nicht ausgeschlossen sei. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Dame die zum Raten bestimmten zwanzig Zeichnungen zuvor gesehen hat.

Das nächste Kapitel behandelt Krankheitsdiagnosen. Hierbei werden der Somnambule Haare des betreffenden Kranken in die Hand gegeben. Warum das? Knüpft sich das gesteigerte Erkenntnisvermögen an das Haar? Sieht man es einem Haar an, wenn einer das Bein gebrochen hat? Aber wir haben es ja mit dem Wunderbaren zu thun, mit der „rohen Empirie," jeder Erklärungsversuch wird abgelehnt. Einmal legt ein anwesender Herr aus Versehen statt des Haares seine Diagnose in den Umschlag. Die Sache geht aber auch! Alice merkt den Irrtum nicht, sondern erklärt, der betreffende Kranke sei gesund, er habe sich durch einen Sturz aus dem Wagen am Bein beschädigt. In Wirklichkeit handelt es sich um Tuberkulose. Doch halt! Der Mann hat früher einmal einen tuberkulösen Abscess am linken Bein gehabt — sehr interessant!

Digitized by Google

Umgekehrt rät Alice ein andermal auf Peritonitis mit Fieber, aber es war ein Armbruch. Ein andermal redet sie von Krisen, von Erstickungsanfällen, von den Nieren. Das Haar rührte von einer völlig gesunden Frau her. Schon glaubte Richet an einen Mißerfolg; aber — Madame H. war zehn Tage vorher entbunden worden. War nun das Haar vor oder nach der Entbindung gesandt worden? Ein andermal redete Alice von einer Frau, die nicht schwer krank sei, aber viel leide; die betreffende Frau war — an Bauchfellentzündung gestorben. Ein andermal rät sie auf eine Frau mit heißem Kopfe und deutet auf das linke os parietale. Richet diagnostizirt Genickkrampf, aber es war ein Kind, das an der Pottschen Krankheit litt. Hier ist wieder höchst interessant, daß diese Haare ein Paket andrer Haare berührt hatten, die von einem Manne herrührten, der wirklich an Genickkrampf litt. Noch interessanter dürfte es sein, daß es Alice und die andern Medien immer mit den Nieren, der Leber, dem Unterleibe, also mit Organen zu thun haben, an denen hysterische Frauenzimmer zu leiden pflegen. Eine andre, Helene, erhält die Aufgabe, zu sagen, woran Richets krankes Kind leide. Sie rät erst auf Kopfschmerzen, kommt nach zehn Minuten auf die Masern, und — es stimmt. Großartig! Dann folgt eine Reihe ebenso großartiger Mißerfolge.

Nicht besser steht es mit dem Hellsehen in die Ferne. Leonie B. in Havre soll nach Richets Kindern in Paris sehen. Sie sagt, daß man Amelie! Amelie! rufe. Keins der Kinder heißt so, aber eine Nichte des Fragenden. Darauf sagt sie: O o, das kleine Mädchen schneidet sich mit dem Messer. Es war an einem Sonnabendnachmittag. Hinterher erfährt Richet, daß sich nicht das Mädchen an jenem Tage geschnitten habe, sondern der Knabe, auch nicht nachmittags, sondern vormittags, auch nicht mit einem Messer, sondern mit Glas. Aber für Richet ist es auch Honig.

Diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, wie leicht die Telepathiker aus Liebe zur Sache befriedigt werden. Der Herausgeber meint zwar, daß alle Mißerfolge nichts gegen einen Erfolg bewiesen. Denn dieser Erfolg sei, wie durch Wahrscheinlichkeitsrechnung nachgewiesen wird, durch einen Zufall nicht zu erklären. Aber gerade durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung wird der Anlaß zu viel Selbsttäuschung gegeben.

Die Sache stellt sich am deutlichsten beim Erraten von Zahlen oder Karten dar. Soll aus einem Spiel von 52 Blättern die bestimmte Karte gegriffen oder geraten werden, so ist das Wahrscheinlichkeitsverhältnis 1:52. Daß dieselbe Karte zum zweitenmal gegriffen wird, ist sehr unwahrscheinlich. Das Verhältnis ist $\frac{1}{52} \cdot \frac{1}{52} = \frac{1}{2704}$. Und doch, warum soll es nicht vorkommen können, und zwar nicht erst zum zweitausendsiebenhundertvierten, sondern zum ersten oder zweitenmale? Warum sollen nicht noch viel unwahrscheinlichere Zufälle eintreten können? Streng genommen haben diese mathematischen For-

Digitized by Google

mehr nur Wert, wenn die Zahl der möglichen Fälle, also der Versuche gleich unendlich ist. Aber es liegen immer nur wenige Versuche vor. Man macht auch bald die Erfahrung, daß es günstige und ungünstige Tage giebt; aber nur die günstigen werden in Rechnung gezogen, die ungünstigen absichtlich oder unabsichtlich vernachlässigt. Und so kommt man auf demselben falschen Wege zu einem Ergebnis, wie die, die es für ausgemacht halten, daß es Freitags regnen müsse. Man rechnet sich halbe Erfolge zu gute; eine Zahl drüber oder drunter, eine Zahl, in der eine Ziffer richtig war, eine Karte, in der die Farbe richtig getroffen war, obwohl es ein ganzer Fehler war. Es soll nicht verschwiegen werden, daß Richet im Gegensatz zu seinen Freunden von jenen Wahrscheinlichkeitsrechnungen nicht viel hält.

Manchmal wird auch etwas als unerklärlich angestaunt, was gar nicht so unerklärlich ist. Es war z. B. bestimmt worden, daß ein aus der Hypnose erwachender junger Mann seine anwesende Cousine umarmen sollte. Er that es. Das ist aber doch nicht gerade staunenerregend. Wenn bestimmt worden wäre, daß er einen anwesenden Mops küssen sollte, und er hätte es ohne sonstige Einwirkung gethan, das könnte man wunderbar nennen.

Herr von Schrenck-Notzing kann sich nicht beklagen, daß wir die neue Wissenschaft unbesehen ablehnen. Wir haben uns die Sache angesehen, haben aber nichts gefunden, was uns hätte überzeugen können. Wir bedauern, daß so viele schöne Zeit auf eine so unfruchtbare Sache, bedauern, daß ein so wissenschaftlicher Apparat zu einer so unwissenschaftlichen Aufgabe verwendet worden ist. Es ist unwissenschaftlich, beliebige Erscheinungen oder Beobachtungen zusammenzutragen, ohne sie in bestimmter Weise zu ordnen, ohne die Absicht zu haben, sie der vorhandenen Erkenntnis anzuschließen. Das „warum" und das „weil" darf bei keiner wissenschaftlichen Untersuchung fehlen. Wenn aber der Herausgeber die Wahl stellt, man müsse entweder etwas wunderbares Thatsächliches anerkennen oder eine geistige Epidemie annehmen, so erkläre ich mich solange für den zweiten Fall, als kein besserer und stichhaltigerer Stoff vorgebracht wird. Es ist richtig, daß die Geschichte der Wissenschaft viele Fälle nennt, wo der neuen Erkenntnis ein unberechtigter Widerstand entgegengesetzt worden ist; aber daneben giebt es auch eine lange und reiche Geschichte des menschlichen Irrtums von Platos realen Begriffen an bis zur Goldmacherkunst und zur Telepathie.

Digitized by Google

Bilder aus dem Universitätsleben

I. Eine Studentenaufführung

Das Collegium logicum war zu Ende. Die dumpfen Schläge der Universitätsuhr waren kaum vernehmbar nach dem entlegnen Hörsaal gedrungen, und erst die entstehende Unruhe unter den Studenten, das auffällige Zusammenklappen der Hefte, das laute Ausklopfen der Federn, das Scharren und Räuspern machte unsern schwerhörigen Philosophen Harms darauf aufmerksam, daß Raum und Zeit unter uns Menschen doch irgendwo eine Grenze haben müsse.

Der Alte hatte wieder einmal alle Register seiner Beredsamkeit gezogen und unsre Gemüter keinen Augenblick aus seinen knetenden Händen gelassen. Wer den seligen Harms nicht gehört hat, kann sich schwer eine Vorstellung von seiner originellen Vortragsweise machen. Er hatte nicht das stolz dahinflutende Pathos eines Dubois-Reymond, nicht die kaltlächelnde Dialektik eines Gneist, nicht den rollenden, stürmischen Vortrag eines Treitschke, aber ich habe nie einen Redner kennen lernen, der über ein so unerschöpfliches mimisches Talent verfügt hätte wie Harms, nie einen, der beim Vortrage so erstaunlich mit allen möglichen Stimmmitteln gewirtschaftet, so verblüffend durch alle Temperamente vom schläfrig-phlegmatischen bis zum aufregend-sangninischen zu springen gewußt hätte. Man vergaß über der Art seines Vortrages thatsächlich alle dunkeln Rätsel der Psychologie und alle trocknen Gesetze der Logik und ließ sich durch seine Mimik fesseln und mit fortreißen.

Daher fand sich denn auch in keinem Auditorium ein so buntscheckiger, aus allen Fakultäten zusammengewürfelter und so oft wechselnder Hörerkreis wie bei Harms. Man mußte von ihm den unscheinbaren Satz, eine seiner Lieblingswendungen, hören: Meine Herren, der Elefant im zoologischen Garten hat keine Logik — um zu erfahren, was ein Redner aus einem solchen Satze zu machen imstande ist. Er fing langsam mit hochtönender näselnder Stimme an, lehnte sich mit etwas spöttischem Gesichtsausdruck zurück und begleitete die ersten Worte mit einer immer schneller werdenden Kreisbewegung seines Zeigefingers. Hinter dem Worte Garten machte er eine Pause, holte tief Atem und donnerte dann das: hat keine Logik — mit solcher Heftigkeit unter die Zuhörer,

Digitized by Google

daß alle bebend zusammenfuhren; dabei schnellte er wie wütend empor, schlug mit den flachen Händen auf die Kathedra und fingirte eine fabelhafte Aufregung. Nach einem solchen Durchbruch der Wahrheit erholte er sich ein wenig, sprach in etwas melancholischer Tonart weiter, spielte an seiner Kneifenschnur oder an seinem Ohr und setzte dann seinen Sturmlauf in andrer Weise fort.

Für nervöse oder der Ruhe bedürftige Musensöhne war diese rhetorische Hetzjagd natürlich nichts; aber die jungen Füchse vergaßen, auch wenn sie sich oft das Lachen verbeißen mußten, die Trockenheit des Lehrstoffs, und die alten Semester blieben aus Überzeugung als fester Stamm bei Harms, da sie wohl wußten, wie gründliche Kenntnisse man sich gerade bei ihm aneignen konnte. Er pflegte zu Anfang des Semesters eine Reihe von Plätzen zu reserviren und sie denen zuzuteilen, die ihm in irgend einer Weise persönlich näher bekannt wurden. So hatte auch ich, obwohl ich mich ziemlich spät angemeldet hatte, ganz vorn einen Platz erhalten, da ich ihm einen Gruß von dem verstorbnen geistvollen Schopenhauerianer Julius Bahnsen überbrachte, der damals in eine litterarische Fehde mit Eduard von Hartmann geraten war, die auch Harms verfolgte. Aber diese bevorzugten Plätze mußten auch in jeder Stunde besetzt sein, sonst verriet der alte Herr beim Beginn der Vorlesung einen gewissen Unwillen, ja einen Ekel an der ganzen Menschheit. Ich hatte so gleichsam die moralische Verpflichtung, kein einziges Kolleg zu schwänzen, und nahm mir feierlich vor, auch alle Vorlesungen gewissenhaft durchzuarbeiten. Aber was sind Pläne, was sind Vorsätze!

In fürchterlicher Enge schoben sich die Massen aus den Hörsälen in die schmalen Korridors; ein Teil flutete dem Seitenausweg zu, um in den Garten zu gelangen, ein andrer arbeitete sich langsam nach der Vorhalle. Da plötzlich trat eine Stockung ein. Vor dem schwarzen Bret standen sie, die meisten Zuhörer von Harms, in großem Gedränge mit hochgereckten Hälsen und suchten den Inhalt eines neuen, schon von weitem in die Augen fallenden Anschlags zu entziffern. Wieder ein Stiftungsfest oder die Eröffnung eines neuen Biertempels oder der Verkauf eines Corpus juris, dachte ich bei mir und suchte eine freie Stelle zu gewinnen, um an dem Gedränge vorbeizuschlüpfen. Aber ich sah bekannte Gesichter. Eins rief mir zu: Brauder, Studentenaufführung! Heute abend sechs Uhr Beratung, Barackenauditorium. Andre schoben sich dazwischen — was ging mich die Studentenaufführung an! Ich stand im vierten Semester und hatte andre Pflichten und ernstre Gedanken, als auf dem Thespiskarren umherzuklettern oder hinter den Kulissen Kurzweil zu treiben. Das war wohl früher gegangen, aber jetzt mußte an die Zukunft gedacht werden; vom vierten Semester konnte ich nicht eine einzige Stunde missen — darüber war ich mir längst im klaren. Ich wurde mit der Strömung in den Vorgarten gedrängt und schlenderte die Linden hinunter.

Was hatte mir die Tellaufführung im Jahre zuvor für eine kostbare Zeit

Digitized by Google

geraubt! War ich dadurch meinen Zielen auch nur einen Schritt näher gekommen? Welchen Nutzen hätte ich auch aus dem Theaterleben ziehen können? Keinen.

Wirklich keinen? Ich ging langsam weiter. Alle Bekanntschaften, Erlebnisse und Bilder der Tellaufführung mit ihren unzähligen Proben und Gelagen flogen wieder an meiner Phantasie vorüber. Ich befand mich im Geiste wieder auf der Bühne des Nationaltheaters; ich sah, wie sich der Direktor Borsdorff abquälte, aus dem spröden Material der Studenten eine künstlerisch bewegte Rütliszene fertig zu bringen, wie ihm schließlich die Geduld riß und er auf einen kleinen widerspenstigen Chemiker losstürzte, um ihn hinauszuwerfen, wie dieser wütend auf den Mimen eindrang und ihn sofort auf Pistolen forderte, wie Frau Borsdorff mit theatralischem Pathos dazwischensprang, wie — kurz der Gedanke an diese Szene wirkte so komisch auf mich, daß ich auflachen mußte. Ich war mit einemmale wieder mitten unter dem lustigen Völkchen. Und wie viele von jener Gesellschaft, zu der nicht die schlechtesten Geister gehörten, waren nun nach einem Jahre schon fort, zerstreut, auf andern Universitäten oder gar schon im Philisterium! Wo war mein wackrer Kriegskumpan, der Lanzknecht Leuthold, von dem man sagte, daß er sich seine menschenfreundliche Gesinnung nicht durch Genuß von Selterswasser verschafft habe! Wo war der brüllende Baumgarten, der hinter den Kulissen von starken Männern gehalten werden mußte, damit er nicht zur unrechten Zeit auf die Bühne stürzte! Dem, der den Tell gab, hatte der Lorbeerkranz so den Kopf verdreht, daß er die Philologie sofort in die Ecke warf und statt der Schulmeistertretmühle die weltbewegenden Bretter wählte. Aber wo steckte der ewig verliebte Ludwig Ganghofer, der den Rudenz spielte, das Herz voller Lieder „Vom Stamme Asra," und den alle Welt um die Waldszene mit Klara Meyer als Bertha so beneidete, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, ihre Namen in ein Akrostichon zu verweben? Wo war der edle Stauffacher, jener düstere Mathematiker, der prächtige Walter Fürst, der näselnde Geßler? Wo der kleine Melchthal mit dem gewaltigen Organ und der mädchenhafte Parricida, von dem wir glaubten, er würde einst ein zweiter Geibel werden? Wie doch ein einziges Jahr eine solche Gesellschaft auseinandersegen kann!

Um sechs Uhr abends saß ich trotz meiner ernsten Vorsätze im Barackenauditorium. Es war vollständig gefüllt, und da niemand den Aufruf unterzeichnet hatte, so schien alles gespannt, wer die Versammlung eröffnen und leiten würde. Nach geraumer Zeit betrat ein unter den Studenten als Präside, Redner und Arrangeur wohl bekannter Historiker die Tribüne, bat um Silentium und eröffnete die Sitzung. Die Versammlung übertrug ihm einstimmig den Vorsitz; er nahm ihn wie eine selbstverständliche Sache an, machte aber mit dem Ausdruck einer gewissen Überlegenheit die Herren Kommilitonen darauf aufmerksam, daß er sich wegen seines bevorstehenden Examens an dem Theaterspiel auf keine Weise beteiligen könne. Das Wort Examen übte auf mich

Digitized by Google

einen unheimlichen Eindruck aus; ich dachte mit Grauen daran und sah zu dem Redner, der mit dem Schreckworte tändelte, mit einer gewissen Scheu empor. Meine Gedanken weilten nicht mehr im Saale, sie flatterten wieder ängstlich aus einem dunkeln Gebiete der Wissenschaft ins andere, mich überfiel der bekannte horror vacui, ich wurde unruhig. Herr des Himmels, was hatte ich noch alles zu arbeiten! Und nun saß ich hier inmitten einer lärmenden Gesellschaft, die, zum Teil aus bloßer Freude am Skandal, sich nicht über die Wahl des Komitees einigen konnte. Mit solchen närrischen Dingen verbrachte ich meine kostbare Zeit? Am liebsten hätte ich mich aus der Versammlung hinausgestohlen; aber ich war wie eingekeilt und konnte mich kaum rühren.

Plötzlich hörte ich aus einer Ecke meinen Namen rufen; ich erkannte Melchthals Bärenstimme. Vorstellen! brüllten dreißig oder vierzig. Man stieß mich an und hob mich. Ich stand mit einemmale auf dem Tisch und schrie mit der ganzen Kraft meiner Lungen: Mein Name ist Brander! — Bravo! brüllten verschiedne. Ich versuchte fortzufahren: Aber ich bitte zu berücksichtigen — Wer ist für Brander? rief der Präses. Eine Menge Arme reckten sich in die Höhe. Brander ist gewählt! Nimmt der Kommilito die Wahl an?

Ich versuchte wieder eine längere Periode zu bauen. — Ich bitte kurz: Ja oder Nein? Ja! brüllte eine Stimme hinter mir. Also angenommen! Damit, Kommilitonen, ist das Komitee gewählt, dem die Aufgabe zufallen wird, die weitern Verhandlungen zu leiten. Ich löse hiermit die Versammlung auf.

Alles sprang auf und stürzte krampfhaft zu den Überziehern, denn der Marder fing damals an, sein Unwesen zu treiben. Mir war zu Mute, als hätte ich einen wüsten Traum gehabt. Aber nein, da stand mein Name noch an der Tafel, und ich sah verschiedne Mimen auf mich zukommen, die mir mit großer Erregung alle möglichen Vorschläge machten und alle möglichen Versprechungen abnehmen wollten.

Thun Sie mir den Gefallen, sagte einer, und stimmen Sie für das Stück des Prinzen Georg!

Seien Sie selbständig, flüsterte ein andrer mir im Vorbeigehen zu, und stimmen Sie nicht für Wildenbruch, wir fallen glänzend rein!

Wer ist Wildenbruch, wer kennt Wildenbruch? Sie werden sich natürlich für ein Shakespearisches Drama entscheiden.

Na, Sie sind ein verständiger Mensch, nehmen Sie Demetrius. Wissen Sie, wir müssen Rollen haben, viele Rollen, große Rollen! Ich sage Ihnen, wir müssen Massen entwickeln, mit Massen wirken.

Mir war vorläufig alles gleichgiltig. Ich sagte zu jedem mit ernsthaftem Gesicht: Sie haben ganz Recht!

Das Komitee blieb zurück. Es waren interessante Leute darunter, aus allen Fakultäten, Leute, denen man ansah, daß sie keine einseitigen Stangen-

Digitized by Google

reiter, keine geistigen Wiederkäuer und Herdenmenschen waren, sondern frische, fröhliche Gesellen, die ihre eignen Wege gingen und mit voller Begeisterung am Theater hingen.

Ich wurde bald warm unter ihnen und konnte aus der vorjährigen Studentenaufführung des Tell manche Erfahrungen mitteilen, die unsere Entscheidung über die Wahl eines Stückes bestimmten. Wir kamen schließlich zu der Ansicht, daß es ratsamer sei, statt eines großen klassischen Dramas drei einaktige Stücke zu wählen. Bald war man darüber einig, Wallensteins Lager als das eine Stück festzuhalten. Aber woher die beiden andern nehmen?

Es hieß, ein Mitglied des litterarischen Vereins, ein gewisser Wildenbruch, ein Referendar, habe einen kleinen „Einakter" geschrieben, der sich vielleicht zur Aufführung eignen würde. Der Dichter war zwar schon als Epiker aus dem litterarischen Verein bekannt, aber von seinen dramatischen Arbeiten wußten die meisten Mitglieder des Komitees noch gar nichts.

Ein Mitglied fügte hinzu, Wildenbruch habe sich bereit erklärt, das Stück dem Komitee selbst vorzulesen, es brauche nur ein bestimmter Abend dafür angesetzt zu werden. Das geschah denn auch. Schon an einem der nächsten Tage vereinigten wir uns in dem Sonderzimmer eines Lokals unter den Linden. Außer dem Komitee waren noch der Hofschauspieler Kahle, der Regisseur Fuchs, der Historiker Höniger und der Germanist Litzmann anwesend. Aus einem Nebenraume tönten die Klänge eines Streichquartetts herüber und versetzten unsre Seelen in weihevolle Stimmung. Wildenbruch las sein Stück „Die Eroberung von Mainau" vor. War es der feurige Vortrag des Dichters oder die Gewalt der poetischen Sprache und der genialen Bilder, oder der Zauber der einfachen, aber spannenden Handlung — wir wurden mit fortgerissen, lauschten mit wachsendem Beifall bis zum Schluß und waren sofort darüber einig, daß sich das Stück vortrefflich für eine Studentenaufführung eigne.

Die Handlung spielt zur Zeit der römischen Heereszüge nach Germanien. Die Führer Cethegus, Spurius und Camillus haben sich der den Germanen heiligen Insel Mainau bemächtigt, wo der Priester Wodemir mit seiner liebreizenden Tochter Svanhild den Göttern opfert. Zu dieser herrlichen Jungfrau entbrennen die drei Römer in Liebe. Es wird um ihren Besitz gewürfelt, es kommt zum Streit, zum Kampf, zum Verrat. Währenddessen haben die Germanen, geführt von dem Verlobten der Svanhild, die Insel erstürmt, die Römer werden niedergemacht, und das heilige Eiland wird wieder befreit. Mit einer prächtigen Dithyrambe auf Deutschlands mächtige Zukunft schließt das Stück.

Wir machten dem Dichter den Vorschlag, dem Drama, um den lokalen Charakter etwas abzuschwächen, einen allgemeinern Titel zu geben, etwa „Svanhild." Da Wildenbruch derselben Ansicht war, so hatten wir unsrerseits nun nichts mehr gegen die Aufführung des Stückes einzuwenden.

Allein die Techniker fanden an der Dichtung manches auszusetzen. Kahle

Digitized by Google

meinte, daß die Sprache im Anfang etwas an Richard III. erinnere, und daß das hochflutende Pathos kaum von Studenten in erträglicher Weise wiedergegeben werden könne. Fuchs machte die Bemerkung, daß eine Kampfszene auf der Bühne eines der schwierigsten Kunststücke sei, und daß Dilettanten bei solchen Gelegenheiten leicht den ganzen Eindruck ins Lächerliche zögen, daß überdies das auflodernde Brennen eines Baumes, wie es im Stücke verlangt wird, auf der Bühne schwer darstellbar sei; kurz sie hatten so viele Ausstellungen zu machen, daß Wildenbruch in Unruhe und Besorgnis geriet. Aber wir hielten an unsrer Wahl fest, obgleich wir uns nicht verhehlen konnten, daß es für uns Studenten ein großes Wagnis sei, das Erstlingsdrama eines unbekannten Dichters aufzuführen.

Nun handelte es sich nur noch um ein drittes Stück, das weder gegen Wallensteins Lager abfiele, noch der Wirkung der Svanhild Abbruch thäte. Selbst mit Hilfe der Schauspieler war es schwierig, in der dramatischen Litteratur etwas passendes zu finden, und so griffen wir denn zu Hans Sachsens Fastnachtsspielen, überzeugt, daß wir mit der Wahl des zwar derben aber ungefährlichen Schwankes „Das heiße Eisen" der Aufführung zugleich einen litterargeschichtlichen Beigeschmack verleihen würden.

So war denn die eine wichtige Frage in kurzer Zeit erledigt. Nun aber begannen die langwierigen diplomatischen Verhandlungen mit Van Hell, dem damaligen Direktor des Nationaltheaters, der nur mit Mühe und Not sein schon unter Borsdorffs Leitung leck gewordnes Fahrzeug über Wasser halten konnte.

Van Hell empfing uns mit so viel Würde und Selbstbewußtsein, wie etwa Apollo eine irdische Künstlerschar empfangen würde. Natürlich hatte er an der Wahl der Stücke alles mögliche auszusetzen. Schiller, Hans Sachs, Wildenbruch — nehmen Sie mirs nicht übel, meine Herren, das geht in die Brüche. Wer ist denn Wildenbruch? Lassen Sie sich um Himmels willen auf keine Premieren ein. Überlegen Sie doch: Sie wollen als Dilettanten eine Premiere spielen! Auf einer der größten Bühnen Deutschlands! Sie wollen neue Rollen schaffen! Nehmen Sie mirs nicht übel, aber das ist ein wenig unverfroren — unvorsichtig wollte ich sagen. Sie müssen ein Stück spielen, das schon als großartige Dichtung allein auf das Publikum wirkt, ein Stück, das gar nicht zu verderben ist, wo sich jeder Spieler nach einem vorhandnen Muster richten kann. Aber bei allen Göttern, keine nagelneuen Rollen!

Wir wurden etwas kleinmütig, denn aus dem Munde eines erfahrnen Bühnenleiters mußten wir die Worte anerkennen. Das Publikum — fuhr er mit feingespielter Erregung fort — wird vor Lachen bersten, und unfreiwillige Komik ist für uns das Todesurteil. Sie können nicht verlangen, daß ich meine Bühne solcher Gefahr aussetze. Auch befürchte ich, daß Sie sich über die erwarteten Erfolge täuschen. Kurz — Sie werden nicht auf die Kosten kommen.

Digitized by Google

Also das war für den Direktor die schwarze Wolke — die Geldfrage! Nun hatten wir unsrerseits wieder blauen Himmel, denn wir kannten unser Publikum besser und wußten, daß das Haus auf alle Fälle ausverkauft sein würde. Die ganze Angelegenheit entwickelte sich denn auch sehr schnell, ohne alle litterarischen, technischen und pekuniären Bedenken, als wir ihm bereitwillig die verlangten Entschädigungen für Überlassung des Theaters und aller Bühnenerfordernisse zugestanden.

Nun galt es, die dritte Aufgabe zu lösen. Mit großem Eifer hatten sich die Kommilitonen zur Mitwirkung gedrängt. Da hieß es denn geschickt wählen und sichten, damit die Rollen den geeigneten Leuten überwiesen wurden, und besonders da richtig verfahren, wo der Ehrgeiz größer war als die Fähigkeit. Es kam dabei zu ergötzlichen Szenen, besonders als man die alten Germanen nach der Körpergröße ausgesucht hatte und schließlich fand, daß die meisten im höchsten Tenor sprachen und unmöglich das notwendige tiefe Bardengebrüll ausstoßen konnten. Es mußten also kleine beleibte Herren mit rollendem Bierbaß dazu ausgesucht werden und sich das Büffelfell mit den gewaltigen Hörnern umhängen. Da galt es auch, manche Zaghaften herauszuholen, die ihre Stimmmittel seit der glücklichen Säuglingszeit zu erproben keine Gelegenheit gehabt hatten. Und manche, z. B. der feudale Dragoner, gaben bessere Figuren ab, als sie wohl selbst erwartet hatten.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Warum gehen die Geschäfte schlecht? Ein Blatt, das zum Schaden für einen großen Namen fortwährend mit diesem in Verbindung gebracht wird, versicherte vorige Woche, die Geschäfte gingen darum so erbärmlich, weil das Vertrauen auf die innere und äußere Politik der Regierung mehr und mehr schwinde. Es ist schlimm, daß eine Zeitung, die ernst genommen werden will, ihren Lesern so etwas zu bieten wagen darf. Wenn eine Kriegserklärung unmittelbar bevorsteht, dann baut man natürlich keine Fabrik für Seidendamastweberei, manches Brautpaar verschiebt die Vermählung und damit die Anschaffung der Ausstattung, und Musikfreunde, die eben einen Flügel kaufen wollten, verzichten vorläufig darauf. Aber Mangel an Vertrauen zur Regierung hat noch niemals einen Musikfreund abgehalten, sich ein Instrument anzuschaffen, noch die Hochzeit eines Brautpaares verzögert, und hält auch keinen Kaufmann oder Fabrikanten von einem Unternehmen ab, wenn dieses nur sonst Gewinn verspricht. Augenblicklich versprechen industrielle Unternehmungen keinen Gewinn, weil die Masse des Volks kein Geld zum kaufen hat, und sie hat kein Geld, weil ihr Einkommen auf Brot, Kartoffeln,

Digitized by Google

Kohlen, Wohnung und die notdürftigste Kleidung draufgeht. Das ist das ganze Geheimnis. Daran kann die Regierung nichts ändern, mag sie sich Vertrauen zu erwerben verstehen oder nicht. Die Saturday Review bringt in jeder Nummer die Betrachtung wieder: Europa hat teils überhaupt, teils infolge schlechter Ernten zu wenig Brot, daher gehen in ganz Europa die Geschäfte schlecht; Nordamerika kann Unmassen Brotgetreide ausführen, darum gehen dort die Geschäfte gut. Die Getreidesendungen Amerikas nach Europa, hieß es in der Nummer vom 19. Dezember werden bis zur nächsten Ernte fortdauern, und so scheint es denn gewiß, daß die amerikanischen Kapitalisten so viel Geld aus Europa ziehen können, als ihnen beliebt (thus it seems certain that American capitalists can take as much gold from Europe as they require). Was nützt uns unsre berühmte allgemeine Schulbildung, wenn dabei so dicke und handgreifliche Thatsachen, wie die entscheidende Bedeutung der Bodenproduktenmenge für den Volkswohlstand, die der Selbsterhaltungsinstinkt und gesunde Menschenverstand ungebildeter Völker zu allen Zeiten ganz klar erkannt hat, bei uns dem allgemeinen Bewußtsein so vollständig entschwinden, daß sich bei eintretenden Nöten ganz künstliche, unnatürliche und thörichte Erklärungsversuche mit einiger Aussicht auf Erfolg hervorwagen können? Der Fall, daß Völker trotz ungenügender Bodenproduktion und selbst ohne alle Bodenproduktion, ja fast ohne Boden, durch Handel und Industrie Reichtum aufzuhäufen vermochten, Reichtümer, die nicht bloß die Spitzen der Gesellschaft vergoldeten, wie im heutigen England, sondern bis in die untersten Volksschichten hinein Wohlstand und Wohlleben verbreiteten, ist allerdings in der Weltgeschichte schon einigemal dagewesen. Aber erstens handelte es sich bei Staaten wie Phönizien, Venedig und den Niederlanden nicht um Fünfzigmillionenvölker, sondern blos um winzige Völklein; zweitens waren diese Völklein im Handel oder in der Industrie oder in beiden den großen Völkern ihrer Zeit so weit voraus, daß diese ihr Absatzgebiet bildeten und daß sie ihnen Monopolpreise machen konnten. Davon ist heute nicht mehr die Rede. Heute sind alle europäischen Staaten mit Ausnahme Rußlands und der Balkanländer Industrie- und Handelsstaaten geworden, nur daß Italien in der Industrie, Spanien in Industrie und Handel hinter den übrigen noch stark zurückbleiben, beide zum Glück für den Volkscharakter. Heute gilt für alle Völker gleichmäßig, was von Haus aus das Natürlichste ist, daß die Jahreseinnahme eines jeden der Hauptsache nach in seiner Bodenproduktion besteht, und daß, wenn deren Zunahme mit dem Bevölkerungszuwachs nicht mehr gleichen Schritt zu halten vermag, Verarmung unausbleiblich ist. Geschäftsstockungen, Verschuldung des Grundbesitzes u. s. w. sind alles nur Symptome der Verarmung.

Der Berliner Schloßbrunnen. Wo sonst um diese Zeit der Weihnachtsmarkt wogte mit seiner Holz- und Pfefferkuchenplastik, da ragt jetzt in Erz gegossen der Wassergott mit seinen vier Wasserfrauen, mit den plätschernden Jungen und dem wimmelnden, wasserspeienden Getier. Leider fehlt — das Wasser. So schaut denn das Ganze recht gespenstisch drein, wie mitten in der Thätigkeit verzaubert — wenn nur nicht sonst so all und jeder Zauber fehlte!

Müd und stumpf, blasirt und frech, so blickt es aus den Augen der vier Riesenweiber. Wenig über die Höhe des Straßenpflasters hinausgehoben strecken sie ihre widerlich dicken Beine fast in den Kot, aus dem sie stammen, und wohin sie zurückzuverlangen scheinen. Meist mit jungfräulicher Brustbildung, doch starker Fettentwicklung, daß es faltet und quillt, wie bei Frauen, die — wie sie es nennen — ihr Leben genießen, ohne sich dabei den Beschwerden der Mutterbrust zu unterziehen. Eignes Wesen erhalten sie durch allerlei Attribute. Die eine hält in gespreizten Fingern eine Weintraube, die zweite hat sich als Schnitterin verkleidet,

Digitized by Google

die dritte ist eine Freundin von Ziegen, die vierte endlich scheint einen Holzhacker zu lieben. Denn da sie selbst vollauf mit ihrem Wasserkrug beschäftigt ist, muß die angefangne Arbeit des Holzkleinmachens von einem andern Wesen herrühren. Die mit dem Ziegenbock ist in Haltung und Miene noch die gefälligste, die mit der Weintraube die raffinirteste: ihr Gesicht erinnert an gewisse Wachsbüsten in den Schaufenstern der „Coiffeure"; die Schnitterin täuscht über ihre Seelenlosigkeit durch ein keckes Stumpfnäschen hinweg, die Holzhackersbraut scheint zu allem Schlechten fähig aus Dummheit, unverfälschter Dummheit.

Der Schöpfer dieses Brunnens heißt Reinhold Begas. Formensinn, einen gewissen dekorativen Formensinn und, wenn auch nicht innern Schwung — wer hat den jetzt? —, aber einen gewissen äußern bewährt er doch sonst überall, wo er nicht gerade, wie in seinen Porträts, ihn verleugnen will. Er bewährt ihn auch hier. Wenn man davon absieht, daß der Brunnenrand um einen Meter etwa zu tief liegt, und daß nun große und kleine Straßenjungen die fetten Schenkel und Schultern betatschen können, das Ganze in der Anordnung der Gestalten und besonders im Aufbau der Neptunsgruppe hat Zug; die vier Frauen, so abstoßend sie auf das feinere Empfinden wirken, sie beschäftigen das Auge durch die Mannichfaltigkeit ihrer Pose: die eine lehnt sich zurück, lässig aufgestützt, die zweite bückt sich vornüber, die dritte hat sich halb umgewandt, die vierte ganz kehrt gemacht. An der Mittelgruppe sind die Kindergestalten voller Leben, und die vier Kentaurotritonen, die den Meeresgott tragen, verraten einen Hauch Böcklinischen Geistes. Neptun selbst aber stammt aus dem Cirkus, seine Muskeln verkünden noch unerschöpfte Körperkraft, seine Haltung aber ist dummstolz, und aus seinen Augen wiehert die Brutalität des Lasters.

Verdient die deutsche Nation diesen Brunnen als den monumentalen Ausdruck der Geriebenheit und Verrohung des Geschmacks, so darf auch das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm kein andrer machen als Reinhold Begas.

Wiener Gemütlichkeit. Die Stadt Wien hatte vorigen Sommer zur hundertjährigen Jubelfeier von Grillparzers Geburtstag eine „Grillparzerausstellung" veranstaltet, die dadurch, daß man alles von Personen und Orten, was je in Grillparzers Gesichtskreis getreten war, auch in den Kreis der Ausstellung hineingezogen hatte, zu einem bedeutenden Umfange gebracht worden war. Da es sich um ein patriotisch österreichisches und ein lokalpatriotisches Wiener Unternehmen handelte, war die Ausstellung von allen Seiten, von öffentlichen Sammlungen wie von Privatleuten, in der entgegenkommendsten Weise beschickt worden.

Die Wiener scheinen nun mit ihrer Grillparzerausstellung einen sehr hübschen Erfolg gehabt zu haben, und da es ihrer Stadt seit längerer Zeit an andern Zugmitteln fehlt und ihr Fremdenverkehr stetig zurückgeht, so sind sie auf den klugen Einfall gekommen, diese Ausstellung nächstes Jahr in größerm Maßstabe zu wiederholen, nämlich eine „internationale Ausstellung für Musik- und Theaterwesen" zu veranstalten. Diese wird in der That insofern nur eine umfänglichere Wiederholung der Grillparzerausstellung werden, als sie — wie ein in schönem Österreicherdeutsch geschriebener Prospekt mitteilt — „in ihrem historischen Teile, neben der Geschichte der Musik, auch die Entwicklung des deutschen Dramas, vom wissenschaftlich-instruktiven (?) Standpunkte aus, zur Anschauung bringen wird." Um die Geschichte des Dramas darzustellen (oder, wie der Prospekt sagt, zum Zwecke der (!) Darstellung der (!) Geschichte des (!) Dramas), werden nachfolgende Gegenstände in möglichst reicher Anzahl zu „erwerben" gesucht: 1. Porträts und Autographen von Dichtern, Dramaturgen und Kritikern, Intendanten, Theaterdirektoren, Schauspielern [und] Schauspielerinnen und Bildnisse der um die Begünstigung und Ent-

Digitized by Google

wicklung der deutschen Bühnen verdienten Persönlichkeiten. 2. Objekte, welche geeignet sind, die Biographien hervorragender Dichter u. s. w. zu illustriren, und zwar bildliche Darstellungen bemerkenswerter Szenen aus ihrem Leben, ihrer Geburts- und Wohnhäuser, ihrer Arbeits- und Studirzimmer u. s. w., Medaillen [und] sonstige Reliquien und Erinnerungszeichen. 3. Originalhandschriften oder Erstlingsdrucke der bedeutenderen dramatischen Dichtungen und hervorragender Werke der Dramaturgik und Theaterkritik. Die bemerkenswerteren theatralischen (!) Zeit- und Streitschriften. 4. Abbildungen älterer und neuer Bühnen und Schauspielhäuser sowie szenischer Darstellungen. Licenzgesuche der wandernden Komödiantentruppen. Bemerkenswerte Dokumente zur [Geschichte der] Organisation der Schaubühne und des Schauspielerstandes. Theaterkostümbilder. Anschlagzettel der Wandertruppen. Theaterzettel bedeutsamer Erstaufführungen (!) an den stehenden Bühnen. 5. Werke der bildenden Kunst, welche durch dramatische Dichtungen oder Aufführungen angeregt wurden oder dramatische Stoffe zum Gegenstande haben. 6. Curiosa." Bei der Anordnung und Aufstellung soll in erster Linie das deutsche Drama (neben dem der fremden Autoren, die sich an der Ausstellung selbständig beteiligen werden) in seiner geschichtlichen Entwicklung als Ganzes, in zweiter die Entwicklung des Bühnenlebens der hervorragenderen deutschen Städte gezeigt werden. Das „einlangende Materiale" soll zunächst der allgemeinen Aufgabe dienen und, wenn es dort entbehrlich erscheint, „zur Illustrirung der Geschichte der einzelnen Stadtbühnen verwendet werden." Bei den „theatralgeschichtlich" hervorragenden Städten soll „die Darstellung bis in die Details erfolgen, und es steht den Stadtvertretungen, den Sammlungen, den Theaterleitungen oder aus Sammlern, Fachmännern und Liebhabern sich bildenden Komitees frei (wie gütig!), die Geschichte des Theaterlebens ihrer Stadt selbst zu versinnlichen (!)." Die Ausstellung wird in der Rotunde des Praters stattfinden. Zur Sicherung der ausgestellten Gegenstände sind die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, „wie dies aus der anruhenden (!) Beschreibung erhellt."

Dieses Programm erinnert lebhaft an die „illustrirten" Litteratur- und Musikgeschichten, die vor sieben oder acht Jahren auftauchten. Auch da wurden die Litteratur- und die Musikgeschichte, statt durch Textproben und Notenbeispiele, durch Porträts, Häuseransichten, Autographen und Facsimiles von Buchtiteln „illustrirt." Nun wird es zwar in Wien, wie es scheint, auch an wirklichen Illustrationen zur Musik- und Theatergeschichte nicht fehlen, denn in der „anruhenden" sehr verwickelten Beschreibung der Feuertelegraphen- und Sicherheitsanlage ist auch von einem Theater, einem Konzerthaus und einer „Volksmusik" die Rede, in denen wahrscheinlich historische Cyklen von Musik- und Theaterstücken werden vorgeführt werden, aber jene seltsame „historische" Ausstellung, bei der alles auf bloße Äußerlichkeiten hinausläuft, soll doch offenbar einen Hauptbestandteil des Ganzen bilden. Noch seltsamer aber als die ganze Idee ist die Art und Weise, wie dieser Teil der Ausstellung zusammengebracht werden soll. Die Ausstellungsgegenstände werden zu „erwerben" gesucht. Unter „erwerben" versteht man in Deutschland kaufen, nichts andres. Was ich erworben habe, ist mein Eigentum. Erwirb es, um es zu besitzen — sagt Goethe. Die Wiener scheinen unter „erwerben" leihen zu verstehen, sie wollen die Ausstellungsgegenstände für die Dauer der Ausstellung geliehen haben. Daher ja auch die Sicherheitsmaßregeln. Nun ist es gewiß kein Zweifel, daß es auch außerhalb Wiens eine Menge von Privatsammlern giebt, deren Eitelkeit es schmeichelu wird, auf der Wiener Ausstellung und vor allem in dem großen Ausstellungskatalog ihren Namen glänzen zu sehen. Aber wie sollen sich die öffentlichen Sammlungen dazu verhalten?

Gesetzt, ich wäre der Vorsteher einer großen öffentlichen Landesbibliothek oder eines stadtgeschichtlichen Museums — was würde ich thun? Ich würde zunächst mit

Digitized by Google

Hilfe meines Gedächtnisses und meiner Kataloge feststellen, was die mir anvertraute Sammlung alles an Büchern, Bildern, Handschriften und sonstigen Gegenständen enthält, die in den Rahmen der geplanten Wiener Ausstellung passen, würde ein genaues Verzeichnis dieser Sachen aufstellen, so genau, daß Verwechslungen ausgeschlossen wären, und dies dem Bibliotheks- und Museumsdirektor der Stadt Wien, Herrn Dr. Glossy, übersenden, der mit der Besorgung des historischen Teiles der Wiener Ausstellung betraut ist. Dieses Verzeichnis würde vielleicht zwei bis dreihundert Nummern umfassen, und die Ausstellung könnte mich gut und gern acht Tage Zeit kosten, während deren mir alle meine sonstigen Arbeiten liegen blieben. Wäre ich zufällig in der Bibliographie der allgemeinen Musik- und Theatergeschichte und zugleich in der lokalen Musik- und Theatergeschichte meines Wohnorts, die ziemlich bedeutend ist, besonders bewandert, so könnte das Verzeichnis sogar noch umfänglicher werden, ja ich könnte vielleicht eine besondre stadtgeschichtliche Gruppe von hundert Nummern zusammenstellen, darunter viele Seltenheiten und eine ganze Reihe Unica. Herr Dr. Glossy würde natürlich mein Verzeichnis mit gerührtem Dank empfangen, würde es durchsehen, vielleicht eine große Anzahl von Nummern, die er für überflüssig hält oder die ihm schon von andrer Seite angeboten worden sind, streichen, vielleicht aber auch sich die ganze Reihe ausbitten. Was käme dann? Ich würde aus den Bücherschränken, Mappen, Schaukasten meiner Sammlung die sämtlichen Stücke aussuchen — Stücke, von denen der größte Teil für gewöhnlich nie aus dem Hause gegeben, sondern nur an Ort und Stelle vorgelegt wird —, würde sie in so und so viel Kisten sorgfältig verpacken oder unter meiner Aufsicht verpacken lassen, mir dabei über die nöthigen Wertangaben klar werden und endlich die ganze Auslese nach Wien schicken, was alles zusammen wieder mindestens drei bis vier Tage in Anspruch nehmen würde. Nach einigen Tagen käme dann die Bestätigung, daß alles wohlbehalten angekommen sei. Von nun an wären die sämtlichen Stücke auf volle sechs Monate meiner Sammlung entzogen. Denn die Annahme von Ausstellungsgegenständen wird in Wien mit dem 21. April geschlossen, und die Ausstellung soll bis Mitte Oktober dauern. Ehe ich meine Sachen wiederhabe, kann es Mitte November werden. Endlich, nach sieben Monaten bekomme ich sie zurück! Verbrannt ist nichts davon, es ist überhaupt nicht das geringste Unglück in der Ausstellung vorgekommen — dank den vorzüglichen Einrichtungen der Feuertelegraphen- und Sicherheitsanlage; aber sind denn das wirklich meine Bücher und Bilder noch, die ich da zurückbekomme? Dieser vergoldete Rahmen hier ist in den sieben Monaten nicht gerade besser geworden, er sieht ein bischen mitgenommen aus, diese Kupferstiche da sind auffällig vergilbt, auf diesen hier liegt etwas wie ein feiner Schleier — ich muß doch sehen, ob ich das vielleicht mit Semmel oder Gummi wieder beseitigen kann, und die Bücher, ja die Bücher — das weiß der liebe Himmel, wie sehen die denn aus? Sie schließen alle nicht mehr ordentlich! Namentlich einige seltne Broschürchen sperren ihre dünnen Pappschalen auf, wie vertrocknete Butterschnitten, und die Titelblätter sehen alle so merkwürdig grau aus. Kein Wunder; diese Bücher haben ja sämtlich aufgeschlagen (!) während der ganzen heißen Sommerzeit in den Schaukasten der Wiener Ausstellung geschmort. Da sind sie natürlich dürr und krumm geworden. Und was ist das hier? Da klebt ja an der Innenseite jedes Buchdeckels der Rest eines gelben oder grünen Zettels, offenbar der Nummer, die in das Buch hineingeklebt worden und dann wieder beseitigt worden ist — auch gerade keine Verschönerung!

Ich möchte nicht den Spielverderber machen, aber ich habe Ausstellungen genug beschickt und selbst veranstaltet, um zu wissen, wies dabei zugeht. Zuletzt wenn ich alles genau verglichen und mich überzeugt habe, daß auch nichts fehlt, bin ich so

Digitized by Google

gut, sämtliche Stücke wieder an ihren Platz zu bringen, was wieder ein paar Tage dauert. Und was hat das Ganze schließlich für einen Nutzen? Der Ausstellungsbesucher hat gar keinen davon; er sieht ganze Wände und Kasten voll Bilder und Bücher, die lediglich als Masse auf ihn wirken; dem einzelnen Stück Aufmerksamkeit zu schenken ist ja ganz unmöglich. Für wen die Ausstellung wirklich „wissenschaftlich-instruktiv" sein soll, der hält sich an den Katalog, arbeitet diesen für seine Zwecke durch und — nun kommt das Schönste — wendet sich, wenn die Ausstellung zu Ende ist, an die betreffenden Aussteller mit der Bitte, ihm das oder jenes Stück für einige Zeit zu genauerm Studium zu überlassen. Und nun beginnt die Wanderschaft aufs neue.

Liberalität bei unsern öffentlichen Sammlungen ist gewiß eine schöne Sache. Aber die Art, wie sie hier in Anspruch genommen wird, ist doch gar zu gemütlich.

Ein Mangel unsrer Lexika. Wer durch Beruf, Studium oder Neigung öfter in die Lage kommt, Druckwerke, in denen eine alphabetische Anordnung herrscht, also namentlich Wörterbücher, Encyklopädien, Bibliothekskataloge, Bücherverzeichnisse und ähnliches nachzuschlagen, wird einen Übelstand unangenehm empfunden haben: die schwankende Einordnung der Umlaute ins Alphabet. Ohne weiteres, ohne sich vorher mit jedem einzelnen Nachschlagewerk vertraut gemacht zu haben, kann man nie wissen, an welcher Stelle darin ein Wort mit ä, ö, ü oder äu sicher zu finden ist, da in deren Behandlung ganz verschieden verfahren wird. Vermehrt wird die Not durch das Hinzukommen der Schreibungen ae, oe u. s. w. für die Umlaute, und der Umstand, daß diese Buchstabenverbindungen außerdem noch ganz andere Werte haben, steigert die Verwirrung. Oft schlägt man unter Zeitverlust hin und her, und mancher ungeübtere Benutzer findet vielleicht das Gesuchte gar nicht und glaubt, daß eine Lücke vorhanden sei.

In der That haben die Umlaute überhaupt keine bestimmte Stelle im Alphabet; man behilft sich, indem man diese heimatlosen Laute entweder einfach mit den entsprechenden Stammvokalen (a, o, u, au), aus denen sie hervorgegangen sind, als gleichwertig vermischt oder sie behandelt, als wären sie gleich ae, oe, ue, aeu, und sie darnach einordnet — eins so verkehrt wie das andre, wenn auch das zweite aus praktischen Gründen den Vorzug verdient, da es, wenn man sich einmal den Grundsatz klar gemacht hat, Zweifel im einzelnen ausschließt. Trotzdem folgen, mit Ausnahme des Pierer, alle größern Konversationslexika — um bloß diese in den weitesten Kreisen verbreiteten Nachschlagebücher einmal daraufhin anzusehen — der erstgenannten Anordnungsweise; auch Meyer, der in der dritten Auflage noch die andre Art befolgte, hat in der vierten Auflage diesen Rückschritt gemacht. Es folgen also im Pierer auf Adyton sämtliche mit Ä anlautenden Wörter von Äakos bis Äzani, untermischt mit denen, die mit Ae beginnen, wie Aedon, Aecidium, Aegidi, Aelst u. a., und darauf folgt Afanasjew u. s. w. Im Meyer aber steht Äakos zwischen Aachen und Aalborg, Äzani zwischen Azalem und Äzara, und so sind die mit Ä beginnenden Stichwörter durch den ganzen Buchstaben A zerstreut, indem zwischen ä und a gar kein Unterschied gemacht wird; ebenso natürlich im Innern der Wörter.

Wie ist es nun aber mit Namen wie Aegidi, Goethe, Huene und andern, bei denen die zwei Vokale nur eine andre Orthographie des Umlautes sind? Diese werden im Meyer, Brockhaus und Spamer genau so behandelt, als wenn sie mit ä, ö oder ü geschrieben wären; Goethe steht also zwischen Gotha und Gotisch, für das Auge eine störende Unterbrechung der alphabetischen Reihenfolge. Die deutsche Encyklopädie reiht daher derartige Namen, entschieden besser, genau nach ihrem Buchstabengehalt ein, wie es selbstverständlich Pierer thut, der ja auch ö wie oe behandelt. Ebenso verschieden verfahren die genannten Werke mit latei-

Digitized by Google

nischen Wörtern, in denen ae oder oe (gesprochen wie ä und ö) vorkommt. Hier scheint aber Spamer einen merkwürdigen Unterschied zwischen naturwissenschaftlichen, namentlich botanischen und zoologischen Benennungen und den übrigen lateinischen Ausdrücken zu machen, indem er sich in der Behandlung der letztern zur deutschen Encyklopädie schlägt. Aber dabei laufen verschiedentlich Ungleichheiten unter, und wenige Benutzer des Buches werden wohl imstande sein, sich in diese wunderliche Diftelei hineinzufinden, die z. B. dahin führt, den pharmazeutischen Kunstausdruck Aethiops (Mohr) von der Redensart Aethiopem lavare (einen Mohren weiß waschen) ganz und gar abzurücken.

Nun giebt es aber, besonders in niederrheinischen Namen, auch ae und oe, die gar nicht den Lautwert des ä und ö haben, sondern wo das e nur die Länge des vorgehenden Vokals andeutet, wie Aelst, Soest u. a., gesprochen Ahlst und Sohst. Diese werden, ebenso wie die niederländischen oe, deren Aussprache gleich u ist (Boers u. s. w.), in den Konversationslexika übereinstimmend nach ihrem Buchstabengehalt eingeordnet. Ebenso natürlich auch diejenigen ae und oe, bei denen beide Vokale wirklich gehört werden wie Aeronaut, Boetins u. a. Es giebt also drei bis vier verschiedene ae und oe, und um Namen, in denen diese Buchstabengruppen vorkommen, im Brockhaus und Meyer gleich richtig aufschlagen zu können, muß man erst wissen, wie sie gesprochen werden. Nach der im Pierer und in der deutschen Encyklopädie befolgten Anordnung fällt wenigstens dieser Zweifel weg. Es ist auch wirklich kein verständiger Grund ersichtlich, warum man ein wie ä gesprochenes ae anders alphabetisiren soll, als ein wie a gesprochenes oder als das doppelvokalige ae. Die alphabetische Anordnung ist ja ein lediglich an die Schreibung sich anschließender rein äußerlicher Behelf, der die schnelle Auffindung eines gesuchten Wortes sichern soll, hat also mit Aussprache, Ableitung, Etymologie und ähnlichem nichts zu thun. Nur die geschriebenen Buchstaben sind dafür maßgebend. Es fällt ja auch niemand ein, beispielsweise etwa mit Ai anfangende französische oder englische Namen, wie Aimard, Ainsworth, obwohl das Ai wie ä lautet, anders als nach Ai einzuordnen. Daß der deutsche Umlaut, je nachdem er ä, ö, ü oder ae, oe, ue geschrieben wird, anders alphabetisch behandelt werden soll, kann nichts störendes haben; man behandelt ja auch das lange i in den Wörtern mir, ihr, hier je nach der Orthographie verschieden und berücksichtigt überhaupt die sogenannten Dehnungszeichen, darunter auch die Doppelvokale, immer ihrem Buchstabenwerte nach bei der Alphabetisirung. Bei Eigennamen, die in der Schreibung des Umlautes schwanken, kann man sich ja durch Verweisungen helfen.

Wie soll es aber nun mit den unglücklichen ä, ö, ü, äu gehalten werden? Da sie mit a—e u. s. w. nichts zu thun haben, ist es unsinnig, sie zwischen ad- und af-, od- und of-, ud- und uf-, aet- und aev- einzuschieben, weil einige — wenn zum Teil auch berühmte Deutsche — sich darauf versteift haben, in ihren Namen den Umlaut durch die ungerechtfertigte Anhängung eines e an den Stammvokal wiederzugeben. Ebenso verkehrt ist es aber, sie gerade wie a, o und au anzusehen. Der Umlaut ist ein wenn auch später geborner, so doch jetzt ebenso selbständiger und eigenartiger Laut wie die andern Vokale. Daß er keine besondre Stelle im deutschen Alphabet hat, erklärt sich eben daraus, daß er als Spätling erst zu einer Zeit in die Sprache eingedrungen ist, als das von den Römern entlehnte Alphabet bereits feststand. Im Gotischen kennt man ihn noch gar nicht, im Althochdeutschen nur den Umlaut des kurzen a, der mit e wiedergegeben wird. Daher kommt es, daß auch jetzt viele umgelautete a, deren Ursprung mehr verwischt ist, mit e geschrieben werden, wie Eltern (von alt), edel (von Adel), Engel (griechisch angelos), Erbe, Heft (haften), Menge (mancher), echt, Held,

Digitized by Google

Hemd, gerben (gar), alle Verben wie brennen und senden, bei denen im Präteritum das ursprüngliche a wieder hervortritt (braunte, sandte), und andres. Niemand denkt daran, diese e, die den ä etymologisch und lautlich völlig gleichstehen, mit a zu vermischen. Die ü und ö treten erst im Mittelhochdeutschen allmählich auf, in manchen Dialekten sind sie überhaupt nicht durchgedrungen. Da sich in unsrer Schriftsprache aber der Umlaut auch durch eine besondre Schreibung, wie sie die gewöhnliche ist, als vollberechtigtes Glied des Alphabets ausweist, so wird es Zeit, dem jahrhundertelang ruhelosen endlich eine Heimstätte anzuweisen. Dadurch wäre die Alphabetisirungsnot mit einem Schlage beseitigt. Andre Völker sind schon mit gutem Beispiel vorangegangen. So folgt im Schwedischen und Dänischen das ä (æ) und ö (ø) am Schluß des Alphabets auf den Buchstaben z (ein ü giebt es nicht). Die mit Ä und Ö anlautenden Wörter stehen also in den Wörterbüchern am Ende beisammen, und demgemäß auch die innerhalb der Wörter vorkommenden ä und ö nach z. Ähnlich sollten wir es auch machen. Welche Stelle den einzelnen Umlauten angewiesen wird, ob sie alle an den Schluß gewiesen werden sollen, ob äu auf ä oder auf ü folgen soll, ist ziemlich gleichgiltig, die Hauptsache ist, daß sie von ihren Stammvokalen gesondert behandelt werden.

Unser Vorschlag geht also dahin: man alphabetisire stets nur genau nach den geschriebenen Buchstaben, bringe also alle ae, oe, ue, aen an den ihnen darnach zukommenden Stellen ohne Rücksicht darauf, wie sie lauten; den mit eignen Buchstaben geschriebenen ä, ö, ü, äu weise man auch eigne Stellen an und mische sie nicht mit andern Buchstaben durcheinander. Die größern in Frage kommenden Verlagshandlungen und Druckereien müßten mit einander verabreden, diese Neuerung einzuführen. Das Publikum würde sich bald und gern daran gewöhnen.

Musikalische Lichtblicke. Unser Volksleben pflegt von den Grenzboten keineswegs rosarot auf Goldgrund geschildert zu werden. Der stadt- und landkundige Herr „Fritz Anders“ hat sich sogar in verschiednen hohen und niedern Gesellschaftskreisen, die nicht immer mit seinen Aufnahmen zufrieden sind, den heute sehr modernen Ruf eines „Elendmalers“ erworben. Gleichwohl würde ein neuer Harun al Raschid auf seinen Inspektionsreisen im Inkognito noch immer des Tröstlichen und Erfreulichen genug auch im Tagesleben des deutschen Volkes — soweit die deutsche Zunge klingt — auffinden können. Freilich müßte er auch ein Harun al Raschid sein — wir wollen damit nicht sagen, daß Herr Fritz Anders es nicht geworden wäre, „wenn er das Unglück gehabt hätte, als Kalif geboren zu werden.“ Er müßte wirklich meistens da anklopfen, wo er am wenigsten erwartet, und die Abdallahs, Mirzas und Jussufs, die Könige in der Hütte, die Weisen im schlichten Arbeitsrock würden auch hierzulande nicht fehlen.

Wir möchten uns die Erlaubnis erbitten, die Augen und soweit das edle, leider meist wenig „entwickelte“ Gehörorgan vorhanden ist, die Ohren unsers der Sensation nicht abholden Publikums auf ein Ereignis hinzulenken, das so sensationell genannt werden muß, daß dagegen Kammerreden, Prätendentenstreiche und Selbstmorde, ja vielleicht sogar Handelsverträge als ziemlich alltäglicher Kram vor dem Richterstuhl der Welt verschwinden müssen. In einer kleinen, rußigen, rauchigen, von Cyklopen und ihrer modernen Abart, den „Chacharen“ gehüteten Stadt des äußersten Kümmeriens, kurz in jenem berufenen Winkel des Reichs, den die Goethische Geisteskarte als „fern von gebildeten Menschen“ den Zeitgenossen ankündigt, ist das größte, schwerste, gewaltigste Meisterwerk der großen, schweren, gewaltigen deutschen Musik, ist Beethovens hohe Messe in D, ist die Missa solemnis wirklich und wahrhaftig aus eigner Kraft und wirklich und wahrhaftig im Geiste des Meisters und im Geiste der deutschen Musik aufgeführt worden. Aufgeführt

Digitized by Google

vor einer wiederholt herbeigeströmten, den Ramm bis zum äußersten Winkel füllenden andächtigen Gemeinde. Die Thatsache steht unzweifelhaft fest. Wer es nicht glaubt, der möge sich erkundigen, und diese Blätter, die gerne den Ruf einer treuen und klaren Geschichtsquelle verdienen möchten, halten sie darum fest den Nachkommen zur Stärkung und Nacheiferung.

Der höchst orientirte und feuilletonistisch geschulte Herr Lehmann schüttelt vielleicht dazu seinen politischen Kopf und sagt: Eh, det is heutzutage keen Kunststück! O höchst orientirter und feuilletonistisch geschulter Herr Lehmann, halte deinen politischen Kopf (am besten so, daß die Denkerstirn ein wenig nach unten kommt), halte auch für einige Zeit deinen Berlinischen Mund und glaube: Es ist wirklich ein Kunststück. Und mehr als das, es ist eine Kunstleistung ersten Ranges. Es ist das Ergebnis eines ganzen, schlichten und kränzelosen, aber unermüdet dem Höchsten zugewendeten Künstlerlebens. Bedenke, Lehmann! Jahrzehnte hindurch hat, während du dich feuilletonistisch schultest und politisch orientirtest, ein ernster willensstarker und glaubensfreudiger Mann Tag für Tag vierzehn Stunden sich geplagt — denn für den Künstler giebt es keinen achtstündigen Arbeitstag —, mit dem kleinlichsten, mühsamsten, entsagungsschwersten Tagewerk sich geplagt, das du jedenfalls für weit unter deiner Würde hältst. Er hat Generationen von Schülern herangebildet, Männlein und Weiblein, nicht immer Edelkeime, sondern meist recht widerspenstige Naturwurzeln, unpräparirtes wildes, sprödes Zeug, wie es dort eben die Natur aus ihren rauchigen, rußigen Händen entläßt. Nicht nach dem Maßstabe der Massenzüchtung! Sondern wie der gute Gärtner, hat er sich hinter jede einzelne Wurzel gestellt, darauf geachtet, daß sie ins richtige Erdreich komme, den nötigen Sonnenschein und das oft noch nötigere Ungewitter erhalte, und so dem zähesten Keime das Blütchen, die Frucht, die jeweilig in ihm lag, heldenmütig abgerungen. Er hat erreicht, daß im Umkreise nicht von Meilen, sondern von Provinzen — und nicht nur deutschen Provinzen — von hunderten und aberhunderten meist recht bescheidnen Klavieren das „Gebet einer Jungfrau" und das „Erwachen des Löwen" verschwand und der großen Klavierlitteratur, von Scarlatti und Bach über Beethoven bis Schumann und Brahms Platz machte; daß dort aus vielen, vielen Dutzenden frischer Mädchenkehlen statt „Ach ich hab sie ja nur auf die Schulter geküßt" und „Komm herab o Madonna Theresa" die Weisen Schuberts, Robert Franzens und ihrer Chorverwandten erklingen. Und damit nicht genug! Auch diese zerstreuten, nicht übermäßig hoffnungerweckenden Kunstsprossen regte er an, sich freudig zum Verein zu sammeln. Klein, aussichtslos fing er an. Mühselig, opferschwer hat er die Jahre hindurch gerungen, gerungen, ein Mann allein, nicht nur gegen Böswilligkeit und Verkennung, sondern was dem, der in der Sache lebt, allein furchtbar ist: gegen Kälte und Gleichheit. So tausendmal am Dirigentenpulte zu stehen und von Meilen in der Runde die Schar zusammenzutrommeln, zusammenzuhalten und zusammenzufügen, Weiblein und, was hier mehr sagen will, Männlein, künstlerisch allein, als Einzelner unter Karduchen und Massageten — wer es vermag, der ermesse die Schwierigkeit solch einer künstlerischen Anabasis! So hat er die Seinen von Stufe zu Stufe geführt, von Palästrina, Orlando und Gallus bis Mendelssohn und Friedrich Kiel, von Händel, Bach und Haydn bis zu Brahms Requiem — immer τὴν ὁδὸν ἄνω, den Weg hinauf. Nun steht er mit seinen anderthalbhundert Choristen aus zehn Meilen im Geviert, seinen kombinirten „Militär- und Stadtkapellen" da, wo sich ein hauptstädtischer Dirigent mit seinem traditionell geschulten Chor und seinem Hoforchester sich nur selten hintraut: auf der Höhe der Darstellung eines Werkes, das dem schwindelfreiesten unsrer großen Orchesterführer das Bangen des Schülers abnötigt! Was gesellschaftlich für eine Summe von Voraussetzungen und Folgen hinter dieser

Digitized by Google

Thatsache steht, was sie für Ausblicke eröffnet, welche positive soziale Macht sie in sich trägt, das wollen wir hier nicht ausführen. Auch nicht von den Kronen wollen wir reden, die derartigen Verdiensten gebühren. Wir überlassen das denen, denen es zusteht, sie dafür bereit zu halten. Wir fühlen, sie können nicht von dieser Welt sein:

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille;
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

Nur ein Wort noch an Herrn Lehmann. Wir hören, er hat einen Sohn in Berlin, der ein jetzt sogenannter „einsamer Mensch" ist, d. h. einen „Titanen" vorstellt und täglich seine himmelstürmenden Kräfte dazu aufwendet, die „Moderne" zu erstreben, die selbstverständlich in Zürich Philosophie studirt hat, an ihn glaubt, ihn einzig versteht und nicht, wie seine Frau, mit ihm verheiratet ist. Herr Lehmann junior, es giebt nur ein Mittel, daß auch wir andern, außer der „Modernen," die Sie bereits versteht, an ihre „titanischen" Kräfte glauben sollen! Gehen Sie nach K* in Kimmerien und studiren Sie dort als wirklich „einsamer Mensch" ein Menschenalter hindurch die Missa solemnis ein!

1891 um die Jahreswende und zwar am heiligen Abend.

Florestan und Eusebius.

Litteratur

Fürst Bismarck, Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers von Horst Kohl. 1. Band. 1815—1871. Leipzig, 1891. Rengersche Buchhandlung. Preis 18 Mark.

Auf ein ganz eigenartiges Werk der Bismarck-Litteratur können wir heute unsre Leser aufmerksam machen. Der durch sein Bismarck-Gedenkbuch bekannte Dr. H. Kohl hat die für die urkundliche Geschichte von Kaisern und Päpsten, weltlichen und geistlichen Fürsten des Mittelalters übliche Regestenform auf den ersten deutschen Reichskanzler angewandt. Jahr für Jahr, ja Tag für Tag verzeichnet er, was aus Bismarcks Leben für Bismarck und die Zeitgeschichte bedeutsam erscheint. Mit erstaunlichem, von Liebe und Verehrung beseeltem Fleiße hat er dazu, gewiß in jahrelanger Arbeit, gesammelt, was ihm Zeitungen, diplomatische Berichte, parlamentarische Verhandlungen (des vereinigten Landtags, des preußischen Landtags, des Erfurter Parlaments, des Reichstags), Berichte über Reisen und Gespräche, Privatbriefe, die gesamte in- und ausländische Bismarck-

Digitized by Google

litteratur, auch Schmäh- und Drohschriften ꝛc. boten; die gewaltige Stoffmasse hat er mit wissenschaftlicher Gründlichkeit gesichtet und geprüft, die so gewonnenen Angaben einzeln unter dem Tagesdatum vermerkt und allem wichtigern die Quelle beigefügt, der sie entnommen sind. Von gedrucktem Material hat er wohl nichts unverwertet gelassen, außerdem aber konnte er eine Reihe ungedruckter Briefe im Privatbesitze des Kammerherrn von Bismarck-Külz, der Fr. v. Arnim-Kröchlendorf geb. v. Bismarck und Fr. von Blankenburg verzeichnen. Trotzdem mußte das Werk, wie der Verfasser selbst sagt, deshalb unvollständig bleiben, weil tausende von Depeschen, Denkschriften, Briefen, Noten, Anträgen u. s. w. der öffentlichen Kenntnis noch vorenthalten bleiben müssen und noch für Jahrzehnte, vielleicht für immer im Schooße der geheimen Archive verborgen gehalten werden. Mit dieser nun einmal unvermeidlichen Einschränkung hat der Verfasser sein Ziel erreicht, nämlich „das Material zu sammeln, aus welchem dereinst, wenn die Zeit gekommen sein wird, ein berufener Historiker die Bausteine gewinnen mag, deren er für ein würdiges biographisches Denkmal bedarf." So ist unzweifelhaft zunächst ein unschätzbares Quellenwerk für die historische Erforschung des 19. Jahrhunderts entstanden, aber wir meinen, daß sich der Wert des Werkes nicht darauf beschränkte. Er würde darauf beschränkt sein, wenn es nur angäbe, wo eine Rede, ein Brief, ein Bericht, eine Schmähschrift ꝛc. gedruckt zu finden ist; aber es bietet mehr, indem wichtige Reden, Briefe, Berichte, Depeschen ꝛc ganz oder in ihren bezeichnendsten Stellen wörtlich wiedergegeben, treffende Kernworte, geistvolle Wendungen, scharfe Witzworte aufgenommen sind. Es wird nirgends in dem Buch über Bismarck geredet, aber Bismarck redet selbst, und dadurch lernen wir seinen Charakter, seine politischen Ziele, seine wirtschaftlichen Anschauungen, seine diplomatischen Maßnahmen, sein gewaltiges Ringen gegen alle Hindernisse bis zur Vollendung der deutschen Einheit schließlich besser kennen, als durch alles Reden über ihn. Außerdem erhalten wir auch in sein Gemütsleben, in sein Familienleben tiefe Einblicke; dadurch wird das Buch auch für den Nichthistoriker wertvoll. Dem Politiker wird es ein reichhaltiges Hilfs- und Lernbuch sein; jeder Deutsche aber sollte gerade in einer Zeit, wo das Für und Wider fast mit der Schärfe eines „Hie Welf, hie Waibling" in tranrigster Weise das Bild Bismarcks zu verzeichnen droht, ein Werk mit Freuden begrüßen, das nur die urkundlichen Thatsachen sprechen läßt. Das Auge wird von der Parteibrille befreit, der historische Bismarck steigt von selbst riesengroß aus diesen Dokumenten empor, und gerade weil jedes Lob und jeder Tadel fehlt, wird wohl auch der Wunsch des Verfassers der Erfüllung näher geführt, daß trotz aller Parteigegensätze „der Mann, der sich im deutschen Reiche selbst ein Denkmal — Gott gebe! von unvergänglicher Dauer errichtet hat, jedem Deutschen ein Gegenstand der Verehrung und huldigender Liebe sein möchte." —

Der vorliegende erste Band zerfällt in zwei Abschnitte mit den Überschriften 1) 1815—1862 Jugend und Wanderjahre. Herr v. Bismarck als Abgeordneter und als Gesandter. 2) 1862—1871 Verfassungskonflikt und Lösung der deutschen Frage durch die Kriege gegen Dänemark, Österreich und Frankreich. Er schließt mit der Erhebung des Grafen Bismarck in den Fürstenstand. Ein zweiter Band soll mit der Entlassung des Fürsten enden. Die Ausstattung des Buches gereicht der Verlagshandlung zu hohem Lobe.

Sozialdemokratie und Sozialliberalismus. Von Theodor Hertzka. Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1891.

In Form einer Kritik des sozialdemokratischen Programms giebt dieses Schriftchen einen kurzen Abriß der im „Freiland" ausführlich entwickelten Ideen

Digitized by Google

des Verfassers. Nur auf dem Boden völlig schrankenloser individueller Freiheit, glaubt dieser, könne und werde das Paradies erblühen, das die Sozialdemokraten mit mehr oder weniger kommunistischem Zwange zu pflanzen gedenken. Den Sozialdemokraten weist er zwar ihre Unvernunft nach, erklärt sie aber für verhältnismäßig harmlos; denn vor der Unvernunft der Anhänger des Bestehenden habe die der Sozialdemokraten den großen Vorzug voraus, daß sie nicht verwirklicht werden könne, während jene nicht allein möglich, sondern auch wirklich sei; nicht durch größere Klugheit, sondern nur durch ihre Kaltherzigkeit unterschieden sich die Ordnungsparteien von den Revolutionären. Das Hauptverdienst Hertzkas besteht darin, den Widerspruch zwischen der unermeßlichen Produktionskraft unsrer Zeit und dem Gütermangel, unter dem die Mehrzahl der Menschen seufzt, noch schärfer beleuchtet zu haben als Rodbertus. Außerdem findet man bei ihm manchen praktisch brauchbaren Gedanken und eine vortreffliche Kritik der Tauschwerttheorie von Smith, Ricardo und Marx. Der Hauptfehler seiner Utopie liegt, wie gewöhnlich bei Utopien, auf der psychologischen Seite. Mit Adam Smith erwartet er, daß bei wirklicher Befreiung des Individuums von allen gesetzlichen und sonstigen Fesseln die vielbeklagte Anarchie der Produktion von selbst der schönsten Ordnung weichen werde, indem sich jeder stets beeilen werde, gerade die Dinge und nur diese zu erzeugen, die im Augenblick am nötigsten gebraucht werden; denn welche am nötigsten seien, das zeige jederzeit die Preissteigerung an, und zu einem andern Zwecke, als um möglichst hohen Gewinn herauszuschlagen, produzire doch niemand. Hertzka irrt, wenn er meint, jedermann sei stets bereit, seine Berufsarbeit hinzuwerfen und dorthin zu rennen, wo ein paar Thaler Mehrgewinn winken. Nicht bloß bei geistigen Arbeiten, wie er selbst zugiebt, sondern auch beim Handwerk, namentlich aber bei Ackerbau und Viehzucht, ja sogar bei verschiedenen Arten persönlicher Dienstleistung entwickelt sich eine starke Anhänglichkeit an den Beruf und an die Verhältnisse, die sich bei Ausübung der Berufsarbeit gebildet haben, an die Einrichtungen, die sich der Arbeitende dabei geschaffen hat, an die Menschen, mit denen ihn seine Berufsarbeit verbindet. Und abgesehen von den edlern Empfindungen des Gemütes, aus denen solche Anhänglichkeiten erwachsen, ist doch die Macht der Trägheit nicht zu unterschätzen; Leute von solcher Elastizität, daß sie sich mit Leichtigkeit in jede beliebige Beschäftigung hineinfinden, Leute, die heute Roggen, morgen Hammel, übermorgen ebensogern Damenhüte oder Schuhwichse, zuletzt mit gleich großem Vergnügen Romane, Schnaps oder Leitartikel „produziren", gehören in unserm „schwerfälligen" deutschen Volke zu den Seltenheiten, und wir rechnens ihm zur Ehre an. Endlich verlangt doch auch jede Berufsarbeit eine wenigstens kurze Lehrzeit. Hertzka sieht die Arbeit nicht mit deutschen, sondern mit amerikanisch-semitischen Augen an.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Seltsame Fortschritte

Die politische Zukunft vorauszusagen hütet sich wohl jeder, der das nicht als unkonzessionirtes und steuerfreies Gewerbe in Versammlungen und Zeitungen betreibt; denn wie die tägliche Erfahrung lehrt, macht sich die Geschichte gern das Vergnügen, die Propheten Lügen zu strafen. Natürlich lassen sich die Wahrsager von Beruf dadurch nicht irre machen, da ja das programmwidrige Verhalten der Geschichte nicht ihre Schuld ist. Und auch wir andern sind unter zwei Augen nicht immer so vorsichtig, wie vor Zeugen. Erwägt man die Ereignisse des Tages, so läßt man sich leicht zu Schlußfolgerungen verleiten, um hinterher wenigstens nur vor sich selbst beschämt zu werden. Wenn nun der Schreiber dieser Zeilen freiwillig bekennt, die neuesten Wendungen und Wandlungen ganz und gar nicht vorausgesehen zu haben, so thut er das in der — diesmal wohl kaum trügenden — Voraussetzung, sich zahlreicher Leidensgefährten zu erfreuen.

Um zuerst etwas weiter zurückzugreifen: ob wohl von allen, die das Jahr 1844 schon mit Bewußtsein erlebt haben, irgendeiner damals geglaubt haben mag, daß das Schauspiel der Ausstellung des sogenannten heiligen Rockes in Trier noch eine Wiederholung erfahren werde? Schwerlich! Tagesblätter aus jener Zeit bekunden, welche Aufregung damals ganz Deutschland ergriffen hatte. Man faßte den Einfall des streitbaren Bischofs Arnoldi (der 1836 zum Nachfolger des milden Hommer zum Bischof gewählt, aber erst 1842 von Friedrich Wilhelm IV. bestätigt worden war), das seit einem Menschenleben in Vergessenheit geratene Kleid wieder auszustellen, als eine Herausforderung nicht nur des Protestantismus. Entrüstung flammte überall auf neben den Ausbrüchen des bittern Hohnes, der Orientalist Gildemeister und der Historiker

Digitized by Google

Sybel zerstörten gründlich die Legende von der Auffindung und Sendung des Rockes durch die heilige Helena, die Sage von Orendel wurde neu untersucht, die katholische Gemeinde zu Schneidemühl sagte sich mit ihrem Pfarrer Czerski von der „Römischen Hofkirche" los, Ronge erließ in den „Sächsischen Vaterlandsblättern" sein berühmtes Sendschreiben an den Bischof, es entstanden die deutschkatholischen Gemeinden, und wie Gervinus knüpften noch viele an diese Bewegung die Hoffnung auf endgiltige Befreiung Deutschlands von der römischen Herrschaft — eine Hoffnung, die damals noch weniger Boden hatte als 1871, wo doch viel bedeutendere Männer und auf viel schwereren Anlaß hin mit dem Papsttum brachen. An der Gleichgiltigkeit scheiterte die eine wie die andre Bewegung. Ein kleines Erlebnis ist mir als charakteristisch in Erinnerung geblieben. Vier Jahre nach der Rockausstellung besuchte ich Trier. Nach einem Tage, der den Altertümern und den Naturschönheiten gewidmet war, geriet ich in einem Bierhause in eine Gesellschaft munterer junger Leute, die bald vom Gespräche zum Gesange übergingen und nach dem mir noch im Ohre klingenden „Dort wo der Vater Rhein mit seinen Wellen so mancher Burg bemooste Trümmer grüßt," dem „Wirtshaus an der Lahn" und ähnlichen harmlosen Liedern anstimmten: „Freifrau von Droste-Vischering nach Trier zum heiligen Rocke ging." Mein Staunen, diese Spottverse gerade an diesem Orte zu vernehmen, wurde mir mit Lachen beantwortet und mit Anekdoten aus der Zeit des großen Rummels und Erzählungen von den großen Geschäften, die mit „angerührten," d. h. beim Vorübergehen an den wunderthätigen Rock gehaltenen Gegenständen gemacht worden seien; ein anwesender Tabakhändler mußte sich im Scherz nachsagen lassen, er habe angerührte Cigarren verkauft u. dgl. m. Ich dachte an das Sprichwort, daß am wenigsten Glauben in der Nähe des Papstes zu finden sei.

So groß scheint diesmal das Geschäft nicht gewesen zu sein, aber man hat sich auswärts wenig darum gekümmert, daß wieder ein der Regierung genehmer Bischof den Augenblick für eine Kraftprobe und Heerschau passend gefunden hat. Von dem eigentlichen Gegenstande der Verehrung ist wenig die Rede gewesen: „ungenähte Röcke" sind seitdem in Ägypten in solcher Menge ausgegraben worden, daß alle Museen damit versorgt werden könnten; keine „kritischen Schneider," wie dereinst Gildemeister und Sybel gescholten worden waren, untersuchten die Geschichte des Gewebes, und kein Guido Görres hat, soviel bekannt, die neue „Gottesfahrt nach Trier" besungen. Man ereiferte sich weder für noch gegen, triumphirte nicht und spottete nicht, nahm drüben in dem Gefühl der neu befestigten Macht, hüben in Bescheidenheit das Ereignis gelassen hin — wie das Zeugnis, daß der personifizirte Störenfried Windthorst sich um das Reich wohlverdient gemacht habe. Wir sind eben fortgeschritten in Erkenntnis und guter Zucht.

Und abermals: wer, der noch ein Gedächtnis hat, würde es für möglich

Digitized by Google

gehalten haben, daß es die Polen wie in Österreich, so in Preußen zur Regierungsfähigkeit bringen könnten? Die Erfolge der versöhnlichen Politik Friedrich Wilhelms IV. sind ja wohl allgemein deutlich in Erinnerung. Er gab das Flottwellsche System auf, allmählich einen zuverlässigen deutschen Stock von Grundbesitzern in der Provinz Posen zu schaffen, hoffte den Adel durch Vertrauen zu gewinnen und sah sich dafür durch die Verschwörungen und Putsche in den Jahren 1845 und 1846 belohnt. Der 20. März 1848 befreite die Rädelsführer Mieroslawski und Konsorten aus dem Gefängnis, der unzurechnungsfähige Teil der Berliner führte die Freiheitshelden im Triumph durch die Stadt, und sofort brach der Aufstand in Posen aus. Die weitestgehenden Zugeständnisse nützten nichts, General Pfuel mußte den Scharen Mieroslawskis förmliche Schlachten liefern, um das Land dem preußischen Staate zu erhalten und die deutschen Bewohner vor den zügellosen fanatisirten Rotten zu schützen. Die Absicht, Posen, wie ehedem Krakau, zum Hauptquartiere zu machen, von dem aus Erhebungen gegen die russische Herrschaft geleitet werden könnten, war gescheitert, die Haltung Preußens während des orientalischen Krieges 1853—1856 ließ die Polen ihre Hoffnung auf Österreich setzen, und die Galizier haben bekanntlich mit viel diplomatischem Geschick in dem Kampfe der nationalen und der politischen Parteien des Kaiserstaates zu laviren verstanden, daß sie bald als Stütze des Ministeriums, bald im Bunde mit den Slawen, bald mit den Deutschen alles durchsetzen, und daß jede Partei ihre Bundesgenossenschaft suchen muß. Haben sie deshalb ihre nationalen Träume abgeschworen, verzichtet auf die Wiederherstellung des polnischen Reiches „vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee“? Das glaubt niemand, und sie hüten sich wohl, irgendwelche Verpflichtungen für die Zukunft zu übernehmen. Sollten die preußischen Polen plötzlich polnischredende Preußen geworden sein? Man lese die Reichstags- und Kammerverhandlungen nach, man denke an den Grafen Ledochowski! Was die jetzige Zurückhaltung zu bedeuten hat, lehrt eben das Beispiel ihrer Stammesgenossen in Galizien. Deutsche giebt es dort dem Anschein nach gar nicht mehr, die große Masse der Ruthenen ist mundtot gemacht, das Wort führen Polen und Juden, die sich dort ebenso dem herrschenden Stamme anschmiegen, wie in Ungarn. Die Polen sondern sich auch in Parteien, aber ob sie nun Aristokraten oder Demokraten sind, in zwei Beziehungen besteht wohl Übereinstimmung zwischen ihnen: sie bleiben treue Diener der römischen Kirche und — harren besserer Zeiten. Sie sind klüger als die Tschechen, führen nicht immer das unabhängige Königreich und den Haß gegen das Deutschtum im Munde, aber ihre Revolutionsfeier und das anspruchsvolle Auftreten des polnischen Elements in Schlesien verraten zur Genüge das Festhalten an den alten Bestrebungen. Das Beispiel ist allerdings verlockend für andre Polen. Und wenn unsre Beziehungen zu Rußland ein für allemal feindnachbarlich werden sollen, so giebt es dafür gewiß kein besseres Mittel, als die Polen auch in unserm

Digitized by Google

Teile des Grenzlandes zu Herren zu machen. Das wäre denn auch ein Fortschritt.

Viel wichtiger ist freilich, daß der monarchische Geist, der durch die Gründung des neuen deutschen Reiches in der ganzen Welt neu gekräftigt zu sein schien, sichtlich überall im Rückgang ist. Jener Republikanismus, der durch das Lesen der römischen Schriftsteller genährt wurde, und dem mancher friedfertige Lehrer in platonischer Liebe anhing, war weggewischt, die große Zeit wirkte gewaltiger noch auf die Jugend als auf das Geschlecht ein, das mitgekämpft oder mit Begeisterung die Kämpfe mit erlebt hatte, und die Kämpfe, die die Notschöpfung der französischen Republik erschütterten, die einmal sehr nahe gerückte Möglichkeit, daß ein Mensch wie Boulanger Herr der Geschicke Frankreichs werden konnte, waren nicht geeignet, die alte Schwärmerei für republikanische Freiheit wieder zu erwecken — zu schweigen von dem, was jenseits des Ozeans zu beobachten war.

Woher nun der Umschwung, den nicht leugnen kann, wer nicht absichtlich die Augen schließt? Daß die Entwicklung der Dinge unter der Präsidentschaft Carnots das Urteil beeinflußt hat, unterliegt keinem Zweifel. Aber die Wahrnehmung, daß sich auch eine Republik geordneter Zustände erfreuen kann, würde nicht hingereicht haben ohne das Entgegenkommen von andrer Seite. In wahrhaft erschreckender Weise mehren sich die Fälle, die den Glauben an das monarchische Prinzip zu untergraben geeignet sind. Wenn die Zeitungsblätter immer aufs neue zu berichten wissen, wie Angehörige fürstlicher Häuser — und nicht allein hinten weit in der Türkei — sich alles Pflichtgefühls entäußern, sich an kein Sittengesetz gebunden erachten, so kann man sagen, das seien Ausnahmen, und solche Ausnahmen seien immer vorgekommen, nur komme alles heutzutage in die Öffentlichkeit. Doch wissen das die Betreffenden ja auch, auch sie bedienen sich dann und wann der „Organe der öffentlichen Meinung," ziehen wohl gar selbst ans helle Licht, was im Schoße der Familie ausgetragen werden sollte. Darin gerade äußert sich die Verachtung des Urteils der Welt, und damit werden dem monarchischen Gefühl die tiefsten Wunden geschlagen.

Mitunter wird einem zu Mute, als sollten wir die Zeit vor hundert Jahren noch einmal durchleben, und wer die ersten Jahrzehnte mit den letzten vergleicht, könnte zu dem Schlusse kommen, Niederlagen seien den Siegen vorzuziehen. Der kategorische Imperativ, die strenge Selbstzucht, der Satz Hegels, daß nur der gebieten könne, der gehorchen gelernt hat, sind aus der Mode. Die ungebändigte, die rohe Natur wird in Dichtung und Kunst auf den Thron gehoben, und Mütter, die sich vor dem Kultus der Gemeinheit entsetzen, glauben doch, dem Evangelium Jean Jacques Rousseaus folgen zu müssen. Gewissenlose Volksverführer malen den Besitzlosen ein Utopien vor, an das sie selbst nicht glauben können, und hetzen sie zum Umsturz der Gesellschaft auf. Und dem gegenüber erhebt sich wieder der Grundsatz: „Alles für das Volk, nichts

Digitized by Google

durch das Volk." Und seltsam, der Fürst, der vor hundert Jahren aus voller Überzeugung seine Völker wider ihren Willen auf seine Façon glücklich machen wollte und, nachdem sich in diesem Bemühen seine Kraft aufgezehrt hatte, sein Lebenswerk scheitern sehen mußte, Joseph II., wird noch immer von freisinnigen Deutschen als das Ideal eines Herrschers verehrt. Vor dreißig Jahren sprach der Historiker Ottokar Lorenz sein Erstaunen darüber aus, daß „einige nicht müde würden, jenes Kaisers höchst verderblichen Regierungsmaximen Weihrauch zu streuen." Und obgleich in der Zwischenzeit so viel neues Material zur Charakteristik des unglücklichen Monarchen zu Tage gefördert worden ist, wollen noch heute nur wenige einsehen, wie sehr gerade die zur Durchführung seiner guten Absichten angewandten verkehrten Mittel eine gesunde Entwicklung des Staatslebens erschwert haben.

Die angeführten Worte von Lorenz stehen in einer Schrift „Joseph II. und die belgische Revolution," die den Fachgenossen des Verfassers ohne Zweifel wohlbekannt, in weitere Kreise, wenigstens des heutigen Geschlechts, aber schwerlich gedrungen ist und doch so sehr verdiente, gelesen zu werden. Sie teilt die geheimen Instruktionen des Kaisers für den Grafen Murray mit, der im Jahre 1787 als Generalgouverneur der österreichischen Niederlande die Statthalter, Herzog Albert von Sachsen-Teschen und dessen Gemahlin, des Kaisers Schwester Marie Christine, ersetzen mußte, weil sie sich nach des Kaisers Ansicht zu nachgiebig benommen hatten. Für den Verlauf der dortigen Dinge war die Sendung von geringem Belang. Auch Murray entsprach Josephs Erwartungen nicht, in raschem Wechsel folgten ihm Graf Trauttmansdorff und der Irländer General d'Alton, und der Ausgang war, daß der Kaiser, nachdem er sich herbeigelassen hatte, die Vermittlung des von ihm so schroff behandelten Papstes anzurufen, auf dem Sterbebette die aufständischen Belgier als Sieger und das Land für Österreich verloren sah. Bietet der thatsächliche Inhalt der Schrift nichts neues, so sind doch die erwähnten Instruktionen von hohem Werte für Vergangenheit und Gegenwart. Da es sich um die Herrschaft der Habsburger in den Niederlanden handelt, stellt Lorenz in geistvoller Weise die Erhebungen des Volkes unter Philipp II. und unter Joseph II. neben einander und findet, daß die beiden in ihren Zielen den stärksten Gegensatz bildenden Regenten eben als solche doch die größte Ähnlichkeit mit einander haben. Von Philipp II. von Spanien haben es die Zeitgenossen als eine auffallende Eigentümlichkeit seiner Regierung hervorgehoben, daß er die weitläufigen Geschäfte seines Staates in seinem Kabinett besorgte, ohne daß seine Minister ihm dabei hilfreich zur Seite gestanden hätten. An seinem einfachen Schreibpulte liefen die Fäden der Regierung einer halben Welt zusammen, und hier fanden die wichtigsten Fragen ihre Lösung durch die höchstpersönlichen Entschließungen des Königs, von denen niemand sagen konnte oder wissen durfte, welche Menschen und welche Umstände auf sie Einfluß genommen haben. Der

Digitized by Google

König empfängt hier Briefe und beantwortet sie, ohne daß seine Räte und Minister eine Ahnung davon haben, hier prüft er in unermüdlicher Thätigkeit die Vorträge und Bittschriften und entscheidet sie nach seinem alleinigen Wissen und Gewissen, indem er nur die hört und befragt, die ihm in dem einen oder andern Gegenstande persönliches Vertrauen einflößen.

Dieser unsägliche Fleiß und diese ernste Gewissenhaftigkeit in der Erledigung der Geschäfte hatten sich im habsburgischen Hause fortgepflanzt; Ferdinand II. und Leopold I. sind deswegen bewundert worden, und über der liebenswürdigen Weisheit der Kaiserin Maria Theresia und der liberalen Energie und natürlichen Philosophie ihres Sohnes in allerhöchsten Resolutionen, Bemerkungen, Randglossen und Verbesserungen hat, wie der Verfasser bemerkt, die Nachwelt vergessen, daß sich die Form dieser Regierung und das System dieser Entschließungen nicht im mindesten von dem des spanischen Königs unterscheiden. Und als dieser Geist der Bevormundung im achtzehnten wie im sechzehnten Jahrhundert in den Niederlanden auf Widerstand stieß, gab es für Joseph II. wie für Philipp II. nur ein Mittel: rücksichtslose Gewalt, unerbittliche Strenge gegen die Unterthanen, die bei ihrem Glauben und ihrer Verfassung bleiben wollten. Murray erhält ohne Wissen des Fürsten Kaunitz wiederholt bis ins einzelnste ausgearbeitete Vorschriften über militärische Maßnahmen, die zum Teil einander widersprechen, aber nicht undeutlich erkennen lassen, daß dem Kaiser ein Anlaß zu kräftigem Einschreiten ganz willkommen sein würde. Es wiederholt sich da nicht allein das in Konflikten zwischen verschiedenen Staaten oder zwischen Regierung und Regierten so gewöhnliche Spiel, daß der Kaiser versichert, nichts gegen die Landesverfassung unternehmen zu wollen, während er schon im Widerspruch mit dieser das Heranziehen fremder Truppen anbefohlen hat, und die Belgier ebenso friedliche und gesetzliche Absichten kundgeben, sich aber gleichzeitig gegen den Landesherrn bewaffnen; der Kaiser trägt sogar dem Gouverneur ausdrücklich auf, vor jedermann, selbst vor dem Herzog Albert und dem Minister, seine Instruktion strengstens geheimzuhalten, in der eben aufgetragen ist, bei der geringsten insolence gegen die Truppen sofort scharf schießen zu lassen, da es sich darum handle, ein großes Beispiel der Strenge zu geben, in der sogar ein Straßenkampf in Brüssel und die Notwendigkeit eines Rückzuges mit den kaiserlichen Beamten und den Kassen gegen Namur und Luxemburg ins Auge gefaßt sind; und um dieselbe Zeit wird den Ständen die Bereitwilligkeit des Kaisers erklärt, väterlich zu verzeihen und alles Vorgefallne Mißverständnissen zuzuschreiben. Wie dann die Zusammenziehung von frischen Truppen nicht mehr gut zu verheimlichen ist, soll sie dem Publikum damit plausibel gemacht werden, es sei notwendig, den Bürgern und Handwerkern, die ihre Geschäfte vernachlässigen, um Soldaten zu spielen und sich um das allgemeine Wohl zu kümmern, diese Mühen und Kosten abzunehmen: eine Ironie, die von den Brüsselern wohl gewürdigt

Digitized by Google

worden sein wird und thatsächlich durch die Vertreibung der kaiserlichen Truppen beantwortet wurde.

War also das Verfahren völlig gleich, als die Niederländer vom Protestantismus und als sie zum Staatskatholizismus bekehrt werden sollten, so ist dabei doch ein Unterschied sehr bemerkenswert. Der strenggläubige König von Spanien ist berechtigt, sich als unmittelbares Werkzeug der Vorsehung zur Ausrottung der Ketzerei zu betrachten und sich zu diesem Zwecke mit einer Weisheit ausgerüstet zu glauben, die Verstand und Urteil seiner Unterthanen weit überrage; das Widerstreben gegen seine Maßregeln durfte ihm gleichbedeutend sein mit Auflehnung gegen die Gebote Gottes. Der Rationalist auf dem Kaiserthrone dagegen wäre durch diese Theorie in einen unlösbaren Zwiespalt mit sich selbst geraten, und es bleibt für sein Handeln nur eine maßlose Überschätzung seiner persönlichen Einsicht wie seiner Macht als Erklärungsgrund übrig. Und in der That warf ihm schon seine Mutter vor, daß er, der jugendliche Mitregent, dessen Lebensanschauung die Frucht ungeregelter Lektüre war, die Erfahrungen der Kaiserin, die ein Vierteljahrhundert lang unter den schwierigsten Verhältnissen regiert hatte, und ihrer erprobten Räte mit Geringschätzung behandle. Nur zu sehr der Sohn seines Jahrhunderts, hielt er sich für berufen, eine neue Ordnung in allem und jedem einzuführen, und zwar nach einer Schablone für alle die verschiedenen Nationalitäten und Religionsgenossenschaften seines Reiches. Historische Rechte und Rechtsgewohnheiten, Überzeugungen und Sitten galten bei ihm nichts; was nicht mit seinen Überzeugungen übereinstimmte, war ihm Aberglaube, Vorurteil, träges Beharren bei dem Hergebrachten. Gezwungen werden sollten die Völker zur Glückseligkeit nach seiner Manier, und daß die treuesten von ihnen, Tiroler, Ungarn, Belgier, durch seine Ordonnanzen zur Empörung getrieben wurden, kränkte ihn, aber nur, weil er sich verkannt wähnte. Todesmatt zog er die überstürzten Reformgesetze zurück, doch daß er den Irrtum in seinem System eingesehen habe, wird nicht berichtet. Wahrlich, das vielberufne L'état c'est Moi! hatte auch an diesem liberalen Herrscher einen Bekenner.

Daß er wirklich immer das Beste wollte und aufopferungsfähig war, ist nicht zu leugnen, und die Aufhebung der Leibeigenschaft wird ihm immerdar zum Ruhme gereichen. Aber was seine Bewunderer am höchsten preisen, sein revolutionäres Vorgehen in kirchlichen Angelegenheiten, hat genau genommen mehr Unheil angerichtet, als Segen gebracht. Der „Schätzer der Menschen" mißachtete das teuerste Recht des Menschen, die Gewissensfreiheit. An die Stelle des Papstes setzte er sich selbst. Auch den Protestanten gegenüber brachte er es nur zur „Toleranz," sie blieben „Akatholiken," Menschen, die geduldet wurden, obgleich sie vom Katholizismus abgefallen waren; Staatsreligion blieb der Katholizismus, wie er ihn wollte. Die Rücksichtslosigkeit gegen die religiösen Gefühle des größten Teiles seiner Unterthanen, die Übertreibung und absichtliche

Digitized by Google

Härte in der Beseitigung von Mißbräuchen und unnötigen Einrichtungen mußten auch solche Gläubige erbittern, die gegen Mißstände nicht blind waren, und haben bis auf den heutigen Tag den Dunkelmännern Waffen gegen jede vernünftige Reform geliefert. Auf der andern Seite aber ist Joseph II. der eigentliche Begründer jenes Scheinkatholizismus geworden, der sich etwas darauf zu gute thut, allen Glaubensangelegenheiten fernzubleiben, und es für nicht der Mühe wert erklärt, sich persönlich unabhängig zu machen, in Wahrheit nicht den Mut dazu aufbringt. Diese Josephiner und Freidenker tragen die Hauptschuld, daß die Bewegung gegen das Vatikanum erfolglos geblieben ist.

Auch daß er bemüht war, sich zu unterrichten, ist wahr. Er reiste viel in eignen und fremden Ländern, wollte mit eignen Augen sehen. Aber bei seinem Charakter und seinen vorgefaßten Meinungen konnten solche Studien nicht über den Dilettantismus hinausführen. Bezeichnend dafür ist sein oft erzählter Versuch im Pflügen auf einem Acker in Mähren. Und leider glaubte er alles gründlich zu verstehen, was er oberflächlich kennen gelernt hatte.

Um noch einmal zu der belgischen Sache zurückzukehren: die gemäßigte Partei der Stände hatte der Aufforderung des Kaisers gemäß eine Deputation nach Wien geschickt. In Briefen an Murray äußerte er sich außerordentlich anerkennend über die ihm überreichte Denkschrift, befahl jedoch gleichzeitig das gerade Gegenteil von deren Inhalt. Die Stände baten um Aufrechterhaltung der Verfassung, der Kaiser verfügte die Zurücknahme aller Zugeständnisse und ermahnte Murray, sich um das Gerede der Stände nicht zu kümmern. Großen Ärger bereiteten ihm die vielen in Brüssel erschienenen Flugschriften; der Rat von Brabant solle die Verfasser bestrafen und im Falle der Weigerung abgesetzt werden. Die Bevölkerung werde mit der Zeit schon einsehen, daß seine Anordnungen die besten seien. Lorenz legt zum Schlusse den Anhängern des Josephinismus die Frage vor, „warum der Kaiser nicht lieber seine Reformthätigkeit auf die Verfassung in Belgien gelenkt hat, und warum er nicht lieber im Geiste eines Montesquieu vorgegangen ist, als sich durch endlose und nutzlose Ordonnanzen zu erschöpfen?“ Aber es war freilich leichter zu dekretiren, als wahrhaft zu verbessern.

Ob er bei längerer Lebensdauer durch das Mißlingen aller seiner Pläne von dem Glauben an seine Unfehlbarkeit würde bekehrt worden sein — wer kann das sagen! Aber daß nach hundert Jahren — und welchen! — das nach diesem Kaiser benannte System noch immer Verehrer und Verfechter finden kann, das wäre schwer begreiflich, wenn man nicht wüßte, daß so manche Liberalen zwar gern die Worte Uhlands, daß kein irdischer Mann allein in seinen Händen den Reichtum alles Rechtes hält, zitiren, aber sobald die Freiheit, die sie meinen, in Frage kommt, auch den Zwang billigen. Auch das nennt man Fortschritt.

Digitized by Google

Die Bekämpfung der Sozialdemokratie vom pſychologiſchen Standpunkt

Von R. v. Schubert-Soldern

(Schluß)

Man muß aber bei der allgemeinen Bildung überhaupt zwei Seiten unterſcheiden. Die eine betrifft den Verſtand, die andre das Gemüt. Man verlangt von einem wahrhaft gebildeten Menſchen, daß er nicht nur ein beſtimmtes Wiſſen, ſondern auch eine gewiſſe Empfindung in ſittlicher und äſthetiſcher Beziehung beſitze. Der Geſchmack offenbart ſich beſonders in den Beſchäftigungen, die der Erholung gewidmet ſind. In den Vergnügungen vor allem unterſcheidet ſich der gebildete von dem rohen Menſchen. Die äſthetiſche Seite der Bildung darf nicht unterſchätzt werden, ſie iſt auf den Charakter von großem Einfluß, weil Äſthetik und Moral in engem Zuſammenhange ſtehen. Auch liegt ein großer Unterſchied darin, ob die Zeit der Erholung rohem ſinnlichem Genuß oder der Freude am Schönen gewidmet wird. Eine Erholung der erſten Art iſt meiſt nur eine Scheinerholung, die über den Zuſtand der Ermüdung hinwegtäuſcht, ohne ihn zu heben, was vor allem beim Trunke der Fall iſt; in einer Erholung der zweiten Art dagegen, die im Genuß des Schönen beſteht, ruht der Wille und das Begehren aus, man ruht in der Betrachtung des Schönen geiſtig und körperlich, und zugleich wird die Sammlung neuer Kräfte befördert durch die Heiterkeit und Freudigkeit der Stimmung, die eine ſolche Betrachtung erweckt. Der Staat ſollte ſich daher den Vergnügungen ſeiner Mitbürger gegenüber nicht gleichgiltig verhalten, er ſollte dafür ſorgen, daß auch die armen Stände des äſthetiſchen Genuſſes nicht ganz entbehrten; er würde dadurch auch ihren Charakter bilden helfen, weil äſthetiſche Bildung die Roheit des Gefühls abſchleift, wodurch allerdings der ſittliche Charakter noch nicht vollendet erſcheint. Der Staat würde aber auch dadurch die ärmern Klaſſen der Bevölkerung von ſchädlichen Vergnügungen abhalten: was bleibt dem äſthetiſch und ſittlich ungebildeten zur Erholung übrig als der Schnaps?

Was die politiſche Bildung anlangt, ſo kann ſie zum Teil in die allgemeine

Digitized by Google

Bildung aufgenommen, zum Teil in der Nationalökonomie untergebracht werden, die an allen höhern Schulen gelehrt werden sollte. In der erstern kann die Geschichte der Staatsverfassungen und politischen Bewegungen mehr betont werden, während in die Nationalökonomie auch eine Darstellung des ganzen Staatslebens aufgenommen werden kann.

Damit wäre im allgemeinen der Begriff der Bildung festgestellt, denn der Begriff der Berufsbildung braucht nicht näher erörtert zu werden. Der wichtigste Begriff ist jedenfalls der der allgemeinen Bildung, denn sie umfaßt alles Wissen, das vorzugsweise auf den Charakter einwirkt. Deswegen sind auch die Naturwissenschaften zur allgemeinen Bildung nur so weit erforderlich, daß ein gewisser Sinn und ein gewisses Verständnis für das Leben der Natur erweckt wird; sie bergen aber eine große Gefahr in sich, nämlich die: alles nur in seiner Äußerlichkeit aufzufassen, nichts zu schätzen, das nicht äußerlich gemessen und in Zahlen bestimmt werden kann, und die naturwissenschaftliche Methode auf alles anwenden zu wollen. Man kann sagen, die Naturwissenschaften sind der Krebsschaden unsrer heutigen Bildung; sie haben eine Oberflächlichkeit des Denkens auf allen nicht naturwissenschaftlichen Gebieten und eine Äußerlichkeit der Auffassung erzeugt, die sich schon gerächt hat und sich noch schwer rächen wird. Die Sozialdemokratie ist theoretisch ein Kind des naturwissenschaftlichen Materialismus. Sie verkennt vollständig, daß es eine sittliche Rangordnung der Güter giebt, die mit der rein quantitativen und materiellen nicht übereinstimmt. Aber alles Sittliche tritt heutzutage in den Hintergrund, weil die Selbstbeobachtung und Selbsterkenntnis, die einzigen Grundlagen des Verständnisses andrer, über der einseitigen Betonung der Naturwissenschaften fast ganz verloren gegangen sind. Dadurch ist im Publikum ein Unverständnis aller philosophischen Bestrebungen erzeugt worden und eine Verachtung aller Philosophie, die ihrerseits eine Verflachung des Denkens hervorgerufen haben, wie sie kaum jemals vorhanden war. In den besondern Wissensgebieten wird oft Bedeutendes geleistet, aber allgemeine Fragen, die keinem einzelnen Gebiete angehören, werden heutzutage meist mit einer Unklarheit und Oberflächlichkeit behandelt, die erschreckend ist. Und doch sind gerade diese allgemeinen Fragen solche, welche die Massen am meisten bewegen und sich der naturwissenschaftlichen Lösung meist gänzlich entziehen. Man hat vorgezogen, diese unbestimmt zu lassen, sobald sie sich nach naturwissenschaftlicher Methode nicht genau beantworten lassen. So treten die Geisteswissenschaften und vor allen die Philosophie immer mehr in den Hintergrund, und die Angriffe auf das einzige Bollwerk logischer und psychologischer Bildung, das noch vorhanden ist und das mit ihr zugleich historische Bildung verbindet, auf den Unterricht in den klassischen Sprachen, mehren sich und werden mit der Zeit auch seinen Fall herbeiziehen. Doch so muß es kommen, nicht eher wird man sich wieder zur klassischen und philosophischen Bildung zurückwenden, bis die naturwissenschaftliche Methode den innern Zusammenhang alles Wissens

Digitized by Google

und Denkens in Einzelforschungen aufgelöst hat, denen jedes innere und schließlich auch jedes äußere Band fehlen wird. Dann erst wird man zu der Erkenntnis kommen, daß die beste Gewähr für eine tüchtige Fachbildung eine tüchtige Grundlage in der allgemeinen Bildung ist, die allein den Zusammenhang des ganzen Wissens und den Zusammenhang des einzelnen Menschens mit dem ganzen Wissen herstellen und erhalten kann. Denn das einzelne Wissen kann immer nur eine rein äußerliche Gründlichkeit besitzen, die nur vertieft werden kann durch Erforschung seines Zusammenhanges mit dem Ganzen. Ich weiß, daß ich alle diese Worte, die noch zu Anfang dieses Jahrhunderts volles Verständnis gefunden hätten, jetzt in den Wind spreche; ich bin aber überzeugt, daß sie sich in der Zukunft vollständig bewahrheiten werden.

Die allgemeine Bildung aber wird das Ziel zu verfolgen haben, die Vergangenheit als Grundlage der Gegenwart dem Verständnis zu öffnen (Geschichte, klassische Bildung), den Blick auf die Sprache und ihren Zusammenhang mit dem Denken und Fühlen bei sich und den Mitmenschen zu lenken und diesen Zusammenhang kennen zu lehren (Sprachbildung und Litteratur) und schließlich die Freuden und Vergnügungen des Menschen zu läutern, indem sie diese zu einer thatsächlichen körperlichen und geistigen Erholung macht (Kunst und Litteratur).

Es liegt nun im Interesse aller, daß eine möglichst große allgemeine Bildung das Gemeingut aller werde. Es giebt nur zwei Wege, die untern Stände mit ihrem untergeordneten Lose zufrieden zu machen, entweder ihre möglichste Verdummung herbeizuführen, oder aber ihre Einsicht und Bildung so zu heben, daß sie den Abstand zwischen sich und den obern Ständen weniger fühlen. Der Gebildete trägt die schlechtere materielle Lage viel leichter als der Halbgebildete, dessen Gier stets ins Ungemessene strebt; nur der ganz ungebildete trägt sie geduldig wie das liebe Vieh. Daß mit der Bildung der untern Stände eine Hebung ihrer materiellen Lage Hand in Hand gehen muß, versteht sich von selbst; aber diese Hebung kann nicht bis zur Gleichstellung des materiellen Wohlstandes aller fortschreiten, und sie braucht es dann auch nicht, weil die größere allgemeine Bildung die soziale Stellung der untern Stände heben und eine größere gesellschaftliche Gleichheit aller erzeugen muß, die eine Aufbesserung des materiellen Wohlstandes allein niemals wird erreichen können.

Es fragt sich nun, inwieweit der vierte Stand an der allgemeinen Bildung wird teilnehmen können? Es ist klar, daß er ihre Lasten nicht tragen könnte, die ganzen Kosten der Schule müßte der Staat auf sich nehmen. Mit andern Worten: Unterricht und Lehrmittel müßten für jedes Kind unentgeltlich sein. Das alles würde aber derartige Lasten auf die Schultern des Staates laden, daß er bei den heutigen Militärausgaben sie unmöglich ertragen könnte. Erst wenn die Abrüstung ohne Krieg oder nach einem Kriege vollzogen wäre, würde dieser Vorschlag ausführbar sein, indem dann für die Volkserziehung verwendet werden könnte, was heute auf die Erhaltung des Heeres

Digitized by Google

draufgeht. Dagegen sollte der Staat schon jetzt nicht ruhig zusehen, daß die Arbeiterschaft die Sache ihrer Fortbildung selbst in die Hand nimmt, er sollte selbst überall unentgeltliche Fortbildungsschulen für die Arbeiter errichten oder die Arbeitgeber dazu anhalten. Die von den Sozialdemokraten erhaltenen Fortbildungsschulen erziehen ihre Besucher nicht nur wieder zu Sozialdemokraten, sie erziehen sie zum Materialismus, zu jener bodenlos oberflächlichen Denkweise, die auch tiefdenkende naturwissenschaftliche Forscher verworfen haben. Behält die Arbeiterschaft ihre Fortbildung in der Hand, so wird sie eine eigne Art von Bildung und Litteratur im Gegensatz zu der der heutigen Gebildeten entwickeln, sie wird diesen Gegensatz immer mehr vertiefen und schließlich eine unüberbrückbare Kluft zwischen sich und den übrigen Gebildeten schaffen, sie wird die soziale Revolution geistig vorbereiten wie die Philosophen im vorigen Jahrhundert die französische. Der Staat darf nie und nirgends die öffentliche Erziehung aus der Hand geben, denn dadurch begiebt er sich des einzigen Mittels, auf das nachfolgende Menschenalter einzuwirken. Vielleicht ist es schon zu spät, auf die Arbeiter erziehend einwirken zu wollen, weil ihr Mißtrauen gegen den Staat schon zu groß ist; jedenfalls wird es zu spät werden, wenn man noch lange zögert.

Vorläufig wären staatliche unentgeltliche Fortbildungsschulen für die Arbeiter das, was zunächst anzustreben wäre. Das Endziel aber, das allerdings sehr in der Ferne liegt, wäre eine unentgeltliche Schule für alle herzustellen, in der neben der Elementarbildung fast ausschließlich die allgemeine Bildung berücksichtigt werden müßte. Eine noch so gute Fachbildung wird niemanden zum gebildeten Manne machen, weil sie ihm jene Vielseitigkeit des Denkens und Fühlens nicht geben kann, die ihm die allgemeine Bildung verleiht. Der tüchtigste Fachmann kann ja bekanntlich, wenn er nur Fachmann ist, oft die größte Geistesbeschränktheit zeigen. Gerade aber eine Vielseitigkeit des Denkens und Fühlens verbunden mit der Fähigkeit, einen allgemeinen Standpunkt einzunehmen, ist die erste Forderung seinem gesellschaftlichen Verkehrs.

Es wird aber weiter wünschenswert sein, daß alle (mit Ausnahme der gelehrten Stände) den Grundlagen nach dieselbe allgemeine Bildung besitzen; nur dann können sich alle, soweit sie in dem Grade ihrer Bildung übereinstimmen, auch als gesellschaftlich gleichberechtigt ansehen, so verschieden auch sonst ihre Stellung und ihr Vermögen sein mag. Daß dadurch keineswegs eine ganz gleiche Bildung aller bewirkt werden würde, ist einleuchtend; die Vermögenden würden außerhalb der Schule und nach deren Vollendung ihre Bildung erweitern, sie würden in der ästhetischen Bildung ihrer größern Mittel wegen allen voranstehen. Es ist aber auch gar nicht wünschenswert, daß die allgemeine Bildung aller durchweg gleichartig sei. Alle Ungleichheit wirkt anspannend und belebend, wo sie nicht zu groß ist; wo sie fehlt, tritt Versumpfung ein. Es würde daher genügen, wenn die Grundlage der allgemeinen Bildung für

Digitized by Google

alle dieselbe wäre, wodurch der Unterschied darin gemäßigt, jedoch nicht aufgehoben werden würde. Unter dieser Grundlage der allgemeinen Bildung verstehe ich jedoch nicht die Elementarbildung; sie ist nicht die Grundlage, sondern die Voraussetzung jeder Bildung. Wer sich die Elementarbildung angeeignet hat, erwirbt dadurch erst die Fähigkeit, sich die Grundlagen der allgemeinen Bildung anzueignen. Was aber heute in den Volksschulen gelehrt wird, geht nur in höchst ungenügender Weise über die Elementarbildung hinaus.

Ein weiterer Vorteil einer solchen allgemeinen Schule wäre auch, daß durch gemeinsames Lernen und gemeinsamen Schulbesuch Freundschaften und Bekanntschaften zwischen Angehörigen verschiedener Stände entstehen würden, was wiederum dazu beitragen müßte, die Kluft zwischen ihnen zu überbrücken. Neben dieser Schule dürfte es dann nur noch eine Gelehrtenschule geben, bestimmt, die Theologen, Juristen, Ärzte und Lehrer vorzubilden. Diese Schule müßte dem heutigen Gymnasium entsprechen. Damit sich aber nicht durch diese Gelehrtenschule wieder ein Gelehrtenproletariat entwickelte, müßte die Schüleraufnahme beschränkt sein; sie müßte sich nach dem statistisch zu bestimmenden Bedürfnis an Theologen, Juristen u. s. w. richten. Sie dürfte nicht unentgeltlich sein, und über die Aufnahme, die von einer bestimmten Klasse der Bürgerschule aus stattfinden müßte, würde die Befähigung der Schüler entscheiden, bei gleicher Befähigung die frühere Anmeldung.

Außer dem Gymnasium dürfte es nur eine allgemeine Bürgerschule geben, die alle Kinder bis zum sechzehnten Jahre zu besuchen hätten. Von dieser Schule aus müßten sich die Schüler entweder unmittelbar einem praktischen Beruf widmen oder in eine Fachschule übertreten. Wo ihre Ausbildung für die Fachschule nicht hinreicht, müßten Vorkurse (besonders am Polytechnikum) errichtet werden, um den Schülern die für ein bestimmtes Fach notwendige Vorbildung zu verschaffen. Der Unterrichtsstoff in der allgemeinen Bürgerschule würde nach den Elementargegenständen die allgemeine Bildung sein, d. h. Geschichte, deutsche Litteratur, die deutsche und eine fremde Sprache, entweder Französisch oder Englisch oder Italienisch. Außerdem müßte überall Unterricht im Zeichnen und im Gesang erteilt werden und in den höhern Klassen in Verbindung mit dem Zeichenunterricht auch in der Kunstgeschichte, und zwar an der Hand von Photographien, wo Museen fehlen. Physik und Naturwissenschaften müßten soweit betrieben werden, daß ein gewisses praktisches Verständnis der Natur und ihrer Gesetze erworben wird. So würde in der Physik hauptsächlich Experimentalphysik zu betreiben, von der mathematischen würden nur die notwendigsten Elemente zu erläutern sein. In den Naturwissenschaften müßte der physiologische und biologische Teil hervorgehoben, die Geologie mehr als die Mineralogie betrieben werden, weil die Gesetze des Entstehens und Vergehens in der Natur wichtiger sind als eine systematische Einteilung und Beschreibung. Das Bildende der Mathematik wird meist überschätzt; es liegt

Digitized by Google

hauptsächlich in ihrer strengen Beweisführung. Es genügt jedenfalls, diese an der niedern Mathematik (mit Ausschluß der Trigonometrie und analytischen Geometrie) gründlich kennen zu lernen. Den Mittelpunkt des Unterrichts müßte aber die Geschichte bilden, und an diese sich auf der einen Seite die Litteratur der Muttersprache, auf der andern der Unterricht in der Muttersprache und einer fremden Sprache anschließen. Denn durch diese Gegenstände wird, wie gesagt, die Kenntnis der Vergangenheit, auf der die Gegenwart fußt, vermittelt und die Erkenntnis des eignen Selbst und der Mitmenschen vorbereitet und die nötige Anleitung dazu gegeben.

Es genügt jedoch nicht, daß der Staat eine allgemeine Bildung durch die Schule erzeugt, er muß auch weiterhin den Sinn für das Ideale erhalten und fördern; das Materielle waltet nicht nur ohnehin im Leben vor, es ist in der letzten Zeit auch durch die Führerrolle, die die Naturwissenschaften in unsrer Kultur übernommen haben, in der Theorie das Herrschende geworden. Der Staat kann dagegen nicht durch eine gewaltsame Eintrichterung idealen (und religiösen) Sinnes ankämpfen; eine solche wird immer nur Ekel und Heuchelei erzeugen. Er kann nur ideale Genüsse und religiöse Erbauung unentgeltlich oder gegen geringes Entgelt und in möglichst reiner Form anbieten. Er wird möglichst viel Kunstsammlungen zu errichten und allgemein zugänglich zu machen haben; er wird für gute öffentliche Musik zu sorgen haben; er wird die Theater möglichst zu unterstützen, für eine große Anzahl billiger Plätze zu sorgen haben, er wird aber auch darauf sehen müssen, daß wirklich gehaltvolle und nicht bloß für den Augenblick berechnete Stücke gegeben werden.

Was die Förderung der Religion anlangt, so muß auch hier jeder Zwang, der nur Widerspruch oder Heuchelei erregt, vermieden werden. Der Staat kann die Religion nur fördern, indem er darüber wacht, daß ihre Priester die nötige Bildung erhalten, daß sie ihr Amt rein verwalten, daß sie die religiösen Lehren in ästhetisch annehmbarer Form und tüchtig durchgebildetem Inhalt darbieten, und daß sie das Sittliche mehr betonen als die Kirchenzucht und die Dogmatik. Im übrigen muß er sich jeder Einmischung in den Glaubensinhalt der einzelnen Bekenntnisse enthalten und auf jeden auch mittelbaren religiösen Zwang gegen die Unterthanen verzichten. Der ideale und daher auch der religiöse Sinn wird durch Zwang stets vernichtet, seine Ausbildung kann nur angeboten und annehmbar gemacht, niemals erzwungen werden.

Aber nicht nur der Staat soll beitragen zur Hebung des vierten Standes, auch die sogenannte bessere Gesellschaft muß es thun. Die bessere Gesellschaft sollte darnach trachten, den sozialen Unterschied zwischen sich und dem vierten Stande durch gegenseitigen Verkehr zu vermindern, um die Unzufriedenheit, die immer wegen eines solchen gesellschaftlichen Unterschiedes entsteht, möglichst zu heben. Dadurch würde der Arbeiter auch gesellig gebildet werden, was ihn wieder vor den rohen Genüssen des Saufens mehr bewahren könnte. Er würde

Digitized by Google

dadurch außerdem gesellschaftliche Selbstbeherrschung und Haltung lernen; Selbstbeherrschung ist aber das erste Erfordernis zu jedem Fortschritt. Durch den gegenseitigen Meinungsaustausch im Verkehr würden auch nicht nur die Bedürfnisse des vierten Standes viel bekannter werden, es würden auch die Gegensätze vielmehr abgeschliffen, es würde gegenseitige Achtung und selbst Freundschaft erzeugt werden. Denn je näher man sich kennen lernt, je mehr man auf die einzelnen Beweggründe der Handlungsweise eines Menschen eingeht, desto mehr gelangt man zu der Erkenntnis, daß ein bestimmter Charakter nicht anders sein kann, als er ist, daß er das Ergebnis der Verhältnisse, Erlebnisse und Anlagen ist. Man lernt Schwächen ertragen, Vorzüge schätzen; stößt man auf einen gar zu verschiednen Charakter, so lernt man sich ohne Haß meiden, sobald man die innere Notwendigkeit eingesehen hat. Dieser Verkehr der bessern Stände mit dem vierten Stande soll aber nicht in der Weise erfolgen, daß Mitglieder des vierten Standes zu den Gesellschaften der bessern Stände herangezogen werden; das wäre wieder nur ein Almosen, eine Gnade für den vierten Stand. Seine Mitglieder würden in einer Ecke stehen, stumm bleiben und froh sein, wenn sie wieder fortgehen könnten. Der Verkehr müßte vielmehr so eingerichtet werden, daß er von beiden Seiten ausginge, daß gewisse gesellige Zusammenkünfte eingerichtet werden, in denen anständige Angehörige aller Stände Zutritt haben und in freien und gleichberechtigten Verkehr mit einander träten. Es würde das große Schwierigkeiten bereiten; vor allem müßte das Mißtrauen des vierten Standes durch die bessern Stände überwunden werden. Es würde anfangs großer gegenseitiger Zwang, Befremdung und Ungeschick in der gesellschaftlichen Behandlung auf beiden Seiten herrschen. Aber eines Versuches wären solche Gesellschaften wert, denn sie würden manche Mißverständnisse zerstreuen, manche Gegensätze mildern. Gleichzeitig sollte aber die Bildung des vierten Standes überhaupt gehoben werden, um den Verkehr mit den bessern Ständen zu erleichtern.

Schließlich müßte die Sozialdemokratie auch durch Hebung des Mittelstandes, besonders des weniger vermögenden, bekämpft werden. Gerade der Mittelstand ist es, der unter allen Auflagen und Preisveränderungen am meisten zu leiden hat und der mit seinem kleinen Kapital am meisten durch die Konkurrenz mit dem Großkapital gedrückt wird. Und doch ist er es, der die eigentliche Kraft des Staates ausmacht, wie die Geschichte aller Länder beweist; denn er hat die verbreitetste Bildung und ist sittlich und physisch am wenigsten verdorben, weil er keinen großen Reichtum hat, der ihm große Ausschweifungen erlaubte. Außerdem ist er, wie gesagt, am meisten dabei interessirt, daß Staat und Gesellschaft blühen, weil er unter allen wirtschaftlichen Krisen und Auflagen am meisten leidet. Wird er noch weiter in seinen Lebensbedingungen herabgedrückt, so kann es gar nicht ausbleiben und ist wohl schon jetzt in gewissem Maße der Fall, daß die Unzufriedenheit in ihm eine solche Größe erreicht, daß ein großer

Digitized by Google

Teil in die Arme der Sozialdemokratie getrieben wird. Gewiß will er die Sozialdemokratie nicht, so lange seine eigne Existenz gesichert erscheint. Aber von dem Augenblick an, wo ihm nicht mehr viel zu verlieren übrig bleibt, kann er durch die Sozialdemokratie nur zu gewinnen glauben; denn ihre Unmöglichkeit sieht nicht ein, wer in ihr seinen Vorteil zu finden hofft. Daß aber schließlich der Mittelstand als solcher aufhört, daß nur wenige Reiche der großen Masse des verarmten Volkes gegenüberstehen, das ist der offen ausgesprochene Wunsch der Sozialdemokratie, denn wenige sind eher zu überwinden als viele. Der Mittelstand bildet die Vermittlung zwischen den obersten Ständen und dem vierten Stande, ohne die sie sich mit voller Schroffheit gegenüberstehen müßten.

Es liegt also im Interesse der Erhaltung der heutigen Gesellschaft, den Mittelstand möglichst von Auflagen zu entlasten, ihn so viel als möglich zu unterstützen, um ihn, wenn notwendig, als Masse der Masse des vierten Standes gegenüberzustellen. Der Mittelstand sollte durch die Steuergesetzgebung begünstigt werden. Nur ein größerer Erwerb und ein höheres Einkommen sollten besteuert werden, diese dann aber im Verhältnis viel stärker, als es heute geschieht. Die indirekte Besteuerung, die gerade die untern und mittlern Kreise am meisten trifft, müßte möglichst beschränkt werden; vielleicht könnte sie in dem Maße aufhören, als der Staat die Einfuhr des Landes an sich zieht. Der Mittelstand müßte aber auch vor allem vor der Ausbeutung durch das Großkapital geschützt werden. Einerseits könnte das schon dadurch geschehen, daß der Staat durch Übernahme der Einfuhr die Preise der notwendigsten Güter regelte, andrerseits müßten staatliche Vorschußkassen errichtet werden, die nicht auf Gewinn abzielen und den Mittelstand, vor allen den Handwerker und Bauern, in jeder Beziehung gegen das Großkapital zu unterstützen hätten. Auch müßten die kleinern Erbschaften durch höhere Besteuerung der großen entlastet werden.

Wahrscheinlich werden die meisten meiner Vorschläge als zu ideal und als unausführbar bezeichnet werden. Wie weit sie ausführbar sind, können nur praktische Versuche lehren. Aber selbst wenn sie nur sehr teilweise ausführbar wären, hat doch jedes richtige Ideal großen praktischen Wert. Erstens weil es die Richtung der Entwicklung in der Zukunft weist, sodann, weil, wenn man nicht mehr, als möglich ist, als allgemeines Ziel hinstellt, man sicher in der Ausführung sehr stark unter der Möglichkeit bleiben wird. Ein an Idealen armes Zeitalter wird auch an Energie arm sein. Das heutige Bestreben, alle Ideale zu vernichten, kann nur dazu führen, alles frische und freudige Streben zu vernichten.

Es mag daher sein, daß ich vielleicht das Bildungsziel des vierten Standes (der praktischen Möglichkeit nach) zu hoch gesteckt habe, die möglichste Verwirklichung muß deswegen doch angestrebt werden. Die Hebung allein der materiellen Lage der untern Klassen würde zu einem Ungleichgewicht mit der Bildung

Digitized by Google

führen, die böse Folgen haben müßte; nur der Gebildete weiß sich mit dem zu begnügen, was für seine Verhältnisse notwendig ist, der Ungebildete strebt immer ins Ungemessene. Es ist daher nur ein erfreuliches Zeichen, daß sich überall im Arbeiterstande ein großer Bildungstrieb bemerklich macht; dieser Bildungstrieb muß vom Staat und den höhern Ständen aus möglichst unterstützt werden, wenn er nicht eine Richtung einschlagen soll, die nur zu allgemeinem Verderben führen kann. Die Bildung wird aber nicht bloß durch Wissen bewirkt, sondern auch durch die Familie und die soziale Stellung des Einzelnen; daher muß das Familienleben und die soziale Stellung des vierten Standes möglichst gehoben werden.

Mögen meine Ausführungen beurteilt werden, wie sie wollen, richten sie nur ein wenig das allgemeine Augenmerk auf die psychologische Seite der sozialen Frage, so haben sie ihren Zweck erfüllt. Die irren sehr, die glauben, daß materielle Notlage die eigentliche Triebfeder der Sozialdemokratie bilde; dagegen sprechen schon die großen Mittel, die sie für ihre Zwecke zu sammeln versteht. Mag noch an manchen Orten materielle Not unter den Arbeitern herrschen, mag sie anfangs eine Hauptursache der Entstehung der sozialen Frage gewesen sein, heutzutage ist sie nicht mehr ihre Haupttriebfeder. Deswegen darf man sich auch darüber nicht täuschen, daß selbst dann, wenn man allen Arbeitern ein behagliches Einkommen verschafft hat, die soziale Frage nicht aufhören wird. Wo nur Notstand zu friedlichen oder kriegerischen Revolutionen treibt, da hört mit dem Aufhören des Notstandes auch das revolutionäre Streben auf. Es ist aber schon oft darauf hingewiesen worden, daß reicher Lohn den Arbeiter durchaus nicht immer von der Sozialdemokratie abzieht, daß sehr oft gerade tüchtige Arbeiter, die viel verdienen, Sozialdemokraten sind. Der fortdauernde Grund der sozialen Frage ist vielmehr das Streben des vierten Standes nach sozialer Gleichberechtigung mit den übrigen. Ihre vollständige Durchführung ist zwar nicht möglich, aber jede Annäherung an sie wird eine Menge gemäßigter Elemente von der Sozialdemokratie abziehen.

Zum Trunksuchtsgesetzentwurf

(Schluß)

Wir räumen bereitwillig ein, daß sich die Strafvorschriften des Entwurfs unserm bestehenden Strafrechtssystem ohne Schwierigkeit anpassen. Umsoweniger passen sie sich unserm strafrechtlichen Ideal an. Das Strafgesetz sollte einem deutschen Buchenhain vergleichbar sein, unter dessen Kronen der Rechtschaffne mit sicherm Behagen einherschreitet, ohne wirres Gestrüpp, worin der Unschuldige wie der Schuldige sich verwickeln, stolpern und zu Falle kommen. Wie in

Digitized by Google

nächtlichem Dunkel die Schönheit eines kunstvollen Bauwerks durch diejenige Beleuchtung am wirksamsten zur Geltung gelangt, die sich mit der Hervorhebung seiner architektonischen Grundformen begnügt, so sollte auch der Gesetzgeber Enthaltsamkeit üben und nur die Rechtssatzungen, in denen sich die Grundzüge unsrer Staatsordnung verkörpern, vor den — von der Nachtseite des Lebens her — ihre Existenz bedrohenden Angriffen durch Strafgesetze sicher stellen, nicht aber den Lebenshaushalt des Staatsorganismus selbst in allen geringfügigen Einzelheiten seines Betriebes und die Wohlfahrt seiner Angehörigen im weitesten Umfange regeln und den Ausbau, die Weiterentwicklung und Veredlung der Güter, um deretwillen die Staatsordnung besteht, unter dem Hochdruck strafrechtlicher Einwirkung erzwingen wollen. Damit würde er sich eines Übergriffs in den Wirkungskreis andrer Mittel des öffentlichen Wohls schuldig machen. Die Wirksamkeit der Strafgesetze soll dementsprechend mehr negativ als positiv, mehr erhaltend als fördernd sein. Wenn auch dieser Grundsatz der Kompetenz der Strafgesetzgebung keine bestimmte Grenze zieht, so bezeichnet er doch mit genügender Deutlichkeit die Richtung, die sie zu befolgen hat, im Gegensatz zu der, die alles Heil von dem Strafrichter erwartet. Zwar hat auch diese eine relative Berechtigung. Steht es fest, daß A ein soziales Gut, B ein soziales Übel ist, was — könnte man fragen — sollte uns abhalten, durch Aufbietung aller dienlichen Mittel das eine zu erhalten und zu fördern, das andre zu bekämpfen und zu vernichten, also auch durch Aufbietung der Strafgesetzgebung? In der That neigt sich unser geltendes Strafrecht diesem Standpunkte zu. Nicht nur, daß es kein Gebiet bürgerlicher und menschlicher Wohlfahrt und menschlicher Interessen giebt, in das sich die Strafgesetzgebung nicht einmischte, denn Leben und Gesundheit, Eigentum, persönliche Freiheit, Ehre, Religion, gute Sitte, öffentliche Ordnung, sie alle stehen unter strafrechtlichem Schutz, was niemand mißbilligen wird. Allein nicht bloß den gefährlichern Angriffen, sondern unzähligen geringern, selbst geringfügigen Nachteilen gegenüber, deren Quelle in unserm modernen Kulturleben so reichlich fließt, erhebt das Strafgesetz heutzutage den Anspruch, ein Patronat zu unsern Gunsten auszuüben. Welcher Einsichtige aber würde es im Ernst gutheißen, wenn der Grundsatz, alle sozialen Übel strafrechtlich zu unterdrücken, alle sozialen Interessen zu schützen, zur uneingeschränkten Geltung gelangte? Dann würde der Gesetzgeber noch gar manches auf sich nehmen müssen. Er würde nicht zögern dürfen, schnöden Undank gegen Eltern und Wohltäter, Fluchen und Schwören, Lügenhaftigkeit, Trägheit, eine ausschweifende Lebensführung und allerlei Unmäßigkeit, tollkühnes Gebahren bei körperlichen Übungen, allzugewagtes Spekuliren, boshafte Tierquälerei, auch wenn sie nicht öffentlich geschieht, zum Gegenstande strafrechtlicher Ahndung zu machen, auch grobe Verstöße gegen die staatlich anerkannte Hygieine, wie — etwa durch eine Vervollständigung der Ausnahmebestimmung des § 9 des Entwurfs zum Trunksuchtsgesetz — kaltes

Digitized by Google

Trinken im Zustande der Erhitzung und andre Handlungen, über deren Frevelhaftigkeit und Schädlichkeit keine Meinungsverschiedenheit besteht. Es verlohnt sich nicht, ausdrücklich zu erklären, daß dies des Guten zuviel wäre. Wohl aber verlohnt es sich, nach dem Grunde zu fragen, warum in solchen Fällen der Gesetzgeber dem Vorwurf nicht würde entgehen können, seine Zuständigkeit überschritten zu haben. Die persönliche oder sittliche Freiheit ist es nicht, um die uns bangte, wenn wir durch öffentliche Strafen von Ausschreitungen gegen Moral und eigene Wohlfahrt abgehalten werden würden, wir hätten ja Ursache, dafür dankbar zu sein; auch bliebe der persönlichen und sittlichen Freiheit immer noch Spielraum zur Bethätigung genug übrig. Überdies würde man der Staatsordnung in dem Maße, wie sie es ist, die diesen Spielraum überhaupt gewährt, die Berechtigung zusprechen dürfen, ihn wiedereinzuschränken. Der kriminalpolitische Grund, nach dem wir fragen, beruht vielmehr auf einem Gesetz, das uns zunächst in der Natur in der einfachsten Form entgegentritt. Es ist, um es in einer für unsern Zweck ausreichend bezeichnenden Weise auszusprechen, das Gesetz der Schwächung durch Ausdehnung. Dieses Gesetz gilt auch in der sittlichen Welt. Wie Wohlthaten durch Übermaß entwertet werden und nachteilig wirken, so auch die Strafen. Jeder, der Menschen oder Tiere erzieht, weiß oder erfährt, daß ein allzu ausgedehntes Strafsystem den Zögling gegen die Strafe gleichgiltig macht und abstumpft. Diese Abstumpfung beschränkt sich aber nicht auf die allgemeine Empfindlichkeit gegen das Strafübel, die die Häufigkeit der Strafen, welche ihr Erleiden zur Gewohnheit macht, bei dem Zögling entstehen läßt Indem jenes System verhältnismäßig wenige schwere mit äußerst zahlreichen leichten Gesetzesverletzungen insofern gleichstellt, als es sie alle bestraft, schwächt es den Accent, mit dem die Strafe das Gesetz betonen soll, hinsichtlich der schwereren in einer auch durch Abstufung von Strafart und Strafmaß nicht auszugleichenden unheilvollen Weise ab, verwischt dadurch den Unterschied zwischen schweren und leichten Gesetzesverletzungen und ruft bei dem Zögling nicht nur eine entsprechende Verringerung der zwischen schwereren und leichteren Strafen unterscheidenden Empfindlichkeit hervor, sondern, was noch schlimmer ist, sie stumpft seine Empfindung des Unterschiedes zwischen schweren und leichten Gesetzesverletzungen ab. Somit wirkt das ausgedehnte Strafsystem in der Erziehung unfehlbar. Ganz dasselbe entsittlichende gilt mutatis mutandis im Strafrecht. Das ist der Grund der Beschränkung, die wir von der Strafgesetzgebung verlangen. Man sollte sich, wie sich ein in der Praxis ergrauter Jurist schon vor Jahren trivial aber bezeichnend ausdrückte, davor hüten, das Strafrecht allzusehr zu verwässern. Dieser Satz wird nach einer Seite hin präzisirt durch den bekannten Ausspruch Montesquieus: Il y a cette différence entre les lois et les moeurs, que les lois règlent plus les actions du citoyen et que les moeurs règlent plus les actions des hommes. Man soll das Sittengesetz nicht dem Strafkodex einverleiben. Der Knecht, der

Digitized by Google

das Tier seines Herrn mit reichlicherem Futter versah, als der geizige Herr es angeordnet hatte, machte sich eines Vergehens gegen das Sittengesetz schuldig, selbst wenn er in der Überzeugung handelte, dem Tiere und dem Herrn zu nützen. Aber um dieser Überzeugung willen würde der Sittenrichter vielleicht geneigt sein, ihn freizusprechen, wie er es wegen einer Notlüge thun würde. Um so weniger konnte der Thäter glauben, eine Strafthat zu begehen, die mit Haft bis zu sechs Wochen bedroht ist, es sei denn, daß er sich mit dem Strafgesetzbuch (§ 370b) eingehender beschäftigt hätte. Daher widerstrebt es uns, diese Strafe über ihn verhängt zu sehen. Und wenn wir, wie es bei der gewohnheitsmäßigen Kuppelei (§ 180 des Strafgesetzbuchs) der Fall ist, wahrnehmen, daß ein alle Tage in den Gerichtssälen verhandeltes Vergehen gegen das Sittengesetz mit schwerer Strafe bedroht ist, und dann zugleich Zeugen der Thatsache sind, daß die Staatsregierung — in einer Reihe „Toleranz" übender Staaten — dasselbe Vergehen mit allem Vorbedacht durch seine eignen Behörden verüben läßt, haben wir dann nicht alle Ursache, uns in unserm Rechtsgefühl beleidigt zu finden? Und liegt in solchem Zustande nicht eine ernste Mahnung an den Gesetzgeber, das Rechtsgesetz nicht mit dem Sittengesetz zu verwechseln?

Daß aber der Unterschied, den Montesquieu zwischen beiden macht, nicht minder von dem Verhältnis des Rechtsgesetzes zu den Vorschriften der Gesundheitspflege gilt, daß mithin das Strafrecht nicht dazu berufen sein kann, die Regeln der Hygieine in sich aufzunehmen, das braucht wohl kaum noch hervorgehoben zu werden. Andrerseits aber soll das Strafgesetz seinen Ursprung und seine Wurzel im Sittengesetz nicht verleugnen. Das ist z. B. der Fall, wenn der Entwurf des Trunksuchtsgesetzes (§ 8) dieselbe Handlung vor acht Uhr morgens verpönt, die er von acht Uhr an gutheißt. Die Rechtsanschauung, daß bei dem Erwachsenen die Strafpflichtigkeit nicht nur von der Kunde des verletzten Gesetzes abhänge, während nach § 56 des Strafgesetzbuches die Bestrafung jugendlicher Personen nicht stattfinden kann, ohne daß sich feststellen läßt, daß sie die zur Erkenntnis der Strafbarkeit ihrer Handlung erforderliche Einsicht besessen haben, kann, wenn sie nicht zu einer leeren Fiktion herabsinken soll, nur auf der Voraussetzung beruhen, daß Gewissen und Erziehung jeden Erwachsenen eine nach dem Gesetz strafbare Handlung als solche erkennen lassen. Bei der großen Zahl von Strafgesetzen, die sich zu dem, was uns Erziehung und Sitte vorschreiben, gleichgiltig verhalten, möchte man fast wünschen, seine Feststellung auch als die Vorbedingung zur Bestrafung Erwachsener anerkannt zu sehen. Wenn daher auch Nützlichkeitsgesetze in einem verwickelten Staatskörper nicht ganz zu entbehren sind, so sollte der Gesetzgeber doch wenigstens darauf bedacht sein, ihre Zahl möglichst einzuschränken, statt sie zu vermehren, und er sollte nur solche erlassen, die wenigstens mittelbar auf dem Sittengesetz beruhen. Diesem Erfordernis entspricht z. B. das soge-

Digitized by Google

nannte Dynamitgesetz, denn wenn auch die darin mit schweren Strafen bedrohten Handlungen zum Teil an sich gleichgiltig sind, so ist sich doch jeder der Gefahr für Leib und Leben und Eigentum bewußt, die der uneingeschränkte Verkehr mit den Stoffen, von denen das Gesetz handelt, mit sich bringt, und er erkennt daher auch willig die Berechtigung des Gesetzes an. Zum dritten soll das Strafgesetz wie der Erzieher in Betreff der Handlungen und Unterlassungen, die er mit Strafen bedroht, einen schlichten, bestimmten, unzweideutigen Thatbestand hinstellen, damit die, die sich darnach richten sollen, ohne Schwierigkeit die Grenze des Erlaubten und des Unerlaubten zu erkennen vermögen. Je mehr das Strafrecht von den hier angedeuteten Regeln abweicht, desto mehr verflüchtigt sich die Wirkung der Strafen, desto mehr nimmt die Gleichgiltigkeit gegen Gesetzesverletzungen zu, desto mehr kriminell bestrafte giebt es, die Moral und Gewissen nicht verleugnet haben, desto honetter wird die Gesellschaft, die die Strafanstalten beherbergen, desto mehr verliert die Strafe insbesondre ihren entehrenden Charakter, desto mehr sinkt das Ansehen der Strafgesetze.

Damit steht die Mitleidenschaft in Wechselwirkung, in die eine allzu produktive Strafgesetzgebung die Organe der Rechtspflege zieht. Die Thätigkeit des Richters sollte mit der des Gesetzgebers in lebendigem Zusammenhange stehen, wie die Hand des Menschen mit seinem Willen. Er sollte sich mit dem Gesetzgeber eins fühlen. Er genügt daher seiner Aufgabe nicht, wenn er allein mit dem Verstande arbeitet und nicht zugleich mit dem Herzen, ich meine nicht so sehr einem Herzen für die Übelthäter, als einem Herzen für Gesetz und Recht. Aber dieses Herz stumpft sich ab durch das bunte Vielerlei auch solcher Gesetze, die durchaus die Sprache des Herzens nicht reden. Die innere Kälte ergreift auch die Neigung und Fähigkeit, sich in die Vorgänge des Lebens zu versenken, sie sich im Geiste zu vergegenwärtigen und anschaulich zu erhalten. Diese Fähigkeit aber ist das Sicherheitsventil gegen die Gefahr, daß Buchstabe und Geist des Gesetzes mit einander in Zwiespalt geraten. Lanzette und Messer arbeiten heutiges Tages mit fieberhafter Behendigkeit an den wuchernden Gebilden des kriminellen Stoffes. Manche nennen es Schneidigkeit, aber mit Unrecht, denn das Schwert der Gerechtigkeit rostet ein und verliert seine Schärfe. Daher die in der Fachlitteratur und in der Tagespresse mit Recht immer aufs neue gerügten niedrigen Strafmaße der erkennenden Gerichte, daher die Vermeidung der höchsten gesetzlichen Strafe in der richterlichen Praxis, auch gegenüber dem gefährlichsten Verbrecher, dem geschwornen Feinde von Rechtsordnung und Gesellschaft, auf den das Voltairesche écrasez l'infâme Anwendung verdiente, daher das häufige Vorwiegen des Mitgefühls mit dem im Gewahrsam der Anklagebank unschädlich und wehrlos erscheinenden Angeklagten und eine Gleichgiltigkeit gegen den begangnen Frevel, als ob er sich weit hinten in der Türkei ereignet hätte.

Wir haben bereits im Eingange unsre Ansicht dahin ausgesprochen, daß

Digitized by Google

es höchste Zeit sei, daß auf dem Wege der Strafgesetzgebung gegen die Trunksucht eingeschritten werde. Nicht daß, wohl aber wie dazu der Versuch gemacht wird, mißbilligen wir. Der Entwurf des Trunksuchtsgesetzes bekämpft nicht sowohl die Ursache des Übels als dessen Wirkungen, nicht sowohl die Krankheit als deren Anzeichen. Wir begnügen uns hier mit der Andeutung, daß es uns ein wenig verständiges Verfahren dünken würde, um einen Giftbaum unschädlich zu machen, wenn man, anstatt ihn mit der Wurzel auszurotten, ihn wachsen und gedeihen ließe und dann zur Schere griffe, um behutsam hie und da ein morsches Reis abzukippen. Straft man doch auch nicht einen Brandstifter wegen der Belästigung andrer durch Rauch, die er verschuldet hat, und läßt ihn wegen Brandstiftung frei ausgehen. Wie sehr der Gesetzentwurf die Bedeutung der Gefahr unterschätzt, der er entgegentreten will, ergiebt sich schon aus der Beschaffenheit seiner Strafmittel. Sie bestehen in Geldstrafen von 30 bis 100 Mark und verschieden abgestuften Haftstrafen in einem nur für einen einzigen Fall angedrohten höchsten Betrage von sechs Wochen, d. i. keiner höhern Strafe, als wie sie den trifft, der ein bischen Erde oder einige Steine von einem öffentlichen oder Privatwege wegnimmt (§ 370[2] des Strafgesetzbuchs) oder den, der von einem zum Dienststande gehörenden Unteroffizier oder Gemeinen des stehenden Heeres oder der Marine ohne die schriftliche Erlaubnis des vorgesetzten Kommandeurs Montirungs- oder Armaturstücke kauft oder zum Pfand nimmt (§ 370[3] des Strafgesetzbuchs)! Der Gesetzentwurf unternimmt es, den Kampf gegen den Alkohol auf dem Gebiet der „Übertretungen“ zu führen, anstatt auf dem der „Vergehen“ und „Verbrechen.“ Wer Dynamit u. a. Brennstoffe ohne polizeiliche Ermächtigung herstellt oder feilhält, ohne sonstige böse Absichten, wird mit Gefängnis von drei Monaten bis zu zwei Jahren bestraft (§ 9 des Dynamitgesetzes vom 9. Juni 1884). Unser Entwurf vergißt, daß der Alkohol eine weit gemeingefährlichere Substanz ist als alle Sprengstoffe. Das ist sein Grund- und Hauptfehler. So bietet er dem Strafrecht nichts als einen neuen Einfuhrartikel aus dem Bereich der Gesundheitspflege und des öffentlichen Anstandes, von dem man sich selbst in dieser Eigenschaft keine allzugroße Wirksamkeit versprechen darf. Statt eines stämmigen Baumes will er einen krausen Busch auf unsern Rechtsboden pflanzen. Aber freilich nicht den Gärtner trifft deswegen die Hauptschuld, sondern den Boden, dem es an Kraft fehlt, die Wurzeln des Baumes in sich aufzunehmen. So lange das Elend, das der Alkoholmißbrauch unter uns bringt, noch nicht in seiner ganzen Größe in das Bewußtsein und dann in das Gewissen des Volkes eingedrungen ist, und seine Bekämpfung als ein ernstes sittliches Gebot erscheint, so lange wir uns auf dem Standpunkte des Scherzworts befinden, daß ein Rausch dazu gehöre, einen braven Mann zu machen, so lange dürfen wir auf ein entschiednes Vorgehen gegen die Trunksucht auf dem Kriegsschauplatze des Strafrechts nicht hoffen. Vor allem lasse man sich durch den Entwurf nicht in

Digitized by Google

Sicherheit wiegen und glaube mit jenem dehnbaren, vieldeutigen, subtilen, verklausulirten, sich selbst wieder abschwächenden, rücksichtsvollen und zaghaften Strafparagraphen genug gethan zu haben. Es wäre fast so, als glaubte man, wie gegen einen Leviathan mit Fliegenwedeln zu Felde ziehen zu können.

Dies war es, was wir dem Gesetzgeber zu sagen hatten. Und nun noch ein Nachwort an den Richter. Bekanntlich bildet, worauf schon oben hingewiesen worden ist, die Trunksucht in zahlreichen Strafurteilen einen Strafmilderungs- oder Strafminderungsgrund. In allen diesen Fällen erleidet der Nachdruck, mit dem das Strafübel den Schuldigen treffen soll, eine mehr oder minder beträchtliche Abschwächung, und das zu Gunsten eines Lasters, das durch seine verderblichen Folgen — unmittelbare und mittelbare — alle andern Laster übertrifft. Der Laie erblickt in diesem Umstande ein Erzeugnis jenes „spezifischen Juristenverstandes," gegen den er hin und wieder den Verdacht laut werden läßt, er wandle andre Wege als die des gesundes Menschenverstandes. Wer aber mit böser That umgeht, der freut sich im Stillen der seltsamen Rechtsgelehrtheit und trägt Sorge, „sich mildernde Umstände anzutrinken." Das ist stadt- und landbekannt. Die Argumente, die dem juristischen Richter den Mut verleihen, solchem Ärgernis Trotz zu bieten, sind gleichwohl — „an sich" — ebenso unwiderleglich als einfach. Trunkenheit erregt die Leidenschaft und schwächt die Einsicht. Die Gerechtigkeit fordert also, daß eine in diesem Zustande begangne That milder beurteilt werde, als sie zu beurteilen gewesen wäre, wenn der Thäter sich im Vollbesitz seiner sittlichen und geistigen Widerstandsfähigkeit gegen das Böse befunden hätte. Zwar hat der Thäter jenen Zustand selbst verschuldet, allein nicht dieses bisher durch kein Strafgesetz verpönte Verschulden, sondern lediglich die That selbst ist Gegenstand von Anklage und Urteil; sie muß daher unter Würdigung der Umstände beurteilt werden, unter denen sie zur Erscheinung gelangt ist, und wenn sich dabei ergiebt, daß der durch die Begehung der That bekundete rechtswidrige Wille minder stark war, als er es ohne die Einwirkung solcher Ursache gewesen sein würde, so muß dieser Umstand dem Angeklagten notwendig zu gute kommen. So folgert die Rechtswissenschaft seit Jahrhunderten, so folgern Richter und Staatsanwälte, von den Verteidigern nicht zu reden, und so verteidigt sich auch der Angeklagte selbst mit froher Zuversicht, wenn er sich in der bevorzugten Lage befindet, seinen Schutzpatron Bacchus oder Gambrinus oder sonst eine verwandte Gottheit untergeordnetern Ranges anrufen zu dürfen. Wir wollen hier die rechtspolitischen und etwaigen kulturgeschichtlichen Betrachtungen beiseite lassen, die die Herrschaft, mit der sich ein Räsonnement in der bürgerlichen Rechtspflege behauptet hat (nach § 49 des Militärstrafgesetzbuchs vom 20. Juni 1872 bildet Trunkenheit keinen Strafmilderungsgrund), dessen Unzulänglichkeit jeder Unbefangene sofort empfindet, unfehlbar herausfordert. Wir beschränken uns darauf, seine Unhaltbarkeit nachzuweisen. Sie ergiebt sich als einfache Folge jener Argumentation selbst. Diese ist zwar

Digitized by Google

insofern unanfechtbar, als sich in einer in der Trunkenheit begangenen That ein geringeres Maß von rechtswidrigem Vorsatz kundgiebt, als wenn sie in nüchternem Zustande begangen worden wäre. Nun gehe man aber nur einen Schritt weiter. Es beruht auf einer anerkannten Rechtsanschauung, von der die Entscheidungsgründe fast jedes verurteilenden Richterspruches Zeugnis ablegen, daß sich Art und Maß der Strafe nicht allein nach den konkreten Umständen und Vorgängen der That selbst richten, sondern daß auch die Persönlichkeit des Thäters in Betracht zu ziehen ist, wie sie sich in seinen Verhältnissen und Eigenschaften und in seinem Vorleben darstellt. Diese Umstände machen sich in der verschiedensten Weise geltend. Mehrfach hat der Gesetzgeber selbst dem Richter in der Würdigung vorgegriffen, indem er einerseits bei gewissen Vergehen rückfällige Thäter einer schärfern Strafe unterwirft, andrerseits verschiedene Gründe allgemeinerer Art hervorhebt, die die Strafe mildern oder selbst ausschließen. Daneben aber ist der Richter täglich in der Lage, ähnlichen persönlichen Umständen, ohne daß sie im Gesetz ausdrücklich vorgesehen sind, Rechnung zu tragen; mit oder ohne positive gesetzliche Vorschrift unterwirft er den bereits bestraften Übelthäter einer härtern Ahndung als den unbescholtenen, desgleichen den, der sich auch sonst in seiner Lebensführung schlecht bewährt hat oder bei dem Vorbereitung oder Ausführung der That oder sein Benehmen nach der That auf eine besonders frevelhafte Gesinnung schließen lassen, ja mancher Richter ist nicht abgeneigt, dem Angeklagten ein ungeziemendes Benehmen im Gerichtssaal bei der Strafzumessung fühlbar zu machen, wogegen andrerseits unverschuldete Not, jugendliche Unerfahrenheit, bisheriger lobenswerter Lebenswandel und Reue über die That dem Schuldigen bei Wahl der Strafart und des Strafmaßes zu gute kommen. Mit vollem Recht, denn in jenen Fällen erweist sich der Thäter in der Regel als ein weit gefährlicherer Feind der Rechtsordnung, als in diesen, sei es durch die Ernstlichkeit und Beharrlichkeit des rechtswidrigen Vorsatzes, sei es durch die Leichtfertigkeit, womit er sich über die Rechtsordnung hinwegsetzte, mögen sich die äußern Vorgänge der That in dem einen oder dem andern Falle noch so ähnlich sehen. Und nun fragen wir: Warum sieht der Richter von diesen wohlbegründeten Anschauungen und Grundsätzen dem gegenüber ab, der sich im Zustande der Trunkenheit gegen die Rechtsordnung vergangen hat? Warum bleibt er bei der Erwägung, daß der Trunkene in einem an sich straflosen Zustande verringerter Zurechnungsfähigkeit gehandelt habe, wie eingewurzelt stehen? Warum verschließt er sich der weitern Erwägung, daß die Wirkungen eines Rausches männiglich bekannt sind, daß zum mindesten der Erwachsene weiß, daß er durch Unmäßigkeit im Genuß geistiger Getränke seine normale Widerstandsfähigkeit gegen Anwandlungen zu gesetzwidrigem Verhalten in beträchtlichem Grade schwächt, daß er infolgedessen die Rechtsordnung einer Gefahr preisgiebt, die nicht entstanden wäre, wenn er Maß gehalten hätte? Läßt sich da die Frage abweisen,

Digitized by Google

ob nicht die Rücksicht und Achtung, die jedermann der Rechtsordnung schuldig ist, ihn von einer solchen Handlungsweise hätte abhalten sollen? Verrät nicht vielmehr der, der sich in jenen Zustand versetzt, einen Mangel an der der Rechtsordnung schuldigen Rücksicht und Achtung? Und diese Gleichgiltigkeit gegen Gesetz und Recht sollte bei der Beurteilung seiner Strafbarkeit ganz außer Ansatz bleiben? Ihr allein sollte gegenüber jenen andern dem Angeklagten nachteiligen persönlichen Umständen, die, obwohl sie an sich straflos sind, dennoch bei der Strafzumessung so entscheidend ins Gewicht fallen, eine Ausnahmestellung eingeräumt werden? Nein, wir sind der Meinung, daß Trunkenheit bei Begehung einer strafbaren Handlung, sofern nicht gleichzeitig Umstände da sind, die sie, wie z. B. jugendliches Alter, in einem mildern Lichte erscheinen lassen, in dem Maße, als sie die Strafbarkeit der That vermindert, die Strafbarkeit des Thäters erhöht.

Hinweg also mit dem Privilegium des Lasters, das der Moral und dem unverfälschten Rechtsgefühl stets aufs neue Ärgernis bereitet! Beide fühlen sich aufs tiefste verletzt, wenn im Namen des Königs und von Rechts wegen verkündet wird, daß dieser oder jener Messerheld auf außerordentliche Milde Anspruch erheben dürfe, weil er im Saufgelage des Guten zuviel gethan, daß der Vater, der sein minderjähriges Kind schändete, eine besondre nachsichtige Behandlung verdiene, weil er sich durch Völlerei zum Vieh erniedrigt hatte. Wollten doch unsre gelehrten Richter nur ein wenig schärfer über das grüne Tuch hinweg ins wirkliche Leben hineinblicken! Sie würden dann finden, daß sie von ihm auch in diesem Punkte lernen könnten. Gesetzt, ein Telegraphist oder Eisenbahnbeamter hätte seine Dienststunde versäumt und wollte sich bei seinem Vorgesetzten mit Trunkenheit entschuldigen, würde er seine Sache nicht eher verschlimmern als verbessern? Oder wenn ein Dienstbote im Zustande der Trunkenheit seinem Herrn einen mehr oder minder wertvollen Gegenstand zerschlagen hat, würde er nicht sicherlich den gerechten Unwillen seines Herrn nur noch vermehren, wenn er als mildernden Umstand gelten machen wollte, er sei betrunken gewesen? Nehme sich der Strafrichter die natürliche und gesunde Rechtsanschauung, die beide Fragen unbedenklich bejahen wird, zum Muster. Auch er erwidere dem Straffälligen, der sich mit Trunkenheit entschuldigen zu können glaubt: Du hast dich gegen die Rechtsordnung vergangen, weil du dich durch eignes Verschulden der Fähigkeit zu gesetzmäßigem Verhalten beraubt hast. Und nun erdreistest du dich noch obendrein, aus der Geringschätzung deiner Pflichten gegen Leben, Gesundheit, Eigentum und sonstige Rechtsgüter andrer, die du dadurch bewiesen hast, Vorteile für dich zu beanspruchen?

Digitized by Google

Der deutsche Frauenverein Reform

eimar, die friedliche Stadt der Erinnerungen an eine große litterarische Vergangenheit, steht im Begriff, sich in ein gewappnetes Heerlager kriegerischer Amazonen zu verwandeln. Am 30. März 1888 ist dort ein „Deutscher Frauenverein »Reform« für Eröffnung wissenschaftlicher Berufe für die Frauenwelt" gegründet worden, dessen Leitung sich seitdem in den Händen seiner angriffslustigen Urheberin Frau J. Kettler zu Weimar befindet. Nach den Satzungen ist der Verein von der Pflicht durchdrungen, das gesamte gewerbliche, kaufmännische, künstlerische und wissenschaftliche Gebiet auch den Frauen zugänglich zu machen, beschränkt sich aber aus Zweckmäßigkeitsgründen zunächst noch darauf, den Bau von oben zu beginnen, d. h. die Berufsarten, die wissenschaftliche Studien zur Voraussetzung haben (und zwar alle, nicht bloß den ärztlichen Beruf), durch Erkämpfung von Gymnasium, Hochschule, Staatsprüfung und Anstellung für die Frauen zu erobern. Als Kampfmittel sollen öffentliche Vorträge, Flugschriften, Petitionen und Geldsammlungen zur Gründung eines „Parthenagogiums" dienen. Auch eine eigne Zeitschrift „Frauenberuf," redigirt und herausgegeben von derselben Frau J. Kettler, arbeitet an dem Emanzipationswerke.

Von den Petitionen des Vereins an den Reichstag und an die Landtage der deutschen Einzelstaaten hat man wiederholt in den Tagesblättern gelesen, sie sind als schätzbares Material zu den Akten gekommen und haben den Parlamentspräsidien Gelegenheit gegeben, sich den Damen gegenüber in höflich ablehnenden Antworten als Gentlemen zu erweisen. Welche Summen für das „Parthenagogium" bisher gezahlt oder gezeichnet worden sind, darüber vermögen wir keine Auskunft zu geben, weil uns Bekanntmachungen darüber nicht zu Gesicht gekommen sind. Desto häufiger machen die Vorträge des Vereins von sich reden. Bald hier bald da in verschiednen Gegenden Deutschlands taucht eine Wanderrednerin allein oder in Gesellschaft der Frau Kettler auf, um durch die Fluten ihrer Beredsamkeit die Gegner der Bewegung zu ertränken. Da wird denn auch manchmal über Fragen gehandelt, die aus dem Rahmen der umgrenzten Zwecke des Vereins herausfallen und das weitere Gebiet der Frauenemanzipation betreffen. Man kann bei diesen Vorträgen und bei den sich an-

Digitized by Google

schließenden Debatten zu interessanten Wahrnehmungen und Schlüssen kommen, wenn nicht etwa gleich erklärt wird, am Schlusse könne eine Debatte wegen Mangel an Zeit nicht stattfinden, wie es kürzlich in Erfurt geschehen ist. Dort fand an demselben Tage, um dessen Mittagsstunde der Sozialistenkongreß sein Ende erreicht hatte, abends eine Versammlung des Frauenvereins „Reform" statt. Der Zufall dieses Zusammentreffens wurde noch wunderlicher dadurch, daß die Hauptrolle des Abends von dem wegen seiner sozialdemokratischen Eigentümlichkeiten bekannten fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten Harmening gespielt wurde, der vom Vorstande des Vereins gewonnen war, über die Stellung der Frau im Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich zu sprechen. Und nun sind die Erfurter so komisch, zu behaupten, der Frauenverein „Reform" konspirire mit den Sozialdemokraten, und die Versammlung am 21. Oktober sei nur ein Anhängsel des Sozialistenkongresses gewesen. Was giebt es doch für schlechte Menschen! Es gehört die ganze Verstocktheit eines Reformgegners dazu, Ähnlichkeiten herauszufinden zwischen den Ausführungen des Herrn Harmening und der auf dem Erfurter Sozialistenkongresse in das Programm der sozialdemokratischen Partei aufgenommenen Forderung von der völligen Gleichstellung der Frau mit dem Manne in öffentlicher und privatrechtlicher Beziehung.

Zu unsrer Beschämung müssen wir gestehen, daß wir von dem reichen Schriftensegen, der durch den Frauenverein „Reform" in alle deutschen Lande hinausgesandt wird, nur einen kleinen Teil gelesen haben. Aber wie man aus der Klaue den Löwen erkennen kann, so genügt zur Charakteristik des Vereins ein von seiner streitbaren Leiterin verfaßtes Hauptschriftchen, das bereits in vierter Auflage vorliegt und gleiche Bildung für beide Geschlechter fordert.*) Es gehört ziemliche Überwindung dazu, sich durch den unwirschen Wortschwall trotziger Gereiztheit hindurchzuarbeiten, und manchmal kann dem ruhigen Leser der Verdacht kommen, all diese neuen Offenbarungen seien nur eine boshafte Satire auf gewisse Auswüchse der Frauenbewegung. Doch Frau Kettler will ernst, ganz ernst genommen sein, und da muß man ihr schon glauben, daß sie die Erscheinungen wirklich sieht, von denen sie in ihrer Broschüre zu erzählen weiß.

Die ganze Schrift von Frau Kettler charakterisirt sich als ein rebellisches, unbändiges Aufbäumen wider die unwandelbaren Gesetze der Schöpfung. Daß den Frauen eine andre Natur gegeben, eine andre Bestimmung vorgezeichnet ist als den Männern, darüber ist die Verfasserin in tiefster Seele gekränkt und entrüstet, sie erblickt darin nur eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, predigt Empörung und will mit Gewalt die Frauen zu Männern, oder wenns nicht

*) Bibliothek der Frauenfrage, herausgegeben von Frau J. Kettler. Heft 6: J. Kettler, Gleiche Bildung für Mann und Frau! 4. Auflage. Weimar, Verlagsanstalt, 1891.

Digitized by Google

anders sein kann, wenigstens die Männer zu Frauen erziehen, damit die unabweisliche Forderung völliger Gleichheit endlich einmal erfüllt werde. Und nun kommt eine Hochflut leidenschaftlicher Ausfälle gegen die „gesetzgebende Hälfte der Nation," die wahre „Kerkermeister der Frauen" sind und die von ihnen „bevormundeten Geschöpfe degradiren," indem sie „unter dem Deckmantel der Nächstenliebe Teufeleien an ihnen ausüben," sie „täglich und stündlich an Leib und Seele ruiniren," ja „zum Tode verurteilen." Diese gewaltsamen „Feinde aller Kultur, die ihre Gewalt widerrechtlich behalten wollen," lassen „kraft ihrer Machtstellung" den armen Frauen „eine Behandlung widerfahren," deren „Ungerechtigkeit und Härte selbst unwissende Kinder empören muß," sie haben als „schlechte Erzieher" die Frauen „miserabel unterrichtet," gehen nur darauf aus, sie „durch Anachronismus der Erziehung" „künstlich unten zu halten," und geben den Frauen „von ihrem rechtmäßigen Eigentum nur so viel heraus, als ihnen zum eignen Vorteil gut erscheint." Kurz, es ist ein wahrer Jammer auf Erden um die bedauernswerten, „zu schwachen, unmündigen Kindern erzognen Frauen," und da unser lieber Herrgott gar keine Anstalten treffen will, „den klugen und wohlwollenden Mann," d. h. den der mit ins Horn der Frauenemanzipation bläst, „von der Kameradschaft des rohen und beschränkten Mannes," d. h. dessen, der sich der Emanzipation entgegenstellt, zu erlösen, so ist der Frau Kettler nichts andres übrig geblieben, als den „entwürdigenden, infamirenden, blamabeln Zuständen" selbst auf den Leib zu rücken, indem sie das den Frauen „vorenthaltene Recht nicht etwa als Gnade erbettelt und erwinselt, sondern ernsthaft und aufrecht fordert." Schade nur, daß die Verfasserin offenbar sehr weit von hier zu Hause ist; ein in unsern Verhältnissen aufgewachsener Sterblicher hat Mühe, sich in solche orientalische Beschaffenheit der Dinge hineinzudenken. Die deutsche Männerwelt, die so eigenartige Höflichkeiten bisher nur aus den Deklamationen eines Fräulein Wabnitz und ähnlicher Damen zu hören gewohnt war, quittirt über den Empfang der auserlesenen Schmeicheleien und wird ihnen mit Vergnügen ein Plätzchen im Raritätenschranke*) anweisen, im übrigen aber darüber wohl zur Tagesordnung übergehen.

Durch die gereizten Vorwürfe, mit denen Frau Kettler in ihrer Voreingenommenheit die Männer überschüttet, wähnt sie herunzukommen um beweiskräftige Gründe für das, was sie selbst glaubt und andern einreden möchte, daß nämlich „die Verschiedenheit zwischen Mann und Frau durch die Kultur hervorgebracht," nicht aber ursprünglich begründet sei. Frau Kettler scheint sich den Unterschied der beiden Geschlechter etwa so vorzustellen, wie den zwischen der rechten und der linken Hand eines Menschen. Beide Gliedmaßen stimmen anatomisch

*) Dahin gehört auch der köstliche Ausspruch, den Frau Ihrer neulich in einer sozialdemokratischen Versammlung in Hamburg gethan hat: Haben wir Frauen das Recht, das Schafott zu besteigen, so müssen wir auch das Recht haben, die Tribüne zu besteigen.

Digitized by Google

genau überein, sie sind gleich groß, haben dieselben Knochen, Muskeln, Blutgefäße, Sehnen und Nerven, und das geringere Geschick der linken Hand gegenüber der rechten ist nur eine Folge des Mangels an genügender Übung und Ausbildung. So, meint Frau Kettler, steht es auch zwischen Männern und Frauen, der Unterschied ist lediglich „durch verschiedne Erziehung künstlich geschaffen," und es ist eine abscheuliche Intrigue des Mannes, „wenn er die Natur der Frau nach dem beurteilt, was er aus ihr gemacht hat," und sich darnach erdreistet, die Phrase „von der angebornen geistigen Inferiorität des Weibes" in die Welt zu setzen. Die miserable Bildung der Frau, die „von den Männern verfügt" wird, ist „ein Makel für die ganze Nation," sie führt nur zu „einer mangelhaft entwickelten Verstandesthätigkeit," aber „wie dumm die Frauen auch sein mögen, so dumm sind sie doch nicht," daß ihnen die wahre Ursache ihrer Unterdrückung verborgen bliebe, nämlich „der unbeugsame Wille des Mannes," den Frauen „die gleichen Menschenrechte, besonders das edelste auf höchste Bildung" vorzuenthalten. Und so weiter.

Das von Frau Kettler angewandte Verfahren ist ebenso bequem wie wohlfeil. Man fertigt sich eine ausgestopfte Figur zum Angriff, dann geht es mit eingelegter Lanze im Sturmschritt unter Hurra drauf los, und ist die Strohpuppe unter den grimmigen Stichen zusammengesunken, dann blickt man triumphirend über das Schlachtgefilde und meint einen glänzenden Sieg erfochten zu haben. Ja wenn es bloß die fluchwürdigen Männer wären, aber die Fehde richtet sich gegen die Mutter Natur, und an deren Unerschütterlichkeit bricht sich wirkungslos der ganze hitzige Anfruhr.

Die Natur hat nun einmal, mag es gern gehört werden oder nicht, von Anfang an einen bemerkenswerten Unterschied zwischen Mann und Weib festgesetzt. Ganz abgesehen von den Ungleichheiten, die offenkundig vorliegen, ist es unbestreitbare Erfahrungsthatsache, daß die Durchschnittsfrau an Körpergröße, Körpergewicht, Festigkeit der Muskeln, Knochen und Sehnen, sowie an Größe des Kopfes und Brustkastens dem Durchschnittsmanne nachsteht. Ebenso bekannt ist es, daß das Nervensystem der Frau eine weit zartere Organisation zeigt, als das des Mannes, und daß bei allen Völkern ohne Unterschied des Kulturzustandes das Gehirn der Frauen nicht bloß absolut, sondern auch relativ an Gewicht und Menge hinter dem des Mannes zurückbleibt. Diese Erscheinungen für eine Folge einer willkürlich differenzirten Behandlung beider Geschlechter auszugeben, widerstreitet jeder vernünftigen Überlegung. Die Natur sagt damit in nicht mißzuverstehender Weise, daß sie von der Frau weder körperlich noch geistig die gleichen Kraftanstrengungen verlangt wie von dem Manne, sie hat eben ein stärkeres und ein schwächeres Geschlecht hervorgebracht, deren Unterschied nicht aus der Welt geschafft werden kann. Von der Bedeutung des Körpers auch für geistige Arbeit weiß Frau Kettler nichts, ihr gilt es gleich, ob die Elektrisirmaschine kräftig oder schwach, die Batterie groß

Digitized by Google

oder klein ist. Wenn es Frau Kettler durch ihre Anstrengungen dahin bringt, daß die bestehenden natürlichen Unterschiede von der Natur abgeschafft werden, dann könnte man den Satz von „willkürlich herbeigeführter Differenz" der beiden Geschlechter gelten lassen. Vorläufig bleibt er eine petitio principii, eine den Thatsachen widersprechende Behauptung, und da sich auf dieser haltlosen Annahme alle weitern Folgerungen des Schriftchens aufbauen, wären wir eigentlich schon am Ende angelangt. Es verlohnt sich aber noch ein paar weitere Betrachtungen anzuknüpfen.

Wenn Frau Kettler von ihrem schiefen Standpunkt aus zu der Forderung gymnasialer und akademischer Bildung der Frau gelangt, um die vermeintliche Gleichheit hervortreten zu lassen, so muß es bei Anerkennung der vorhandnen Unterschiede statt „allen das gleiche" vielmehr heißen „jedem das seine." Wo aber das eigentliche Gebiet der Frau liegt, darüber ist selbst die Verfasserin nicht im unklaren, denn sie erklärt ganz richtig den Beruf der Hausfrau und Mutter für den natürlichen Beruf des Weibes. Um so ungerechtfertigter ist aber die Behauptung, daß die Frauen infolge ihrer „mangelhaften Bildung" heutzutage „ihren Beruf so unvollkommen wie möglich erfüllen." Wörtlich so bei Frau Kettler zu lesen, die natürlich nicht daran denkt, etwas zu sagen, was sie nicht aus Erfahrung bekräftigen kann! „Gattinnen, die so schlechte Gattinnen sind, daß sie dem Manne nicht zu genügen vermögen, Mütter, die so schlechte Mütter sind, daß sie ihre Söhne und Töchter nicht zu einem ehrenhaften, nützlichen Lebenswandel zu erziehen vermögen," das ist nach Frau Kettler der Typus der heutigen Frauen! Die deutschen Hausfrauen mögen sich bei der Verfasserin für dieses Konterfei bedanken, die deutschen Männer erklären es für ein häßliches Zerrbild. Man sollte nach den Worten der Frau Kettler wirklich meinen, unsre Jungfrauen würden in Verdummung und Roheit großgezogen. Es ist nicht der Mühe wert, die deutsche Mädchenerziehung gegen so ungeheuerliche Verdrehungen in Schutz zu nehmen. Niemand bestreitet, daß es wie bei den Männern so auch bei den Frauen mehr oder weniger Beispiele verunglückter Erziehung giebt, aber ebensowenig ist es zu bestreiten, daß trotz „der Dämmerung unsrer Tage" die deutschen Mädchen für ihren natürlichen Beruf im allgemeinen gut vorbereitet werden, und daß nicht sowohl geringere Ausbildung als vielmehr geringere Lust und Liebe zu ihrer natürlichen Thätigkeit manchmal ein Hindernis ihres Lebensglückes bilden. Wenn die Männer über etwas klagen, so ist es nicht das mangelhafte „Wissen" ihrer Frauen, sondern vielmehr ein geringeres „Können" im Vergleich zu der Menge des Wissens. Hier aber die Ausgleichung durch weitere Vermehrung des Wissensstoffes herbeiführen zu wollen, „das ist — verzeihen Sie das harte Wort — das ist Unsinn." Wie soll es möglich sein, wirtschaftliche Ausbildung, gewerbliches Geschick und erzieherische Tüchtigkeit bei den Mädchen zu steigern, wenn Zeit und Kraft immer mehr zur Bewältigung neuer Wissensmassen aufgebraucht

Digitized by Google

werden? Und müssen nicht auch Herz und Gemüt, deren Pflege und Ausbildung zu den schönsten Vorrechten und Vorzügen der Frauen gehört, mit Notwendigkeit verkümmern, wenn immer größerer Nachdruck auf Verstandesdrillung und Wissen gelegt werden soll? Aber Frau Kettler bewegt sich schon in den Kreisen einer „erleuchteten Zukunft," wo es bei der Frau nur noch auf die Masse des im Hirn angehäuften Wissens ankommen wird. Sie gleicht dem biedern Famulus des Faust, der zwar viel wußte, aber nichts höheres kannte als alles zu wissen.

Recht bezeichnend ist es, wie sich Frau Kettler wissenschaftliche Bildung vorstellt, nämlich lediglich als ein gedächtnismäßiges Aneignen von Wissen, indem sie vom „Auswendigkennen" einer größern und bessern Fibel bei den Knaben spricht gegenüber einer geringern bei den Mädchen. Dieser Vergleich ist „sehr tiefsinnig," denn er zeigt, daß bei weiblicher Leitung die Wissenschaft gerade nur auf dem durch Männerleistungen erreichten Standpunkte bleiben würde, nicht aber auf Fortschritt zu rechnen hätte. Der Verfasserin kann aus ihrer Ansicht kein Vorwurf gemacht werden, die rezeptive Natur des Weibes läßt sich eben nicht verleugnen; aber die Wissenschaft ist keineswegs gesonnen, einer grauen Gleichheitstheorie zuliebe sich in ihrem Entwicklungsgange aufhalten zu lassen, und beabsichtigt deshalb nicht, einer Umsetzung aus dem produktiven genus masculinum in das femininum oder auch nur in das genus commune Vorschub zu leisten.

Erkennt man es als den natürlichen Beruf der Frauen, Gattinnen und Mütter zu werden, so zeugt es von nicht geringer Kurzsichtigkeit, ihnen trotzdem den Bildungsgang der Männer vorzuschreiben, die doch niemals im Leben Gattinnen und Mütter werden können oder wollen. Da jeder Beruf seiner besondern Vorbildung bedarf, schließt das Verlangen der Frau Kettler und ihrer Anhängerschaft entweder den Vorwurf in sich, daß die Männer bisher ihre Berufsbildung verfehlt haben, oder es ist ein unrühmlicher Versuch, die Frauenwelt mit Fleiß zur Verfehlung des natürlichen Berufes heranzuziehen. Bei der Begeisterung, mit der das Schriftchen von dem Bildungsgange der Männer spricht, kann nur das Ablenken der Frauen von ihrem natürlichen Berufe gemeint sein. Das ist aber wahrhaftig kein edles Beginnen und kann nicht zum Segen ausschlagen, jemanden seiner natürlichen Bestimmung zu entfremden, um ihn in einen unpassenden Beruf hineinzudrängen. Die Dinge liegen ja bei uns leider so, daß schon durch die geringere Zahl der Männer eine größere Anzahl von Mädchen nicht zur Ehe gelangen kann, also den natürlichen Beruf verfehlen muß. Da man nun nicht voraus weiß, welche Mädchen von diesem Lose betroffen werden, so sollte die Erziehung darauf ausgehen, alle Mädchen derart auszubilden, daß sie nötigenfalls in einer für Frauen geeigneten Berufsart ihren Unterhalt selbst erwerben können. Das ist aber etwas ganz andres als das Bestreben des Vereins „Reform." Der Satz: „Die Frauen,

Digitized by Google

wie sie bisher erzogen worden sind, taugen zu verschiednem nicht," läßt sich ebensogut auf die Männer anwenden. Non omnia possumus omnes. Es wird selbst bei der besten Erziehung unzählige Dinge geben, zu denen die Erzognen nicht taugen, weil diese Dinge ganz außerhalb des Erziehungsplanes liegen. Die deutsche Hausfrau taugt sehr wohl für ihre Bestimmung, und der emphatische Ausruf der Frau Kettler: „Wir brauchen bessere Gattinnen und Mütter!" ist unberechtigt, wenn er nach den Absichten der Verfasserin die Beschuldigung jetziger miserabler Zustände ausdrücken soll. Gerade wie beim Bildungswesen der Männer, über das jetzt so viel hin- und hergesprochen wird, ist auch bei der Frauenerziehung noch mancher Fortschritt zu erringen, und es wird auch unausgesetzt auf das Ziel der Vervollkommnung hingearbeitet, aber der Ausblick auf dereinstige Verbesserungen darf uns nicht so blind machen, das vorhandne Gute kurzerhand für schlecht zu erklären. Ein Hauptpunkt der Reformarbeit im Bildungswesen der Männer ist die Entlastung des Gymnasiums von den Elementen, die weder Fähigkeit noch Absicht zum Studiren haben und durch ihre Genossenschaft nur hemmend auf die wirkliche Gymnasialgemeinde wirken. Um solche Kleinigkeiten kümmert sich aber Frau Kettler nicht. Weil es junge Männer giebt, die das Gymnasium besuchen, ohne zur Universität gehen zu wollen, darum müssen auch alle jungen Mädchen dieselbe Gymnasialbildung erhalten!

Es gehört eine große Begriffsverwirrung dazu, bessere Gattinnen und Mütter dadurch erziehen zu wollen, daß man die Mädchen durch Einführung des männlichen Bildungsganges planmäßig aus ihrem Elemente herauserzieht und auf einen unnatürlichen Beruf vorbereitet. Niemand kann zween Herren dienen. Berufsmäßiges Studium und berufsmäßiger Haushalt lassen sich nicht vereinigen. Eine studirende Frau wird den Haushalt links liegen lassen müssen und dadurch keine bessere, sondern eine schlechtere Gattin und Mutter werden. Man weiß ja zur Genüge, wie es aussieht in den Wirtschaften emanzipirter Damen, die Papiermassen mit Tinte schwärzen, in öffentlichen Vorträgen ihre Zungenfertigkeit üben, an Disputationen mit dem ersten und letzten Worte teilnehmen, Leinwandflächen mit Ölfarben bedecken u. s. w. Da laufen die Kinder verwahrlost herum oder werden den Dienstboten überlassen, Ordnung und Pünktlichkeit sind unbekannt im Hause, die Speisen kommen verdorben auf den Tisch, und der Mann muß sich, wenn er anständig einhergehen will, abgerissene Knöpfe selbst annähen und Risse eigenhändig zustopfen wie in den verflossenen Tagen seines Junggesellentums, ja er wird mit so einer gelehrten Dame selten ein ordentliches Gespräch führen können, da sie in ihrem anerlernten Ideenkreise lebend ebenso geringes Interesse an dem Berufe des Mannes wie an dem Haushalte nehmen wird. Wer mag es dem Gatten dann verübeln, wenn er sich durch den Verdruß über die häusliche Mißwirtschaft in das Gasthaus treiben läßt?

Digitized by Google

Aber auch in wissenschaftlicher Beziehung wird die von Frau Kettler gepredigte Umwälzung nicht zu der erwarteten Gleichheit führen. Das von der Natur schwächer geschaffene Geschlecht kann es in geistiger Arbeit, die bei höchster Anspannung des Hirns und der Nerven auch eines kräftigeren körperlichen Rückhalts bedarf, mit den stärkern Männern nicht aufnehmen, selbst wenn ihm alle Wege dazu geebnet würden. Eignen sich doch nicht einmal alle Männer für das Studium, sondern nur eine kleine Anzahl, die sich des Vorzugs besondrer geistiger und körperlicher Organisation erfreut. Und wie manche von den Männern, die im Besitze dieser notwendigen Vorbedingungen zu sein glauben, täuschen sich noch über das Maß ihrer Befähigung! Mit Aufbietung aller Kräfte führen sie wohl das Studium zu Ende, aber dann ist, wie das Volk sich ausdrückt, ihr Geist „verstudirt," sie können der Menschheit und der Wissenschaft keine ernsthaften Dienste mehr leisten und müssen als halbe Invaliden zur Last der übrigen mit fortgeschleppt werden. Diese Erscheinung wird bei den schwächern Frauen in weit stärkerm Maße zu Tage treten und bei den verfehlten Existenzen eine körperliche wie geistige Entartung hervorbringen, unter deren Folgen nicht allein sie selbst, sondern, was noch schlimmer ist, auch ihre Kinder zu leiden haben werden. Schon bei dem jetzt zu bewältigenden Wissensstoffe werden überreichlich viel Frauen nervös und bleichsüchtig, und es wünscht niemand, daß ihre Zahl sich ins ungemessene vermehre. Von der Gesundheit und Frische der Mütter hängt ganz hauptsächlich das Wohl des kommenden Geschlechts ab, darum sind den Frauen nach Möglichkeit gesellschaftliche Vorrechte und Befreiung von schwereren Geschäften eingeräumt worden. Wer wollte die Verantwortung auf sich nehmen, durch naturwidrige Erziehung und Aufbürdung erdrückender Lasten ein Siechtum der künftigen Mütter mit allem Vorbedacht heraufzubeschwören?

Frau Kettler freilich hüpft mit graziösem Salto über dergleichen Bedenken hinweg, um einen neuen Pfeil auf die böse Männerwelt abzudrücken. „Der Mann betrachtet die Angelegenheiten der Frau nur vom Standpunkte seines persönlichen Vorteils und dem der Gesamtheit der Männer, er glaubt, die Gesamtheit der Menschen befinde sich wohl, wenn es nur die Gesamtheit der Männer thut." Nein, da hat Ihre Voreingenommenheit Ihnen wieder einmal den Blick getrübt! Die Männer wissen die Bedeutung der Frau für die Gesamtheit wohl zu würdigen und gönnen ihnen dasselbe Wohlbefinden, das sie für sich selbst wünschen, aber sie haben erkannt, daß die Natur in den Frauen ein schwächeres Werkzeug gebildet hat, und halten es für ihre selbstverständliche Pflicht, auf die natürliche Verschiedenheit gebührende Rücksicht zu nehmen. „Die Benachteiligung der Frau schadet dem Gesamtorganismus, also auch den Männern." Sehr richtig, eben darum ist es nötig, die Frauen vor den Nachteilen zu bewahren, denen sie durch das Hineintreiben in einen unnatürlichen und schädigenden Beruf ausgesetzt werden sollen, und eben deshalb

Digitized by Google

werden sich verständige Männer nicht „bereit finden lassen, die Mittel gütigst zu gewähren," mit denen gedankenlose Gleichmacherei ungesunde Experimente vornehmen will, sondern werden es solchen Frauen, die es durchaus nicht anders haben wollen, ruhig allein überlassen, mit eigner Anstrengung und auf eigne Kosten das Schlußfiasko herbeizuführen. Daß „die Gleichheit nötig sei zum Wohle der Gesamtheit und damit zum Wohle des Mannes," ist eine Einbildung, die der Wahrheit geradezu widerspricht. Nur durch Berücksichtigung „der von der Natur gewollten Verschiedenheit," deren verschämtes Anerkenntnis selbst der Verfasserin einmal entschlüpft ist, wird sich auf beiden Seiten Wohlbefinden, Glück und Zufriedenheit erringen lassen. Wer darauf ausgeht, von Äpfel- und Birnenbäumen durch gleiche Pflege künftighin gleiche Früchte zu erzielen, wird niemals Erfolg sehen; wer beide nach ihrer Eigenart behandelt und von Apfelbäumen nur Äpfel und von Birnbäumen nur Birnen erwartet, dem wird jeder Baum Früchte nach seiner Art tragen. Die abnormen Mädchen, die durch ungewöhnliche Organisation aus dem Rahmen ihres Geschlechts herausfallen und in sich die Fähigkeit und den unüberwindlichen Drang zum Studium zu fühlen glauben, mögen die Gymnasialkenntnisse durch Privatunterricht erwerben und dann als Studentinnen in das Paradies der Schweiz gehen, wo sie es in Zürich nach neuester Entscheidung des Erziehungsrates sogar zur Stellung einer Privatdozentin und Professorin bringen können. Für solche Ausnahmen aber besondre Veranstaltungen zu treffen, wäre Übertriebenheit.

Der deutsche Frauenverein „Reform" hat seine Forderungen offenbar gar nicht bis in die letzten Folgerungen ausgedacht. Frauen, die akademische Studien betreiben, können sich nicht ebenmäßig im häuslichen Berufe ausbilden, und wären sie auch darin geschult, so könnten sie doch ihren natürlichen Beruf gar nicht übernehmen, wenn sie überhaupt ein Amt zu verwalten oder wissenschaftliche Leistungen hervorzubringen die Absicht hätten. Sie könnten sich nicht an einen Mann binden, sondern müßten ehelos bleiben, um ihrem naturwidrigen Berufe nicht untreu zu werden. Und würden die Forderungen des Vereins „Reform" auch auf dem gewerblichen, kaufmännischen und künstlerischen Gebiete durchgeführt, so müßten auch da die Ehebündnisse aufhören. Man käme also schließlich auf anderm Wege zu demselben Ziele, das die Sozialdemokratie erstrebt, zum thatsächlichen Ende der Ehe. Die Damen des deutschen Frauenvereins „Reform" hätten dann die Wahl, entweder mit den Sozialdemokraten auch die freie Liebe samt allem Zubehör einzuführen oder aber ihre ganze Herrlichkeit nach einigen Jahrzehnten mit dem aussterbenden Menschengeschlecht ins Grab sinken zu sehen. Freilich bringt es weibliche Logik, die selbst nach den hochgespannten Erwartungen der Frau Kettler bei völliger Gleichheit der Bildung beider Geschlechter nur „so ziemlich beseitigt" werden würde, fertig, die Zukunftspläne des Frauenvereins „Reform" mit der Fürsorge für Gesunderhaltung der Familie als der Stütze des Staates zu begründen!

Digitized by Google

An die Aufrichtigkeit so hochherziger Besorgnis für das Gesamtwohl kann man schwer glauben, wenn man die Gesinnung ins Auge faßt, die sonst aus dem Büchelchen spricht. Es gehört wenig Scharfblick dazu, den Geist übermütiger Herrschsucht und rücksichtslosen Eigennutzes zu erkennen, der aus allen Ecken und Enden des Schriftchens hervorblickt. Frau Kettler und ihre Genossinnen sind, um es gerade herauszusagen, angesteckt von dem krankhaften Gelüst unsrer Zeit, sich nicht fügen zu wollen. Der unvernünftige Femininismus unsrer Litteratur hat ihren Blick verwirrt, sie halten die Frauen für zu hochstehend, als daß sie sich von irgend jemand etwas brauchten sagen zu lassen, und darum muß vor allen Dingen „die Unterordnung der Frau“ unter ihren „Kerkermeister,“ den Mann, bekämpft werden. „Die Frau muß aufhören, die Ungerechtigkeit zu ertragen,“ sie muß sich „empören über die unsinnige Weise, in der sie behandelt wird,“ und sie muß aufhören die Autorität des Mannes zu achten. Da keine Gemeinschaft, selbst nicht die kleinste, ohne entschiedene einheitliche Führung gedeihen kann, so bedeutet auch hier das Streben nach völliger Gleichstellung der Frau mit dem Manne nichts andres als Beseitigung der Ehe, es müßte denn sein, daß der deutsche Frauenverein „Reform“ zur Erhaltung des Menschengeschlechts die Gefälligkeit hätte, künftig neue Verbindungen der Pantoffelwirtschaft und Gynäkokratie einzuführen, in denen der Mann die Oberhoheit und Logik des Weibes als maßgebend anerkennen sollte. Und mit solcher Auflehnung gegen die „von der Natur gewollten Unterschiede“ wähnt man den Gesamtorganismus der Menschheit zu fördern! Es giebt eben unzufriedene und selbstsüchtige Frauen, denen es eine Kleinigkeit ist, alles auf den Kopf zu stellen, wenn nur ihrer Herrschbegier Genüge geschieht und jede Abhängigkeit abgeschafft wird. Wissen sie nicht, was für eine Selbständigkeit und Gewalt sie trotz aller Aufsicht des Mannes in ihrem Haushalte besitzen? Eine Selbständigkeit, wie sie viele von ihnen beneidete Männer in ihrem Berufe niemals erreichen! Wie müssen alle Beamten ihren Vorgesetzten gehorchen, wie muß sich selbst der höchste Staatsdiener nach oben dem Willen des Souveräns und nach unten der Stimme des Volkes fügen! Das ganze Erdenleben des Mannes wie der Frau ist überhaupt nur ein unausgesetztes gegenseitiges Dienen, und ein gesunder, natürlicher Sinn findet darin so wenig schimpfliches, daß er es vielmehr für Pflicht, Ruhm und Ehre betrachtet, seinen Mitmenschen da zu dienen, wohin er von Gott und Natur gestellt worden ist, ohne mißgünstig nach denen hinzuschielen, die auf anderm Platze andre Dienste zu leisten haben. „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes,“ so mahnt schon der Apostel. Und ein gewisser Goethe, der einmal in dem Wohnorte der Frau Kettler gelebt hat, auch nicht ganz ohne Kenntnis der Menschen, insbesondre der Frauen gewesen sein soll, spricht sich insbesondre über die Frauen dahin aus:

Digitized by Google

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.

Wenn die hohlen Seifenblasen des deutschen Frauenvereins „Reform“ längst zersprungen sein werden, wird dieses verständige Wort noch unerschüttert seine Geltung behaupten.

Jenny Lind

Der Name Jenny Lind klingt denen, die sie noch gehört und gekannt haben, wie reine Musik. Andre mag er vielleicht an die Restaurationszeit, an die romantische Bewegung und Verwirrung erinnern, an jene unglückliche Zeit, wo die Deutschen, in einem überspannten Kultus des Virtuosentums befangen, die öffentlichen und wichtigsten Interessen zu vergessen schienen. Sie stellen dem reichbesetzten Kunsthimmel jener Tage, dem Andenken an Paganini, Liszt, Jenny Lind das politische Elend gegenüber, das sich in den Worten: Frankfurter Bundestag, Karlsbader Beschlüsse, Göttinger Sieben, Lola Montez, Hannibal Fischer, Malmö und Olmütz verkörpert. Die Gefahr, daß wir in nächster Zeit in eine solche weichliche Schwärmerei zurückfallen könnten, darf heute für ausgeschlossen gelten; eher droht die entgegengesetzte, daß wir in unserm Verhältnis zu den reproduzierenden Künstlern und zur Kunst im allgemeinen die rechte Linie überschreiten, die zwischen Überschätzung und Unterschätzung, Zuviel und Zuwenig, Schwärmerei und Stumpfheit die Grenze bildet. In den gelehrten Ständen — das ist eine Thatsache — ist die Zahl der Kunstverächter und der im griechischen Sinne unmusikalischen Geister in den letzten Jahrzehnten größer geworden, als das die Kultur eines Volkes auf die Dauer verträgt.

Aus diesem Grunde erscheint gegenwärtig ein Rückblick auf jene Glanzzeit des Virtuosentums unbedenklich, erlaubt, vielleicht geboten. Denn unter ihrem lächerlichen Treiben barg sie doch große bleibende Werte: außerordentliche Kunstbegabung und Begeisterung; und selbst der Überschwang an Verehrung verliert das Abstoßende, wenn man versteht, daß jener Zeit für ihren Heroenkultus kaum andre Objekte zur Verfügung standen als Sänger, Virtuosen und Litteraten.

Wenn wir diese Betrachtung an Jenny Lind anknüpfen, so giebt uns dazu das Erscheinen ihrer Biographie den äußern Anlaß.*) Aber auch wenn die Wahl frei

*) Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin 1820—1854. Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken. Von Dr. H. L. Holland und W. S. Rockstro. Deutsche Übersetzung von Hedwig Schroll. 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1891.

Digitized by Google

wäre, würde sich kaum eine zweite Größe aus jenem Virtuosenkreise finden, die mit soviel gutem Recht die allgemeine Verehrung und Teilnahme ihrer Zeitgenossen an sich gefesselt hätte. Zöge man aus ihrem Leben die bedeutende Sängerin ab, so bliebe immer noch eine Frau, die ihrem Geschlecht als Muster dienen kann.

Ihre Hauptbedeutung als Sängerin liegt in ihrem Wirken in Deutschland. Hier traf sie im Jahre 1844, von Meyerbeer für das „Feldlager in Schlesien" nach Berlin berufen, zu einer sehr günstigen Zeit ein. Stimmen gab es die Menge, und allerlei eigentümliches Talent nebenbei, aber wenig von Kunst! Jeder Vergleich mußte zu Gunsten der Jenny Lind ausfallen, und selbst die Besten hatten zu ihr lernend aufzublicken. Der Henriette Sonntag war sie an Geschmack und im Maßhalten überlegen, der Schröder-Devrient an Herrschaft über die Mittel und in der Singekunst voraus. In Frankreich würden die Leistungen der jungen schwedischen Sängerin neben die der Pasta und der Grisi gesetzt worden sein, und jedenfalls hätten sie unter dem Andenken der unvergleichlichen Malibran zu leiden gehabt. In Deutschland war die Bahn frei. Schwächer oder stärker lebte hier überall noch die Erinnerung an die Zeit, wo in Wien, Dresden, München und Berlin die Italiener sangen. Diese Glanzzeit der dramatischen Gesangskunst schien jetzt mit der Lind zurückkehren. Sie nahm alle gefangen. So allgemeine Übereinstimmung, wie es nach der Biographie aussieht, herrschte allerdings nicht über ihre Bedeutung. Moltke z. B. schreibt in jener Zeit seinem kunstfreundlichen Bruder Ludwig, daß er Fräulein von Schätzel der Schwedin vorziehe. Ja selbst in der einfachen Diagnose über die Natur von Jenny Linds Stimme gehen die Ansichten auseinander. Berlioz*), der sie nach dem Bonner Beethovenfest auf Schloß Brühl zum erstenmale hörte, nennt diese Stimme kräftig und groß, der Berliner Berichterstatter der Neuen Zeitschrift für Musik stellt nicht lange darauf fest,**) daß sie für Meyerbeersche Partien nicht kräftig genug sei. Über die Schönheit der Stimme war man einig.

Es war eine eigentümlich geistige Schönheit in dieser Stimme, die ihren sinnlichen Reiz noch überwog oder ersetzte. In der Mittellage klang sie etwas bedeckt. Aber ihre Verehrer betrachteten diesen Fehler als Vorzug. Er gehörte mit zur Individualität und ließ die seelische Macht, mit der die Sängerin jeden Ton belebte, um so stärker hervortreten. Die Mitte der zweigestrichenen Oktave war der Teil des Organs, der mit wahrem Sirenenzauber wirkte. Diese Töne klingen denen, die Jenny Lind einst hörten, noch heute im Ohr. Mendelssohn hat das Andenken an diese Klänge in der Sopranpartie seines „Elias" verewigt; das in der Arie „Höre Israel" immer bedeutungsvoll wiederkehrende Fis war der Ton, den er an dieser Stimme über Alles liebte.

*) Berlioz, Orchesterabende II, 161 (Deutsche Ausgabe von H. Pohl).
**) Neue Zeitschrift für Musik, Jahrgang 1849.

Digitized by Google

Der schöne, poetisch belebte und individuelle Klang der Stimme wirkte natürlich auf das große Publikum am stärksten. In richtiger Schätzung dieses Machtmittels und seines Ortes pflegte daher Jenny Lind den Liedgesang, wie es bisher niemand unter den großen Sängerinnen und Sängern, die sich europäische Berühmtheit erworben haben, gethan hatte. In der italienischen Schule aufgewachsen, lag ihnen dieser wesentlich deutsche Kunstzweig fern. Mit dem Zeitpunkte, wo Jenny Lind dafür eintrat, beginnt ein neuer Aufschwung des deutschen Liedes. Sänger, Publikum und Komponisten wenden sich ihm mit neuem und verdoppeltem Eifer zu. Sie selbst hat in diese Wendung der Dinge dann nicht weiter eingegriffen. Dies zeigt die Wahl ihrer Lieder, besonders ihr Verhältniß zu Schumann, von dem sie nur einige anmutige Stücke wie „An den Sonnenschein," „Übern Garten durch die Lüfte" fest in ihre Konzertliste aufnahm. Ohne Zweifel ließ sie sich in ihren Neigungen und in ihrem Urteil hier durch die Rücksichten auf Singbarkeit und Dankbarkeit leiten. Von diesem Standpunkte aus erklärt es sich auch, daß sie neben einigen Lieblingsstücken von Mendelssohn und Taubert auch Lieder von Mangold und Handhartinger bevorzugte, deren Kunstwert unbedeutend ist. Einen schönen Beweis ihrer Heimatsliebe gab sie in ihrer Vorliebe für schwedische Volkslieder und für die Lieder Lindblads. Sie erwarb sich damit zugleich einen Verdienst um die skandinavische Musik. E. Grieg und Genossen sind außer N. Gade auch der Jenny Lind verpflichtet, daß der Boden für ihre eigentümliche Musik so gut vorbereitet war.

Wir haben heute Sänger und Sängerinnen, deren Leistungsfähigkeit über das bischen Lied nicht hinausreicht, und die vorgeschobene Stellung, die das Lied im öffentlichen Musikleben einnimmt, trägt ohne Zweifel zu dem immer weitern Verfall der Gesangskunst in Deutschland viel mit bei. In den vierziger Jahren war es noch unmöglich, daß sich jemand durch bloßen Liedergesang Ansehen erworben hätte. Daß Jenny Lind mehr konnte, war ihrem Liedervortrag selbst anzumerken. Sie bewies das außerdem durch ihre Leistungen auf der Bühne. Die Regimentstochter, die Nachtwandlerin und andre italienische Partien, die man in Deutschland als ein auseinanderfallendes Gemisch von Trivialitäten und Kunststücken ansah, erhielten Einheit und Charakter, wenn sie Jenny Lind sang. Es wurden durch und durch sympathische Figuren, und an die Schwierigkeiten des Gesanges, an Läufer, Gänge, Verzierungen dachte gar niemand. Sie stellte sich nicht auf die Fußspitzen, wenn es in die hohen Töne ging, bot weder mit ihrem Hals noch andern Körperteilen das Schauspiel eines Gänserichs, wenn sie an Kraftleistungen der Virtuosität kam. Alles machte sich spielend; nur die Kenner stutzten, staunten und gewahrten mit Bewunderung, daß sie hier eine Künstlerin vor sich hatten, der auch die schwierigsten Aufgaben der Gesangskunst nur Mittel des seelischen Ausdrucks waren. Das war das Ideal der Virtuosität, wie wir es bei deutschen Künstlern seitdem nur auf instrumentalem Gebiete, z. B. bei J. Joachim, wieder erlebt haben.

Digitized by Google

Jenny Lind hatte dieses Ziel erreicht durch angeborne Begabung, vor allem aber durch die italienische Gesangschule, deren Methode niemals überholt werden kann, und aus der bis auf den heutigen Tag alle großen Gesangskünstler hervorgegangen sind, die nach der Lind noch genannt werden dürfen: die Patti, die Nielson u. s. w. Lernen, lernen, vollständigste Herrschaft über das Gesangsinstrument gewinnen, ist ihr oberster Grundsatz. Wenn die deutsche Gesangschule, die mit Rücksicht auf die Natur unsrer Sprache ein Recht hat, sich ihr selbständig gegenüberzustellen, nur diesen sich aneignen wollte, und zwar „voll und ganz." Aber da liegt es. Die Nachfrage von Oper und Konzert ist Jahrzehnte lang so stark gewesen bei uns, daß man sich schließlich daran gewöhnt hat, mit halb ausgebildeten Kräften vorlieb zu nehmen. Unser Land ist reich an schönen Stimmen, aber traurig arm an Gesangskunst, an Urteil und Verständnis für sie! Man höre sich nur diese Bayreuther Mustervorstellungen an, man gehe ins erste beste Konzert, wenn einmal eine Händelsche Nummer vorkommt, in der vielleicht eine Sopranstimme mit einer Flöte oder Violine wechselt. Ists nicht, als gingen alle diese Künstler darauf aus, vor allem zu zeigen, daß sie eine starke Stimme haben? Klingt nicht fast eine wie die andre? Ist nicht Individualität etwas ganz seltnes geworden?

Jenny Lind selbst war von diesen Gefahren nicht unberührt geblieben. Als Theaterkind auf der Hofbühne ihrer Vaterstadt Stockholm aufgewachsen, von ihrem zehnten Jahre an bereits stark in Kinderrollen beschäftigt, war sie im Jahre 1837 ganz zur Oper übergegangen und durch ihre Leistungen als Agathe, Euryanthe, Emmeline (in Weigls Schweizerfamilie), Alice schnell der Liebling des hohen und des gewöhnlichen Publikums geworden. Die Stockholmer Gesellschaft verhätschelte sie, die schwedischen Städte luden sie zu Konzerten ein, ihr Ruhm drang schon über die Landesgrenzen. Da entschloß sich im Jahre 1841 das einundzwanzigjährige Mädchen nach Paris zu gehen und sich bei Garcia in die Lehre zu geben. Sie hatte allem Weihrauch gegenüber die Augen offen gehalten und gemerkt, daß nicht alles mit ihren Leistungen in Ordnung war. Garcia begann den Unterricht damit, daß er ihr erklärte: „Mein Fräulein, Sie haben keine Stimme mehr." Nach sechs Wochen vollständiger Ruhe fand sich die Stimme wieder. Aber ohne Garcia wäre ihr Los das der zahlreichen deutschen Sängerinnen gewesen, die auf Grund eines reinen Naturalismus zehn Jahre lang als Genies gefeiert werden und dann sinken und verschwinden.

Daß es mit Jenny Lind anders kam, verdankt sie Garcia und seiner italienischen Schule; aber auch ihrem Charakter und ihrer Wahrheitsliebe, die sich nicht blenden und bestechen ließ. Diese Klarheit über sich selbst, diese kühle Schätzung von Beifall und Jubel, an dem sich das gewöhnliche Kunstreitertum regelmäßig daran berauscht, ist einer der merkwürdigsten Züge an der großen Sängerin. Sie war selbstbewußt, sie war auch dankbar für Förderung, Anerkennung und Zustimmung. Aber sie nahm das so nebenbei mit, der Erfolg

Digitized by Google

an sich scheint ihr ein fremder Begriff gewesen zu sein, für den sie nie etwas gethan hat. Wie sie in ihrem Gesange der äußern Wirkung zuliebe nie an einer falschen Stelle aufgetragen oder Drücker gesetzt hat, so kann man sich Jenny Lind auch nicht auf der Rundfahrt zu den Berichterstattern denken. Bei näherer Prüfung gelangt man zu dem Schluß, daß die Größe und das Glück Jenny Linds zum großen Teil darauf beruhte, daß sie ihrem Wesen treu blieb, und daß sie alle Tugenden des Weibes wahrte. Dadurch blieb ihr Leben frei von den Dissonanzen, denen wir im Schicksale so vieler ihrer Kunstgenossinnen begegnen, dadurch wurden ihre dramatischen Leistungen eigentümlich. Die beiden Biographen bemühen sich allerdings darzuthun, daß Jenny Lind in jeder ihrer Rollen überzeugend, überwältigend, neu und normal gewesen sei, und sie übernehmen sich in diesem Bemühen bis zu dem Grade, daß man lachen muß. Wer mag den Herren den Bär aufgebunden haben, daß bis auf Jenny Lind die Donna Anna in Mozarts Don Juan nach der phantastisch gewaltsamen Auffassung des Gespenster-Hoffmanns gespielt worden sei! In Wirklichkeit liest man aus allen Berichten heraus, daß die Künstlerin in ihren Rollen das Weibliche, das Innige, Anmutige in den Vordergrund stellte, und daß sie in den Rollen, wo das nicht am Platze war, viel schuldig blieb, wenn sie auch immer noch interessirte. Das stimmt auch mit ihrem Konzertgesang, der sich in derselben Richtung bewegte, der nicht das Große, aber das Heroische vermied. Sie hielt sich auch mit ihren Arien und ihren Liedern in den Grenzen ihrer eignen geistigen Individualität, aber innerhalb dieser Grenzen lebte sie sich in die Kunstwerke so ein, daß sie sie nicht bloß mit der Stimme wiedergab, sondern auch mit dem Auge und dem Blick. Wir lesen mehr als einmal: „Man muß Jenny Lind nicht bloß hören, man muß sie auch singen sehen." Auf ihrer ganzen Kunst lag der Schimmer ihrer Persönlichkeit. Vielen war diese Persönlichkeit noch lieber als ihre Kunst. Die Biographen führen hierfür unter andern vornehmen und berühmten Gewährsleuten namentlich die Worte der Frau Stanley an, der Gemahlin jenes Bischofs von Norwich, der den Eintritt der Sängerin in die Stadt mit Glockengeläute feiern ließ: „Eigentlich, schreibt Frau Stanley, möchte ich Jenny lieber sprechen als singen hören, so wundervoll das letztere auch ist." Wir können diesen Zeugnissen das eines schlichten Musikers hinzufügen. August Gathy, der Verfasser des bekannten musikalischen Lexikons, schreibt in einer Pariser Korrespondenz an die Neue Zeitschrift für Musik: „Sie singen hören ist ein großer Genuß, ein größerer, sie in traulichem Gespräch reden zu hören, und eine wahre Seelenerhebung, die Thaten ihres schönen Gemüts zu erleben."

Das Hauptverdienst der vorliegenden Biographie ist das, daß sie den Verehrern der Sängerin Jenny Lind Gelegenheit giebt, das eigentümlich fesselnde und treffliche Wesen der Frau in ihr näher kennen zu lernen. Mehr als Erzählungen und Beschreibungen führen in dieses die Briefe ein, die mitgeteilt

Digitized by Google

werden. Unter ihnen ragen die an Charlotte Birch-Pfeiffer, die die Schwedin im Deutschen unterrichtet hatte, durch kindliches Wesen und herzlichen Ton hervor. Sie wird in der Regel als „teure Mutter“ angeredet. Einmal schreibt sie von Frankfurt aus die Bitte, einen mit Wien abgeschlossenen Gastspielvertrag rückgängig zu machen (I, 252), nicht etwa um ein höheres Honorar zu erpressen, sondern weil sie das ganze Geschäft satt hat. „Denn sehen Sie, Mutter Birch — heißt es —, dies Leben paßt mir nicht! Wenn Sie mich nur sehen könnten, in welcher Verzweiflung ich bin, jedesmal, daß ich ins Theater gehe, um zu singen. Das ist mir zuviel. Diese abscheuliche Angst .... Ich begreife es nicht, da mir alles doch so gut geht. Alle Menschen tragen mich ja auf den Händen. Das hilft alles nichts!“

Schon die unverfälschte Natur dieses Stils giebt ein Bild von der einfachen, naiven Seele dieser Frau. Aber das Erstaunliche ist die Naturrichtigkeit ihres Empfindens. Sind diese paar Zeilen nicht ein köstlichen Beitrag zur Geschichte und zum Wesen der sogenannten Frauenfrage? Das alte weise Mulier taceat in ecclesia kann keine glänzendere Bestätigung finden als durch dieses Bekenntnis aus dem Herzen einer Frau, deren öffentliches Wirken einem Triumphzuge glich. Stärker als alles Beifallstosen sprach zu ihr die innere Stimme: „Du bist nicht auf dem Platze, auf den das Weib gehört.“ Es kann niemand einfallen wollen, diesen Fall zu verallgemeinern, namentlich die Musik kann die Mitwirkung der Frauen gar nicht mehr entbehren. Aber ihn zur weitern Kenntnis zu bringen, empfiehlt sich doch, sei es auch nur, um stumpfere Gemüter einmal darauf hinzuweisen, wieviel nicht bloß geistige, sondern auch moralische Kraft die darstellende Kunst von ihren Vertretern in Anspruch nimmt. Diese Betrachtung könnte uns Hörer und Kritiker manchmal vor unnötiger Härte bewahren.

Jener Brief an Frau Birch-Pfeiffer wurde im Jahre 1845 geschrieben. Sechs Jahre später zog sich Jenny Lind von der Öffentlichkeit zurück. Für die Kunst zu früh und zu gründlich. Darüber ist kein Zweifel. Bei ihrer Gesinnung über das Virtuosentum kann aber niemand über die Gründe dieses Rücktritts im Unklaren sein. Die Biographen hätten sich die Mühe ersparen können, dieser Frage ein ganzes Kapitel zu widmen. Eher muß man staunen, daß sie es noch so lange ausgehalten hat. Das war zum Teil eine Folge ihrer religiösen Denkungsart. Sie betrachtete sich als eine Priesterin im Dienste der Kunst. Ehe sie ihre amerikanische Reise (mit Barnum) antritt, schreibt sie einmal, daß sie auch in dem neuen Lande „dem Reiche Gottes dienen“ wolle. Um Mammon wars ihr nicht zu thun. Von Jugend auf verwendete sie den größten Teil ihrer Einnahmen zum Wohlthun. Noch in der knappen Stockholmer Stellung machte sie die Eltern, die es gar nicht um sie verdient hatten, sorgenfrei und unabhängig, ließ den jungen Josephson, den später als Komponisten bekannt gewordenen Universitätsmusikdirektor von Upsala, zu seiner Ausbildung ins Aus-

Digitized by Google

land reisen und griff ungebeten überall ein, wo sie konnte. Als sie aber später eine europäische Berühmtheit wurde, hat sie für Schulen und gemeinnützige Anstalten wahrhaft fürstliche Summen gespendet; für sich selbst behielt sie nur, was zu einem einfachen, anständigen Lebensgenuß nötig war. Auch darin verschieden von ihren Kunstgenossinnen, die mit den Bankhaltern an Luxus zu wetteifern pflegen, auch darin eine unvergleichliche Frau!

Nur ungern sagen wir zum Schluß noch ein Wort über die biographische Arbeit der beiden englischen Autoren, denn sie haben die Veranlassung gegeben, uns mit Jenny Lind zu beschäftigen. Es sind uns schon harte Urteile über diese Biographie zu Gesicht gekommen, denen wir nicht ohne weiteres beitreten wollen. Der deutsche Leser muß berücksichtigen, daß das Werk für England geschrieben ist. Daraus erklärt sich manche Umständlichkeit mit. Freilich ist es auch in England nicht durchaus nötig, Herrn Benedict oder andre öffentliche Männer mit ihren gesamten Titeln anzuführen oder in jedem Fall zu bemerken, daß die betreffende bürgerliche Persönlichkeit später „Sir" geworden sei. Aber immerhin mag in England diese durch das Buch hindurchgehende Großthuerei weniger unangenehm auffallen. Die Rücksicht auf englische Leser entschuldigt es auch, daß über eine Menge von Personen und Werken breite Einführungen gegeben werden, die es genügt hätte, zu nennen. Weiter muß zur Entlastung der Verfasser berücksichtigt werden, daß sie unter den Augen des Herrn Goldschmidt, des Gatten der verstorbenen Sängerin, schrieben, sich nicht frei fühlten und nun in ihrem Eifer etwas über das richtige Maß biographischer Begeisterung hinausgerieten. Auf den belebenden Schatten haben sie ganz verzichtet. Sie schwärmen und führen eine verzückte und überheizte Sprache; einmal wird ihre Heldin direkt mit einer heiligen Margarete verglichen. Der gute Wille der Autoren war jedenfalls riesengroß. Herr Goldschmidt hat ihnen das Material gegeben und jedenfalls auch den Plan entworfen. Das ist der erste Vorwurf, der den Herren Holland und Rockstro gemacht werden muß, daß sie sich damit genügen ließen. Denn das Material ist unvollständig und einseitig, der Plan verfehlt. Es geht nicht, daß man bei Künstlern überhaupt nur die künstlerische Laufbahn beleuchtet; es geht am allerwenigsten bei einem Musiker, dessen Leistungen aufs engste mit seinem Temperament zusammenhängen. Es geht zweitens nicht, daß man eine Künstlerbiographie an zwei Verfasser verteilt. Bei einem Lexikon, bei einem Lehrbuch, zur Not auch noch bei einem Theaterstück mag das ganz leidliche Ergebnisse haben. Das größte Versehen war aber, daß für den Hauptteil dieser Zweimännerarbeit, für den musikalischen und den musikgeschichtlichen, Herr Rockstro gewählt wurde. Er ist der Verfasser einer für das Jubiläumsjahr 1885 herausgeworfnen englischen Biographie Händels, die, in Plan und Wissen sehr dürftig, geradezu unangenehm berührt durch ihr Verhältnis zu Friedrich Chrysander. Herr Rockstro lebt von den Arbeiten dieses Mannes und sucht ihn doch beständig herabzusetzen. Weiter

Digitized by Google

ist Herr Rockstro als Mitarbeiter an G. Groves Dictionary bekannt. Es genügt, ihn zu kennzeichnen, wenn wir erwähnen, daß er in dem Artikel Opera die Geschichte der Oper in ungefähr 70 Perioden abteilt. Als ein solcher Mechanikus hat er nun auch das Thema Jenny Lind durchgeführt. Jede neue Rolle wird erklärt. Die Erklärung schließt jedesmal mit dem Versuche, der Sängerin eine ganz neue Auffassung zuzuschreiben, und dann kommen die Berichte über den Erfolg in Form von vollständigen Rezensionen, die meisten aus der Feder Rellstabs. Selten weiß Herr Rockstro etwas, wo er etwas wissen sollte, was man erst suchen muß. Aber bei Punkten ankommend, über die schon geschrieben ist, wird er gesprächig. Eine der merkwürdigsten Stellen bildet die Beschreibung des alten, von Friedrich dem Großen errichteten Opernhauses zu Berlin. Wie kommt das hierher? Weil es eine Geschichte der Berliner Oper von Schneider giebt. Bei den unpassendsten Gelegenheiten wird der Händelgaul bestiegen, wir hören von Carestini, von der Cuzzoni, wo es viel nötiger wäre, uns über den Zustand des Kunstgesanges zur Zeit der Jenny Lind zu unterrichten. Aus demselben Mangel an Sicherheit im eignen Thema ist die breite Behandlung der „Affaire Bumm" entsprungen. Aber da scheint der Verfasser nicht einmal über die Antecedentien des Bumm genügend aufgeklärt zu sein. Wir müßten ein kleines Buch schreiben, wenn wir alle die Thatsachen herzählen wollten, die beweisen, daß Herr Goldschmidt Herrn Rockstros Fähigkeiten ganz und gar überschätzt hat.

Daß die Biographie zwei starke Bände umfaßt, ist darauf zurückzuführen, daß der Mitteilung von Thatsachen in der Regel Paraphrasen folgen, die doppelt so lang sind. Hieran trifft auch Herrn Holland, einen englischen Geistlichen, die Mitschuld. In demselben Verlage wie die Biographie Jenny Linds ist früher eine Biographie von Wilhelmine Schröder-Devrient erschienen. Sie ist von Alfred von Wolzogen verfaßt. Hätten sich doch die Verfasser diese knappe, gehaltvolle, unbefangene Arbeit zum Muster genommen! Freilich bleiben Sängerbiographien immer mit die schwierigsten Aufgaben, die der musikalischen Schriftstellerei gestellt werden können. Aber wenn es dankbare darunter giebt, so ist es das Leben und Wirken der Jenny Lind, das, in sich reich und vielseitig, Verbindungen und Brücken in Menge bietet, die aus dem engern Kunstgebiete hinausführen.

Außer einigen sehr guten Bildern der Jenny Lind sind dem Werke auch einige musikalische Beilagen hinzugefügt. Unter ihnen interessiren am meisten die von Jenny Lind selbst komponirten Kadenzen, weil sie ein Bild ihrer technischen Fertigkeit geben und zugleich beweisen, daß für diesen besondern Kunstzweig das neunzehnte Jahrhundert eine Periode des Verfalls und der Manier bedeutet, von deren Einflüssen sich auch so große Talente wie Jenny Lind nicht ganz freihalten konnten.

Digitized by Google

Bilder aus dem Universitätsleben

I. Eine Studentenaufführung

(Schluß)

So waren denn nach mannichfachem Probelesen die Männerrollen glücklich verteilt, und es begann die interessante Jagd nach dem Ewig-Weiblichen. Wir brauchten in Wallensteins Lager eine Gustel von Blasewitz und die Aufwärterin, in Heiß Eisen eine Bäuerin und eine Gevatterin, in Svanhild die Heldin selbst. Diese Rollen auch mit Dilettanten, etwa mit Schwestern und Kousinen zu besetzen, wäre doch in mancher Hinsicht gefährlich gewesen. Wir mußten alle Lockmittel anwenden und unserm Zusammenspiel theatralische Weihe verleihen, um das große Publikum heranzuziehen.

In geheimer Sitzung durcheilten wir denn die ganze Sternenwelt des Berliner Theaterhimmels. Es wurde hin und her debattirt; jeder hatte seine besondre Schwärmerei. Schließlich kamen wir überein, den Schauspielerinnen Klara Meyer, von Meersberg, Merani, Bergmann und Golmick unsern Antrag zu Füßen zu legen.

Es wurde die schüchterne Frage aufgeworfen, ob die Damen auch unserm Ansuchen entgegenkommen, ob sie nicht unsre Zumutung einfach zurückweisen würden. Zurückweisen? sagte ein Erfahrner, o Sie Kleingläubiger, was haben Sie für Menschenkenntnis! Wäre es nichts andres, so verböte ihnen schon alle Lebensklugheit, so zu handeln. Uns haben heißt die Zukunft haben, und den Weibern liegt immer mehr an der Zukunft als an der Vergangenheit. Sie werden sich freuen, mit uns zusammen zu wirken, kindisch freuen, denn hier finden sie, was sie oft vergebens suchen: richtiges Verständnis für ihre Kunst und Begeisterung für ihre Fähigkeiten!

Und er hatte Recht. Sie waren alle von bezaubernder Liebenswürdigkeit, keine lehnte ab, und alle gaben mit Bereitwilligkeit ihr Bestes inmitten der studirenden Jugend. Auch das war also geordnet.

Noch fehlten einige für uns notwendige Requisiten. Keck und kühn wandten wir uns an Hülsen und erhielten von der königlichen Bühne die gewünschten

Digitized by Google

Gegenstände. So rächte sich der Generalintendant in edelmütiger Weise für die „Hülsenfrüchte," die ihm die Studentenschaft nicht lange vorher nach einer Skandalgeschichte dargebracht hatte.

Eine einflußreiche Persönlichkeit suchten wir noch für unser Unternehmen zu gewinnen, das war der Prinz Georg. Er hatte dem Nationaltheater seine besondre Gunst geschenkt und zeigte auch für Wildenbruch warmes Interesse. Er versprach uns sein Wohlwollen und erschien auch wiederholt in den Proben. Diese persönliche Teilnahme des fürstlichen Dichters war für uns natürlich ein mächtiger Sporn, es wurde tüchtig gelernt und auf der Bühne flott gewirkt.

Aber wie störend unvorhergesehene Kleinigkeiten sein können, erfuhren wir gleich bei der ersten Probe von Wallensteins Lager. Der Rekrut, ein baumlanger Jurist, erschien und trug seine Verse „Trommeln und Pfeifen, kriegrischer Klang" u. s. w. mit vortrefflicher Deklamation vor. Doch der Regisseur fiel ihm sogleich ins Wort: Singen müssen Sie, singen!

Singen? fragte der Rekrut verwundert, nach welcher Melodie denn?

Der Regisseur stutzte und sah sich um. Er hat Recht! Nach welcher Melodie? Nun, die müssen Sie sich selbst machen!

Ja, das ist nicht so einfach — das kann ich nicht!

Na, dann nehmen Sie eine bekannte.

Der Rekrut, kurz entschlossen, versuchte die Melodie: Es steht ein Wirtshaus an der Lahn. Alles lachte.

Das geht nicht! Das geht nicht! schrie der Regisseur — eine andre!

Er begann: Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein. Bis zu den Versen: „Schwert an der Seite, frisch in die Weite" klappten die Versfüße mit einigen Verrenkungen ganz gut, aber von da ab war es beim besten Willen nicht mehr möglich. Er versuchte: Von allen den Mädchen so blink und so blank — das ging ungefähr bis zu derselben Stelle leidlich, aber hier war das Anpassungsvermögen auch zu Ende.

Der Regisseur wischte sich den Schweiß von der Stirn und ging überlegend auf und ab. Währenddessen brüllte das wild gewordene Lagerkorps die „Lore am Thore" zu Ende: „Sie ist mein Gedanke bei Tag und bei Nacht und wohnet im Winkel am Thore."

Ich bitte mir Ruhe aus! schrie der Regisseur dazwischen, hier ist kein Radautheater.

Es wurde allmählich still. Ja, schwere Not, ist denn niemand unter Ihnen, der zu dem Dinge die paar lumpigen Noten machen kann? — Na, dann muß das Komitee dafür sorgen!

Auch das noch! Wir komponirten also; es wurde eine jämmerliche Fuge, aber es waren wenigstens Noten. Noch schlimmer erging es uns mit der Svanhild, deren Einübung van Hell selbst übernommen hatte. Wildenbruch war bei jeder Probe auf der Bühne, und bei jeder geriet er mit van Hell zusammen.

Digitized by Google

Bald wollte der Dichter seine Verse anders betont und seine Ideen anders aufgefaßt wissen, bald verlangte van Hell, der uns alle mit dem Selbstbewußtsein eines pommerschen Schulrates behandelte, die Streichung dieser oder jener Stelle oder eine völlig anders geordnete Stellung der Spieler. Kurz, es herrschte eine Uneinigkeit, die nicht allein den Dichter nervös machte und reizte, sondern auch die Freudigkeit der Mimen sehr beeinträchtigte. Als aber van Hell die Schlußverse, in denen Wodemir mit großartigem Schwunge Germaniens Schicksal und Bestimmung vorträgt, einfach als Unsinn wegstrich, da war es mit des Dichters Geduld zu Ende. Es kam zu einer scharfen Auseinandersetzung, und der Regisseur Fuchs mußte von nun an auch die Inszenirung der Svanhild übernehmen.

Wildenbruchs Debüt war wirklich ein „Rennen mit Hindernissen." Kaum hatte man das Stück einigermaßen eingeübt, da trat Spurius von seiner Rolle zurück. Ich suchte den Dichter auf, um ihm diese Trauerkunde mitzuteilen. Er wohnte damals in der Dessauerstraße, drei bis vier Treppen hoch in einer ziemlich öden Wohnung. Ich trat in ein niedriges, kleines Zimmer. Selbst nach studentischen Begriffen sah es darin außerordentlich wüst aus. Vor einem alten, gebrechlichen Sofa mit verblichenem Bezug stand ein plumper Tisch, der mit Büchern, Zeitschriften und Manuskripten über und über beladen war. Rechts lächelten mich das Waschgeschirr und andres Gerät an, links lagen Kleider, Hüte und Wäsche zerstreut auf den Stühlen oder hingen an der Wand. Der Dichter selbst lag in Hemdsärmeln auf dem Sofa und hatte eine Novellensammlung vor sich. Er richtete sich auf und erkannte mich, nachdem er den Kneifer aufgesetzt hatte.

Donnerwetter, was ist denn schon wieder los?

Ich erzählte ihm das neue Hindernis. Er sprang auf: Ihr guten Götter, soll mich euer Fluch denn ewig treffen! Das ist ja eine niederträchtige Geschichte! Und übermorgen soll die Aufführung sein!

Er ging hastig, soweit es der Raum gestattete, hin und her.

Ich sah unsern „Einakter" auf dem Tische liegen und blätterte darin. Er ergriff meinen Arm: Na, aber Bester, haben Sie denn gar kein Verständnis für meine Lage? Sie müssen doch fühlen, in welche entsetzliche Verlegenheit wir alle damit geraten! Es ist wirklich — nein! nein! Nun, da ich Fuchs alles überlassen habe, gar nicht mehr mitrede, überall das Maul halte, nun denke ich, würde die Karre gehen. Wissen Sie, lieber will ich Steine klopfen, als Theaterdichter sein, dahinter bin ich jetzt schon gekommen! Ich habe die Schreiberei satt! Sehen Sie, da liegt ein Drama über dem andern; ich habe sie alle losgelassen wie die Jagdfalken, und alle sind wieder scheu wie die Nachteulen in ihr altes Loch zurückgekommen. Wahrhaftig, sie scheuen das Lampen- und Tageslicht! Unsre Bühnenleiter — es ist ein Skandal! Und nun mit van Hell! Ich weiß, er agitirt gegen mein Stück! Alles agitirt gegen mich! Haben Sie denn schon einen Ersatzmann für Spurius?

Digitized by Google

Ich hatte mich hingesetzt. Nein, es hat sich niemand für die Rolle gemeldet, und zwingen kann man nach dem preußischen Landrecht keinen.

Er sah mich etwas verdutzt an. Ja, Sie haben Recht! zwingen kann man keinen; dann mag alles zum Teufel gehn!

Ich unterbrach ihn: Nein, aufgeführt muß das Stück werden, dazu sind wir Ihnen gegenüber moralisch verpflichtet.

Ja, wenn alle so dächten! Daß sich aber auch niemand zu der dankbaren Rolle des Spurius melden will! Traurige Gesellschaft, das!

Es gehört eben Stimme dazu, viel Stimme, und darüber verfügen die wenigsten! bemerkte ich. Sehen Sie, diese Rolle muß herausgedonnert werden — und dabei las ich ein paar Verse herunter.

Weiter, immer weiter! rief er. Ich las die ganze Tirade zu Ende. Er sprang auf mich zu und nahm mir das Buch aus der Hand. Sie müssen den Spurius spielen! thun Sie mir den Gefallen! Sie müssen die Rolle übernehmen!

Ich machte die Einwendung, daß ich als Comiteemitglied nicht mitspielen dürfte, daß ich auch unmöglich Zeit zum gründlichen Einstudiren der Rolle finden würde; aber der Dichter hatte sich in seinen Überzieher gehaspelt und sagte aufgeregt: Machen Sie keine Ausflüchte, mein Bester, ich bitte Sie, es bleibt dabei; ich eile sofort zum Nationaltheater, da finde ich wohl das Komitee. Auf Wiedersehen!

Wir trennten uns in der Königgrätzerstraße. Alles wirbelte mir im Kopfe durch einander; ich kam abgehetzt in meiner Bude an. Man hatte nach mir gefragt. Ich fand auf dem Tisch einen Zettel: Soeben vom Hofmarschallamt die Anzeige an das Komitee gekommen, daß Seine Majestät der Kaiser der Studentenaufführung beiwohnen wird. Studentischer Empfang notwendig. Wenden Sie sich sofort an die Korps. Mit den übrigen Verbindungen und Vereinen wird ein andrer verhandeln.

Der alte Kaiser kommt zu uns; Hurrah! Ich geriet in gewaltige Aufregung, stürzte die vier oder fünf Treppen wieder hinunter, warf mich in eine Droschke und fuhr zum Senior der Berliner Korps. Ich traf ihn nicht zu Hause. Ich fuhr nach der Korpskneipe. Auch hier keine Seele zu finden. Man schien einen allgemeinen Bummel unternommen zu haben. Ich schrieb an den Senior, appellirte an die patriotische Gesinnung, und wenige Stunden darnach hatten wir die Zusage.

Die Generalprobe, bei der niedrige Preise genommen wurden, war bis zum letzten Platze besucht. Alles ging vortrefflich. Ein schwungvoller Prolog, von „Camillus" gedichtet, eröffnete die Vorstellung, die ganze Lagerszene spielte sich flott und heiter ab. Der Kapuziner, ein Mediziner mit echtem Berliner Humor, und der Wachtmeister, ein Theologe in höhern Semestern, gaben ihre Rollen tadellos und ernteten wohlverdienten Beifall. Auch der Fastnachtsschwank von Hans Sachs wurde vom Publikum günstiger aufgenommen, als die Schau-

Digitized by Google

spieler vom Fach uns prophezeit hatten. Nun aber kam der dritte Streich. Wildenbruch stand hinter den Kulissen und sprach uns, um seine eigne Aufregung zu verbergen, immer von neuem Mut zu. Cethegus klagte über Heiserkeit. Es wurde ihm schnell Selterswasser in den Hals gepumpt, er mußte mit Kalkwasser gurgeln, bekam Honigkuchen zu essen, kurz alles, was seine belegte Stimme verlangte. Man sagte von ihm, es sei kein Wunder, denn seine Stimme sei das einzige, was er in diesem Semester belegt hätte. Das war Galgenhumor! Die erste Szene ging gut. Klara Mayer erschien als Svanhild und sah entzückend aus. Sie wurde vom Publikum mit rauschendem Beifall empfangen und von uns wild erregten Römern thatsächlich mit scheuer Bewunderung betrachtet. Mir, dem Spurius, wurde die ebenso berückende wie schwierige Aufgabe gestellt, diese herrliche aber widerspenstige Priestertochter zur Liebe zu zwingen. Unter glühenden Worten ergriff ich zaghaft ihre Hand, aber sie hauchte mir hastig zu: Greifen Sie fest um die Taille, sonst kann ich mich wirklich nicht sträuben!

Ich zuckte einen Augenblick zusammen, dann schlang ich meine Arme mit Heftigkeit um ihren Leib — bei allen Göttern, ich ersparte ihr das künstliche Sträuben; ich war verwirrt und mochte sie zu lange festgehalten haben, denn ich vergaß das Stichwort. Es entstand eine entsetzliche Pause, und ich konnte erst wieder durch den Souffleur ins richtige Fahrwasser gebracht werden.

Es kam nun die fatale Kampfesszene. Die Römer und die Germanen stürmten über die Bühne, schrieen, schlugen um sich, warfen sich hin und starben zappelnd, wie todeswunde Hasen. Das Publikum wurde unruhig, wir hörten sogar eine lachende Kinderstimme — entsetzliches Balg! Als aber ein toter Römer, der in der Nähe einer Kulisse lag, ganz sacht auf allen Vieren von der Bühne verschwinden wollte, da traf uns eine schallende Lachsalve aus dem dunkeln Parkett — es war furchtbar! Und als nun auch die Götterreiche nicht brennen wollte und doch immer von den wilden, lodernden Flammen gesprochen wurde, als der Germanenfürst zu früh auf die Bühne stürzte und seinen Irrtum erkennend schleunigst wieder hinter die Kulissen lief, als der Faden verloren war, als sich Römer und Germanen auf der Bühne verwundert ansahen und sich verlegen anstießen, da wieherte das Publikum vor Wonne. Vom „Amphibientheater" brüllte eine Stimme: Hat denn keener nich faule Äppel hier? Der Angstschweiß trat uns auf die Stirn. Also auch das noch für all die Liebe — der Vorhang mußte fallen. Lärmend verließ das Publikum das Theater.

Der Dichter kam atemlos und bleich aus seiner Loge auf die Bühne gestürzt: Das Publikum hat — gelacht; wenn das morgen auch passirt, bin ich verloren! Was machen wir nur? Sagen Sie, was machen wir nur? Der Regisseur kratzte sich schmunzelnd hinterm Ohr. Habe ich Ihnen das nicht vorher gesagt? Nichts schwieriger als eine Kampfesszene! Aber es ist richtig — so darf es morgen nicht wieder gehen.

Digitized by Google

Die Germanen und Römer wurden am nächsten Vormittag noch einmal ordentlich gedrillt und ihnen das bühnenmäßige Schreien, Fechten und Sterben gründlich beigebracht. Und in der That fiel nun die Hauptaufführung glänzend aus. Der alte Kaiser war wirklich erschienen und von einer großen Zahl von Chargirten feierlich empfangen worden. Er blieb bis zum Schluß der Vorstellung in seiner Loge und verfolgte das Spiel der Studenten mit sichtlicher Aufmerksamkeit. Den ältesten der Komiteemitglieder geruhte Seine Majestät zu sich zu befehlen; er sprach seine volle Anerkennung über die Leistungen aus. Das Kriegslager sei vortrefflich gewesen, und auch das letzte Stück habe ihm sehr gut gefallen, besonders der Cethegus. Selbst van Hell erhielt etwas von dem kaiserlichen Wohlwollen, ab, obgleich er wenig für uns gethan hatte. Jedenfalls war dies das erste und auch wohl das einzige mal, daß Kaiser Wilhelm das Nationaltheater besucht hatte.

Die Stimmung unter den Spielern war, wie man sich leicht vorstellen kann, nach solchem unerwarteten Erfolg äußerst gehoben. Wildenbruch glühte vor Wonne und hätte uns alle umarmen mögen. Die in der Presse erschienenen Besprechungen gingen zwar mit gnädiger Herablassung über unsre Aufführung und über Wildenbruchs Stück zur Tagesordnung über, wobei sie ihre Verwundrung über unsre Premiere nicht unterdrücken konnten. Aber der Dichter hatte unsre Herzen durch seine persönliche Liebenswürdigkeit wie durch seinen genialen Schwung erobert, und das galt ihm mehr. Er mochte ahnen, daß dieser Abend die eigentliche Geburtsstunde seiner dramatischen Muse, die erste Stufe seiner Erfolge gewesen war.

Aber ein Sturzbad blieb dem hochgehenden Schwärmer nicht erspart. Bei dem heitern Festkommers, der den Schluß unsrer erfolgreichen Bühnenthätigkeit bildete, und zu dem auch die betreffenden Schauspielerinnen eingeladen worden waren, wurde eine ziemlich derbe Parodie auf Svanhild aufgeführt. „Schweinhild," „Zotegus," „Groß-Spurins" und „Camelins" bildeten die Rollen — man kann aus diesen schaudervollen Namen schon einigermaßen die märchenhafte Poesie des Stückes herauslesen. Es war in der That etwas kräftige Speise des Berliner Materialismus in den Windeln, aber als erste Parodie auf ein Wildenbruchsches Stück immerhin merkwürdig. Schließlich lachte der Dichter doch mit und stimmte mit voller Kehle in das Fidelitätslied ein:

Brüder, kennt ihr den Studenten,
Der im Kampf mit Elementen
Nicht mit Ruhme dürfte sagen:
Ha! ich hab mich brav geschlagen!

Na, wir habens euch bewiesen,
Haben uns gezeigt wie Riesen,
Traten auf die Thespisbretter
Frei und kühn wie junge Götter.

Digitized by Google

Aber hätten wirs errungen
Und den Beifall wohl erzwungen
Wenn nicht jene Künstlerinnen,
Uns verfahn mit trautem Minnen?

Ja, es war zu unserm Glücke,
Daß die Meersberg, die Golmicke,
Die Merani, Bergmann, Meyer
So verschönten unsre Feier u. s. w.

Mir war nicht so lustig zu Mute. Ich sank allmählich von springender Ausgelassenheit in eine sentimentale Stimmung. War es der stille Vorwurf, wieder ein Semester verloren zu haben, war es der selbstquälerische Gedanke an die Zukunft? Nein, ich mußte unserm Festdichter Recht geben, der da sang:

So lang wir jung, bewahrt in Lust und Leide
Das Lied uns seine Gunst,
So lang wir jung sind, steht uns jung zur Seite
Auch Schönheit, Liebe, Kunst!

Ich dachte nicht an das verlorne Kolleg des Professor Harms, nicht an das verlorne Semester. Ach, wie sind die Menschen zu bedauern, die während ihrer Studienzeit nichts weiter kennen gelernt haben, als Bücher und Kneipen, die die Kunst nur in der Hasenhaide und das Ewig-Weibliche nur im quartier latin studirt haben!

Ich hatte mehr verloren, viel mehr — aber nur der lustige Dragoner neben mir wußte darum.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Lebensversicherung und Einkommensteuer. Das neue preußische Einkommensteuergesetz vom 24. Juni 1891 hat die Bestimmung getroffen, daß vom steuerpflichtigen Einkommen abgezogen werden dürfen „Versicherungsprämien, welche für Versicherung des Steuerpflichtigen auf den Todes- oder Lebensfall gezahlt werden, soweit dieselben (wenn sic!) den Betrag von 600 Mark jährlich nicht übersteigen." Hiermit ist der Lebensversicherung, also der Familienfürsorge und zugleich einer kapitalbildenden Vermögensverwaltung ein bedeutender Vorzug eingeräumt. Gewiß mit Recht; auch die Begrenzung des abzugsfähigen Jahresbetrages auf 600 Mark ist als Begünstigung der minderbegüterten Sparenden durchaus angemessen. Die Sache hat aber doch eine schmerzliche Kehrseite. Denn nicht bloß der sorglos dahinlebende Familienvater soll voll steuern, sondern auch der, der mit ernster Fürsorge der Zukunft seiner Frau und seiner Kinder gedenkt, dem aber aus Gesundheitsgründen der Zutritt zur Lebensversicherung, also zur Ersparung unter dieser besonders sicher das Ziel erreichenden Form nicht vergönnt ist. Und gerade er wird meist doppelte Veranlassung haben, Geld zur Sicherstellung seiner

Digitized by Google

Angehörigen zurückzulegen. Es bleibt ihm dabei also nur die Anlage in der Sparkasse oder in Wertpapieren; und hier trifft ihn denn — im Vergleich zur Lebensversicherung — noch das Mißgeschick, daß er auch die Zinsen dieses wachsenden Sicherheitskapitals mit versteuern muß. Dies fällt nur dann weg, wenn für die betreffenden Personen eine Ausstattungsversicherung oder ein ähnlicher Vertrag bei einer Lebensversicherungsanstalt eingegangen wird, wo wenigstens die Steuerpflicht des zinslos bleibenden Kapitals, wie es durch die allmählichen Jahreszahlungen anwächst, nicht eintritt, wenn auch diese Zahlungen selbst nicht nach obiger Bestimmung abgezogen und abgerechnet werden dürfen. Hier liegt eine ganz ungerechtfertigte Begünstigung gesunder Leute, die doch an und für sich schon eine gesicherte Aussicht auf ununterbrochene Versorgung ihrer Familie durch ihrer Hände Arbeit haben. Das Gesetz thäte jedenfalls wohl daran, jenes Vorzugsrecht auf alle der Kapital- und Lebensversicherung der Steuerpflichtigen selbst gleichwirkenden Kapitalanlagen, auf deren Zinsgenuß und Verbrauch dauernd und bindend verzichtet wird, auszudehnen.

Der Vorwurf, der hier die gesetzliche Regelung trifft und der offenbar auf einer Überschätzung der freilich sehr wichtigen Lebensversicherung beruht, ist im Grunde derselbe, der sich gegen eine Wehrsteuer geltend machen läßt: da sie Leute in noch unbemittelten Lebensjahren trifft, mithin meist auf die Eltern zurückfällt, so fragt Wilh. Roscher mit vollem Recht: „Ist es möglich, z. B. dem Vater vieler kränklichen Söhne wegen dieses Unglücks eine hohe Extrasteuer aufzuerlegen?“

Gratisspendung. Zu der lieblichen Schar der „Herabminderung“ und Genossen gesellt sich abermals ein würdiges Triumphstück geschärfter ff. prima Logik. Im Anzeigenteile verschiedner Zeitungen finden wir nach dem Eingange „Praktisch und dabei doch elegant“ die Anpreisung eines „Drehscheibenkalenders der Liebig's Compagnie“ (so schreiben die Herren*), worin am Schlusse zu lesen ist, daß dieser Kalender „für (!) Kunden und Freunde gratis gespendet wird.“ Es wird allerdings heutzutage viel „gespendet,“ aber daß wir alles, was wir mit schwerem Gelde bezahlen, als „Spende“ zu betrachten haben, wird immerhin manchem neu sein. Da ist es doch gut, daß einmal auch etwas „gratis,“ also umsonst gespendet wird! Möchte doch jeder gleich seinen Crayon-Bleistift hervorziehen und sich diese neueste Schöpfung des „Sprachgeistes“ zu gelegentlicher Anwendung vormerken!

Litteratur

Dietrich Wilhelm Landsermann. Erinnerungen aus seinem Leben. Leipzig, K. Bädecker, 1890.

Die unzähligen berühmten Leute machen einem heutzutage gerade genug zu schaffen, machen wir also mit diesem Unberühmten kurzen Prozeß! So dachte ich, als mir das Buch in die Hände kam. Aber wo ich es aufschlug, fesselte es mich,

*) Ja wohl! Man preist auch schon die Vorzüge „der Döring's Seife“ an!
A. d. R.

Digitized by Google

so daß mir nichts übrig blieb als es von Anfang bis zu Ende zu lesen. Man freut sich eben, wenn man wieder einen tüchtigen und gescheiten Menschen, einen edeln Charakter, einen ganzen Mann kennen lernt, dessen Person, Wort und Wirken etwas wert sind. Landfermann, 1800 zu Soest geboren, gelangte auf dem reglementswidrigsten Wege in die Hallen des akademischen Heiligtums. Er wurde von seinem Vater privatim vorbereitet, trat als Dreizehnjähriger in die Prima ein und ließ sich darin auf sieben Jahre häuslich nieder. Zu den Unterrichtsgegenständen gehörte auch das Italienische, und wenn die Lektüre in den übrigen Sprachen so unterhaltend war wie in dieser, wo laut Schulprogramm von 1816 der Boccaccio gelesen wurde, so werden ihm die sieben Jahre nicht gar zu lang geworden sein. Als Burschenschafter verfiel er dem Herrn von Kamptz und brachte seine besten Jahre im Gefängnis zu. Die Art, wie er seine Haft ertrug, und wie er darüber urteilte, bezeugt aufs glänzendste die Gediegenheit seines Charakters. Im Jahre 1852 schreibt er in einem Briefe: „Nach einem vierjährigen Universitätsleben ohne grobe Verschuldungen, zuweilen in sehr angestrengtem Studien, aber breit, universell, phantastisch, ohne Plan romantisch hingelebt, die Wirklichkeit anzugreifen ungeschickt wie wenige, nunmäßig stolz, und dennoch die Bewunderung meiner Umgebung durch die Herrschaft, die ich gerade durch meine Schwächen ausübte, im Stolz befestigt, graute mir gerade vor Philisterinn und Examen. Was aus mir geworden wäre, in welches Meer ich versunken, wenn die Ikarusflügel abschmolzen in der brennenden Realität, ich weiß es nicht, finde aber im 52. Jahre keine bessere Kur heraus, als die mir gewordene: sechs Jahre im Gefängnis.

Zum großen Leidwesen des Polizeiministers, der ihm die Kur verordnet hatte, machte er als ausgezeichneter Schulmann rasch Karriere und brachte es später sogar bis zum Provinzial-Schulrat. Als solcher wirkte er in Koblenz 32 Jahre. 1873 trat er in den Ruhestand und lebte noch bis 1882. Obwohl selbst ein Rädchen der bureaukratischen Maschine geworden, blieb er doch ein entschiedener Feind bureaukratischer Behandlung des Schulwesens. Wie jeder echte Pädagog hatte er bei Zeiten erkannt, daß auf die Persönlichkeit des Lehrers so ziemlich alles ankomme und daß der Wert aller Reglements höchst zweifelhaft sei. Beim Pestalozzijubiläum 1846 äußerte er: „So manchen marktschreierischen Übertreibungen gegenüber, die das letzte Jahr über unsern Gegenstand gebracht hat, muß erinnert werden, daß es lange vor Pestalozzi verständige, treue, liebende Schulmeister gab, sogar unter Friedrichs II. Unteroffizieren, und daß Verstand, Liebe, Treue uns auch vor Pestalozzi in und außer der Schule Segen gebracht haben; daß aber auch nach Pestalozzi, wo Verstand, Liebe oder Treue fehlen, nicht Pestalozzis Methode und noch weniger Redensarten, die von ihm erborgt sind, und Brocken aus seinem Reichtum den Grundmangel ersetzen." Als guter Schulmeister fand er nirgends das schlechte Schülermaterial, über das die schlechten zu klagen pflegen. Bei einer ihm zu Ehren in Koblenz veranstalteten Feier warf er einen Rückblick auf seine Wirksamkeit und sagte u. a. von Elberfeld, er habe da eine geistig geweckte, strebsame, für alles Wahre und Edle empfängliche Jugend gefunden, die der Lehrer in allen Dingen mit sich habe fortreißen können, nur im Gemeinen würde sie ihm nicht gefolgt sein. Er erwähne dies im Hinblick auf ein entgegengesetztes Urteil, das in derselben Zeit von einem in der Lehrerwelt sehr bekannten Manne (Diesterweg) über dieselbe Jugend gefällt worden sei. Landfermann gehörte zu den Lehrern, die keiner ihrer Schüler zu belügen wagt. Beim Weggange von Elberfeld, wo er seine Laufbahn begonnen hatte, schrieb er an seine Schwiegermutter, die Gattin des Heidelberger Buchhändlers Winter: „Einen Beruf habe ich, auf die Treue hoffe ich. Der Beruf ist schwer genug, und darum auch schön genug, in diesen Zeiten der politischen, sittlichen, religiösen Konfusion „Männer

Digitized by Google

aufzubauen gegen künftige Zeiten," wie Milton sagt; zunächst also sich selbst aufzuerbauen zu einem solchen, dann womöglich andere, mäßig und bescheiden, nicht zerrend und zupfend an den jungen Gemütern, z. B. weder demagogisch noch antidemagogisch, sondern nur die beste Nahrung, die man kennt, darreichend, besonders das Verderbliche fernhaltend, vor allem bauend auf den einen ewigen Eckstein."

Landfermann war tief aufrichtig und fromm, aber nicht der Orthodoxe oder Pietist, als den ihn seine Gegner verschrieen. E. M. Arndt schrieb darüber 1849 bei der Wahl Landfermanns zum Abgeordneten an einen Freund: „Aber der Mann ist ja ein kopfhängender unfreier Frömmler, rufen uns einige entgegen. Ei ja wohl. Dies Geschrei gegen Landfermann habe ich schon seit manchen Jahren gehört, da er die Unweisheit und Naseweisheit mancher Lehrer, welche das bischen Christentum aus den Gymnasien gern ganz herauskehren und in den höhern Klassen zum Teil eine sogenannte erhabnere gleichsam eleusinische philosophische Geheimlehre einführen wollen, oft recht derb zurückgewiesen hat. Wie frei der Mann aber von dem toten Satzungsglauben und kalten Buchstabendienst ist, das wissen wir beide." Landfermann forderte die konfessionelle Schule, tadelte aber sehr scharf die Überfütterung der Schüler mit religiösem Lernstoff. Am kirchlichen Leben nahm er lebhaften und thätigen Anteil, als Abgeordneter, als Mitglied kirchlicher Behörden und in der Gemeinde als Diakon. Die auf Trennung von Kirche und Staat gerichteten Bestrebungen bekämpfte er entschieden. Von den Geistlichen als Schulaufsichtsbeamten sagte er, sie seien die besten, die wir haben, aber keine guten. In seinem Verhältnis zum Katholizismus legte er seiner positiven Natur gemäß mehr Gewicht auf das den Konfessionen gemeinsame als auf das, was sie trennt, und stand bis zu seinem Tode mit einem eifrig katholischen Freunde in vertrautem Briefwechsel; aber beleidigende ultramontane Anmaßungen wies er mit der gebührenden Schärfe zurück. Über das Verhältnis des humanistischen zum Realunterricht, über Examenwesen u. dergl. hatte er amtlich und außeramtlich Gelegenheit genug, sich zu äußern und es wird Lehrern, die für die Schulreform begeistert sind, einigen Trost gewähren, oder auch das Gegenteil, wenn sie aus Landfermanns Ausführungen ersehen, daß die Debatte darüber anno 1850 schon ungefähr auf dem Flecke stand wie anno 1891. Die Sekundanerprüfung würde er schwerlich billigen: er sah schon im Abiturientenexamen ein Übel, das man sich nur darum gefallen lassen müsse, weil sich diese Prüfung, nachdem sie einmal eingeführt sei, nicht gut wieder abschaffen lasse. Anziehende Mitteilungen aus seinem reichen und schönen Familienleben und poetische Ergüsse, die ein bedeutendes Talent verraten, vervollständigen das Bild des edeln Mannes.

Einen kleinen Charakterzug wollen wir doch noch mitteilen, der gerade in unsrer Zeit Beachtung verdient. Bei der Übersiedlung von Duisburg, wo er Direktor gewesen war, nach Koblenz wurde ihm zugeredet, seine schlichten Möbel schon der großen Transportkosten wegen zu verkaufen und sich in Koblenz eine moderne Einrichtung anzuschaffen. Er zog es aber vor, das alte Gerät zu behalten. Nach längerer Erfahrung sprach er es oft mit Trauer aus, wie die Lehrer in dem Irrtum befangen wäre, sie müßten sich um der Ehre willen möglichst fein einrichten und sich so in Schulden stürzen. Es soll mein Streben sein, pflegte er zu sagen, mein äußeres Dasein so zu gestalten, daß jeder Lehrer, der mich besucht, sich sagen kann: So wie der könnte ich es allenfalls auch noch haben.

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien von Robert Hamerling Neue Folge. 2 Bände. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter) 1891.

Nicht alles ist bedeutend in diesen Feuilletons, Anekdoten und Gedankenspänen, aber aus allem spricht uns die liebenswürdige und bei krankem Leibe

Digitized by Google

kerngesunde Persönlichkeit des philosophirenden Dichters an. An seine körperlichen Leiden erinnern den Kundigen nur wenige Andeutungen. Mit rührender Genügsamkeit findet sein Optimismus schon Glücks genug in den Spaziergängen, die er gleich einem Gesunden — im Traume unternimmt. Daß sich sein Optimismus nicht auf den Kulturfortschritt erstreckte, ist aus seinen größeren Werken bekannt. Hier sagt er einmal: „Der einzige wirklich unzweifelhafte Nutzen, welchen die sogenannte Zivilisation bringt, ist die Reinlichkeit." Stimmt! Sehr christlich klingt, wenn es auch nicht ganz christlich gemeint sein mag, das Wort: „Wirf das falsche Glück von dir, damit Platz ist (sei!) für das echte, wenn es kommt." Ein Paar hübsche Urteile über litterarische Größen wollen wir noch mitteilen. „Goethe ist ein olympischer Zeus mit griechischen Locken vorne um die Stirn — und einem kleinen deutschen Zöpfchen hinten im Nacken. — Der Briefwechsel zwischen Goethe Schiller ist ein Unikum der Weltlitteratur und war in dieser Gestalt nur in Deutschland möglich. Nur als Deutsche konnten ein paar schöpferische Geister ersten Ranges ihr Kunstbestreben in so grüblerischer, so abstrakter Weise miteinander erwägen, erörtern, kritisiren. Aber auch in einer andern Beziehung ist dieser Briefwechsel einzig: der Ton desselben hat bei aller Vertraulichkeit doch immer einen Anhauch von der Noblesse fürstlicher Häupter. Die Feinheit und das Zartgefühl dieser beiden Männer gegen einander ist bewunderungswürdig. — Schopenhauer war boshaft wie ein alter Affe, aber dabei naiv wie ein Kind. Ohne diese Naivität wäre er ein widerwärtiger Mensch; im Lichte derselben erscheint er als ein prächtiger Kauz, dem man nicht gram sein kann. — Grillparzer, auch ein Verkannter wie Schopenhauer, war weniger boshaft als dieser; aber was er von Verbissenheit in sich hatte und was in unzähligen Epigrammen sich entlud, wurde durch keinerlei Naivität aufgewogen." Grillparzer hat sich selbst „für den besten nach Goethe und Schiller" gehalten. Hamerling meint, auf Goethe und Schiller folge zunächst niemand, der dritte Platz sei eben leer. Dann folgten Jean Paul und Heine (?). „Nach diesen genialen Geistern von gewaltig packender Eigentümlichkeit folgt eine Gruppe von sehr interessanten und bedeutenden Dramatikern, die es aber weder zu einer Geltung in der Weltlitteratur gebracht, noch auf die nationale Schaubühne ihres eignen Volkes einen erheblichen Einfluß geübt haben: und hier erst ist neben H. v. Kleist, Grabbe, Hebbel u. a. Grillparzer zu nennen."

Die beiden Bändchen lesen sich um so angenehmer, als sie die verschiedensten Gegenstände in buntester Mischung darbieten.

Afrika. Eine allgemeine Landeskunde von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1891.

Die Litteratur über Afrika ist in den letzten zehn Jahren derart gewachsen, daß selbst der Fachmann kaum noch imstande ist, sich ein zusammenfassendes Urteil über die Forschungsergebnisse zu bilden. Dazu kommt, daß sich die Ansichten und Darstellungen in den verschiedensten Reisewerken, Flugschriften und Abhandlungen oft widersprechen und daß dadurch unter den Lesern statt Aufklärung und Interesse oft nur Verwirrung und Argwohn hervorgerufen werden. Dankbar begrüßen wir daher das vorliegende vortrefflich ausgestattete Werk, das zum erstenmale die zweifellosen Ergebnisse der geographischen Erforschung Afrikas in anschaulicher und lesbarer Weise zusammenstellt. Der außerordentlich reiche Stoff ist in zehn Kapiteln übersichtlich geordnet; diese enthalten: die Erforschungsgeschichte Afrikas im Altertum, im Mittelalter und in der Neuzeit, eine allgemeine Übersicht über die geographischen Verhältnisse des Erdteils, die Oberflächengestalt, das Klima, die Pflanzenwelt, die Tierwelt, die Bevölkerung, die Staaten, die europäischen Kolonien und Interessen

Digitized by Google

sphären, Verkehr und Handel. Besonders anregend geschrieben sind die Abschnitte über die deutschen Kolonien; sie enthalten eine Reihe treffender Bemerkungen. So sagt der Verfasser z. B. an der Stelle, wo er auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten in unsern Kolonien zu sprechen kommt, auf das Klima, die Geldfrage und den Mangel an Trägern: „Neben den erwähnten Schwierigkeiten hat sich seit dem deutsch-englischen Vertrage vom Juli 1890 ein neues und schwerwiegendes Hindernis für die Entwicklung Deutsch-Ostafrikas eingestellt, die Konkurrenz der Engländer. Das Klima bleibt dasselbe, die Geldfrage kann gelöst, die Araber- und Trägerfrage sowie die der Verkehrsmittel beantwortet werden, man wird ihrer aller Herr werden können; ob aber auch der englischen Machtstellung, das ist sehr fraglich. Die englische Konkurrenz wird naturgemäß (der Verfasser meint wohl: natürlich) wachsen, anstatt sich zu verringern. Mit der Insel Sansibar besitzt England die wichtigste Position in dem vielhundertjährigen Handel nach Inner-Afrika, der sich in kurzer Zeit von dem alten Stapelplatz ableiten läßt; es hat die großen arabischen Händler und die sehr einflußreichen indischen Kaufleute in der Hand und kann sie täglich gegen Deutschland ausspielen. Die Engländer sind anerkanntermaßen kapitalkräftiger (!) als die Deutschen und erfahrener in der Einrichtung von Kolonien als diese, und die Araber und Neger, welche eben angefangen hatten, den Deutschen zu achten und zu bewundern, sind zweifellos bereits zu der Ansicht gekommen, daß England das mächtigste Reich sei. Deutsch-Ostafrika ist zu Lande und zu Wasser von England umklammert und muß sich doppelt rührig zeigen, wenn es in dieser Umklammerung gedeihen soll."

Der Fürstenhof zu Wismar und die norddeutsche Terrakotta-Architektur im Zeitalter der Renaissance. Von Fritz Sarre. Berlin, Trowitzsch und Sohn.

Das Wort Springers, daß „manche deutsche Werke würden höher geschätzt werden, wenn sie auf nichtdeutschem Boden gewachsen wären," ist in der That sehr am Platze in der Einleitung zu der vorliegenden Arbeit eines Schülers von Springer. Die Renaissancekunst des ganzen Niedersachsens von der holländischen Grenze angefangen bis in das einstige Ordensland wird noch immer viel zu wenig gewürdigt. Schon das Vorurteil, dem der Verfasser entgegentritt, daß vor besonders ausgezeichneten Kunstwerken nach Meistern aus Italien geforscht werden müsse, beweist eine nur oberflächliche Beschäftigung mit dem Gegenstande, denn nicht oft wird man die Bahn einer Strömung so genau verfolgen können, wie von Holland über die letzten deutschen Rheinstädte durch Westfalen und immer weiter östlich, so weit das lübische Recht vorgedrungen ist. Und vielleicht am wenigsten beachtet wird das auf diesem Wege liegende Mecklenburg mit den vielfach interessanten Städten Schwerin, Güstrow, Rostock, Wismar. Den Fürstenhof in Wismar darf man als ein Juwel der Backsteinarchitektur bezeichnen. Sarres kritische Untersuchungen machen es nun wenigstens wahrscheinlich, daß Erhard Altdorfer der Architekt, Statins von Düren in Lübeck der Schöpfer der das Interesse vornehmlich in Anspruch nehmenden Skulpturen, und zwar nicht allein der Formsteine, sondern auch der Arbeiten in Sandstein, und die sonst an erster Stelle genannten Gabriel von Aken und der Lübecker Valentin von Lira nur Maurermeister gewesen seien, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg (1547 bis 1576) aber selbst bestimmenden Einfluß auf den Bau gehabt habe. Eine Stelle in einem Schreiben des Königs von Dänemark scheint der Verfasser mißverstanden zu haben, wenn er angiebt, Gabriel von Aken sei nach Dänemark geschickt worden, „um Steine aus den Brüchen von Kull auf Schona zu kaufen." Der König, bekanntlich auch Beherrscher Norwegens, spricht von dem Vorgebirge Kullen in Schonen. Der entstellte Ausdruck „Polirer" sollte doch endlich dem richtigen Par-

Digitized by Google

lirer weichen. — Die Arbeit zeugt von großem Fleiße und wird namentlich auch durch das Heranziehen verwandten Materials und die zahlreichen Abbildungen wertvoll.

Deutsches Slang. Eine Sammlung familiärer Ausdrücke und Redensarten. Zusammengestellt von Arnold Genthe. Straßburg, Karl J. Trübner, 1892

Die deutsche Sprache hat kein einfaches Wort für den Begriff, den der Engländer mit slang verbindet. Aber sie ist reich an Wörtern und Wendungen einer gemütlichen Ausdrucksweise, die im Gespräch selbst die Gebildetsten unbedenklich anwenden, die aber niemand schreibt. Der Zweck des vorliegenden Büchleins ist, was wir an slangartigen Wörtern und Redensarten haben, lexikographisch zusammenzustellen und — überhaupt auf das Vorhandensein deutschen Slangs hinzuweisen (war das nötig? der Name hat uns, nicht der Begriff gefehlt); zugleich soll es dem Ausländer das Verständnis unsrer Umgangssprache erleichtern, die von Slang wimmelt. Ein großer Teil unsers Slang ist mundartlichen Ursprungs (Berolinismen), andres sind komische Analogiebildungen, absichtliche Verdrehungen von Schriftwörtern (befriedericht, Franzöfirungen schauderös), wieder andres ist dem Judendeutsch (Mumpitz, schofel), andres der Sprache des Studenten entnommen, der es ganz besonders liebt, sich auch in der Sprache vom Philister abzuheben und dabei in ein hohles Modeslanggeväsch verfällt, weil alles mit schnell verblassenden Phrasen ausgedrückt wird. „Kiste" ist wohl augenblicklich am bezeichnendsten für diesen Unsinn.

Die Sammlung Genthes macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Der Verfasser wird es uns aber nicht übelnehmen, wenn wir ihn auf einiges aufmerksam machen, was uns beim Durchlaufen des Verzeichnisses aufgestoßen ist. Da steht Package (Anlehnung an Bagage oder daraus entstanden? leider hat der Verfasser von vornherein auf jede etymologische Ableitung verzichtet) mit der Erklärung: Gesindel, Pöbel; Pack (Pack schlägt sich, Pack verträgt sich) fehlt. Bei anschmieren (betrügen, übervorteilen) bietet sich sogleich: sich anschmieren. Ein etwas zarterer Ausdruck für dieselbe Sache ist: sich anvettern, das ebenfalls fehlt, während das wohl nur einmal im Scherze gebrauchte sich anvettermicheln gewissenhaft eingereiht ist. Auch sind wir nicht mit allen Erklärungen ganz einverstanden. Patzig ist nicht frech, sondern kurz angebunden, trotzig, beleidigt thuend, happig nicht stark, groß, sondern gierig, fummeln nicht unsicher an etwas herumtasten, sondern gehörig darauf herumreiben (rumpeln ist eine andre slangartige Bezeichnung dafür; beide scheinen onomatopoetisch zu sein). Der Verfasser verweist bei fummeln auf befummeln, dessen Sinn er mit der schriftlichen Wendung: genau untersuchen wiedergiebt. Ob dieses Befummeln aber etwas mit tasten zu thun hat? Im Gebrauch der Studentensprache stellt es sich zu beschmuppern oder beschnüffeln und etymologisch, wenn man das gelehrte Wort hier brauchen darf, zu Fummelnase. Läppisch ist nicht geschmacklos, sondern albern, anfbrennen nicht niederbrennen, abbrennen; wenn man sagt: ich brenne ihm eins auf, so meint man damit: ich versetze ihm einen Schlag. Einkriegen deckt sich nicht bloß mit einzunehmen haben, sondern wird auch für einholen gebraucht; bei Fusel denkt man wohl zuerst nicht an ein stanbähnliches Fädchen am Kleide, sondern an Schnaps u. s. w. Möglich, daß manche dieser Bedeutungsunterschiede mundartlich sind; aber der Verfasser will nur das aufgenommen haben, was aus den Mundarten besonders infolge der ausgedehnten Verkehrserleichterungen der letzten Jahrzehnte Gemeingut geworden ist und von jedermann gebraucht wird und gebraucht werden kann, weil es für jedermann verständlich ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Digitized by Google

Politiſche Ausſichten

Ueber Politik zu ſchreiben iſt heute keine Freude, und vielleicht iſt es auch keine Freude, Politik zu machen. Wenn Graf Caprivi während der Handelsvertragsdebatten von der Schaffensfreudigkeit ſprach, die ihn erfülle, ſo erinnert das an die alte, pſychologiſche Erfahrung, daß die Vorfreude immer größer iſt, als der erwartete Genuß, und daß die Wirklichkeit immer ein andres Geſicht zeigt, als das Phantaſiebild, das man der Zukunft auzudichten liebt. Die Handelsverträge ſind da, und wir ſtehen nicht an, zuzugeben, daß die Thatſache an ſich erfreulich iſt. Wir haben die Schwierigkeiten im Sturm genommen, genommen nach der Methode, die General von Steinmetz anzuwenden pflegte, wenn ihm der Feind gegenüberſtand, ohne viel auf die Opfer zu achten, die der Sieg koſten mußte. Jetzt, wo der Sieg errungen iſt, und wir nun die Toten beſtatten müſſen, die ihm zum Opfer gefallen ſind, ertönen von allen Seiten Klagelieder: die Landwirtſchaft ſchreitet im Trauermantel mit der tragiſchen Maske einher, die Induſtriellen berechnen die Ausfälle, die ihnen bevorſtehen, und alles, was Wein baut in Deutſchland, lebendigen Wein, wie er aus deutſchen Trauben quillt, glaubt, daß das Ende aller Tage gekommen ſei. Wer dagegen bei den Verträgen ſeine Rechnung gefunden hat, und das mag wohl die ungeheure Mehrzahl geweſen ſein, ſchweigt weislich ſtill.

Es iſt ſo gut wie unmöglich, das wirtſchaftliche Für und Wider dieſer Verträge abzuwägen; weder in induſtriellen noch in landwirtſchaftlichen Kreiſen haben wir jemand gefunden, der mit etwas anderm als mit Wahrſcheinlichkeiten operirt hätte, und auch in Regierungskreiſen verhehlt man ſich nicht, daß man einem X gegenüberſteht, für deſſen Löſung die Gleichung noch nicht gefunden iſt. Dagegen iſt der politiſche Vorteil mit Händen greifbar. Die

Digitized by Google

Befestigung des politischen Bündnisses scheint denn auch der entscheidendste Gesichtspunkt für die Verträge gewesen zu sein — ein Zeichen jedenfalls, daß der politische Himmel vielleicht doch nicht so sonnenklar ist, wie man uns glauben machen will. Die merkwürdigen Widersprüche, die zwischen dem Optimismus offizieller Kundgebungen und dem Pessimismus der öffentlichen Meinung bestehen, sind in den letzten Monaten des zu Grabe geläuteten Jahres mehr als einmal drastisch hervorgetreten. Am deutlichsten wohl, als die unter halber Zustimmung berufener deutscher Regierungsvertreter für Deutschland bestimmte russische Anleihe vor dem Ansturm der entrüsteten Stimme unsrer öffentlichen Meinung einen Rückzug antreten mußte, wie er unsers Wissens so schimpflich von einer finanziellen Großmacht noch nie angetreten worden ist. Heute ist kein Zweifel mehr darüber, daß die öffentliche Meinung Deutschlands Recht behalten hat. Die Schlachten der großen Politik werden heute auf der Börse ausgefochten: Petersburg-Paris auf der einen, Berlin auf der andern Seite. Während aber die russischen Manöver von einem Strategen geleitet werden, wie Wyschnegradski, kämpft in Deutschland, dessen Börse an und für sich nicht abgeneigt wäre, Rußland gefällig zu sein, zumal da sich ein guter Batzen dabei verdienen läßt, die öffentliche Meinung, die es sich nun einmal nicht ausreden läßt, daß Geld in den russischen Händen eine Gefahr für den Frieden bedeute. Nur sehr schwer hat man sich in Petersburg darein gefunden, auf die Unterstützung des deutschen Marktes verzichten zu müssen, und bis zur Stunde wiederholen sich mit bewundernswürdiger Unverfrorenheit die Versuche, ihn zurück zu gewinnen. Das hat aber seinen guten Grund: der von der spanischen und portugiesischen Finanzkrankheit noch matte französische Rentier ist so energisch mit dem Pflaster russischer Wertpapiere kurirt worden, daß er sich zur Fortsetzung dieser Kurmethode nur dann bereit zeigen dürfte, wenn er fände, daß andre desgleichen thun. Die ablehnende Haltung Berlins hat daher sehr ernüchternd gewirkt, und es bedurfte aller Finanzkünste Wyschnegradskis, um wenigstens den Schein eines Erfolgs zu erringen. Von der siebenmal überzeichneten Anleihe hat Frankreich in Wirklichkeit nur drei Fünftel des Nominalbetrages aufzunehmen vermocht, und heute gesteht der russische Finanzminister offen zu, daß er die übrigen zwei Fünftel durch seine Agenten habe zurückkaufen lassen.

Nun ist in diesen Tagen die ungeheuerliche Nachricht eingetroffen, daß Rußland in Frankreich eine neue Anleihe im Betrage von 1000 Millionen Francs „negoziirt." 1000 Millionen! Man nimmt mit gutem Grunde an, daß es nur eine Voraussetzung giebt, unter der Frankreich diese ungeheure Summe beschaffen würde: wenn Rußland offen und vertrauensvoll erklären ließe, daß dieses Geld zu Kriegs- und Rüstungszwecken verwandt werden solle. Für die notleidenden russischen Bauern giebt Frankreich das Geld nicht her! Es verlautet jetzt, daß 300 Millionen in Form von Prioritäten der Kursk-Kiewer

Digitized by Google

Eisenbahn aufgelegt werden sollen, während eine zweite größere Staatsanleihe ebenfalls in Angriff genommen sei.

So muß man dem Ausgange mit Spannung entgegensehen. Sonst ist man von allen Seiten her bemüht, die auftauchenden politischen „Zwischenfälle" auszugleichen. Wo immer etwas „Akutes" vorlag, hat man es durch Verhandlungen zu beseitigen gewußt. Im äußersten Osten wird der chinesische Aufruhr, soweit irgend möglich, so gedeutet, daß ein bewaffnetes Eingreifen der europäischen Mächte nicht notwendig erscheint; man käme auch in arge Verlegenheit dadurch. Frankreich, England, Deutschland und Rußland können, wo es Handelsinteressen gilt, nicht Hand in Hand gehen, da eine Macht mit der andern konkurrirt. Eher schon ließe sich eine Gruppirung: England-Deutschland auf der einen und Frankreich-Rußland auf der andern Seite denken. Da aber Rußland, um in Pamir freie Hand zu haben, es ablehnt, einen Druck auf China auszuüben, geht jeder seine eignen Wege. Die russisch-englischen Steitigkeiten auf dem „Dache der Welt" haben schon zu Verhandlungen über eine Grenzkommission geführt. Die Frage der Räumung Ägyptens ist, kaum angeregt, wieder begraben worden, und jetzt, wo ein Thronwechsel in Ägypten eingetreten ist, macht sich allseitig das Interesse geltend, den status quo aufrecht zu erhalten. Über den Fall Chadourne wird auch nicht mehr lange zu reden sein, da Frankreich einen gewundnen Rückzug, wenn auch unter Begleitung tönender Worte, anzutreten beginnt. Aus diesen Fragen wird also nichts entstehen. Nicht von dem, was sich vorhersehen läßt, sondern von dem völlig unerwarteten droht die Gefahr der Zukunft. Wenn daher die Engländer immer aufs neue wiederholen, daß Rußland eine Überrumpelung Konstantinopels vorbereite, scheint uns das schon aus diesem Grunde unwahrscheinlich. Kennen die Engländer den Plan, so können sie ihn auch verhindern. Die 90000 Mann aber, die angeblich bei Sebastopol liegen, sind in das Gebiet der Fabel zu verweisen.

In Betreff der auswärtigen Politik heißt es also ruhig Blut behalten. Sollte die Überraschung kommen, so wird man ihr zu begegnen wissen. Man ist in Deutschland durch das chronische Kriegsrufen so abgehärtet, daß man kaum noch hinhört.

Viel wichtiger ist die Frage, welches die Parteien sind, mit denen die Regierung, nachdem die Handelsverträge nun angenommen sind, weiter zu arbeiten gedenkt. Daß die bisherige Mehrheit auseinanderfällt, sobald im preußischen Landtage das Schulgesetz, im Reichstage das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz zur Verhandlung kommt, gilt für sicher. Leider weisen viele Anzeichen darauf hin, daß sich die Regierung namentlich auf das Zentrum zu stützen gedenkt. In ganz Norddeutschland würde diese Politik auf den heftigsten Widerspruch stoßen; man will weder das Schulgesetz in einer Fassung, wie sie Herr von Goßler dem Abgeordneten Windthorst ver-

Digitized by Google

weigerte, noch auch die Jesuiten, für deren Wiederaufnahme die Germania heute in allen Tonarten eintritt. Es scheint nun, daß die Germania mit der Jesuitenfrage ihr viel größeres Interesse an der Schulfrage maskirt, und daß sich das Zentrum den Schein zu geben gedenkt, als bringe es noch ein großes Opfer, wenn es die Jesuiten fallen lasse, um sich mit dem Schulgesetze zu begnügen.

In Wirklichkeit spricht keine Erwägung realer Politik dafür, daß dem Zentrum überhaupt noch irgendwelche Zugeständnisse zu machen seien. Man wirft dem Grafen Caprivi vor, daß unter ihm die Ära der unnötigen Zugeständnisse begonnen habe; wir wollen hoffen, daß dieser Satz auf die zunächst bevorstehende parlamentarische Politik des Reichskanzlers keine Anwendung finde.

Das Wirtschaftsjahr 1891

Man mag von der Neuen Freien Presse im übrigen halten, was man will, den Leitartikeln ihres „Economist" überschriebnen Handelsteils muß man es lassen, daß sie von gewiegten und zum Teil geistreichen Fachmännern geschrieben, daher in ihren thatsächlichen Angaben zuverlässig und in den räsonnirenden Teilen beachtenswert sind. Die „ökonomische Rückschau" vom 1. Januar mit dem Goethischen Motto: „Den Zufall bändige zum Glück" verdient es, wie uns scheint, daß wir die Hauptgedanken herausheben und mit einigen kritischen Bemerkungen versehen.

Der Verfasser beginnt mit den Flüchtlingen aus Rußland, denen man hie und da in den Straßen Wiens begegne — gemeint sind jedenfalls vertriebne Juden —, und mit dem, was sie erzählen. „Die heimatlosen Wandrer verkünden uns, daß der russische Despotismus, der die höchste Gefahr für die Gesittung und die Wohlfahrt Europas bildet, von einer schweren Krise erfaßt ist, die er nicht mehr zu bewältigen vermag. Eine Regierung, die nicht mehr imstande ist, die Bewohner des Reichs vor dem Hunger zu schützen, beweist, daß sie bis ins innerste Mark morsch geworden ist, daß die Fäulnis schon die Lebensorgane ergriffen hat, und daß sie noch drohen, aber nicht mehr handeln kann. Rußland ist besiegt, noch ehe es einen Schwertstreich geführt hat." Das mag ein wenig übertrieben sein, aber der Hauptsache nach ist es unzweifelhaft richtig. Die Furcht vor Rußland und die Sehnsucht nach seiner Freundschaft sind einem großen Teile des deutschen Volkes stets rätselhafte Erscheinungen geblieben; heute würden sie von niemand mehr verstanden werden.

Digitized by Google

Durch diese Ohnmacht Rußlands, fährt der „Economist“ fort, werde der Friede und durch diesen das wirtschaftliche Gedeihen verbürgt, dessen sonstige Bedingungen reichlich vorhanden seien. „Die Welt ist so reich, und die Summe der Kapitalien ist so enorm, daß selbst eine heftige Krise, die Milliarden zerstört, nur wie eine Fleischwunde empfunden wird.“ Die Begriffsverwirrung, die sich unter dem Worte Kapital verbirgt, hat sich dermaßen in den Köpfen festgesetzt, daß auch die gescheitesten und gelehrtesten Fachleute dieses verhängnisvolle Wort nicht in den Mund nehmen können, ohne eine Dummheit zu begehen. Warum wird die „Zerstörung von Milliarden“ nur als eine Fleischwunde empfunden? Weil bei solchen Zerstörungen, wie sie der Verfasser meint, gar nichts zerstört wird! Feuersbrünste, Wasserfluten, Erdbeben, tollgewordene revolutionäre Banden, die Reblaus, das sind Mächte, die wirklich Kapital zerstören. Aber ein Börsenkrach zerstört nichts. Er thut nur von zwei Dingen eins, und manchmal auch beide: entweder er enthüllt einigen tausend Menschen die bittere Wahrheit, daß die Vermögensansprüche, die sie in Gestalt von Wertpapieren in den Händen oder im Schranke zu haben glaubten, nichtig sind, indem das vermeintliche Vermögen, auf das dies Papier einen Anspruch verleihen sollten, nirgends in der Welt vorhanden ist; oder er überträgt wohlbegründete Vermögensansprüche, Ansprüche an wirklich vorhandnes Vermögen im Werte von einigen hundert Millionen von einer Partei spekulirender Kapitalbesitzer auf die andre, von der Hausse auf die Baisse oder umgekehrt. Vielleicht war es die Ahnung dieser Wahrheit, was den Verfasser bewog, ein „und“ zu setzen, wo nur ein Komma stehen durfte, wenn er wirkliche Kapitalien im Sinne hatte: „Die Welt ist so reich, und die Summe der Kapitalien ist so enorm“; worin soll denn sonst der Reichtum bestehn, wenn nicht in den Kapitalien? In einem andern Satze unterscheidet er sogar ausdrücklich zwischen beiden: „Die Produktion der Völker verfügt über unzählige Milliarden an Kapital und über viele Millionen Maschinen und Werkzeuge.“ Wie unklar! Zum Produziren gehört zweierlei: Boden und Arbeit. Sperrt den fleißigsten Menschen allein in einen leeren Fesselballon oder in einen leeren Kerker, und es ist aus mit seiner Produktion. Setzt den Faulen auf die fruchtbarste Erde, und es wird nichts produzirt. Immer und ewig gehören diese zwei zur Produktion, und nur diese zwei, sonst nichts; und wer behauptet, es sei noch ein drittes dazu nötig, der ist entweder ein Unwissender oder ein bewußter Lügner. Die Arbeit geht allerdings bedeutend leichter von statten, wenn sie vorgethane Arbeit in Gestalt von verbessertem Boden, von Erntevorräten, von Maschinen und Werkzeugen benutzen kann, und diese Dinge, die Früchte vorgethaner Arbeit, bilden eben das Kapital. Der obige Satz müßte also heißen: „Die Produktion der Völker verfügt über kultivirten Boden, über Werkzeuge und Vorräte im Werte von mehreren hundert Milliarden.“ Indem aber der Verfasser das milliardenwerte Kapital neben die Werkzeuge stellt und den

Digitized by Google

Boden vergißt oder unterschlägt, zeigt er sich in dem Aberglauben befangen, als ob jene sogenannten Kapitalien, die weiter nichts als Schulden sind, wirkliche Kapitalien und etwas wirkliches neben dem Boden, den Gebäuden und Arbeitswerkzeugen wären; als ob zum Volksvermögen nicht bloß das Bauergut gehörte, sondern daneben auch noch die darauf eingeschriebne Hypothek, als ob nicht bloß die Bahnkörper und Wagen, sondern daneben auch noch die Eisenbahnaktien, nicht bloß die Minen, die Arbeitskraft der Bergleute und der Geist der Ingenieure, sondern daneben auch noch die Montanaktien, nicht bloß die Domänen und die den Brot-, Schnaps- und Bierzoll aufbringende Verbrauchskraft der Staatsbürger, sondern auch die Staatsschuldscheine dazu gehörten! Was fälschlich Kapitalreichtum genannt zu werden pflegt, ist weiter nichts als ein Rechtsverhältnis, demzufolge die Felder nicht denen gehören, die sie bebauen, die Häuser nicht denen, die sie bewohnen, die Maschinen und Werkzeuge nicht denen, die sie gebrauchen, sondern andern Personen, die einen Schein über ihr Besitzrecht an diese Dinge in der Hand haben. Überall, wo das Kapital als eine Produktionskraft neben Arbeit und Boden genannt wird, ist nicht wirkliches Kapital gemeint, denn das besteht eben im kultivirten Boden und in den Arbeitswerkzeugen, sondern es ist der Vermögensanspruch, das Besitzrecht gewisser Personen auf diese Gegenstände gemeint. Wenn die Personen, die den Boden bebauen und die Häuser bewohnen, nicht andern Personen verschuldet wären, wenn die Bergleute, die Kohle und Erz aus dem Schoße der Erde heraufbefördern, nicht im Dienste von Personen arbeiteten, denen die Aktie oder ein sonstiges Papier das Recht auf den Genuß des Ertrages verleiht, dann könnte nicht neben dem wirklichen, in Feldern, Gruben, Häusern u. s. w. bestehenden Volksreichtum ein scheinbarer erdichtet werden, könnte nicht der Philister die Besitztitel, deren ungeheure Zahlenwerte er täglich in den Zeitungen liest, für ein Gut neben den Gütern halten, auf die sie ein Recht verleihen. Wenn man heutzutage neben Boden und Arbeit auch noch das Kapital für notwendig zur Produktion erklärt, so hat man dabei nicht etwa den richtigen Gedanken im Sinne, daß in jeder zivilisirten Gesellschaft nur auf der Grundlage von vorgethaner Arbeit weiter gearbeitet wird, sondern man erklärt damit eine Einrichtung für notwendig, bei der das Bauergut nicht oder wenigstens nicht ganz dem Bauer, sondern einem Hypothekengläubiger oder einem Landlord, die Grube nicht einer Genossenschaft von Bergleuten, sondern einer Gesellschaft von Aktionären, das Handwerkszeug nicht dem Handwerker, sondern den Aktionären eines Vorschußvereins gehört. (Bekanntlich haben die Vorschußvereine seit Erlaß des neuen Genossenschaftsgesetzes angefangen, sich als das, was sie ihrem Wesen nach von jeher waren: Aktiengesellschaften, offen zu erklären.) Vielleicht ist diese Scheidung des Volkes in Arbeiter und Besitzer wirklich notwendig für die Produktion, wir wollen hier und heute darüber nicht streiten. Wissen wir doch recht wohl, daß so manches großartige, für das Gemeinwohl notwendige

Digitized by Google

oder wichtige Unternehmen unterblieben wäre, wenn der Unternehmer nicht als unumschränkter Herr über seine Arbeiter und deren Arbeitsmittel hätte verfügen können. Aber sollte es auch nötig sein, diesen Zustand dadurch zu verschleiern, daß man dem Publikum einredet, das Volk sei um eine Milliarde reicher geworden, wenn eine Hälfte von ihm der andern mit einer Milliarde verschuldet worden ist? Vielleicht ist der Gedanke, die Erzeugung und Verteilung der Güter könne jemals planmäßig geordnet werden, wirklich utopistisch, staatsfeindlich und gottlos. Aber müssen wir, um nüchtern verständige, patriotische und gottesfürchtige Staatsbürger zu sein, unbedingt in alle Ewigkeit mit jener blinden Planlosigkeit fortwirtschaften, die sich gar nicht vermeiden läßt, wenn wir unsre Schulden für Vermögen halten und uns einbilden, durch Verschuldung reicher zu werden und die Produktion zu befördern, während es doch, wie die tägliche Erfahrung lehrt, keinen schlimmern Hemmschuh fröhlichen Schaffens giebt als Verschuldung?

Wenn von den „Kapitalvernichtungen," fährt der „Economist" fort, schon die Menschheit im allgemeinen nichts Schlimmeres davon tragen konnte als Fleischwunden, so wurde die österreichische Monarchie im vergangnen Jahre so gut wie gar nicht davon berührt. Was sie schützte, was sie sogar inmitten aller Verheerungen sichtlich erstarken ließ, das war vornehmlich der hohe Getreidepreis. „Der Bauer hat wieder Geld!" Der Ernteertrag blieb 1891 um sechsundfünfzig Millionen Hektoliter hinter dem von 1890 zurück, aber der Erlös hat hundertundzehn Millionen Gulden mehr gebracht. Sehen wir einen Augenblick nach, ob dieser vom Economisten gepriesene Vorteil scheinbar oder wirklich ist. Für die Welt kann es unmöglich ein Vorteil sein, wenn in einem Jahre, wo Millionen Menschen Hunger leiden, Österreich sechsundfünfzig Millionen Hektoliter Getreide weniger und dabei zu höherm Preise auf den Markt schickt. Für die österreichischen Gutsbesitzer ist es unbedingt ein großer Vorteil, zumal da keine darunter zu sein scheinen, die wie viele von den kleinern preußischen in diesem Jahre selbst Saatgetreide und sogar Brotkorn zu kaufen genötigt sind. Für die ärmern Schichten der industriellen Bevölkerung Österreichs ist die Brotteuerung selbstverständlich ein Übel. Aber für Österreich im ganzen bleibt der hohe Getreidepreis trotzdem noch ein Vorteil, weil es kein Getreide einzuführen braucht, vielmehr auch bei einer schwachen Mittelernte noch einen Teil zur Ausfuhr übrig hat, und weil es mehr Agrar- als Industriestaat ist, weil bei ihm die städtische Bevölkerung von der ländlichen noch bedeutend überwogen wird, demnach die Zahl derer, die vom hohen Getreidepreise Vorteil ziehen, bedeutend größer ist als die der darunter leidenden. Auch die Klagen der Brenner und Zuckerfabrikanten, heißt es weiter, hätten sich in lebhafte Befriedigung verwandelt; die erfreuliche Wendung mache sich überall fühlbar, von den Schlössern der reichsten Kavaliere bis ins kleinste Bauernhaus, und übe einen wohlthätig belebenden Einfluß

Digitized by Google

auf Industrie und Handel. Das glänzendste Zeugnis für den gestiegnen Wohlstand und den darauf gegründeten unerschütterlichen Kredit Österreich-Ungarns bilde der tiefe Stand der Devise London. Obwohl sich im vorigen Jahre alle Umstände gegen Österreichs Finanzen verschworen zu haben schienen: die oben erwähnten „Kapitalvernichtungen," schlimme Krisen, von denen der Weltmarkt betroffen wurde, die durch manchen Mißgriff der Wiener Börse begünstigten Künste auswärtiger Börsen, die österreichische Effekten im Werte von 150 Millionen Gulden in das Land zurücktrieben, habe Österreich seinen günstigen Wechselkurs bewahrt. Wenn sich Österreich im Verkehr mit England eines günstigen Wechselkurses erfreut, so ist das doch wohl ein Beweis dafür, daß sich seine Handelsbilanz auf Kosten Englands stetig bessert. Unsre Manchesterleute haben uns nun zwar unzähligemal gesagt, daß England als reichstes Land Europas selbstverständlich eine negative Handelsbilanz haben, d. h. im Handel mehr ans Ausland zahlen als vom Auslande einnehmen müsse, aber eine nicht zu ferne Zukunft wird doch vielleicht lehren, daß England diese jährlichen Mehrzahlungen von seinem Kapital leistet, daß daher dieses stetig abnimmt oder wenigstens nicht in dem richtigen Verhältnis zur steigenden Bevölkerungszahl wächst.*) Aus der Erkenntnis der Engländer, daß die natürliche Grundlage ihres Reichtums zu schmal ist, daß der heimische Boden den Bedürfnissen seiner Bewohner nicht mehr genügt, entspringen ja ihr unersättlicher Hunger nach Kolonien und die immer krampfhafter werdenden Anstrengungen, die Kolonien möglichst innig mit dem Mutterlande zu verbinden und solchergestalt den Kolonialboden gewissermaßen zu englischem Boden zu machen. Die Kolonien, namentlich Kanada und Australien, möchten ihren Reichtum lieber allein genießen, und man darf gespannt sein auf den Kongreß aller Handelskammern des britischen Weltreichs, der auf nächsten Juni nach London einberufen ist, und wo die Herstellung engster Handelsbeziehungen zwischen dem Mutterlande und den Kolonien den Hauptgegenstand der Beratungen bilden soll.

Zu ähnlichen Betrachtungen laden die sehr bittern Wahrheiten ein, die der „Economist" uns Reichsdeutschen sagt. Deutschland habe seine Unternehmungs-

*) Daß es mit England noch schlimmer steht, als wir vermuteten, ersehen wir nachträglich aus dem City-Bericht der Neuen Freien Presse vom 5. Januar. Die Ausfuhr hat 1891 gegen das Vorjahr um 14 Millionen Pfund abgenommen, die Zufuhr ist um 11 Millionen gestiegen. „Und die stärkere Einfuhr ist nicht die Folge erhöhten Wohlstandes oder vermehrter Kaufkraft des Volkes, sondern sie ergab sich als Notwendigkeit [soll heißen: als notwendige Folge] einer ungünstigen Ernte, die England zwang, um $8^1/_2$ Millionen Pfund St. mehr Nahrungsmittel zu importiren." Weiterhin heißt es: „Daß das abgelaufene Jahr für die Geschäftswelt kein günstiges war, beweisen die Ziffern des Clearinghauses sowohl für rein kaufmännische Warentransaktionen wie für die Börsen-Liquidationen." Der Bedarf an Kapitalien für produktive Anlage nimmt reißend ab; die Ziffern für die vier Jahre von 1888—1891 lauten: 346, 223, 216 und 124 Millionen Pfund Sterling.

Digitized by Google

kraft und seinen Kapitalreichtum überschätzt (wir würden lieber sagen: es hat vergessen, daß die Unternehmungen nur dann gelingen können, wenn ihre Größe in richtigem Verhältnis zu ihrer natürlichen Grundlage, dem Bodenreichtum des Landes steht). Berlin sei die Spielhölle Europas gewesen; seine Sitten hätten sich in den letzten Jahrzehnten von den höchsten bis in die niedrigsten Kreise verschlechtert, während den Wienern in demselben Zeitraume die Not ihre Leichtlebigkeit abgestreift und sie zu tüchtigen aufstrebenden Arbeitern gemacht habe. Das ganze deutsche Volk habe nun die Folgen des Berliner Leichtsinns zu tragen. Der Konsum habe überall eingeschränkt werden müssen. Die Montanindustrie liege darnieder. Erholung sei um so schwieriger, als die deutsche Industrie durch verwegene Preissteigerung einen großen Teil ihres Absatzgebietes verloren habe. Einige Lichtblicke zeigten den Weg der Rettung: Rettung durch verminderte Löhne sei zum Heile der Menschheit durch die Organisation der Arbeiter, aber auch durch die allgemeine Steigerung der Lebensmittelpreise ausgeschlossen. Aber Hilfe komme jetzt durch den verringerten Preis der Rohstoffe, durch den Aufschwung der Landwirtschaft und durch die Verbilligung des Leihkapitals. Der Ausgleichungsprozeß werde sehr schmerzlich sein, aber sich doch bei den vortrefflichen sittlichen Eigenschaften des deutschen Volkes leichter und rascher vollziehen, als es bei irgend einem andern Volke möglich sein würde. Das hoffen wir auch! Aber man darf nicht vergessen, daß die Übel, die uns drücken, nicht lediglich von dem Leichtsinn der Berliner und von dem verwegnen Übermut der Kohlen-, Eisen- und sonstigen Ringe herrühren. Man darf nicht vergessen, daß das Ausland sehr wohl ohne unser Eisen, ohne unsern Zucker und ohne unsre Leinwand leben kann, daß wir aber nicht ohne ausländischen Roggen und Weizen leben können.

Was die Verbilligung des Leihkapitals anlangt, so kommt der „Economist“ nach Aufführung verschiedner Erscheinungen zu dem Schluß: „Alle Zeichen deuten darauf hin, daß eine Periode sinkenden Zinsfußes im Anzuge ist.“ Schon vor dreißig Jahren hat John Stuart Mill die Ansicht ausgesprochen, daß die Kulturvölker längst bei dem Zinsfuß von einem Prozent (warum nicht Null?) angelangt sein würden (womit die Nichtigkeit der herrschenden Lehre vom Kapital für jedermann augenfällig dargethan wäre), wenn dem Zinsfuß nicht immer wieder durch mutwillige Kapitalzerstörung oder künstliche Mittel, wie Anleihen zum Kriegführen, Beschaffung von Militärbedürfnissen u. s. w. auf die Beine geholfen würde. (Grundsätze der politischen Ökonomie, deutsche Ausgabe von 1869, Bd. III S. 42 ff).

Es heißt dann weiter: Infolge der fortwährend günstigen Handelsbilanz Österreichs (seit zehn Jahren anderthalb Milliarden Überschuß), seiner geringen Verschuldung und steten Schuldentilgung und der emsigen Thätigkeit seiner Bevölkerung, die verhältnismäßig wenig müßige Rentner zähle, ströme fortwährend Gold ins Land ein, und dieser Goldstrom werde noch bedeutend

Digitized by Google

verstärkt durch die unvernünftige Münzpolitik der Vereinigten Staaten, die ihren Silberproduzenten zu Gefallen das Gold, das sie aus Europa ziehen könnten, gar nicht haben möchten. Das sei, meint der „Economist," eine ernste Mahnung für Österreichs Staatsmänner, „den Zufall zum Glück zu bändigen," d. h. die günstige Gelegenheit zu benützen und endlich einmal die Valutaregulirung vorzunehmen, also das Papiergeld durch Gold zu ersetzen! Ob die Goldwährung so große Vorzüge vor der Papierwährung habe, daß sie unbedingt angestrebt werden müsse, ist eine sehr schwierige Frage, auf die wir uns nicht einlassen wollen. Vielleicht werden in Österreich gerade nach dieser glänzenden und wohl ebenso wie das Schauergemälde des russischen Elends ein wenig übertriebnen Schilderung des österreichischen Volkswohlstandes sehr viele fragen: ja, warum sollen wir denn unsre Guldenscheinerl mit Goldstücken vertauschen, wenn es wahr ist, daß wir mit unserm Lumpengelde immer reicher, die Deutschen aber mit ihren schönen Zwanzigmarkstücken immer ärmer geworden sind? Schöner und verlockender ist Gold als Papier, gar keine Frage! Ob aber nützlicher als Tauschmittel — ausgenommen im Auslandsverkehr, wo es nicht entbehrt werden kann —, das läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls sehen wir in diesem ganz spontanen Einströmen des Goldes nach Österreich, das nicht das Werk planvoller Staatskunst ist, eine neue Bestätigung des Wortes des alten Adam Smith, daß das Geld mehr den Gütern nachläuft, als die Güter dem Gelde nachlaufen. Money necessarily runs after goods, but goods do not always or necessarily run after money. (Wealth of Nations, Bd. II, S. 11.) Österreich besitzt Bodenschätze, die seine Bewohner nicht ganz verbrauchen, während es andern Völkern daran fehlt; darum rennt dieser andern Völker Geld dorthin. Das ist die lehrreiche Kernwahrheit, um die sich diese ganze Betrachtung dreht.

Friedrich Myconius

Von Gotthold Kreyenberg

Der englische Philosoph Herbert Spencer ist in Deutschland, trotz der verdienstvollen Arbeiten Michelets und Fischers über ihn, als Vertreter seiner eigentümlichen Entwicklungs- oder, da es einmal ohne Fremdwörter nicht zu gehen scheint, Evolutionsphilosophie verhältnismäßig noch wenig bekannt. Mehr Glück hat seine „Erziehungslehre" gehabt, seine, wie der englische Titel lautet, Education, intellectual, moral and physical. Es ist das ein „Buch der Eltern" oder eins, das wenigstens die Eltern lesen sollten, dem Hegelschen Idealismus

Digitized by Google

des Verfassers entsprungen und getränkt mit praktischer englischer Lebensweisheit. Der Übersetzer, Fritz Schultze, stellte es schon in den siebziger Jahren Pestalozzis „Buch der Mütter“ an die Seite. In der That hat es, wie dieses, nachhaltig angeregt und als Sauerteig in der schwerfälligen Knetmasse der herkömmlichen Erziehung gewirkt. Namentlich finden sich die gegenwärtig empfohlenen Reformideen über den Geschichtsunterricht schon sehr ausführlich bei Spencer; der Kulturgeschichte redet er kräftig das Wort. Er behauptet u. a., daß das, was Geschichte im eigentlichen Sinne ausmache, zum großen Teil in den Geschichtswerken fehle. Er will eine Naturgeschichte der Gesellschaft, eine scharfe Beleuchtung der Thatsachen, die uns dazu verhelfen sollen, das Wachstum und den Organisationsprozeß einer Nation zu verstehen. Vieles, sehr vieles aber von dem, was jetzt gelehrt werde, erweise sich als zum Verständnis oder zur Führung des Lebens kaum brauchbar.

Sicher ist, daß die Saat der Reform, die Spencer als einer der ersten auf diesem Gebiete ausgestreut hat, endlich aufgegangen ist, wenn auch in etwas andrer Gestalt, als er sichs denkt. Zwischen dem guten Willen und der That aber scheint gerade für die Praxis des Geschichtsunterrichts noch eine Kluft zu liegen, die schwer zu überbrücken ist. Die alte, hergebrachte Methode ist mächtiger, als man gewöhnlich meint. Eine Losung wie: Mehr Kultur- als Kriegsgeschichte! ist ja bald ausgegeben, aber schwer befolgt. Und wenn Ottokar Lorenz in seinem Aufsatze (Grenzboten, 1891 Nr. 24, S. 509) „Der zukünftige Unterricht in der neuesten Geschichte“ nachgewiesen hat, daß es an Lehrern, die für die neueste Geschichte vorgebildet sind, fehle, so könnte das vielleicht noch mehr für die Kulturgeschichte behauptet werden. Wird das Universitätsstudium der Geschichte überhaupt vernachlässigt, so erst recht das der Kulturgeschichte.

Nun ist ohne Zweifel das Ziel der Geschichte, ein lebendiges Verständnis der Gegenwart durch Vertiefung in die Vergangenheit und vor allem, sollten wir meinen, da wir Deutsche sind, in die große deutsche Vergangenheit zu erlangen. Aber wie viele Schätze sind hier noch unbekannt oder ungehoben, die der ins Weite schweifende Blick des allzu kosmopolitisch gesinnten Historikers übersehen oder gering geachtet hat! Wie manches Dunkel giebt es hier noch aufzuhellen, nicht etwa hinsichtlich der Einzelforschung, sondern wirklich hinsichtlich der notwendigen oder mindestens wünschenswerten Kenntnis weiterer Kreise!

Klopstock beklagt es in einer seiner Oden, daß der große Name der Erfinder oft in ewige Nacht vergraben sei. Ist es nicht auch manchmal so mit den Urhebern oder Beförderern einer einflußreichen Kulturentwicklung? Wie wenige wissen etwas von dem Kirchen- und Schulreformator Friedrich Myconius! Und doch war er der Freund und Kampfgenosse Luthers und Melanchthons, der evangelische Apostel Thüringens, der Luther Leipzigs, der

Digitized by Google

Teilnehmer fast an allen historisch wichtigen Reformationsverhandlungen, der kursächsische geistliche Gesandte am Hofe König Heinrichs VIII. von England, endlich, kann man sagen, der Verfasser der ersten Reformationsgeschichte. Und diese Reformationsgeschichte ist eine so anschauliche und wirkungsvolle Schilderung jener großen Entwicklungsperiode, wie kaum eine andre, weil sie von einem ihrer Augenzeugen, ja einem ihrer Geisteshelden selbst herrührt. Diese Historia Reformationis, wie ihr Titel lautet, ist eine Art Tage- oder wenigstens Jahrbuch, von Friedrich Myconius eigenhändig unter dem frischen Eindruck der Ereignisse aufgezeichnet. Sie umfaßt die Jahre von 1517 bis 1542, also die folgenschwerste Zeit. Ist sie auch während einer Krankheit des Reformators, die ihn dann hinraffte, zusammengestellt, so spürt man doch nirgends darin ein krankes oder auch nur angekränkeltes Wesen. Alles wird so lebendig in dem Buche dargestellt, so frisch und anmutig erzählt, als ginge es durch grüne Wiesen, vorbei an unerschöpflich sprudelnden Quellen. Die Sprache klingt, als rauschte der deutsche Wald. Wenn man sich auch manchmal mit dem Kopfe an knorrige Äste stößt oder über herausragende krumme Wurzeln stolpert, man fühlt doch und weiß es dem Verfasser Dank, daß man im deutschen Kernwalde wandelt. Dieses kostbare litterarische Kleinod aus bewegten Tagen ist unentbehrlich für jeden, der die Geschichte jener Zeit, die kirchliche wie die politische, aus dem Grunde kennen lernen will. Es findet sich auf der an Manuskripten reichen Gothaer herzoglichen Bibliothek als wertvollster Teil am Ende eines handschriftlichen Sammelbandes. Voran geht ein „Neues Erbbuch und Kopey der Ministratur 1542," für die Schul- und Kirchengeschichte wichtige Auszüge und Übersichten der Schul- und Kirchengerechtsame jener Zeit, eine ebenso mühevolle wie verdienstliche Nachlese aus den Archivakten der Stadt und des Landes von Myconius vorgenommen, als er wegen einer Halskrankheit seine Stimme schonen mußte und doch nicht unthätig bleiben wollte. Aus „des Autoris autographo" hat dann ein auf dem hochragenden Gothaer Friedenstein angestellter Konsistorial- und Kirchenrat, Dr. Ernst Salomon Cyprian, die Geschichte mit Vorrede und Erläuterungen versehen und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts herausgegeben.

Schon aus diesem denkwürdigen Buche, noch mehr aber aus den zwischen Myconius und sämtlichen hervorragenden Geistesstreitern jener Jahre gewechselten ausführlichen Briefen sehen wir, wie er mit diesen Glaubenshelden gemeinsam gekämpft hat. In seiner Chronik erzählt er uns wahrheitsgetreu — denn jene Briefe bestätigen es —, wie er die Reformation in Thüringen, vor allem in Gotha, einführte oder wenigstens befestigte, wie ihm das höhere und das Volksschulwesen seine Begründung verdankte, wie aber auch außerhalb Thüringens an und in der großen Reformationsarbeit kaum etwas geschah, woran er nicht mit Rat und That beteiligt gewesen wäre. Wir sehen ihn 1529 in Marburg, 1536 bei dem Versöhnungsakte der Wittenberger Concordie, 1537 als Redner

Digitized by Google

in Schmalkalden, 1538 als berufenstes Mitglied der Gesandtschaft in England. Über die Reformation in Sachsen 1539 und 1540 schreibt er in seiner Reformationsgeschichte Seite 52 ff: „Nach Herzog Jörgens Tode mußte ich mit desselben Erben und Bruder durchs Land ziehen und an allen Orten den ersten Anfang des Evangelii helfen machen und predigen. Zu Leipzig blieb ich dreiviertel Jahre und legte den Grund der ganzen Lehre Christi, richtete die Pfarren und Ministeria an. Meine Gehülfen waren Doctor Creuziger, Er Johann Pfeffinger, Pfarrherr von Belgern, M. Balthasar von Wittenberg."

Wird auch die Mitarbeit Creuzigers und das nachfolgende Wirken Pfeffingers stets anerkannt werden, so geht doch aus allen überlieferten Verhandlungen jener Tage überzeugend hervor, daß zunächst Myconius die treibende und ausführende Kraft namentlich in Leipzig war und Pfeffinger, dem spätern ersten Superintendenten Leipzigs, die Wege gebahnt hat. Gern hätte der Rat der Stadt ihn als ersten Geistlichen bei sich behalten. Sein Urlaub wurde auch auf dringendes Ansuchen der Leipziger Stadtbehörde wiederholt von Kurfürst Johann dem Beständigen verlängert. Aber sein Gesundheitszustand war zu schwankend. Trotzdem kann Justus Jonas dem genannten Fürsten gegenüber nicht genug rühmen: „Myconius ist ein rechter und nützlicher Apostel der Leipziger und ein wahrer Meißnischer Bischof, der mehr Nutzen diesem Lande schaffen wird, als alle vorigen gethan haben."

Caspar Creuziger stand, schon weil er bedeutend jünger war als sein Genosse, an Lebenserfahrung, aber auch an Organisationstalent und Redegabe hinter diesem zurück, wenn er auch als Forscher und Gelehrter vielleicht viel hervorragender war. Auch Creuziger suchte der Rat, nachdem Myconius Berufung als aussichtslos erachtet werden mußte, für Leipzig zu gewinnen, zumal da er ein Leipziger Kind war; doch Luther erklärte sich dagegen. Es wäre schade, berichtete Luther an den Kurfürsten, wenn Creuziger in Wittenberg viel versäumen und in Leipzig „wenig ausrichten" sollte; er sei „in der Theologie zu lesen ein Fürbund," auf den er es nach seinem Tode abgesehen habe. Unter den neuern Forschungen giebt es ein von einem gelehrten sächsischen Geistlichen aus Annaberg, Dr. C. H. G. Lommatzsch, in lateinischer Sprache abgefaßtes Werk: Narratio de Friderico Myconio (Annaberg, 1825), auf dessen Titel schon Myconius als Ecclesiae et Academiae Lipsiensis Reformator bezeichnet wird!

Friedrich Myconius oder, wie er eigentlich hieß, Mecum, wurde in Lichtenfels, gegenwärtig dem bekannten Knotenpunkte der bairischen Staats- und der Werrabahn, der kleinen Bezirksamtsstadt am Main in Oberfranken, am 26. Dezember 1491 geboren. Der Tag steht fest; die Annahme des 24., die sich in einem großen Nachschlagewerke findet, beruht auf einem Irrtum. Auch das Jahr 1491 ist kaum mit Grund anzuzweifeln. Zwar wird geltend gemacht, daß man damals die neue Jahreszahl schon von Weihnachten ab zu

Digitized by Google

schreiben pflegte; ob aber auch in diesem Falle, ist nicht erwiesen. Wenn Myconius einmal selbst vom Jahre 1517 als von seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre spricht, so beruht dies entweder, wie Lommatzsch annimmt, auf einem Versehen, oder man war sich über die sichere Bezeichnung eines Lebensjahres schon damals ebenso wenig klar, wie heute. Ausschlaggebend ist, daß alle maßgebenden Biographen das Jahr 1491 annehmen und sich auf einer aus dem wichtigen Jahre 1539 herrührenden, sehr sorgfältig gearbeiteten Denkmünze, die Myconius darstellt, die Alterszahl 48 findet. Vor wenigen Tagen also hätten wir seinen vierhundertjährigen Geburtstag feiern können.

In Franken scheiden und vereinigen sich süd- und norddeutsches Wesen. So war auch Myconius mit scharfem Verstande, doch auch mit reichem Gemüte begabt. Nach der Sitte der damaligen Zeit antikisirte er seinen ohnehin schon lateinisch klingenden Namen noch mehr. Doch erinnerte er sich auch gern der ersten Form und erging sich in Wortspielen darüber. Das Wörtlein Mecum, meinte er, sei ein gutes Wörtlein bei Christus: Hodie, inquit, Mecum eris in paradiso.

Der Vater, zwar nur ein einfacher, aber für seine Verhältnisse gebildeter Bürger, wird uns vom Sohne selbst in einem für dessen Lebensgeschichte wichtigen Briefe an den Wittenberger Professor Paul Eber als ein in religiösen Dingen für damalige Zeit aufgeklärt denkender, dabei aber aufrichtig frommer Mann geschildert. Nach alter guter Sitte unterwies er selbst seinen Sohn in den Anfangsgründen der Religion. Er brachte ihm aber nicht nur gedächtnismäßig die zehn Gebote, das Vaterunser und den Glauben bei, sondern regte auch seine Gedanken über die Heilswahrheiten an. „Könnten auch nur drei Menschen hoffen, durch Christus selig zu werden, so solle er sich für einen dieser drei halten." Über die päpstlichen Ablaßbriefe hatte er schon seine entschiedene Meinung. Er ließ den Knaben, der sein einziger Sohn war, die Schule des Städtchens durchmachen. Doch genügte ihm diese Ausbildung nicht. Leider habe ich nicht ermitteln können, welche Verbindungen mit der sächsischen Bergstadt Annaberg den Vater veranlaßten, Friedrich auf die dortige Lateinschule zu senden, und weshalb er gerade auf das doch nicht nahe Annaberg verfiel. Am wahrscheinlichsten ist wohl, daß der Ruf der zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts neugegründeten Stadt „am Schreckenberge," die erst später nach der heiligen Anna ihren Namen erhielt, bestimmend einwirkte. Um jene Zeit hatte sich dort ein so ergiebiger Bergbau aufgethan, daß die Kunde davon recht wohl bis in das entfernte Lichtenfels gedrungen sein konnte. Die schnell zur Wohlhabenheit gelangenden Annaberger vermochten auch für ihr Schulwesen etwas aufzuwenden. Auf diese Weise war auch die Annaberger Schule zu einer gewissen Berühmtheit gelangt. Der Vater Mecum hoffte vielleicht, daß sein Sohn später dort auch sein Fortkommen finden würde.

Digitized by Google

Myconius, der seit 1504 in Annaberg weilte, genoß den Unterricht trefflicher Lehrer, unter denen er den Rektor Andreas Weidner, genannt Staffelstein, besonders rühmt. Bald sprach er lateinisch ebenso gut wie deutsch. Sein weiterer Lebensgang hat viele Ähnlichkeit mit dem Luthers. In die geistliche Laufbahn trieb auch ihn ein äußerer Vorgang mit seinen Folgen, der als ein kleines Vorspiel zu der bekannten großen Haupt- und Staatsaktion des Wittenberger Reformators mit Johann Tezel angesehen werden kann. Schon ein Jahrzehnt vorher nämlich zog Tezel mit seinem Ablaßhandel durch die sächsischen Städte Leipzig und Dresden und kam auch in die aufblühende Bergstadt Annaberg. Er stieg im Hause eines durch Silberfunde reich gewordenen Bürgers ab und bot seinen Ablaß feil. Einer seiner eifrigsten und anfänglich gläubigsten Zuhörer war der junge Myconius, er eignete sich die Worte, Redewendungen und selbst den Tonfall des päpstlichen Kommissars so an, daß, wer mit geschlossenen Augen zuhörte, Tezel vor sich zu haben glaubte. Nun hatte dieser, um den Absatz seiner Zettel zu erhöhen, ankündigen lassen, daß bis zu einem bestimmten Termine der Ablaß billiger zu haben sei, ja die Armen sollten ihn, nach des Papstes Befehl, „um Gottes willen" erhalten. Myconius begab sich in das Absteigequartier des Kommissars und bat als Armer in zierlicher lateinischer Anrede die im Vorzimmer sich aufhaltenden Priester um Erfüllung des Versprechens. Er wurde aber abgewiesen, da Tezel, der sich offenbar widersprach und auf die stets nötige „hilfreiche Hand" hinwies, die unentgeltliche Verabfolgung des Ablasses verweigerte. Hierdurch erhielt des Myconius gläubiges Vertrauen den ersten empfindlichen Stoß. Weitere Zweifel und die Besorgnis um das Heil seiner Seele veranlaßten ihn, wie vor ihm Luther, ins Kloster zu gehen. Das kurz zuvor in Annaberg erbaute stattliche Franziskanerkloster bot die beste Gelegenheit. Im Juli 1510 überschritt er, eigentlich ohne Wissen seiner Eltern, indem er also Gott mehr gehorchen wollte, als den Menschen, die heilige Schwelle und wurde ein ebenso eifriger Mönch, wie er ein tüchtiger Lateinschüler gewesen war. Er setzte im Kloster seine Studien fort und forschte nun nicht mehr bloß im Aristoteles, sondern auch im Alexander von Hales, Bonaventura, Augustinus und in andern heiligen Büchern. Hatte er gleich in der ersten Nacht seines Aufenthalts im Kloster einen ihm bedeutungsvoll scheinenden Traum gehabt, über den er später in dem erwähnten Briefe an Paul Eber ausführlich berichtete, und den er sich anfangs in Hinsicht auf sein klösterliches Leben auslegte, so fühlte er doch bald, daß auch dieses ihm den gehofften Frieden nicht gewähren könnte. Den Mönchen, bei denen er schon in Ansehen stand, da sie ihn wegen seiner Gelehrsamkeit zum Vorleser erwählt hatten, mochte er seinen Seelenzustand nicht offenbaren. Wie ein Faust, des Studirens müde, wählte Mönch Franziskus, wie er sich nannte, andre Beschäftigungen, malte Initialen aus und griff zu Spaten und Beil, um körperliche

Digitized by Google

Arbeiten zu verrichten. Im Annaberger Kloster scheint er übrigens nur sein Noviziat durchgemacht zu haben und dann nach Leipzig und weiter versetzt worden zu sein. Wenigstens finden wir ihn 1516 in Weimar, wo er zum Priester geweiht wurde. Auch hier muß er bald einen gewissen Ruf erlangt haben; denn die beiden Fürsten des Sachsen-Ernestinischen Hauses, die Herzoge Johann der Beständige und dessen Sohn, Johann Friedrich der Großmütige, wohnten nicht nur seiner ersten Messe bei, sondern trugen auch deren Kosten. In demselben Jahre wurde er auch Prediger, hielt sich aber als solcher, wie er erzählt, lieber an die Kirchen- und Heiligengeschichte, als daß er päpstliche Verordnungen auslegte. Als aber dann Luther auftrat, war Myconius sofort einer seiner entschiedensten Anhänger. „An Luther schloß ich mich — bekennt er freudig — gleich im Jahre 1517 mit Leib und Seele zum Bekenntnis der Lehre Christi an."

Wegen dieser freien Richtung wurde er nun sieben Jahre lang von den Mönchen hart bedrängt, ja mit lebenslänglichem Kerker bedroht, wie man einen Eisenacher Mönch, Johannes Hilten, solcher kirchenfeindlichen Gesinnungen halber in der That bis zu seinem Tode im Kloster gefangen gehalten hatte. Von diesem evangelischen Märtyrer spricht sogar Melanchthon in seiner Apologie. Nach demselben Eisenach wurde nun auch Myconius geschickt, damit er den Kerker mit eignen Augen sehen möchte, darauf nach Leipzig und dann in sein Annaberg. Im herzoglichen Sachsen regierte damals ein erbitterter Feind Luthers, Georg der Bärtige. Und in Annaberg soll Franziskus wirklich achtzehn Wochen in klösterlichem Gewahrsam gehalten worden sein. Doch gelang es ihm zu entfliehen. Ein Bergmeister in der Nachbarstadt Annabergs, in Buchholz, Matthäus Busch, ein treuer Anhänger der Lehre Luthers, half ihm, nach Zwickau zu entkommen, wo das Evangelium schon öffentlich gepredigt werden durfte. Von hier aus sandte der nun freie Mann einen Mahn- und Trostbrief an die Annaberger, seine erste Schrift (Zwickau, gedruckt bei Jörg Gastel 1524). Bald aber kehrte er nach Buchholz zurück und bestieg nun auch dort kühn den Predigtstuhl. Gern hätten ihn die Buchholzer als ihren Prediger behalten, aber Herzog Johann hatte ihn bereits für einen größern Wirkungskreis, für Thüringen und Gotha, bestimmt. „1524 um das Fest Assumtionis Mariae (15. August)" — schreibt Myconius in seiner Reformationsgeschichte — bin ich, Friedrich Mecum, hierher gen Gotha auf des Rats, der Gemeind, des Dekani des Stifts und Amts Bitt von Herzogen Johannsen zum Prediger verordnet und geschickt worden."

In Gotha war zwar die Reformation namentlich durch Persönlichkeiten wie Mutianus, den Freund des Erasmus und Hutten, den Lehrer Spalatins, schon vorbereitet. Aber es bedurfte dort gerade einer besonders kräftigen Hand, um weitern Unruhen vorzubeugen, nachdem durch ein „Pfaffenstürmen" am Pfingstdienstage desselben Jahres die Stiftsherren vertrieben worden waren.

Digitized by Google

Also nicht nur das geistliche, sondern auch das weltliche Regiment galt es dort zu ordnen und zu bessern. Durch schlechte Verwaltung war in der „allerfriedlichsten Zeit“ die Stadt in Schulden geraten, weil man in dem Gemeinwesen mit dem Gute umging, wie man eben wollte. „Die Burgemeister, Cämmerer, Weinmeister und Ambtsherren aßen und trunken unter dem Rathaus und zehreten, bestelleten die Mahlzeit von der gemeinen Stadt Einkommen, und ließens ihnen nicht sauer werden, guten Mut zu haben und viel umzubringen. Wer ein Wort darwider redete und klaget, den warfen sie in den Turm oder vertrieben ihn gar aus der Stadt.“ Auch in diese Verhältnisse mit Hilfe edeldenkender Bürger umgestaltend eingegriffen zu haben, ist, außer der Verbesserung der Kirche selbst, des Myconius Verdienst. Mag er vielleicht manchmal seine Befugnisse überschritten und sich in weltliche Händel zu sehr gemischt haben, sicherlich wollte er stets das beste. Ein Leisetreter war er freilich nicht. Und ihm allein verdankt es Gotha, daß die Greuel des Bauernkrieges von der Stadt gänzlich abgewendet wurden. Als ein Jahr darauf ein ungefähr viertausend Mann starker Bauernhaufe sich in der Nähe Gothas zeigte, um die drei Gleichen zu zerstören, trat er unbeschützt und furchtlos unter die Aufrührer und bändigte sie allein durch die Macht seines Wortes, sodaß „sie abzogen und niemand Schaden thäten.“

In ganz Thüringen führte er darauf mit Melanchthon, der ihn von Anfang an schätzte und ihm bald eng befreundet wurde, die Reformation ein, sodaß er 1542 in seiner Reformationsgeschichte den Thatsachen entsprechend berichten konnte: „Alle Pfarren im Lande Thüringen habe ich neben Philipp Melanchthon, Justus Menius, Christoph von der Planitz, Georg von Wangenheim und Johann Cotta helfen visitiren und konstituiren mit großer Sorge, Mühe und Arbeit, daß nun jede Pfarre ihren Lehrer [Geistlichen] und gewidmet Einkommen hat.“ Und während in der ersten Zeit der Reformation die Pfarrer in Thüringen zum Teil noch ganz ungebildete Handwerker waren, ja sich Zustände vorfanden, daß Melanchthon bei den Visitationen oft hinausging und weinte, so hat Myconius allerorten nach Kräften die bessernde Hand angelegt.

Mit klarem Blick erkannte er aber, daß, wenn er den Bestand seines Werkes sichern wollte, eine Besserung von „unten auf“ angestrebt werden müßte. So betrieb er gleich von Anfang an die Gründung von Schulen, ganz in Übereinstimmung und jedenfalls auch unter dem Eindrucke der Schrift Luthers aus dem Jahre 1524, die man als den Stiftungsbrief der evangelischen Schulen zu bezeichnen pflegt, der bekannten Schrift: „An die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen.“

Auch auf dem Gebiete des Schulwesens waren die Zustände in Thüringen und Gotha traurig, als Myconius seine Wirksamkeit begann. „Die Schulen

Digitized by Google

waren," sagt in der Grabrede auf ihn sein Amtsnachfolger Justus Menius, „allerding gefallen und abgegangen, also, daß nicht allein kein einziger Schüler vorhanden war, sondern man auch große Mühe und Arbeit hatte, daß man ja etliche zur Schule bringen und wiederum von neuem anrichten möchte, und die Sachen fast alleuthalben also standen, daß Schulen und studia beim Pöbel aufs höchste verachtet waren und je eher zehn zu finden, die Schulen stürmen und verstören, denn einen oder zween, so sie hätten auf- und anrichten können." Und wie thatkräftig hat Myconius mit Hilfe tüchtiger Mitarbeiter, z. B. Basil Monners, auch auf diesem Gebiete gewirkt! Nach zwei Jahrzehnten konnte er von seiner Thätigkeit für die evangelische Volksschule in Thüringen in seiner Reformationsgeschichte rühmen, daß nun in Thüringen „jede Stadt ihre Schule" habe. Ihm verdankte auch das bis auf den heutigen Tag blühende Gymnasium illustre Gothas seine Entstehung. Diese Anstalt, in die unter der Regierung Ernsts des Frommen Eltern aus ganz Norddeutschland ihre Söhne sandten, aus der August Hermann Francke und viele andre bedeutende Männer hervorgegangen sind, wurde von Myconius gleich im ersten Jahre seines Aufenthalts durch Verschmelzung zweier vorhandnen Schulrudera als Lateinschule eingerichtet und mit einer festen Grundlage versehen, dadurch, daß auf seinen Betrieb der Herzog Räume und Einkünfte des Gothaer Augustinerklosters zu diesem Zwecke hergab. Wie er bis an sein Lebensende für das Gedeihen der Schule sorgte, geht aus der bereits erwähnten Abfassung des „Neuen Erbbuchs und Copey der Ministratur" hervor. So war das Lob, das ihm schließlich der Praeceptor Germaniae amtlich im Namen der Universität Wittenberg besonders für die Schulreformen spendete, wohlverdient.

Daß eine so energische Persönlichkeit auch weit über die Grenzen ihrer alltäglichen Wirksamkeit hinaus Einfluß übte, ist leicht erklärlich. Wenn Myconius in seinem Abschiedsbriefe an den Kurfürsten ohne Überhebung schon in Bezug auf das Thüringerland sagen konnte: „Es ist hier zu Gotha der vornehmste Ort in Thüringen, und haben sich nicht allein die Ämter, sondern die Grafschaften Gleichen, Tonna, Schwarzburg und die Prediger zu Erfurt zu mir, ja zu Christo in mir gehalten; ich habe sie zusammengehalten, daß sie ja in Lehre und Leben recht thäten. Haben mich wahrlich wiederum als ihren Vater gehalten, gehorcht, daß keine sonderliche Unlust vorgefallen" — so ist das doch nur ein Bruchteil seiner Verdienste.

Schon Friedrich der Weise hatte Myconius „Tüchtigkeit zu Rat und That" bei mancher Angelegenheit außerhalb Gothas geschätzt und benutzt. Für Johann den Beständigen und dessen Sohn Johann Friedrich den Großmütigen schien er fast unentbehrlich. Bei Johann Friedrichs zur Völlerei neigenden Natur war ein solcher Berater wie ein guter Engel, und so mußte ihn Myconius schon als Kurprinzen auf dem Brautzug in die Rhein- und Niederlande begleiten.

Digitized by Google

Das war ein um so größeres Opfer, als sich der gothaische Kirchenvater, dem Beispiele Luthers folgend, jedoch nicht ohne ernste Bedenken, mittlerweile mit einer Gothaer Bürgerstochter, Magarete Jäckin, vermählt hatte. Doch dem Rufe seines Landesherrn leistete er gern Folge. Galt es doch bei dieser Gelegenheit auch das Evangelium weiter zu verbreiten.

Seine Anwesenheit in den Rheinlanden wurde von den Kölner Mönchen benutzt, in Düsseldorf nach der Sitte jener Zeit ein geistliches Turnier zu veranstalten, ein Seitenstück zu Luthers Leipziger Disputation mit Dr. Eck. Es fand im Februar 1527 in Gegenwart des Herzogs Johann, einiger Fürsten und vor „vielen Herren vom Adel und der Ritterschaft, gelehrtem und gemeinem Volk" zwischen ihm und dem nicht minder beredten Franziskanermönch Johann Korbach statt, der zehn Artikel aufgestellt hatte und verteidigte, die Mecum widerlegte. Als dieser zum Schluß sein Glaubensbekenntnis klar und offen darlegte, soll ihm Korbach die Hand gereicht und geäußert haben: „Lieber Fritz! Ich habe diese Sache gerne gehört und kann und weiß es gar nicht zu tadeln, sondern gefällt mir recht wohl, und ist gerecht und der Grund der Wahrheit, und wenn du das predigst, so lehrst du den rechten christlichen Glauben." Myconius predigte damals auch in Braunschweig, Celle, Soest und Essen.

Auf besondern Wunsch des Landgrafen von Hessen wohnte er dann dem Marburger Religionsgespräch bei, wenn er sich auch kaum nachgiebiger als Luther selbst zeigte. Dagegen ist es zum Teil sein Verdienst, daß wenigstens die Wittenberger Concordie zustande kam, indem er vorher die süddeutschen Abgesandten Capito, Bucer und Wolfhard „nach Vermögen freundlich" in Gotha empfing und mit ihnen Vorverhandlungen pflog, auf deren Grundlage dann zwischen ihnen und Luther vermittelt wurde.

Luther, der bereits 1525 an Mecum, „der Unbekannte an den Unbekannten," geschrieben hatte, erblickte längst in ihm eine der kräftigsten Stützen der Reformation. Daher kam es, daß der gothaische Generalsuperintendent fast bei keinem in ihrer weitern Entwicklung wichtigen Ereignisse fehlen durfte. „An den Fürstentagen zu Schmalkalden, da sich die Ständ des Reichs zum Evangelio und zur Notwehr wider die Tyrannei zusammenvereiniget, bin ich viermal Prediger gewesen. An den Reichstagen zu Frankfurt, zu Nürnberg hat man mich auch gebraucht." So hat er als Vertreter Thüringens auch die Schmalkaldischen Artikel unterzeichnet.

Da sein Ansehen mehr und mehr stieg, ist nicht zu verwundern, daß ihn ein Jahr darauf, 1538, der Kurfürst zu einer besonders schwierigen diplomatischen Sendung an den Defensor fidei, an Heinrich VIII. von England verwandte, eine Mission, von der, so ehrenvoll sie auch sein mochte, Myconius doch wenig Freude erntete. Weshalb Heinrich damals mit den protestantischen Fürsten Fühlung suchte, ist bekannt; weniger bekannt dürfte sein, daß er wiederholt bei diesen darum nachsuchte, deutsche Geistliche und Vertrauensmänner nach

Digitized by Google

England zu entsenden, um über die Einführung der evangelischen Lehre in diesem Lande zu beraten. Die protestantischen Fürsten trauten der Sache nicht recht, um so weniger, als die Thaten Heinrichs seinen Worten keineswegs entsprachen. Aber sein Anliegen wurde immer dringender. So schickte der Kurfürst endlich die gewünschte Gesandschaft ab, bestehend aus dem kursächsischen Vizekanzler Burkhardt, einem Herrn von Boyneburg und Myconius, der natürlich die geistlichen Kosten bei den Verhandlungen bestritt. Die Aufnahme der Gesandten bei dem König ließ äußerlich nichts zu wünschen übrig. Sie weilten, wie er in seiner Reformationsgeschichte berichtet, „ein ganzes halbes Jahr" in England. „Da stellte sich König Heinz VIII., als wollte er das Evangelium annehmen, verordnete drei Bischöfe und vier Doktoren der Theologie, nämlich Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury, den Bischof von London, den Bischof von Leicester [Myconius geht mit den englischen Namen etwas unbarmherzig um), den Dr. Deius, Rektor von Cambridge, Dr. Nicolaus Hethus, Archidiakonus zu Canterbury, Dr. Wilson und Dr. Robert Barns, welche einen ganzen Sommer mit uns von der Confessio Augustana handelten, einen Artikel nach dem andern, also, daß sie nicht einen einzigen Artikel mit Schrift oder Grund [nach Form oder Inhalt?] hätten tadeln können, sondern fast alle, doch ein wenig mit andern Worten, denn in der Augsburgischen Konfession steht, alles mit ihren Handschriften bekannten, also, daß in ganz England eine gemeine Hoffnung ward, Christus würde allda Platz und Raum bringen; ließ auch und gebot öffentlich, das Evangelium rein zu predigen, aber man sollte nichtsdestoweniger den alten Abgott Winkelmeß, eine Gestalt des Sakraments, die Ohrenbeichte oder Erzählung aller Sünden, die Pfaffen- und Nonnenkeuschheit behalten, das ist, den Antichrist im Tempel Gottes sitzen lassen und König Heinzen lassen Papst sein."

Wenn auch Heinrich zuerst vielleicht darüber enttäuscht war, daß weder Melanchthon noch Luther erschienen war, mit denen er sich in seinem gelehrten Dünkel gern gemessen hätte, so rühmte er doch nachher in einem Schreiben an den sächsischen Kurfürsten nicht nur die Redlichkeit und den Glaubenseifer der Gesandten, sondern auch, was in seinen Augen weit mehr war, ihre gediegene Gelehrsamkeit und große Klugheit. Ein viel weniger günstiges Urteil fällt Myconius über den König. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das völlige Fehlschlagen der Sache den Unmut der Deutschen nachher erst recht weckte. „Als wir mit guter Hoffnung abzogen, da offenbarte sichs, daß es diesem Heinzen nur ums geistliche Einkommen zu thun gewesen." Und nun erzählt er, wie der König goldene und silberne Särge geraubt und das reichste Kleinod der Welt, Thomas Beckets Grab zerstört habe. Indem er auf solchen und manchen andern Frevel anspielt, fährt er fort: „Er nahm alle geistlichen Gefälle des Landes zu sich, setzte einen Kollektor darüber, den er Cancellarius augmentationum nannte, und es trug ihm jährlich viele hunderttausend Gulden

Digitized by Google

ein. Das war des Heinzen Evangelium, das er suchte.“ Mit Recht wirft er dem König weiter vor, er habe seine Gemahlin Anna von Cleve, „die Herzogin von Gülich,“ verstoßen, wie schon drei Königinnen vorher, und habe die fünfte genommen. Zuvor habe er sechsundzwanzig Herren im Lande umgebracht, etliche seiner nächsten Blutsverwandten. Den, der zuerst an den Religionsgesprächen teil genommen, „den treuen, hochgelehrten, allergeschicktesten Mann, den ganz England hatte,“ Dr. Robert Barns, der viele Jahre in Wittenberg gewesen und den man Antonius Anglus genannt, habe er mit zwei andern evangelischen und drei katholischen Doktoren verbrennen, seinen treuesten Minister Thomas Cromwell, dominum privati sigilli, köpfen lassen. „Und verbot, verbannt und vertreib Christus Nahmen gar. Summa: Herodes ist nicht wider Christum, und Nero wider die Apostel so tyrannisch gewesen.“

Um so erfolgreicher war seine Thätigkeit in Leipzig, ja sie bildet, abgesehen von seinem Thüringer Wirken, den Glanzpunkt seiner reformatorischen Thätigkeit überhaupt. Es war ihm aber auch nicht bloß Gewissens-, sondern Herzenssache, auf sächsischem Gebiete der Reformation zum völligen Siege zu verhelfen. In Sachsen, zu Annaberg, war zuerst die Erkenntnis über ihn gekommen, hier war er verfolgt und eingekerkert worden, hier sollte auch durch ihn die Sache des Evangeliums triumphiren. Gerade Leipzig schien ihm der rechte Ort dafür.

Georg der Bärtige war gewiß auch in den Augen des Myconius kein gewöhnlicher Fürst; seine Thatkraft, seine Umsicht, seine Leutseligkeit, die zwar vielleicht manchmal nicht ohne Berechnung war, sichern ihm einen hervorragenden Platz unter den deutschen Regenten. Aber eine gewisse ererbte Eifersucht auf die ernestinischen Vettern machte den sonst auch in Bezug auf Kirchenreform hellsehenden Herrscher blind. Schon der Umstand, daß sich Luther des Schutzes der Ernestiner erfreute, genügte, Georg mißtrauisch zu stimmen. Er war vollkommen überzeugt, daß die nicht wegzuleugnenden Mißbräuche in der Kirche abgestellt werden müßten, aber er wollte doch die Lehre selbst nicht angetastet wissen und machte für die Ausschreitungen, die der Strom der Reformation als Schlamm mit sich führte, für den Bildersturm, den Bauernkrieg und den Unfug der Wiedertäufer die Reformatoren, in erster Linie Luther verantwortlich, der ihm die feindselige Gesinnung mit ziemlich unparlamentarischen Ausdrücken heimzahlte. Großen Schmerz bereitete es ihm, als sich auch sein Bruder Heinrich, der sein Nachfolger werden sollte, offen zur neuen Lehre bekannte; aber sein Plan, diesen von der Nachfolge auszuschließen, wurde vereitelt. Sein Tod im Frühling 1539 räumte das letzte Hindernis, die Reformation in ganz Sachsen einzuführen, hinweg.

Unter Fackelschein zog Herzog Heinrich noch am Abend des Todestages in die Hauptstadt ein. Bereits am Pfingstfest, Ende Mai, sollten auch in den Kirchen Leipzigs die neuen Klänge erschallen. Noch vorher aber begab sich

Digitized by Google

der Regent in Begleitung des Myconius und vieler Evangelischen nach Annaberg, um dort, zur großen Genugthuung des ehemaligen Annaberger Mönches, das Abendmahl in beiderlei Gestalt austeilen zu lassen. Unter einem ungeheuern Zulauf von Menschen predigte Myconius in der dortigen Klosterkirche.

Die schwerste Aufgabe aber wartete seiner in Leipzig, wo ihm Creuziger beistand. Ebenso halfen die schon genannten Geistlichen, Dr. Pfeffinger, übrigens auch ein Schüler der Annaberger Anstalt, und Magister Balthasar Loy. Anfangs widerstrebte der Rat der Stadt, und heftigen, andauernden Widerstand leistete die Universität. Von durchschlagender Wirkung war die Disputation mit den Dominikanern über das Abendmahl am 20. Juni, über die Myconius einen ausführlichen Bericht an den Kurfürsten von Sachsen abstattete. Sie dehnte sich zwei Tage aus und wurde im Beisein des Rektors, der bereits mehr auf evangelischer Seite stand, aller Fakultäten und einer großen Menge von Studenten und Volk in dem geräumigsten Auditorium der Universität abgehalten. „Da arguirt ich einen Tag fünf, den andern neun Stunden." Dann gebraucht er einige kraftvolle Wendungen über seinen Sieg und schließt in gewohnter Weise: „In Summa, die Dachblumen verwelkten für der Hitz und Glanz der Sonnen Gottes Wortes."

Ungeduldig warteten unterdessen die Gothaer auf die Rückkehr ihres Seelenhirten und machten sogar deswegen beim Kurfürsten Vorstellungen. Dieser beschied sie aber dahin, daß, weil ihr Superintendent zur Ausbreitung des heiligen Gotteswortes gebraucht werde, „damit die reine Lehre des Evangeliums auch bei den Nachbarn möchte gepflanzt und aufgerichtet werden," so sollten sie sich noch einige Zeit gedulden.

Doch die Leipziger Thätigkeit hatte seine ohnehin nicht mehr ganz unversehrten Kräfte aufgerieben. Eine Schrift: „Wie man die Einfältigen und sonderlich die Kranken im Christentum unterrichten soll," in jenen Tagen verfaßt, scheint schon wegen dieses Vergleichs auch auf seinen leidenden Zustand hinzudeuten. Dennoch wohnte er noch dem Religionsgespräche zu Hagenau im Elsaß bei. Nach Gotha zurückgekehrt, brach er aber zusammen. Ein lange vorbereitetes Übel, die Halsschwindsucht, trat auf und warf ihn darnieder. Damals schrieb er an Luther, er liege zum Tode, oder vielmehr, wie er es gläubig ausdrückt, „zum Leben" krank darnieder. Luther antwortete ihm in einem Briefe vom 9. Januar 1541, der eins der merkwürdigsten Zeugnisse des Reformationszeitalters ist. Nachdem ihn Luther aufgefordert hat, sie möchten gemeinsam Gott bitten, daß er Myconius noch länger dem Dienste der Kirche erhalte, auch tröstliche Nachrichten über den Wormser Reichstag mitgeteilt hat, schließt das Schreiben mit den Worten: „Lebt wohl, mein Friedrich, und Gott lasse es mich nicht hören, daß Ihr abgeschieden seid und mich am Leben gelassen habt, sondern helfe, daß Ihr mich überlebt. Das bitte ich mit Ernst,

Digitized by Google

wills auch gewähret sein und so haben, und mein Wille soll hierin geschehen, Amen! Denn dieser mein Wille sucht die Ehre des göttlichen Namens, nicht meine Ehre noch Lust."

Wir haben hier einen höchst merkwürdigen psychologischen Fall. Myconius bezeugt ausdrücklich, daß dieses Schreiben eine so mächtige Wirkung auf ihn ausgeübt habe, als ob der Ruf: „Lazare, komm heraus!" vor ihm erklungen wäre. In der That erholte er sich und konnte von neuem fast alle Obliegenheiten seines Amtes, sogar einschließlich der Visitationsreisen, erfüllen. Selbst die Stimme, die er schon eingebüßt hatte, fand sich wieder. Auch überlebte Myconius wirklich Luther um sieben mal sieben Tage, wie es Paul Eber genau ausgerechnet hat. Sein Schwanengesang war ein Brief über das Reformationswerk an seinen Kurfürsten, der ihm eingehend und voller Anerkennung antwortete. Der Antwort war noch folgender „Zettul" beigelegt: „So seind wir auch gnediglich genaigt, do sich je der Valh nach dem Willen Gottes mit euch zutragen würde, das Ir von diesem Jammertalh schaiden mustet, euer Weib unnd Kinder inn gnedigen Bevelh zu habenn. Wolten wir euch gnediger Maynung auch nit bergenn. Datum ut in literis."

So über das Schicksal nicht nur der von ihm mitbegründeten Kirche, sondern auch der Lieben, die ihm im Leben am nächsten standen, beruhigt, schloß er am 7. April 1546 die Augen. Ganz Thüringen und alle Städte, die die Segnungen seines Wirkens erfahren hatten, trauerten um seinen Tod. Der berühmte neulateinische Dichter Johannes Stigelius, celeberrimus sui temporis poëta, wie ihn Lommatzsch nennt, die Zierde der Universität Jena als ihr erster Professor der Beredsamkeit, verfaßte auf ihn eine lateinische und eine griechische Grabschrift. Die beste hat er sich selbst durch sein Leben gesetzt. In der Kirchengeschichte nimmt Myconius einen ehrenvollen Platz ein; er war „eine bedeutende reformatorische Autorität weit und breit."

Schweizer Dichter

Seit dem Hingange Gottfried Kellers hat sich alle Verehrung, die man für den großen Züricher hegte, auf das Haupt seines Landsmannes Conrad Ferdinand Meyer vereinigt. In unsern litterarisch so bewegten Tagen stehen diese zwei Dichter einzig über den Parteien, und doch will jede Partei ein gut Teil von ihnen für sich beanspruchen. Wie fremd Meyer auch allem Naturalismus ist, so ist er doch bisher von dem Schicksal Paul Heyses verschont geblieben, von den

Digitized by Google

Naturalisten in ihrer bekannten Art angegriffen zu werden. Die Neutralität, unter deren Schutze der Schweizer politisch steht, scheint sich auch auf das Reich der Litteratur zu erstrecken. Im Namen Kellers glauben jedoch die Naturalisten für ihre Grundsätze Propaganda machen zu dürfen, ihn erklären sie für ihren Parteimann, weil einmal ein Besucher des Dichters auf seinem Tisch einen Roman von Zola hat liegen sehen, oder weil Keller auf den Wirklichkeitsgehalt seiner Schilderungen viel Wert gelegt hat. Dieser Legende werden nun die Erinnerungen an Gottfried Keller von Adolf Frey (Leipzig, Haessel, 1892) ein Ende bereiten. Keller legte allerdings viel Wert auf die Wahrheit seiner Bilder, aber daß er in dieser Treue allein, nach Art der Naturalisten, die Poesie erblickt hätte, davon war er weit entfernt. Frey — ein zuverlässiger Zeuge, denn er hat mehr als ein Dutzend Jahre mit dem Dichter verkehrt und sich mit Scharfsinn und Liebe in ihn eingelebt — erzählt: „Kellers Neigung für das Realistische steigerte sich mit den Jahren.. In seinem letzten Buche, im »Martin Salander«, beruht sozusagen Zug für Zug auf dem genauesten Studium. Aber hier gerade mußte er gewahren, daß für ihn in dem Evangelium des Realismus das ausschließliche Heil nicht lag. Er äußerte sich voll Unzufriedenheit über das Buch und verfiel während seiner Niederschrift, zumal während der letzten Partien, in manche trübe Stimmung. »Was haben Sie denn nur gegen das Werk?« fragte ich, »Sie sind ungerecht.« — »Was ich habe? Es ist nicht schön! Es ist nicht schön! Es ist zu wenig Poesie darin!« Die Strömung unsrer Zeit war nicht spurlos an ihm vorübergegangen, und er glaubte, abgewichen zu sein von dem sein Lebtag standhaft befolgten Wahlspruch: »Wahr und schön!«" Das ist eine der denkwürdigsten Stellen in den Erinnerungen Adolf Freys. Daß der „Salander" Kellers poesiearmstes Werk ist, wurde von allen seinen Freunden schon beim Erscheinen des Romans empfunden, freilich aus gebührender Pietät für den Dichter selten öffentlich gesagt oder gedruckt. Mit diesem Urteil stimmte also Kellers eignes Empfinden überein. Er war eben groß genug, selbstkritisch zu sein. Was aber eigentlich Poesie wäre, das brauchte der schöpferische Mann selbst gar nicht zu sagen; es war seine Sache, Poesie zu schaffen, nicht aber den Begriff von Poesie zu definiren, denn die Äußerung Kellers: „Poesie ist erhöhte Wirklichkeit" kann doch nicht als Definition des Begriffs bezeichnet werden. Es widerstrebte geradezu seiner echten Künstlerseele, sich philosophisch abstrakt mit den ästhetischen Begriffen auseinanderzusetzen. Keller haßte naturgemäß und instinktiv die Ästhetik als philosophische Wissenschaft, denn dem starken Talent ist es ebenso widerwärtig, sich selbst bei der künstlerischen Thätigkeit zu belauschen, wie es einem thatkräftigen Manne widerstrebt, über den psychischen Vorgang bei einem Entschluß seines Willens und seiner Ausführung nachzugrübeln. Der Leidenschaftliche kann nicht zugleich über die Leidenschaft als Seelenerscheinung nachdenken. Der

Digitized by Google

rechte Künstler wird durch ein Gefühl der Scheu vor Entweihung seines heiligsten Innern davon zurückgehalten, über den Genius in sich Betrachtungen anzustellen, wie sie der Kunstphilosoph von Berufs wegen liebt. Den Künstler muß es wie Verrat an dem Gott anmuten, unter dessen gnadenreicher Herrschaft er schafft. Daraus ist Kellers Abneigung nicht bloß gegen gedruckte Kunstphilosophien zu erklären, sondern auch seine Reizbarkeit im Verkehr mit Litterarhistorikern und Kunstphilosophen, die ihn sozusagen bei lebendigem Leibe seciren wollten. So unangenehm der Dichter auch unter dem Drucke dieses peinlichen Gefühls werden konnte, so muß man doch sagen, daß sich gerade in diesem Mißbehagen seine Größe bekundete: es war die Rückwirkung seiner wahrhaften und mächtigen Naivität, die in unsrer konventionellen und hypochondrischen Zeit notwendigerweise hie und da Anstoß erregen mußte. Frey erzählt, daß Keller nur das Reinthatsächliche, also Biographie, Bibliographie, Motivenforschung u. dergl. in der Litteraturgeschichte schätzte; aber er erklärt nicht diese Haltung des Dichters.

Frey leistet jedoch etwas andres von großem Wert. Keller selbst konnte nicht in Worte fassen, was er mit der „Poesie" meinte. In seinen guten Jahren schuf er sie, aber er definirte sie nicht; das war jedenfalls für die Welt wichtiger. Aber Frey führt uns durch seine Beobachtungen an dem Dichter zur Erkenntnis dessen, was seine Poesie machte, und das ist von großer Wichtigkeit, denn diese Beobachtungen beleuchten uns das Wesen der Kunst Kellers. Frey erzählt nach den Mitteilungen des Dichters selbst, daß in vielen seiner Dichtungen, aus denen man manches autobiographische Bekenntnis herauslesen wollte, seine Phantasie weit freier geschaltet habe, als man gewöhnlich annahm. So im „Grünen Heinrich," der nicht bloß die Eltern des Dichters idealisirt, sondern auch das so schön geschilderte idyllische Landleben beim Oheim. Ferner verschwieg Keller aus rein künstlerischen Gründen die Existenz seiner Schwester (was, nebenbei bemerkt, die Jungfer Regula, mit der der Bruder bis ans Lebensende zusammenwohnte, ihm nie verzeihen konnte). Die wundersame Geschichte vom Meretlein gleich im Anfange des Romans beruht ganz und gar auf freier Erfindung. Man hat auch aus „Pankraz dem Schmoller" zu viel Autobiographisches herausgelesen; das Gegenteil von dem, was Pankraz bei der Wiederkunft in der Heimat erlebt, geschah dem Dichter: er trat in nichts weniger als gemütlich anheimelnde Zustände, als er nach langjähriger Abwesenheit von München zurückkam. Aus solchen Vergleichen der Wirklichkeit mit dem, was Keller aus seinen Erlebnissen dichterisch gemacht hat, gewinnen wir mit Frey die Erkenntnis, daß der Dichter gerade den Kontrast der Wirklichkeit, gerade das, was er vermißt, was er sich gewünscht hat, dichterisch gestaltete. Die Sehnsucht nach dem Bessern, Schönern, Glücklichern machte ihn schöpferisch, er war — bei allem Streben nach dem Auffaugen des Weltinhalts — doch wesentlich ein

Digitized by Google

Idealist und nur dadurch ein rechter Dichter. Nur weil er gar keine Erziehung genossen hatte, dachte er über die Aufgabe einer rechten Erziehung nach, aus der Erfahrung eines Mangels schuf er ein Ideal in Frau Regula Amrhein — und nun möchten wir den Naturalisten sehen, der diesen Gottfried Keller noch als Anhänger seiner Kunstlehre zu bezeichnen den Mut hätte! Niemals wäre Keller der Dichter geworden, als den wir ihn kennen, wenn er nur an der „Wirklichkeit" geklebt und nicht den Mut gefunden hätte, sich selbst und der Nation Ideale zu schaffen, denen sie nachleben und nachstreben sollte. Und als er in seinem Alter keine ausgiebige Kraft zur Schöpfung von Idealen mehr fand und darum sich in der Erforschung der Wirklichkeit nicht mehr genug thun konnte, da empfand er es selbst als Mangel: er vermißte die „Poesie"! Es ist ein großes Verdienst Adolf Freys, diese Thatsachen mitgeteilt zu haben, wie überhaupt sein Büchlein zu dem besten und schönsten gehört, was bisher über Keller geschrieben worden ist.

Frey erzählt in der schon angeführten Stelle: „Vor C. F. Meyer verredete Keller die historischen Stoffe einmal ganz und gar, da er ihrer Wirkung bei weitem nicht so sicher sei, wie der von ihm selbst geschauten, und nie wisse, ob er in der Wahrheit stehe." Auch diese Äußerung Kellers ist bedeutsam und führt uns mitten in das Problem, das die gesamte Kunst C. F. Meyers bietet, auch seine neueste Novelle: Angela Borgia (Leipzig, H. Haessel, 1891). Keller ward unsicher über die Wirkung historischer Stoffe. Das war ein rein subjektives Gefühl; bisher hat sich die Geschichte in den verschiedensten Formen der Darstellung noch immer sehr wirksam erwiesen, und die historischen Novellen Kellers selbst gehören nicht zu seinen geringsten Dichtungen. Allein Keller zweifelte, ob er in der Wahrheit stehe, wenn er historische Stoffe dichterisch behandle. Das ist eine viel wichtigere Frage, die in die ganze Tiefe des Problems hinableuchtet. Ja, was ist Wahrheit? Wenn der Dichter Zeitgenossen schildert, dann kann er mit einigem Recht Anspruch auf Wahrheit erheben, denn er sieht und beobachtet Zustände und Charaktere mit eignen Augen, er fühlt den Zeitgenossen aufs innigste nach, da er alle Bedingungen des Lebens mit ihnen teilt. Seine Sprache ist die ihrige, seine Art zu fühlen beruht im großen und ganzen auf denselben Voraussetzungen, wie die ihrige; ja weil er ein klarerer Kopf ist als die große Menge, klärt er sie über ihr eignes Gefühl erst auf, er wird ihr Führer, ihr Sprecher. Insofern ist der Dichter bei dem modernen Stoff der Wahrheit sicher, weil er aus denselben „Milieu" heraus schreibt, fühlt, schaut, wie sein Publikum. Wenn er sich aber in eine längst entschwundene Zeit hineinschauen muß, wie ist es da mit der Wahrheit bestellt? Giebt es da überhaupt eine Wahrheit? Und wenn es eine giebt, was ist denn ihr Wesen? worin besteht sie? Diese Frage hat nicht bloß Keller beschäftigt, sondern es ist die Vexirfrage des ganzen Jahrhunderts. Sie ist aufgeworfen worden, nachdem man sich

Digitized by Google

im Schwelgen an der Geschichte berauscht hatte und aus dem Übermaß der Begeisterung in die äußerste Skepsis verfiel. Die Mittel, die uns zur Kenntnis von vergangnen Geschlechtern verhelfen, sind zum überwiegenden Teile die der Sprache, der litterarischen Urkunden, zu denen noch die bildlichen Darstellungen treten. Sind das nicht dieselben Mittel, mit deren Hilfe wir auch die Gegenwart erkennen? Wer seine Zeit verstehen will, muß Menschen in allen Ländern aufsuchen, muß viel lesen, viel verkehren; aber im Grunde schöpft der moderne Dichter das eigentliche Element der Poesie aus seiner eignen Brust: seine Ideale, seine Wünsche, seinen Haß und seine Liebe schaut er auch von außen in die Zeitgenossen hinein, oder: er schlüpft auf den Flügeln der Phantasie in das andre Menschendasein und lebt es im Geiste durch. Ganz genau so macht es nun Conrad Ferdinand Meyer in seinen historischen Dichtungen. Seine Kenntnisse der äußern Erscheinung der Menschen schöpft er geradeso, wie der Dichter der Gegenwart, aus sprachlicher und bildlicher Wahrnehmung (Überlieferung); aber das wahre Leben der Menschen muß er aus seinem eignen Gemüt erraten und schaffen. Die Quelle der Poesie ist in beiden Gebieten der Erzählungskunst gleich. Und was die Wahrheit, d. h. die Kongruenz des Bildes mit der Wirklichkeit betrifft — ja, ist denn diese Kongruenz jemals erreichbar, und wenn man alle Bildersäle der Welt reproduzirte? Kann es denn hier eine andre Wahrheit geben, als die des lebendigen Gefühls einer Persönlichkeit? Hat denn die Geschichte als Wissenschaft eine andre „Wahrheit," als die in der Persönlichkeit des Historikers selbst beruhende? Die „Wahrheit" in der Geschichte ist eben keine abstrakte Erkenntnis, keine Formel, sondern ein Gefühlsinhalt. Die Geschichte als Wissenschaft erreicht ihr höchstes Ziel, wenn sie die Vergangenheit nicht etwa bloß zur Einsicht, zum Bewußtsein, sondern zum Gefühl, zu einer so lebhaften Anschauung bringt, als wäre sie Gegenwart; sie erreicht ihr Ziel, wenn sie — kurz gesagt — in der Poesie aufgeht. Denn da sie von Menschen lehrt, so muß sie mit dem vollen Bewußtsein der Menschlichkeit, das jedermann besitzen soll, arbeiten. Die Wahrheit, d. h. das Gefühl vom Menschenleben, muß demnach überall die gleiche sein. Der rechte Historiker muß eine starke poetische Kraft haben, um die über der Geschichte stehende Menschennatur in der Geschichte zu erfassen. Der Unterschied ist nur, daß der Dichter eines historischen Stoffes seine ganze Aufmerksamkeit auf die Darstellung der in der Geschichte sich offenbarenden ewigen Menschennatur vereinigt, der Gelehrte bloß auf die Wandlungen der ewig gleichen Natur aufmerksam bleibt. Der Dichter strebt nach schönen Wirkungen, der Gelehrte nur nach Kenntnissen. Aber erst der Dichter erklärt dem Gelehrten in der That die Wahrheit in der Geschichte. Nur weil der Naturalismus das Dasein einer über der Geschichte stehenden, ewig lebendigen sittlichen Natur der Menschheit leugnet, ist die Verwirrung entstanden, und er leugnet sie bloß, um für sich selbst Raum zu

Digitized by Google

schaffen und seine „Wahrheit“ als etwas unerhört Neues, Niedagewesenes hinstellen zu können.

Wenn wir trotz dieser grundsätzlichen Parteinahme für C. F. Meyer offen gestehen, daß uns seine neueste Novelle „Angela Borgia“ keine volle Befriedigung gewährt, so geschieht das aus Bedenken, die sich nur gegen die künstlerische Ausführung der Erzählung erheben. Die sittliche und poetische Größe des Dichters kann auch hier nicht verkannt werden. Seine wie aus Erz gegossene Sprache, die satte Fülle seines historischen Kolorits, sein Reichtum an Lebensweisheit und Menschenkenntnis, die Klarheit und Kraft seiner Phantasie, die tragische Schönheit seiner Erfindung, die Schärfe seiner Charakteristik fesseln unbedingt auch in dieser Novelle. Aber es verläßt uns nicht das Gefühl, als habe Meyer einen gewaltigen Stoff in einen allzu engen Rahmen gezwängt. Diese Enge des Raumes hat ihn gezwungen, über vieles nur zu referiren, was einer breitern Darstellung nicht bloß würdig, sondern auch bedürftig wäre, und deswegen werden wir nicht ganz befriedigt, weil wir zu keinem vollen epischen Genuß gelangen. Der Dichter begnügt sich mit der Skizze, da wo wir ein ausgeführteres Bild wünschen, um verweilend zur vollen Übersicht und Einsicht zu gelangen. Doch ist Meyer ein so großer Künstler, daß anzunehmen ist, daß er die sprunghafte Form mit klarer Absicht gewählt habe, um durch den Wechsel von Skizze und stimmungsvoller Ausführung einzelner Szenen eine Art von Helldunkel zu erzeugen, wobei das dämonische Element seiner überaus leidenschaftlichen Charaktere erst recht zur Geltung gelangen sollte. Wenn nur nicht die Klarheit mancher Figur, insbesondre der Lukrezia Borgia und des Kardinals darunter gelitten hätte! Man möchte die Technik Meyers in dieser Novelle mit der abgekürzten Formensprache eines alten großen Malers vergleichen, die sich auch nur mit Andeutungen in Nebendingen begnügt und alle Kraft auf die Hauptsache vereinigt: lapidar, aber mit der Gefahr des Schwerverständlichen. Die wahrhaft poetische Kraft Meyers zeigt sich trotz alledem hier so reichlich, wie kaum in einer zweiten seiner Novellen.

„Angela Borgia“ führt uns an den Hof von Ferrara. Gerade hat der Herzog Alfonso von Ferrara die dämonische Papsttochter Lukrezia Borgia in prunkvollem Festzuge als Ehegemahl in seiner Stadt empfangen, und nun bereiten sich ahnungsvoll die Schicksale vor; denn wo eine Lukrezia hintritt, kann etwas Ungewöhnliches nicht ausbleiben. Es soll jedoch gar nicht von ihr herkommen. In ihrem Gefolge, als Schützling und Gesellschafterin, befindet sich eine entfernte Verwandte, Angela Borgia, die Lukrezia wahrhaft liebt, und für die sie einen reichen Gatten in der Person eines Grafen Contrario bestimmt hat. Angela ist der äußerste Gegensatz zu Lukrezia. Hat diese eine furchtbare Vergangenheit, so ist Angela rein und unerfahren, wie nur ein junges Mädchen sein kann, das eben aus dem Kloster kommt, worin

Digitized by Google

es erzogen worden ist. Nur mit dem „Rettungsgürtel ihres Leichtsinns“ vermag Lukrezia die Wucht ihrer sie in die Tiefe zerrenden Thaten zu besiegen. Sie hat die merkwürdige Gabe, vergessen zu können, was sie gethan hat, als wäre es nie geschehen. Sie wird uns (und das eben ist das Schwerverständliche) als ein Doppelwesen geschildert, in dem Mensch und Teufel unvermittelt neben einander wohnen. Ihr weibliches, alle Welt mit seiner Anmut bezauberndes Wesen wehrt sich ohnmächtig gegen die bösere Hälfte in ihr, und diese steht im Dienste ihres Familienehrgeizes. Solange ihr Bruder Cesare Borgia im Kerker ist, atmet Lukrezia frei auf, ist sie ein liebendes Weib voller Schönheit und Klugheit. Kaum aber verlangt Cesare ihre Hilfe, so wird sie zur Meduse, die mit dämonischer Rücksichtslosigkeit über Leichen hinwegschreitet, wenn es gilt, seine Pläne zu fördern. Und offenbar nur um dieses seltsame Charakterbild durch den Kontrast zu heben, hat Meyer seine engelreine Angela geschaffen. Diese Borgia ist von der zartesten Gewissenhaftigkeit; sie kann nicht bloß kein Unrecht thun, sie fühlt sich auch mitschuldig, wenn sie, ohne zu wollen, Anlaß zu einem Verbrechen eines andern geworden ist. Neben diesem lieblich zarten guten Wesen steht Lukrezia in gespenstischer Furchtbarkeit da: eine Meduse, und um so wirksamer, als sie der Dichter mit wohlerwogner Absicht in die zweite Linie seiner Erzählung gerückt hat, von wo sie im Halbdunkel leuchtet.

Angela liebt unbewußt einen Halbbruder des Herzogs, den Prinzen Giulio von Este. Seine schönen Augen allein haben es ihr angethan, seine Lebensführung verabscheut sie; denn als echter Renaissancemensch gehört er zu den Ehr- und Genußsüchtigen, die sich aus einem Mord kein Gewissen machen, wenn sie nur ihre Ziele erreichen. Giulio liebt zunächst Angela gar nicht, da sie ihn, sie weiß selbst nicht warum, mit Moralpredigten überfällt; umso leidenschaftlicher liebt sie sein Bruder, der Kardinal Ippolito, die rechte Hand des Herzogs, wegen seiner diplomatischen Kunst ihm unentbehrlich. Ippolito ist gerade so ein leidenschaftlicher Egoist wie Giulio; er ist so eifersüchtig auf die kühle Angela, daß er jedem verbietet, sich ihr zu nähern, und als sie einmal vor ihm Giulios Augen lobt, da läßt der rasende Kardinal diese Augen ausstechen. Diese entsetzliche That ist der Mittelpunkt der Erzählung, in der nun ihre Folgen für alle Beteiligten geschildert werden. Ippolito wird von der Gewissensqual niedergeworfen und langsam physisch und moralisch zu Tode gemartert. Giulio läutert sich in der Nacht seiner Blindheit und nach allerlei furchtbaren Erlebnissen, sodaß er schließlich — in sehr romantischer Weise — der Gatte Angelas wird, die nach und nach zur Erkenntnis ihrer Liebe für den weit über Gebühr gestraften Blinden gelangt. Parallel läuft eine Geschichte der Lukrezia mit dem jungen Oberrichter Strozzi. Bei dieser Lukrezia fühlt man sich an die angefaulten Frauengestalten aus den modernsten Romanen erinnert, nämlich dadurch, daß sie jenen Mann haßt, der ihrem bösen

Digitized by Google

Triebe entgegenkommt, um ihn für sich zu benutzen. Sie selbst hat keine Kraft, dem Bösen zu widerstehen, und sie weiß das; wie eine Schlafwandelnde folgt sie ihm und verabscheut sich selbst ob dieser Schwäche. Zeitweilig bricht dann ihr Gewissen in laute Selbstanklagen aus und erleichtert sich; bloß um sich vor sich selbst zu retten, ist sie dem strengen Alfonso von Ferrara in die Ehe gefolgt, in der sie ruhig zu leben gedachte. Den Strozzi aber, der sie rasend liebt, dem sie — als sie ihn braucht — Hoffnung auf Liebe macht, den haßt sie, als er ihr daraufhin seine ganze Leidenschaft enthüllt. Er hätte stärker als sie selbst sein sollen, er durfte sich nicht von ihr verführen lassen, und sie läßt ihn fallen, d. h. ermorden, als sie ihn nicht mehr braucht. Die Figur dieser Lukrezia hat Meyer mit großer Menschenkenntnis geschaffen, aber es wäre für sie wie für die Gestalten Ippolitos und Strozzis von Vorteil gewesen, wenn sie der Dichter mehr exponirt hätte. Bei alledem sind viele poetische Schönheiten im einzelnen zu finden: so die außerordentliche Kunst, mit der uns Meyer auf die entsetzliche Blendung Giulios vorbereitet; die tiefe Schönheit der Träume und Fieberphantasien, die geschildert werden; die poetisch wirksame Symbolik von andern Einzelheiten, so z. B. wie der Geblendete sein blutiges Antlitz in dem Purpur des Kardinals verhüllt, vor dem er kniet, ihm also die Teufelei gleichsam in die Seele brennt. Einzelne Vorgänge sind mit lapidarer Kürze so eindringlich erzählt, daß man sie unmöglich wieder vergessen kann, auch nicht nach einem einzigen Lesen, wie ja überhaupt C. F. Meyers Phantasie eben dadurch groß ist, daß ihre Gesichte allein schon so beredt sind. Seine Darstellung ist reich an Symbolik. Und ungemein wohlthuend ist es, daß uns der Dichter nach all den Greueln, die er uns vorgeführt hat, mit einem Gefühl der Versöhnung zu entlassen das Bedürfnis gehabt hat. Seiner Kunst ist es auch gelungen, dieses Gefühl zu erzeugen.

Zum Schluß sei noch auf eine liebenswürdige neue Erscheinung hingewiesen, die aus der Schweiz kommt und die Beachtung der Freunde einer guten Unterhaltungslektüre für das Haus und für das Volk verdient: die Elsässischen Erzählungen von Wilhelm Sommer. (Zwei Bände. Basel, Benno Schwabe, 1891.) Aus dem biographischen Vorwort des anonymen Herausgebers erfahren wir, daß Wilhelm Sommer schon seit mehr als drei Jahren tot ist; er ist nicht alt geworden, wenig über vierzig Jahre (1845 bis 1888). Die in den zwei starken Bänden vereinigten zwölf Erzählungen hat er in den ersten achtziger Jahren vom Krankenlager aus unter dem Titel „Reiseerinnerungen von Meyer" an Zeitschriften verschickt, die sie auch gern druckten. Jetzt erscheinen sie zum erstenmale unter seinem wahren Namen, und wenn wir auch nicht die Meinung des Herausgebers teilen können, daß wir es hier mit einem Dichter ersten Ranges zu thun haben, so heißen wir die Bücher doch willkommen und empfehlen sie der deutschen Familie aufs wärmste. Gerade Erzähler wie Wilhelm Sommer, die mit Be-

Digitized by Google

gabung auch guten Geschmack, Natürlichkeit und Adel des Gefühls verbinden, sind auf dem Gebiete der Unterhaltungslitteratur selten geworden.

Das Bild, das man von der Persönlichkeit Sommers gewinnt, nachdem man seine Geschichten gelesen hat, stimmt mit der Charakteristik des Menschen überein, die der dem Dichter offenbar nahe stehende Herausgeber entworfen hat. Sommer schrieb nicht aus Not, um mit der Feder Geld zu verdienen, sondern aus Freude an der Sache, aus dem Drange zu erzählen. Er stammte aus einer guten Berner Familie und genoß eine gute Erziehung. Er sollte Techniker werden und kam auf die Züricher Hochschule. Weil er es aber in jugendlichem Übermut mit den Studien nicht gleich ernst nahm, rief ihn sein Vater von der Schule ab und machte ihn zum Kaufmann. Wilhelm wußte sich darein zu finden und als ganzer Mann seinen Beruf zu erfüllen. Dieser führte ihn dazu, als Vertreter jüdischer Geschäftshäuser in der Schweiz, im Elsaß und in Süddeutschland herumzureisen, und zwar waren es Lumpenhändler, die er zu besuchen und zu vertreten hatte. Diese biographische Notiz ist deswegen interessant, weil Sommer sich selbst als den Geschäftsreisenden Meyer für Lumpenhändler in einzelnen Erzählungen mitwirkend einführt, und ferner erklärt sie, wie der Berner Bürgersohn dazu kam, das Elsaß und die Juden, die er in seinen Erzählungen humoristisch schildert, so gut zu kennen. Sommer wurde aber bald von Krankheiten heimgesucht, die ihn am Reisen hinderten und in die Stube bannten. Diese erzwungene Muße benutzte er dazu, durch Lektüre seine Kenntnisse zu vervollständigen, und in der stillen Einsamkeit der Krankenstube besuchte ihn die Muse.

Was seine Erzählungen auszeichnet, ist, daß man es ihnen anmerkt, daß der Erzähler selbst eine behagliche Freude am Erzählen hatte. Er wendet jede Geschichte so, daß sie angenehm und versöhnlich wirkt; es sind zum größten Teile gute Menschen, liebenswürdige Charaktere, die er schildert, weil er sich an ihnen freut. Er ist kein Originalgenie, und den Dilettantismus in der Form hat er nicht immer ganz überwunden; so z. B. versteht er die Ichform in der Erzählung nicht und vermischt sie mit der objektiven. Aber er heuchelt nicht eine Größe, die er nicht besitzt, und giebt sich schlicht und wahr in aller Gemütlichkeit. Seine Erfindungen haben immer eine kleine originelle Wendung, die überrascht. Er spannt seinen Horizont selten weiter als auf die nächste Umgebung der Gruppe, von der er gerade erzählt. Doch manchmal läßt er auch in seine Dorfgeschichten politische Motive einfließen, und dann versteht er es, mit nicht gewöhnlicher Anmut und Feinheit sein deutsches Nationalgefühl gegenüber den elsässischen Franzosenschwärmern zum Ausdruck zu bringen (wir verweisen auf die Geschichte vom alten Potassier im zweiten Bande). Seine Elsässer schildert er mit großer Sicherheit als ein tüchtiges, gesundes, charaktervolles Volk, aber er ist kein eigentlicher Sittenmaler, wie es z. B. Rosegger für seine Steierer geworden ist. Sommers Gestalten stehen

Digitized by Google

in voller Lebendigkeit vor uns, so sicher wie nur Abbilder der Wirklichkeit stehen können. Doch ist seine Fähigkeit zu individualisiren beschränkt; es ist ihm mehr um die spannende Erzählung, als um die Charaktergestaltung zu thun. Die letztere hat er einmal angestrebt und allerdings ein prächtiges Stück geleistet, mit der Humoreske „Moses." Der jüdischen Gesellschaft gegenüber nimmt Sommer den Standpunkt des wohlwollenden Humoristen ein. Er lacht über diese Menschen, die den Wert des Lebens und der Menschen nur nach dem Gelde schätzen, aber er schlägt selten mit der Peitsche des Satirikers drein; dafür ist er zu liebenswürdig. In einer der schönsten Erzählungen „Schadchen Levy" schildert er einen Juden, der gar nicht jüdisch ist, eine selbstlose, ideale Künstlernatur im Kontrast mit der Umgebung von Geldmenschen, und man muß an die Wahrheit seiner Zeichnung glauben. Die Elsässer Bauern und zumal die Elsässerinnen schildert er als einen heitern Menschenschlag, und es verdient alle Achtung, zu sehen, wie geschickt er wenige Motive vielfach zu wenden und alten ein neues Gesicht zu geben weiß. Kurz: man gewinnt diesen Erzähler aufrichtig lieb wegen seiner Geradheit und Naivität; man freut sich zu beobachten, wie er von einer Erzählung zur andern mehr Herrschaft über die Form gewinnt, und nur eins findet man zu tadeln: die Nachlässigkeit des sprachlichen Gewandes, worin sich diese Geschichten darbieten. Es trägt allerdings zum Lokalkolorit viel bei, wenn Sommers Elsässer ein mit französischen Brocken untermischtes Deutsch sprechen; besonders heiter wirkt es in den drei Judengeschichten. Allein auch seine eigne Sprache weist zu viel Fremdwörter auf, auch viele Flüchtigkeiten und Druckfehler, und es wäre verdienstlicher gewesen, wenn der ehrenwerte Herausgeber diese Mängel sorgfältig getilgt hätte, anstatt in der Einleitung allzuhohes Lob auf den Dichter zu häufen.

Wien Moritz Necker

Eugen Richters sozialdemokratische Zukunftsbilder

Seitdem dem „Mitgliede des Reichstags" Eugen Richter durch Entfernung des alten Reichskanzlers der Hauptgegenstand seiner Angriffe entzogen ist, wirft er sich mit Wucht auf die Sozialdemokratie. Er hat es in ihrer Bekämpfung auch schon so weit gebracht, daß seine Schriften „Die Irrlehren der Sozialdemokratie" und „Sozialdemokratische Zukunftsbilder" Hunderttausende von Lesern finden, und daß zu seinem bisherigen Ruhme, ein Bismarcktöter zu sein, auch noch

Digitized by Google

die unsterblichen Beinamen „Irrlehrenmann“ und „Sozialistentöter“ hinzugekommen sind. Insbesondre die „Zukunftsbilder“ haben es den Leuten angethan. Seitdem ihn konservative Reichsboten dazu beglückwünscht haben, gelten sie sozusagen als hoffähig, sind sie von Zeitungen aller Schattirungen, bis zur konservativen, als wirksamster Bundesgenosse gegen den gemeinsamen Feind begrüßt, rühmend besprochen, in langen Auszügen wiedergegeben worden; vorbei war der lange, verderbliche Streit, und es schien endlich eine Grundlage gefunden zu ersprießlichem Wirken mit dem „ebenso schneidigen wie energischen“ Beherrscher des Freisinns, der überdies noch soeben die schönsten und früher nie an ihm bemerkten Regungen eines tiefangelegten Gemüts gezeigt hatte!

Sehen wir uns das Büchlein einmal etwas näher an. In grünem Umschlag, auf schlechtem Papier, mit schlechtem Druck (ganz nach der Weise des A B C-Buchs für freisinnige Wähler) giebt es auf 48 Seiten in 35 Kapiteln für 50 Pfennige, die jedoch bei Abnahme von 3000 Exemplaren auf 8 Pfennige herabsinken, die in Aufzeichnungen des Familienhaupts niedergelegte Geschichte des kurzsichtigen Buchbindermeisters Schmidt, seiner schwerhörigen Gattin Paula, ihrer Kinder Franz, Ernst und Annie und der Verlobten des Franz, Anna. Über die Geschichte selbst ist wohl kein Wort zu verlieren, da sie ja ihren Siegeslauf durch ganz Deutschland gehalten hat und im Palast wie in der Hütte bekannt ist. Den Mängeln der Ausstattung des Büchleins entspricht die Nachlässigkeit der Bearbeitung und des Drucks. Wahrlich, wenn man nach der Masse der ärgerlichen Druckfehler und nach der mangelhaften Interpunktion urteilen wollte, könnte man glauben, die traurigen Zustände der Sozialdemokratie, die Richter geißelt, herrschten schon jetzt in Berlin, und Franzens Schilderung (S. 22) treffe auf die Freisinnige Zeitung zu, wenn er sagt: „Je später der Abend, desto mehr Fäßchen Bier sind während der Arbeit schon vertrunken, und desto zahlreicher werden die Druckfehler.“ Schlimmer noch ist es, daß hier und da die verbessernde Hand des nachdenkenden Korrektors vermißt wird. Trainiren heißt es S. 17, und S. 16 fehlt in den Worten „und deshalb können von Amtswegen besondre Wohnungen für Eheleute verlost werden“ offenbar die Negation. S. 33 muß „Vormittag“ in „vormittags“ oder „am Vormittag“ umgeändert werden, S. 9 „entlegendsten“ in „entlegensten.“ Die Fremdwörter sind bald so, bald so geschrieben: Cupon und Kupon, Certifikate und Zertifikate (S. 2 Goldcertifikate statt Geldzertifikate), Kontrole und kontrolliren, Kontroleur und Kontrollversammlung, akurat (Druckfehler?), Komite und Komitee. Stilistische Mängel sind z. B. in die Irre gehn (S. 21) — einen abwehren, etwas zu thun (S. 19) — in Folge Räumung (statt: der Räumung) (S. 43) — im Zeughause und der anschließenden Kaserne (S. 4) — Reichshaltsetat (S. 10) statt Reichshaushalt oder, wie es im A B C-Buch so schön heißt: Reichshaushaltsetat. Richter

Digitized by Google

liebt es überhaupt, sich deutlich auszudrücken; so finden wir z. B. häufig sozialisirte, (d. h. vergesellschaftete) Gesellschaft, S. 40: Brotgetreide und S. 35 gar: die Herren vom stärkeren Geschlecht. S. 17 heißt es: die Ellenbogen behinderten gegenseitig, S. 21: ist erst die Jugend herangebildet und hat sich von Ehrgeiz durchdringen lassen, S. 30: in ganz andrer Weise wie es leider der Fall ist, statt als, S. 36: man hört über Fadheit der Speisen klagen, was Ekel erzeugt (mit dem was ist nicht das Klagen, sondern die Fadheit gemeint). Schief ausgedrückt ist S. 22: „Fleiß und Eifer gilt für Dummheit und Bornirtheit. Wozu auch?" Das Sprachgefühl ergänzt hier: wozu sollten auch diese Eigenschaften für dumm gelten? während der Zusammenhang verlangt: wozu auch fleißig und eifrig sein? Die Negation ist häufig falsch gestellt oder mindestens verschoben; z. B. S. 18 heißt es: aber freilich, jeder ist nicht so verständig wie ich, S. 17: leider kann ich mit meiner Frau, wie ich dies seit 25 Jahren gewohnt war, nicht mehr zusammen essen (als ob er das Nichtzusammenessen gewohnt gewesen wäre!). Abscheulich sind Bildungen wie Trupps (warum nicht Gruppen?), Eingesandts (S. 25, 29), und schlecht hören sich die überflüssigen e in Entwickelung, Abwechselung, Ermangelung, Übersiedelung an. Aber Richter als „Mitgliede des Reichstages" ist dieses e teuer. Falsch sind Bildungen wie S. 37: ihr durch keine Willensenergie abänderliches Dasein, S. 36: es wird jeden Monat eine Milliarde untergezehrt (d. h. mehr konsumirt als produzirt), S. 39 Verwohlfeilerung. Der Stil ist überhaupt der des Reporters, und zwar des Reporters der fortschrittlichen Zeitungen. Mögen sich Richter und Rickert auf politischem Gebiete häufig befehden, in der „sinngemäßen und ausgiebigen" Verwendung des Reporterstils sind die Vossische und die Freisinnige Zeitung „selten einig." Daher in unserm Büchlein die häufige Wiederkehr von Ausdrücken wie: schneidig, voll und ganz, energisch, großartig, zielbewußt, gesinnungstüchtig, sinngemäß, gutgesinnt, folgerichtig; besonders gelungen sind: ebenso scharfsinnig wie klug (S. 25), ebenso schön als treffend (S. 41), ebenso gründlich wie scharfsinnig, ebenso energisch wie zielbewußt. Hierher gehört die häufige Anwendung von: nun einmal, von vornherein, von seiten, seitens, ihrerseits (die keusche Tugend Annas erfährt Nachstellungen seitens eines der Betriebsleiter S. 28; die Freude des Wiedersehens hatte sich die Mutter von Seiten Annies (eines kleinen Kindes!) stürmischer gedacht S. 23); Ausdrücke wie: Tragweite, Platz greifen, ersterer und letzterer (S. 32: der Vielheit der Programme entspricht nicht die Lebhaftigkeit der Wahlbewegung. Letztere war früher viel stärker), alles und jedes, beziehungsweise, relativ, derjenige vor folgendem Genetiv, die Wendung: wie er, wie sie, wie es statt des Relativs der, die, das z. B. S. 38: Bestimmungen, wie sie für Sträflingsschulen nicht schärfer sein können; die negativen Umschreibungen statt des Positivs: nicht unerheblich, nicht ohne Wehmut, nicht unbedeutend. Eine geschwollene Schreibweise be-

Digitized by Google

zeichnet überhaupt diesen Reporterstil; S. 7: der Bedarf an Meistern ist ein sehr viel geringerer, die Spannung ist eine große; S. 36: das Leiden hat sich als ein unheilbares herausgestellt; der im Haus wohnende „Schwiegervater" heißt: der Vater meiner Frau, unser Hausgenosse; der Gedanke, „ein Arzt hat keine Praxis" wird so umschrieben: er konnte eine dem Maximalarbeitstag entsprechende Thätigkeit nicht nachweisen; statt „es droht eine Revolution zur Herbeiführung der alten Zustände" heißt es: es bedarf nur eines Anstoßes, um die Flamme einer gewaltsamen Erhebung im Sinne der Wiederherstellung der früheren Zustände hoch emporlodern zu lassen (dieses im Sinne von kehrt überhaupt oft wieder; es ist Juristendeutsch: im Sinne des § so und so viel); statt „sich vorstellen" oder „Vorstellungen machen" ist es natürlich schöner zu sagen: vorstellig werden (S. 7), statt: „meine Versetzung" Versetzung meiner Person, statt „viele führt dieser unerträgliche Zwang zum Selbstmord" S. 37: die großen und dabei lebenslänglichen Beschränkungen der persönlichen Freiheit zusammen mit der sozialen Gleichheit vermindern bei vielen Personen den Reiz des Daseins bis zu einem Grade, welcher sie zuletzt den Selbstmord als den einzigen Ausweg betrachten läßt; statt „obgleich sie außerordentlich heiratslustig ist" S. 24: obgleich sie von der neuen Gleichberechtigung der Frauen wiederholt dahin (!) Gebrauch gemacht haben soll, ihrerseits (!) Heiratsanträge zu stellen. In solchen Phrasen ist Richter überhaupt Meister (man vergleiche den Höhepunkt seiner Freiheitsrede: „Meine Herren, Sie haben erst die obersten Stufen zurückgelegt, welche zum Abgrund führen (soll heißen: auf dem Wege, der zum Abgrund führt). Noch erhellt Sie das Licht des Tages, von welchem Sie sich abwenden" S. 42); aber wir hören diese Redeblumen am Ende noch lieber als die Binsenwahrheiten, an denen es auch nicht fehlt, z. B. S. 24: für alte Leute ist das Nichtsthun keine Wohlthat, denn auch eine noch so leichte Arbeit erhält ihr Lebensinteresse aufrecht, verknüpft sie mit der Gegenwart, bewahrt sie vor raschem körperlichem und geistigem Verfall; oder S. 25: Ein regelrechtes Tanzvergnügen ist für eine Dame nur denkbar mit einem Herrn; oder S. 34: die vorgeschriebene Ventilation bringt stets einen frischen Luftzug in die Schlafstube.

Zum richtigen Reporterstil gehören auch Provinzialismen und Berolinismen, und das grüne Büchlein enthält denn auch Ausdrücke wie: mausig, mollig, Mutter Grün, nanu, Draufgänger, im Ramsch abmachen, ein bischen stark enttäuscht, die Jungen haben schlecht abgeschnitten; denn warum? die Menschheit ist keine Hammelherde. Wenn Frau Paula Schmidt, die ehrsame Buchbindersgattin, S. 11 sagt: Es ist mir auch nicht um den Kalbsbraten, sondern um das Familienleben — so meint man, wie auch sonst häufig, Frau Wilhelmine Buchholzen reden zu hören.

Aber es würde dem Stil, den wir bisher geschildert haben, eine wesentliche Eigenschaft fehlen, wenn der Reporter nicht auch falsch zitirte. Daß

Digitized by Google

Richter S. 20 zitirt: „Laßt fahren nur dahin!“ wollen wir ihm nicht so sehr verübeln; er hat im Reichstage zu viel zu thun, als daß er sich um den richtigen Wortlaut evangelischer Kirchenliederstrophen bekümmern könnte; daß ihn aber S. 22 bei Anführung der Verse aus Schillers Glocke: „Das ist es, was den Menschen zieret“ u. s. w. jeder Quartaner verbessern kann, ist doch schlimm.

Im ganzen ist über die Schrift nach ihrer formellen Seite zu sagen, daß der Verfasser der „Sprachdummheiten,“ wenn er eine neue Auflage seines „nachgerade“ berühmt gewordnen Buches veranstaltet, an unserm grünen Büchlein eine reiche Fundgrube von Belegstellen haben wird.

Wie steht es nun aber mit dem Inhalt? Bei der Besprechung dieser Seite des Schriftchens kommt mir ein Bundesgenosse entgegen in B. Augusts gelbem Heft mit dem Titel: „E. Richters sozialdemokratische Zerrbilder,“ das Richter nicht nur an Billigkeit (20 Pfennige), sondern auch an Grobheit übertrifft und gegenüber der „Dichtung“ Richters den Standpunkt des wirklichen, und zwar des gemäßigten Sozialdemokraten hervorkehrt. Ich will mir seine nichts weniger als schmeichelhaften Schlußfolgerungen, daß die Bilder nicht „frei nach Bebel“ verfaßt, sondern ein unfreier Abklatsch Bellamys seien, daß Herr Richter nicht nur die Wahrheit malträtire, sondern auch die Logik, daß seine Begriffe über Geld, Kapital, Zinsfuß u. s. w. der verworrensten Art zu sein schienen, daß der Freisinn ein Maulheldentum sei, daß Richter mit seiner Schrift niemand habe überzeugen, sondern nur das Kleinbürgertum habe schrecken und einfangen wollen, durchaus nicht zu eigen machen. Aber manche bemerkenswerte Einwendungen bringt er doch gegen Richters „Fiktion und Farce“ vor, nämlich daß es eine Ungeheuerlichkeit und Verkennung des deutschen Charakters sei, wenn Richter den deutschen Michel durch eine blutige Revolution die neue Gesellschaftsordnung einführen lasse; zweitens daß es bei den heutigen Erwerbsverhältnissen unmöglich sei, daß sich die offenbar noch ganz junge Anna in so kurzer Zeit ohne Prostitution (!) zweitausend Mark gespart habe, wobei der poetischen Anna eine wirkliche A herin „Putzmariechen“ entgegengehalten wird; weiter daß die von Rich . als innerlich unmöglich geschilderten Formen des Kommunismus nicht nur praktisch ihre Feuerprobe schon bestanden hätten in China, sondern gerade aus China den zähesten, lebenskräftigsten, ja sogar einen unsre Kultur bedrohenden Staat gemacht hätten; daß man mit „Zukunftsbildern“ den erkrankten Organismus der modernen Gesellschaft nicht heile u. s. w.

Außerdem drängen sich noch folgende Wahrnehmungen auf. Unwahrscheinlich ist es, daß ein simpler Buchbindermeister überhaupt solche Aufzeichnungen zu machen imstande sein sollte. Es spricht ja auch in Wahrheit überall Richter aus ihm, ebenso wie aus dem Abgeordneten von Hagen, obgleich Richter als verstorben hingestellt wird. (Nebenbei bemerkt, daß des toten Richters Feuergeist auch in seinem Nachfolger weiterlebt, ist sehr hübsch und

Digitized by Google

ein Beweis für des lebenden Richters Bescheidenheit, ebenso die in einer Note zur großen Freiheitsrede gegebene, scheinbar nebensächliche Bemerkung, daß die „Irrlehren der Sozialdemokratie," (fünfzig Pfennige), gleichfalls in 80000 Exemplaren verbreitet seien. Daß diese Reklame vollends Leuten eines künftigen Jahrhunderts in den Mund gelegt wird, macht diese Szene noch widerlicher; wahrlich, man meint einen Pfau sich spreizen zu sehen!

Unwahrscheinlich ist es, daß sich ein so fleißiger Meister mit seiner Familie, in der so viel Liebe, Zusammenhalt, Familiengefühl herrscht, in der sich so viel gesundes Urteil findet, und deren Mitglieder so viel menschlich schöne Seiten zeigen, überhaupt zu sozialdemokratischen Grundsätzen sollte bekehren lassen. Schon seine nach dem Gemütlichen hin angelegte Natur müßte sich von der Irreligiosität der Sozialdemokratie abgestoßen fühlen. So aber erfahren wir von seinem Verhältnis zur Religion und wie er sich zur neuen religiösen Ordnung stellt, gar nichts als objektive Berichte darüber, daß die Kirchen dem Gottesdienst entzogen, für Staatseigentum erklärt und zu Vergnügungslokalen umgewandelt sind, und daß, wenn sich einer dem Beruf eines Geistlichen widmen will, er dies in seinen Mußestunden und nach Erfüllung der normalen Arbeitszeit in einem staatsseitig (!) anerkannten Beruf zu thun hat.

Unwahrscheinlich ist es, daß der ehrsame Buchbindermeister den Gedankenflug zeigt, der S. 18 in die Worte ausbricht: „Eins nur raubt dem Flügelschlag meiner Seele den höhern Schwung," oder wenn er von seiner tauben Paula sagt: „Auch der Gleichmut ihrer Seele wird wieder zurückkehren." Credat Judaeus Apella!

Unwahrscheinlich ist es, daß der schon 25 Jahre verheiratete noch die zarten Anwandlungen hat, die sich S. 11 zeigen; unwahrscheinlich, daß er, wenn er wirklich ein „gesinnungstüchtiger und zielbewußter" Sozialdemokrat gewesen wäre, von einem „verewigten" Bebel oder Liebknecht gesprochen hätte.

Unwahrscheinlich ist es, daß die Franzosen und Russen die in den Sumpf der „allgemeinen Vergesellschaftung" versunkenen Deutschen besiegen, da doch bei ihnen gleichfalls der Sozialismus eingeführt ist, sie sich somit in gleicher Verdammnis befinden. Oder sollte nicht ein Hauch der frühern Tüchtigkeit auch jetzt noch im deutschen Soldaten fortleben, so gut wie Richters Geist in dem zukünftigen Abgeordneten für Hagen?

Von den sonstigen Unwahrscheinlichkeiten und Ungeheuerlichkeiten, die durch die „Dichtung" gefordert werden, um die Zustände eines sozialistischen Staates mit möglichst grellen Lichtern beleuchten und als möglichst sinnwidrig hinstellen zu können, soll hier abgesehen werden. Sie nachzuweisen ist Sache der „zielbewußten" Anhänger der neuen Ordnung.

Nun könnte einer sagen: Das sind alles doch bloß Nebendinge; die Hauptsache ist, daß das Schriftchen eine mächtige Waffe liefert zur Bekäm-

Digitized by Google

pfung eines uns alle bedrohenden Umſturzes, zu deſſen Abwehr ſich Konſervative, Nationalliberale und Zentrumsanhänger mit den Freiſinnigen vereinigen können. Sehr ſchön, wenn nur die Thaten und Folgen des Freiſinns nicht in ſo kraſſem Widerſpruch zu ſolchen Worten ſtünden! Denn das wird doch jeder zugeben müſſen, der nicht ſo kurzſichtig iſt, wie Richters Buchbindermeiſter, daß nichts ſo ſehr dazu beiträgt das Kleinbürgertum zu ſchwächen, den kleinen Bauern vollends die Taſchen zu leeren, die Selbſtändigkeit des Mittelſtands zu untergraben und damit der Sozialdemokratie in die Hände zu arbeiten, als die einſeitige Befolgung der Lehren des Mancheſtertums und die Proklamirung der ſchrankenloſen perſönlichen Freiheit und der entfeſſelten Konkurrenz des Großkapitals, die an niemand einen beredteren Anwalt hat, als eben am Freiſinn. Darum iſt Herr Richter trotz ſeines ſchönen Büchleins in Wahrheit nicht ein Gegner, ſondern ein Verbündeter, und ſein Freiſinn nicht eine Bekämpfung, ſondern eine Vorfrucht der Sozialdemokratie.

Berlin die Stimme Deutſchlands?

Die letzten Tage des alten Jahres haben den Berliner Zeitungen wieder reichlich Gelegenheit gegeben, Dithyramben auf die Reichshauptſtadt anzuſtimmen. Nicht genug thun können ſich die Blätter darin, und ſeltſamerweiſe gerade die jüdiſchen, alles zu rühmen und zu preiſen, was Berlin im verfloſſenen Jahre erſtrebt und erreicht hat. Ja man merkt es den Lobesartikeln ordentlich an, mit welchem Behagen und welcher Selbſtgefälligkeit ſie geſchrieben worden ſind, wie eifrig ſich die Verfaſſer bemühen, den dummen Provinzialen und andern Reichsdeutſchen klar zu machen, daß Berlin jetzt wirklich Deutſchlands Kopf und Herz geworden ſei, und daß man in allen politiſchen, geſellſchaftlichen, künſtleriſchen und litterariſchen Fragen das Urteil Berlins als die Stimme Deutſchlands anzuerkennen habe. Wir ſind im Reiche ſeit Jahren an eine gute Portion Anmaßung der Berliner gewöhnt und haben dazu geſchwiegen, aber dieſe Unverfrorenheit, ſich dem Auslande gegenüber als die maßgebenden Vertreter des wahren Deutſchtums aufzuſpielen, müſſen wir denn doch energiſch zurückweiſen. So lange wir in Deutſchland noch Städte wie Köln, Stuttgart, München und Leipzig haben, werden wir Berlin niemals das Recht einräumen, ſich zum Führer Deutſchlands und zum Träger deutſcher Sitte und deutſchen Geiſtes aufzuwerfen.

Digitized by Google

Wir halten es, ehrlich gestanden, in nationaler Beziehung für einen Mißgriff, daß man Berlin seinerzeit zur Reichshauptstadt gemacht hat, denn eine im Reiche allgemein so unbeliebte Stadt zum Mittelpunkt eines nur locker zusammengehaltnen Staatswesens wählen, heißt denn doch den Einheitsgedanken auf eine harte Probe stellen. Mit großer Freude wurde es begrüßt, als man das Reichsgericht nach Leipzig legte und damit gleichsam den Plan durchbrach, die ganze Reichsmaschine in Berlin aufzubauen. Man hätte nur noch weiter gehen und auch für den Reichstag eine andre Stadt auswählen sollen. Es würde das sicher zum Segen für Deutschland gewesen sein; wenigstens würden dann die Abgeordneten, etwa in Kassel oder in Hannover, mit größerer Ruhe und Sammlung arbeiten und mehr mit Herz und Geist bei der Sache sein, als inmitten der betäubenden Zerstreuungen einer Millionenstadt. Für einige wäre es dann ganz überflüssig, ihre Reden aus dem Fenster zu halten, für andre würde die geheime Angst vor dem Berliner Janhagel und seinen Barrikaden verschwinden.

Nachdem Berlin nun zwanzig Jahre lang die erste Stelle im Reiche eingenommen hat, müssen wir eingestehen, daß es sich dieser Ehre sehr wenig würdig gezeigt, daß es nicht das Geringste dazu gethan hat, die deutsche Einheit zu pflegen, die Gegensätze im Reiche zu versöhnen und ein Vorbild für die deutschen Städte zu sein. Wir brauchen hierbei nicht an die zahllosen grauenhaften Szenen voll sittlicher Verworfenheit zu erinnern, die sich im letzten Jahre in Berlin abgespielt haben, nicht an die betrügerischen Bankerotte angesehener Bankhäuser, nicht an den brutalen Materialismus, die frivolen Grundsätze und Lebensanschauungen, die den größten Teil der Berliner Handelswelt beherrschen — das alles ist noch frisch in jedermanns Gedächtnis und trägt schwerlich dazu bei, im Reiche Achtung und Sympathie für die Hauptstadt zu erwecken. Je mehr wir uns mit dem Charakter des heutigen Berlins beschäftigen, desto mehr drängt sich uns die Ansicht auf, daß wir in Berlin das Wesen zweier Städte in unangenehmer Mischung wiederfinden, das von Warschau und das von Paris. Was von dem alten Berlin, das schon seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehr wenig von dem gediegnen, kernigen alten Märkertum aufzuweisen hat, als Ingrediens zu dieser charakteristischen Mischung hinzukommt, das ist die geschwätzige, renommirende Halbbildung, das selbstgefällige „schnoddrige“ Wesen, das platte, geistlose Philistertum mit seinem ewigen Biersaufen und Skatspielen, die stumpfsinnige Reisewut, die reist, nur um da und dort gewesen zu sein, die kindische Neugierde, die Klatsch- und Skandalsucht der Bourgeoisie, und das blasirte, schneidig thuende Fatzkentum der Geld- und Geburtsaristokratie. Daß aus solcher durch die geschichtliche Vergangenheit, durch die geographische Lage und andre Verhältnisse bewirkten Mischung nichts Gesundes und Erfreuliches hervorgehen kann, ist doch klar. Daher die völlige Urteilslosigkeit und Ver-

Digitized by Google

bohrtheit des großen Berliner Publikums in allen politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und litterarischen Fragen. Dieselbe Hurrahkanaille, die begeistert die Friedrichsstraße hinunterzieht, wenn der Kaiser vom Tempelhofer Felde zurückkehrt, geht wenige Augenblicke später ins Wahllokal, um gegen Kaiser und Reich zu stimmen. Der ganze Weltskandal, den Kochs jüdische Adepten gegen seinen Willen mit seinem unfertigen Heilmittel in so empörender Weise verursacht haben und der im Auslande der deutschen Wissenschaft und der deutschen Ehrlichkeit einen so unermeßlichen Schaden gebracht hat, ist von Berlin und der Berliner Presse ausgegangen.

Und nun Berlin und die Kunst! Du lieber Gott! Welche Gedankenarmut, Geschmacklosigkeit und Oberflächlichkeit Berlin in seinen Bauten offen zur Schau stellt, wie geradezu kläglich sich seine Leistungen in der Bildhauerkunst und in der Malerei zeigen, das braucht man Eingeweihten, die sich durch Blender und Schaumschläger nicht irreleiten lassen, nicht mehr zu sagen. Über die Berliner Musik wollen wir am liebsten ganz schweigen. Den verständigen Berlinern wird in dieser Beziehung ob ihrer Gottähnlichkeit auch allmählich bange. Um so mehr beanspruchen sie die Führerschaft in Deutschland auf litterarischem Gebiete, wie das Karl Frenzel neulich mit dem Brusttone der Überzeugung geradezu ausgesprochen hat. Diese Anschauung, daß Berlin der Mittelpunkt des deutschen geistigen Lebens, die „Metropole der Intelligenz" sei, ist immer wieder mit so viel Keckheit und so hartnäckiger Ausdauer von der jüdischen Presse verkündet worden, daß selbst alte, angesehene Zeitschriften darauf hineingefallen und aus ihren bewährten Sitzen nach dem vermeintlichen Jungbrunnen alles Geistes, nach Berlin, übergesiedelt sind.

Und wer sind denn nun in Berlin, abgesehen von den wenigen vornehmen, von der litterarischen Clique überschauten Größen, die gepriesenen Träger des deutschen Geistes und der deutschen Litteratur? Paul Lindau, Oskar Blumenthal, Hugo Lubliner, Fritz Mauthner und etwa ein Dutzend krummbeiniger litterarischer Daumenlutscher, die alle zu Füßen des „großartigen" Wilhelm Scherer gesessen haben — der hat die ganze Gesellschaft und die ganze Berliner Judenlitteratur auf dem Gewissen —, diese Geister beherrschen den deutschen Parnaß, sie sind die Tonangeber auf dichterischem Gebiete und maßen sich an, über die deutsche Litteratur zu Gericht zu sitzen und den deutschen Kunstgeschmack und die deutsche Sprache in neue Bahnen zu lenken — es ist eine Schande!

Selbst dem mit Spreewasser getauften Paul Heyse ist das Gebahren dieser Berliner Litteratengesellschaft denn doch zu stark. In einer seiner letzten Novellen sagt er: „Würden Sie es für ein Glück halten, wenn auch bei uns, wie in Frankreich, die Reichshauptstadt eine Diktatur des Geschmacks ausübte? Ich weiß, sie bilden sich dort bereits so etwas ein. Aber mir ist

Digitized by Google

nicht bange, daß es Ernst damit werden möchte. Unser deutsches Stammesgefühl ist allzu mächtig, wir werden uns einer ästhetischen Supremacie niemals unterwerfen, die schließlich dahin führt, daß nicht mehr die deutsche Nation über Werke des Genius ihren Spruch fällt, sondern eine aus sehr zweifelhaften Elementen zusammengewehte üppige Gesellschaft." Ähnlich urteilt Friedrich Lange, einer von den wenigen unabhängigen Berliner Schriftstellern: „Ich werde mich um des deutschen Volkes und des deutschen Geschmacks willen niemals zu der Behauptung bereit finden lassen, daß das geistige Berlin, das Berlin der Kunst und Litteratur, so wie es sich heute darstellt, der berechtigte Vertreter ganz Deutschlands zu heißen verdiene."

Die Grenzboten haben wiederholt auf die betrübende Thatsache hingewiesen, daß sich unsre schöngeistige Litteratur infolge des Berliner Einflusses fortwährend in absteigender Linie bewegt trotz der überall üppig emporwuchernden Zeitschriften, trotz der stetig wachsenden Flut novellistischer Erzeugnisse, trotz der sich förmlich drängenden, mit allem Pathos und aller Selbstberäucherung abgehaltenen Schriftstellertage. Von einer auf deutschem Denken und Empfinden ruhenden Selbständigkeit des litterarischen Schaffens ist schon lange keine Spur mehr zu finden. Eine nationale Überlieferung giebt es hier überhaupt nicht mehr. Der feste Boden, den frühere Geister geschaffen haben, und der unter kundigen Händen viele urwüchsige und eigenartige Stämme hätte hervorbringen können, liegt brach, öde oder versandet da. Auf neugewähltem, verfliegendem Dünensande oder schwankendem Moorgrunde glaubt man mit seiner Kunst selbständiger zu sein, ein leichteres Spiel zu haben und fruchtbarer zu schaffen. Und welches Bild bietet sich nun dem Beobachter dar! Nach Norden und Süden, nach Osten und Westen sieht man diese Schriftsteller ängstlich greifen; bei allen Nationen sieht man sie unstet umherschweifen, und überall sammeln und suchen sie im Ausland Anregungen, Stimmungen, Probleme, geistige und seelische Verirrungen, neue „Dokumente des Menschengeschlechts," um ihre ohnmächtige Phantasie immer von neuem künstlich aufzureizen. Bald hängen sie sich an die Thranjolle der Norweger, bald schleppen sie sich durch die dumpfe Wutkiluft der Russen, bald klammern sie sich an die Mistkarre der Franzosen. Je schwüler und verdächtiger die Atmosphäre ist, desto fieberhafter arbeitet die Einbildungskraft, desto sicherer und effektvoller werden noch halbwegs gesunde Zustände zu krankhaften umgewandelt, desto gelassener und behaglicher werden selbst die widerwärtigsten Dinge in das harmlose Gewand der Familienerzählungen gekleidet. Man weiß in der That nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Geschmack- und Gedankenlosigkeit der Leser, die derartige litterarische Kost ohne Widerwillen einnehmen, oder über den Unverstand und die Urteilslosigkeit der Redaktionen, die solches Zeug abdrucken und ihren Lesern vorsetzen.

Digitized by Google

Es ist tieftraurig, zu sehen, in wessen Händen sich die Pflege unsrer Litteratur befindet, aber noch betrübender ist die Wahrnehmung, daß sich unsre gebildeten Männer immer mehr von ihr zurückziehen und mit den Dichtungen der Gegenwart nichts mehr zu schaffen haben wollen, weil ihnen die Schriftsteller zuwider sind. Man sollte doch bedenken, daß ein Geschlecht, das für sein geistiges und seelisches Leben keinen dichterischen Ausdruck zu finden vermag, im Strome der Geschichte verschwindet, und daß keine Staatsaktionen, keine Schlachten und Eroberungen es vor diesem Schicksal bewahren können. Es steckt in unsern höhern Beamten, in unsern Offizieren und Landwirten so viel gesundes Urteil, so viel feiner litterarischer Geschmack, so viel schöpferischer Geist; warum greifen sie nicht ordnend und fördernd, ermunternd und verurteilend in die Litteratur der Gegenwart ein? Die Nachwelt würde ihnen Dank zollen, wenn sie das geistige Erbe unsrer Väter als ein heiliges Besitztum unsers Volkes hochzuhalten verstünden. Wir haben in Deutschland so viele Fürsten, warum nimmt sich keiner des armen Aschenbrödels an, warum gehen sie alle naserümpfend an ihm vorüber? Wahrlich, wir sind eine beklagenswerte Nation!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zweierlei Maß. Wenn sich die Partei, die sich in ihrer rühmenswerten Bescheidenheit als die „freisinnige" bezeichnet, im Gegensatze zur Regierung befindet und gegen deren Vorlagen redet und stimmt, dann beweist sie damit Charakterfestigkeit, Gesinnungstüchtigkeit und „Männerstolz vor Königsthronen." Wer in solchem Falle mit der Regierung geht, giebt die Rechte des Volkes preis, ist ein „liebedienerischer," „serviler" Streber, macht sich des Byzantinismus schuldig, oder wie sonst die urdeutschen Worte heißen mögen, mit denen eine gänzlich undeutsche Presse Eigenschaften bezeichnet, die dem deutschen Wesen fremd sind. Wenn aber, wie in den Handelsverträgen, Männer der konservativen Partei, die ebenso das Recht wie die Pflicht haben, den ihnen schädlich erscheinenden Vorlagen der Regierung zu widersprechen, es wagen, dieses Recht und diese Pflicht auszuüben, dann bezeichnet dieselbe Presse, wenn sie die Vorlagen der Regierung gutheißt, jene Männer, die ehrlich nach ihrer besten Überzeugung handeln, mit dem verächtlichen Namen der „Fronde." Diese Presse, die sich selbst frei von allen Vorurteilen dünkt, ist außer stande, auch nur das erste Vorurteil zu überwinden, sie achtet nicht einmal die ehrliche Überzeugung des Gegners. Wären unsre Zustände gesund, dann wäre eine solche Behandlung politischer Gegner nicht denkbar, oder sie würde doch wenigstens, wenn sie sich hervorwagen sollte, von der Entrüstung des ganzen Volkes hinweggefegt werden. Was aber geschieht bei uns?

Digitized by Google

Selbst gebildete, sonst in jeder Hinsicht anständige Männer finden sich geistig angenehm angeregt durch die schillernden Unwahrheiten dieses witzelnden Zeitungsschreibertums. Das öffentliche Gewissen reagirt nicht mehr im Interesse der Gerechtigkeit gegen derlei empörende Ungerechtigkeiten, die mehr als alles andre unser Volksleben vergiften und ihm viel gefährlicher sind als noch so verschrobene, aber doch wenigstens redliche politische Ansichten.

Was uns vor allem not thut, ist Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, Gerechtigkeit gegen jeden und vor allem auch gegen den politischen Gegner. Gehen uns diese Eigenschaften verloren — und sie sind in der That in Gefahr, uns verloren zu gehen —, dann ists mit uns zu Ende.

Ein Wort Leibnizens. Die sozialistischen Gedanken und Bestrebungen sind bekanntlich nicht eine Erfindung und Offenbarung unsrer Zeit, sondern haben bereits im klassischen Altertum ihre Vertreter gefunden. Nicht einmal das ist richtig, daß sich früher nur einsame Denker und Schwarmgeister mit ihnen beschäftigt hätten, und jetzt erst die Bewegung ins Volk gedrungen sei, um es in seinen Tiefen aufzuwühlen; man erinnere sich nur der römischen Sklavenkriege und der deutschen Bauernunruhen zur Reformationszeit. Auch wird man zugeben müssen, daß die ersten Wurzeln des Sozialismus in seiner heutigen Gestalt schon in der großen französischen Revolution liegen — Babeuf, Boissel.

Bei dieser eigentümlichen geschichtlichen Entwicklung der sozialistischen Bestrebungen kann es kaum Wunder nehmen, daß ihnen die Denker vergangner Zeiten auch dann Beachtung geschenkt haben, wo sie im Niedergange begriffen waren oder zeitweilig ruhten. Ihre Meinungen zu erfahren wird um so erwünschter sein, je schwieriger es erscheint, in dem leidenschaftlichen Kampfe der Meinungen und Interessen von heute selbst das Richtige zu finden.

Es mag hier deshalb an ein Wort Leibnizens erinnert werden, das erst kürzlich durch Dr. G. Mollat in der Schrift „Rechtsphilosophisches aus Leibnizens ungedruckten Werken“ in die Öffentlichkeit gebracht worden ist, aber, zumal da es lateinisch abgefaßt ist, wohl noch ziemlich unbekannt geblieben sein wird. Es lautet auf Deutsch: „Wenn jedermann unter Aufsicht von Vorstehern auf öffentliche Kosten leben müßte, z. B. in gemeinsamen Speisehäusern, so dürfte es schwer sein, Männer zu finden, die das Geschäft des Austeilens mit hinreichendem Fleiße, nach Billigkeit und in entgegenkommender Art und Weise besorgten. Denn meistens verstehen die Menschen ihre Machtstellung nicht zu gebrauchen. Noch viel schwieriger aber wäre es, dem Einzelnen Genüge zu thun. Denn jeder glaubt ja, selbst und allein alles am besten zu verstehen. Und deshalb, wie die Menschen jetzt nun einmal sind, ist es geratener, ihnen auf ihre Gefahr die Freiheit zu lassen, für sich selbst zu sorgen. Das Gemeinwesen wird dadurch von der erdrückenden Sorge für die Einzelnen entlastet; freilich muß dabei im allgemeinen Fürsorge getroffen werden, daß es nicht leicht für jemand sei, sich und sein Hab und Gut zu Grunde zu richten (ne facile sit cuiquam se suasque fortunas evertere), und daß der strebende Sinn des Einzelnen im Gemeinwesen eine Stütze finde.“

Mit bewundernswürdiger Klarheit und Einfachheit sind hier die Punkte ins Licht gestellt, an denen der sozialistische Staat, wenn er nicht vorher seine Bürger in Engel verwandelt, unbedingt scheitern muß. Wenigstens im größern; kleinere Versuche sind ja zeitweise, z. B. in Amerika, gelungen. Und mit sichrer Hand scheint auch die allgemeine Grenzlinie zwischen wirtschaftlicher Freiheit der Unterthanen und dem Eingreifen des Staates in dieses Gebiet gezogen zu sein.

Digitized by Google

Beamtenwohnungen. Sehr treffend wird in dem Artikel über die Handelsverträge (Heft 51) bemerkt, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen, die das Volk zwingen, seinen Lebensunterhalt mit einer größern Menge angestrengter Arbeit zu erkaufen, alle Gehaltserhöhungen nur Schein seien, da wenn die Gehalte einer Beamtenklasse um zehn Millionen Mark erhöht werden, nicht für diese Summe neue Güter hervorgezaubert werden. Treffend ist diese Bemerkung jedoch nur, wenn die Gehaltserhöhungen in unproduktiver Weise wie bisher geschehen, nämlich in Geldzahlungen. Eine produktive Gehaltsaufbesserung, die zugleich die beste Gehaltsaufbesserung für Beamten wäre, ist die Beseitigung der Wohnungsgeldzuschüsse und die Gewährung von Dienstwohnungen mit Gartenland. Das ist in ländlichen Ortschaften und kleinen Städten, aber auch, dank den vorzüglichen Verkehrsmitteln, in den Großstädten möglich. Neben den Arbeitervorstädten mögen Beamtenvorstädte entstehen, freundliche Dienstwohnungen mit kleinem Garten, der bei ein- bis zweistündiger täglicher Arbeit im Frühjahr und Sommer mehr gesunde Lebensmittel, Gemüse und Obst liefern kann, als eine Beamtenfamilie verzehrt. Hier mag man auch den künstlerischen Geschmack bei Ausführung der Wohnungen im Sinne der Grenzboten in Anwendung des Fachwerkbaues mit spitzen Giebeln und Holzkerberei sich entfalten lassen. Neben dem produktiven Wert einer solchen Maßregel, die dem Beamten gestattet, seine überschüssige Kraft, statt im Verdampfen von Tabak oder im Skatdreschen in dumpfen Bierstuben, in der Bewirtschaftung seines Hausgartens unter Beteiligung seiner Familie anzuwenden, steht der hohe sittliche Wert eines glücklichern Familienlebens. Die meisten, die das Glück gehabt haben, in ländlichem Pfarrhause oder Gutsbesitze aufzuwachsen, können davon Zeugnis ablegen. Wie viel glücklichere Ideen nimmt ein junger Mensch mit ins Leben, wenn er in idyllischer Häuslichkeit aufgewachsen ist, als wenn er die Kasernenluft im vierten oder fünften Stock eines großen Steingebäudes geatmet hat, wo vielleicht ein wenig höflicher Besitzer aller Augenblicke sein Hausherrnrecht in Anwendung bringt, oder gar ein grober Thürschließer die Hausbewohner tyrannisirt. In solch gesunder Umgebung aufgewachsene Menschen werden die Wehrfähigkeit eines Heeres mehr erhöhen, als wenn Millionen für neue Bewaffnung ausgegeben werden.

Der Staat lasse sich nicht mehr und mehr die Gelegenheit entgehen, Grundstücke vor den großen Städten zur Ansiedlung seiner Beamten anzukaufen. Wird erst mit dem Bau in größerm Umfange begonnen, so werden auch die Wohnungsmieten in der Stadt fallen; dadurch werden auch alle Beamten und Offiziere, die noch gezwungen sind, in unmittelbarer Nähe ihrer Dienstthätigkeit zu wohnen, eine angenehme Verbesserung ihrer Gehaltsverhältnisse erlangen, ohne daß dies dem Staate besondre Kosten verursacht.

Man schaffe den Beamten freundliche Wohnungen mit Garten, dadurch wird dem zunehmenden Pessimismus in diesen Kreisen wesentlich gesteuert werden. Man hat durch allerlei nützliche Gesetze und wohlwollende Behandlung reichlich viel in der Absicht gethan, die schädlichen Wirkungen sozialdemokratischer Lehren in Arbeiterkreisen abzuschwächen, man hüte sich, daß die Sozialdemokratie nicht in der Beamtenschaft eine gefährlichere Thätigkeit entfalte. Die Ordnung der häuslichen Verhältnisse in der angedeuteten Richtung kann hier sehr viel Gutes stiften.

Eine dreisprachige Zeitschrift. Schweizerische Zeitschriften in zwei Sprachen sind nichts seltenes, doch erscheinen da für gewöhnlich das Deutsche und das Französische gleichberechtigt, oder bald die eine, bald die andre Sprache als der

Digitized by Google

eigentliche Hausherr, der die zweite als Gast aufnimmt. Seit Anfang dieses Jahres giebt aber Ferd. Vetter in Bern eine Monatsschrift heraus, die schon durch ihren Titel: Schweizerische Rundschau — Revue helvetique — Revista elvetica zu erkennen giebt, daß sie den drei Hauptsprachen der Eidgenossenschaft gerecht werden will. In dem Augusthefte, das als Festnummer zur Bundesfeier bezeichnet ist, finden sogar noch das Romanische (Romonsch) und das Ladinische Berücksichtigung, da der Bundesbrief von 1291 im lateinischen Urtext und in Übersetzungen in das damalige Schweizerdeutsch und die genannten fünf Sprachen abgedruckt ist. Das Unternehmen läßt erkennen, daß die schweizerischen Patrioten das Bedürfnis empfinden, dem auch dortzulande bemerkbaren Auseinanderstreben der Nationalitäten durch Belebung des Gefühls der Zusammengehörigkeit entgegenzuwirken. Der Ausdruck Auseinanderstreben ist zwar, soweit sich die Dinge aus der Ferne beurteilen lassen, nur teilweise bezeichnend: während die Tessiner, wie es scheint, von dem geeinigten Italien angezogen werden, dringt das französische Element wohl eher mit der Absicht vor, die Herrschaft zu erringen. Auf jeden Fall ist es Zeit und noch Zeit, allerseits in Erinnerung zu bringen, daß das Haus, worin die verschiednen Stämme behaglich und frei wohnen, von Deutschen gebaut, befestigt und verteidigt worden ist. Das Deutsche behauptet auch in der neuen Zeitschrift selbstverständlich den Ehrenplatz. Der Inhalt ist sehr mannigfaltig: geschichtliche, politische, ethnographische Abhandlungen, Litteratur- und Kunstberichte, Erzählungen, Gedichte u. s. w. Wer sich über das geistige Leben in der Schweiz unterrichten will, erhält hier dazu gute Gelegenheit. Ein großer Kreis von Mitarbeitern steht dem Herausgeber zur Seite, auch Schweizer in der Fremde bekunden ihre Anhänglichkeit an die Heimat, z. B. der Direktor des livländischen Landesgymnasiums in Fellin, Waldmann, durch einen Aufsatz über Schweizer Zöglinge der Karlsschule. Wir möchten vor allem auf zwei Dichter hinweisen die in Deutschland noch wenig bekannt sein dürften. Josef Joachim (Kestenholz) erzählt die tragikomische Geschichte eines „Vereinsmeiers," der ein abgelegnes Dorf „punkto betreffs Fortschritt und Intelligenzbildung" durch allerlei Vereine vorwärtsbringen will. Der Erzähler verfügt zwar nicht über den Humor Gottfried Kellers, zeichnet aber doch so treffend, daß — die Redaktion angemessen gefunden hat, sich gegen den Verdacht der Verunglimpfung eines „gesunden Vereinslebens" zu sichern. Ganz köstlich ist das Gedicht „Seefahrt" von Karl Weitbrecht in Zürich. Die Schweizer, die nicht Geschäftsleute sind, haben begreiflicherweise wenig Freude an den Dutzendreifenden, die im Sommer ihre schöne Natur verunzieren, „Lord, Lady, Schulze, Müller, Levy, Cohn." Der Dichter schildert nun die Bevölkerung eines Dampfers, der über den Vierwaldstätterlee steuert, und den er, von einem Freunde verleitet, „nicht ohne Knurren" in Luzern bestiegen hat. Von einem Platze zum andern jagen ihn die lauten Gespräche, hier eines Geldprotzen, dort eines Sozialdemokraten, endlich eines jungen Dichters, die alle drei ihre Weisheit aus denselben materialistischen Büchern geschöpft haben, mit denselben Argumenten als dieser Zeit heiligen Geist die Eisenindustrie, die allgemeine absolute Gleichheit und „Wahrheit bis zum Erbrechen" preisen. Der Föhn bringt endlich das gesamte „Reisezieser" mit seiner Gottähnlichkeit ins Schwanken und zum Schweigen. Aber nicht nur jene drei hohltöpfigen und maulvollen Gesellen sind zum Sprechen ähnlich getroffen. Es weht eine herbe, herzerfrischende Gebirgsluft in dem Gedichte. Übrigens beschränkt sich die Zeitschrift nicht auf Schweizerisches. So bringt das letzte Heft des Jahrganges Mitteilungen über Goethes einstigen Pflegling Peter Imbaumgarten, der nicht Förster, sondern Kupferstecher in Leipzig

Digitized by Google

wurde, von F. Vetter, und einen vorurteilsfrei den Streit zwischen Düntzer und der Schule Scherers besprechenden Aufsatz „Unter den Goethephilologen.“ Wer so manches in den Publikationen der Goethegesellschaft und insbesondre E. Schmidts unleidlich gezierten Vortrag über die „Faustphilologie“ (von der sich hoffentlich bald die Hexen- und Meerkatzenphilologie abzweigen wird) gelesen hat, wird dem Verfasser, Th. Odinga, beistimmen, daß in den letzten Jahren in unsrer Goetheforschung ein bischen viel Ragout mit untergelaufen sei. Auch ein dem „Neuen Winterthurer Tagblatt“ entlehnter „Gang durch Gottfried Kellers Wohnung“ soll nicht unerwähnt bleiben. Möge die Schweizerische Rundschau fröhlich weiter gedeihen!

Artisten. Das Wort Artist hat in neuester Zeit einen beschränktern Sinn bekommen als früher. Maler, Schauspieler, Musiker u. s. w. würden sich jetzt wahrscheinlich gegen eine Bezeichnung verwahren, die von denen unter ihren Berufsverwandten in Anspruch genommen wird, deren Leben und Treiben Holtei in den „Vagabunden“ geschildert hat; heute würde sich aber auch kaum noch ein Friseur, wie dereinst in Berlin, Artiste Adonisateur nennen. Dem vielgestaltigen Völkchen, das unter freiem Himmel, unter dem Leinwandzelt oder im gemauerten Zirkus oder auf einer sogenannten Spezialitätenbühne seine Künste vorführt, hat ein Genosse, H. W. Otto, genannt Signor Saltarino, „eine Art gothaischen Kalender“ unter dem Titel Artisten-Lexikon (Düsseldorf, C. Kraus) gewidmet, ein schmächtiges Büchlein mit vielen Bildnissen, das auch außerhalb der Kreise der fahrenden Künstler Interesse erregen wird. Es bietet mehr, als man nach den Worten des Herausgebers, er habe nur die Namen bewährter Künstler auch der Zukunft erhalten wollen, erwarten kann. Denn den biographischen Notizen reihen sich an: Mitteilungen über die beiden Internationalen Artisten-Genossenschaften (Darlehens-, Kranken- und Sterbekassen ꝛc.) in Berlin und Hamburg, Aufzählung der wichtigsten Messen und Märkte in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Rußland und Ägypten (Tantah), von Konsulaten, Spediteuren, Bezugsquellen, ferner Nachweise über Post, Telegraph, Münzwesen, Zeitrechnung, Maße ꝛc. ꝛc. in den verschiedensten Ländern. Diese Notizen gewähren schon ein anschauliches Bild von dem Geschäftsumfange, wenn wir so sagen dürfen, und die Erläuterung von Kunstausdrücken wird vor allen den Herren willkommen sein, die gern vor dem Laienpublikum die Eingeweihten spielen. Für die Angehörigen des Standes selbst aber ist die Nützlichkeit einer solchen Zusammenstellung und die Annehmlichkeit, sich über frühere und jetzige Artisten zu unterrichten, so einleuchtend, daß das Unternehmen eigentlich keine Rechtfertigung bedürfte.

Auch hat der Herausgeber eine solche wohl nur unternommen, um seinem Groll gegen die Schauspieler, Sänger und Tänzer, die sich dünken, etwas besseres zu sein, und gegen die Zeitungen, von denen die Artisten unwürdig behandelt werden, Luft zu machen. Es ist möglich, daß diese Einleitung von seinen Kollegen besonders beifällig wird aufgenommen werden, allein sie ist der schwache Teil seiner — wie man ihm gern glaubt — recht mühsamen Arbeit. Er mag ja darin Recht haben, daß die Besprechungen der Vorstellungen im Zirkus in der Presse häufig arge Unkenntnis verraten; aber der lächerlichen Überschätzung der Schaustellung von körperlicher Kraft und Gewandtheit hätte sich ein Mann nicht schuldig machen sollen, der eine Universität besucht hat, bevor er „als Amateur“ eine Thätigkeit im Zirkus begann. Er begnügt sich nämlich nicht, nachzuweisen, daß Kunstreiterei und Seiltänzerei u. s. w. gegenwärtig keine brotlosen Künste mehr

Digitized by Google

sind, da einzelne Personen Monatsgehalte von 4000 bis 8000 Franks beziehen, und zu versichern, daß „die Manege bald die Bühne entthronen" (!) werde. Er versteigt sich zu folgenden Sätzen: „Wenn doch ein kurzsichtiges Muckertum einst begreifen lernte, welchen Nutzen unsre Arbeit der heutigen Generation gewährt!... Wenn die große Kunst existirt — bei uns ist sie zu Hause, bei uns im Museum der Grazie, der Stärke, der Triumphe, der Kühnheit und Plastik! Fort mit dem heutigen Theater u. s. w..... In unsern Manifestationen der Kraft, Gewandtheit und Formenschönheit, die das Volk so unwiderstehlich anzieht, findet ihr den unwillkürlichen Protest gegen die körperliche Degeneration, die uns von den Völkern des Altertums, von den alten Germanen, Galliern und Römern, so weit entfernt; in unsern Produktionen manifestirt sich das unbewußte Streben nach physischer Wiederherstellung einer entnervten Rasse."

Wir bekennen unsre muckerische Kurzsichtigkeit, auch nach dieser Standrede, die ganz gut in einen naturalistischen Roman passen würde, den behaupteten Nutzen der Schaustellungen noch nicht einzusehen, ja nicht einmal zu ahnen, was sich Herr Otto bei den Sätzen gedacht haben mag. Sollen wir unsere Kinder zu Artisten erziehen? Daß lange Zeit hindurch die körperlichen Übungen vernachlässigt worden sind, und daß es die gesamten heutigen Lebensverhältnisse der Mehrzahl nicht gestatten, zwischen geistiger und körperlicher Anstrengung das Gleichgewicht herzustellen, ist allbekannt; aber wie kann jemand übersehen, daß in der Gegenwart durch Turnunterricht und durch die allgemeine Dienstpflicht dem Mißverhältnis nach Möglichkeit entgegengearbeitet wird! Es wäre nicht der Mühe wert darüber zu reden, wenn nicht bei der jetzigen Neigung, im Erziehungs- und Unterrichtswesen jedem Einfalle Bedeutung beizulegen, befürchtet werden müßte, daß man „zur Wiederherstellung der entnervten Rasse" allerlei Übungen, die unsers Wissens von den Völkern des Altertums nicht gepflegt worden sind, wie Spazieren auf dem Drahtseile, Trapezkünste und Salto mortale, in den Schulen eingeführt wissen wollte.

Biographische Nachrichten zu erhalten, ist dem Verfasser schwer geworden, weil, wie er sagt, der Artist eine gewisse Scheu hat, mit Familiennotizen in die Öffentlichkeit zu treten, und weil „einzelne Genealogien" vollständig ausgestorben sind. Immerhin erfahren wir allerlei Merkwürdiges. So staunen wir über die Menge von Spezialitäten. Da giebt es Meister in „ikarischen Spielen"; was ist das? Eine Abart der „Antipodenspiele," bei denen der Künstler mit den in die Luft gestreckten Füßen „arbeitet"; wirft er mit den Füßen seine Mitarbeiter in die Luft und fängt sie wieder auf, so ist das ikarisch! Dann kommen Trapez-Equilibristinnen, die auf der an Stricken schwebenden Stange sitzen oder stehen, Handequilibristinnen, Kopfequilibristen, Zahnathleten, Luftgymnastiker, Leiter- und Perpendikularleiter-Equilibristen, Kugelläuferinnen, Mono- und Bicyklisten, Reckturner auf dem Velociped, Stelzenkünstler, Spatentänzer, Turmseil-, Schlappdraht- und Doppeldrahttänzer („oben Steif-, unten Schlappdraht"), Verwandlungstänzer, Voltigeusen, Saltomortalisten, Kettensprenger, Kaskadenspringer (Kaskade heißt nämlich „das Rückwärtsfallen der Clowns mit kräftigem Aufschlag der Hände"), Sauperilleuzspringer (die sich rückwärts überschlagen), Voltigensen, Batoudespringer (Saltomortale über Pferde ꝛc.), Schulreiter, Stehendreiter, Szenenreiter (Pantomimen zu Pferde), Panneaureiter (auf dem breiten Sattel), Barebackreiter (ohne Sattel), Bayonnette-Tramplin-Springer (hierfür fehlt leider die Erklärung), Luftschiffer, Taucherkünstler, Messerwerferinnen, Schlangenmenschen, Kliſchniggs, Kautschukmenschen, Dresseure und Dompteure von Löwen, Bären, Affen, Hunden,

Digitized by Google

Gänsen, Papageien („ein bürgerliches Mädchen zeigte so regen artistischen Sinn, daß sie bald Dressuren mit Hyänen und Wölfen vornahm," S. 11), Reprisenclowns, Musikal-Excentriques (ein Excentrique ist ein Clown, „der irgend eine Spezialarbeit macht"), Knockabouts (boxende Komiker), Rückwärtsdoppeljongleure, Kunstschützen, Schnellmaler, Bauchredner, Prestidigitateure (auch ein persischer Hof-Prestidigitateur), Riesen, Zwerge, Tintamaresque- und Fantochesspieler (Puppenspieler), Illusionisten (die größere Szenen darstellen), Universalakrobaten, ferner besondre nicht erläuterte Leistungen, wie Römische Ringe, Lustpotpourri, Kautschuklaschenpyramide.

Dieses Verzeichnis, das gewiß nicht erschöpfend ist, zeigt, wenn wir uns an Holteis Roman erinnern, daß im Spezialisiren die „Artistik" hinter andern Künsten und Wissenschaften nicht zurückgeblieben ist!

Und woher rekrutirt sich diese internationale Genossenschaft? In der Hauptsache gilt auch hier, daß die Armee sich immer neu gebären muß. Es werden viele kinderreiche Familien aufgezählt, ein Herr Knie kann sich einer Nachkommenschaft von 34 rühmen, und in der Regel setzen sie das Geschäft der Eltern fort. Den meisten mag nichts andres übrig bleiben, wenn sie, kaum aus den Windeln, wie Bälle in der Luft umhergeworfen, aufs Pferd oder aufs Seil gestellt werden und bei dem Zigeunerleben zwischen Lissabon und Petersburg, London und San Franzisko wohl wenig Gelegenheit haben, etwas andres zu lernen. Aber es fehlt auch nie an Zufluß von außen; Studenten verschiedner Fakultäten, Offiziere und Soldaten, Kaufmannsgehilfen, Fleischer, Schriftsetzer, Mönche ꝛc. ꝛc. sind dem unwiderstehlichen Drange zum Zirkus gefolgt, wie sie in frühern Zeiten zum Theater gegangen sein würden. Daß wir so vielen jüdischen Namen, wenn auch meistens unter italienischer oder französischer Larve begegnen, hat nichts auffallendes: Beschäftigung mit Pferden, vom Handel bis zum Züchten und Erziehen von Rennpferden haben Juden stets geliebt, und beim Militär gelten sie im allgemeinen als gute (?) Reiter, und der Stammbaum der Taschenspieler läßt sich gewöhnlich bis nach Polen verfolgen.

Endlich — was wird aus den Artisten? Die Antwort darauf hat etwas überraschendes. Viel mehr als man glauben sollte, erreichen bei ihren halsbrecherischen Künsten ein hohes Alter, sterben als Rentner. Bei vielen heißt es freilich „verschollen," einigemale „im Hospital gestorben", „an Lungenschwindsucht gestorben." Nicht wenige „landen" unglücklich bei einem Sprunge oder stürzen aus einer Höhe und brechen das Genick; Tierbändiger werden von ihren Zöglingen zerrissen; einige enden durch Selbstmord; ein Akrobat wird von dem Vater einer Artistin erdolcht, eine Seiltänzerin von „wunderbarer Schönheit" in einem Walde in Schweden von einem Leutnant erschossen, „ein Stern am equestrischen Himmel," Leon Soullier, wird 1887 (weshalb?) enthauptet, Luftschiffer ertrinken mit dem Fallschirm. Doch wenn man alle die Fälle einer unnatürlichen Todesart zusammenzählte, würde doch immer nur eine geringe Zahl im Vergleich zu der Gesamtzahl der Artisten herauskommen. Daß es gerade das Aufregende der Schaustellungen, bei denen stets das Leben auf dem Spiel steht, ist, was vor allem das große Publikum anzieht, übersieht der Verfasser. Eine große Feuersbrunst wird doch immer noch „interessanter" bleiben, als die graziöseste Überwindung großer Schwierigkeiten im Zirkus.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Arbeitseinstellungen und Einigungsämter

Von Kuno Frankenstein

Die Arbeitseinstellungen im deutschen Buchdruckgewerbe haben in letzter Zeit hie und da Anlaß zu Erwägungen gegeben, wie Streitfälle zwischen Arbeitgebern und Arbeitern am besten zu schlichten wären. Bei der großen und allgemeinen Bedeutung der Sache bedarf es wohl keiner besondern Rechtfertigung, wenn wir auch an dieser Stelle einiges dazu bemerken.

Innerhalb des deutschen Buchdruckgewerbes stehen sich in dem Verein deutscher Buchdrucker und dem Unterstützungsverein deutscher Buchdrucker Organisationen der Arbeitgeber und der Arbeiter gegenüber. Einen Einigungspunkt besitzen jedoch der Arbeiter- (Gehilfen-) Verband und der Arbeitgeber- (Prinzipal-) Verein in der Tarifkommission, einem Organ, das zu gleichen Teilen aus Arbeitgebern und Arbeitern besteht und u. a. berufen ist, Streitigkeiten um Änderungen des Arbeitsvertrages, d. h. um die Bedingungen und den Inhalt eines neu abzuschließenden Vertrages (Lohnhöhe, Dauer der Arbeitszeit, Art der Lohnzahlung u. s. w.), zu schlichten. Da außerdem im Buchdruckgewerbe eine Gleichartigkeit der Produktionsverhältnisse vorhanden ist wie in wenigen andern Industriezweigen, so ist ohne Zweifel auch die erste Voraussetzung für eine erfolgreiche Wirksamkeit einer Organisation gegeben, die ernstere Zerwürfnisse, Arbeitseinstellungen u. s. w. verhindern will. Trotzdem wurden die Verhandlungen der Tarifkommission, jenes Einigungsamtes für Deutschlands Buchdrucker, geschlossen, ohne daß ein Ergebnis erzielt werden konnte; der Streik brach aus. Das hat alle überrascht, die in den Einigungsämtern im allgemeinen wie in der Tarifkommission der Buchdrucker im besondern geeignete Einrichtungen zur Verhütung von Arbeitseinstellungen zu sehen pflegten.

Digitized by Google

Es liegt uns nun fern, die Forderungen der streikenden Buchdrucker auf ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung hin zu prüfen; das Ergebnis einer solchen Prüfung wäre auch gleichgiltig für die Beurteilung der Frage, die wir hier erörtern wollen. Nur das glauben wir hervorheben zu müssen, daß sich nach unsrer Ansicht die Sachlage dadurch verändert hat, daß die Buchdruckerbewegung vollständig in sozialdemokratisches Fahrwasser geleitet worden ist. *) Die Sozialdemokratie erstrebt nicht den sozialen Frieden; sie hat den Klassenkampf auf ihre Fahne geschrieben, sie feiert, wie es in einem Beschlusse des Brüsseler Kongresses ausdrücklich heißt, „zur Bekundung des Klassenkampfes" alljährlich den ersten Mai. In dem Augenblicke, wo der Unterstützungsverein deutscher Buchdrucker in das sozialdemokratische Lager überging, hörte er auch auf, ein dem Prinzipalverein gleichartiger Kontrahent zu sein. Ein Verband von Arbeitern, der so enge Fühlung mit der Sozialdemokratie gesucht und gefunden hat, wie der Gehilfenverband im Buchdruckgewerbe, wird nimmermehr als eine Organisation betrachtet werden können, die unter Anerkennung der berechtigten Interessen der Unternehmer die Erhaltung des Friedens fördern will. Anders war es, als der Verband noch im Gegensatz zu den sozialdemokratischen Bestrebungen stand. Daß zu dieser Zeit eine Einigung zwischen Prinzipalen und Gehilfen nicht erzielt wurde, legt es uns nahe, zu untersuchen, ob die Zusammensetzung der Tarifkommission für Deutschlands Buchdrucker auch wirklich die Gewähr einer erfolgreichen Thätigkeit als Einigungsamt bot.

Zum bessern Verständnis dieser Frage ist ein Rückblick auf die Geschichte der Einigungsämter überhaupt nötig.

Einigungsämter zur Entscheidung von Streitigkeiten um Änderungen des Arbeitsvertrages wurden zuerst in England in den sechziger Jahren von Mundella und Kettle errichtet. Nach diesen Männern unterscheidet man auch ein „System Mundella" und ein „System Kettle." Der Unterschied liegt im wesentlichen in zwei Punkten. Nach dem System Mundellas wählen die Mitglieder des Einigungsamtes, die zur einen Hälfte aus Vertretern der Arbeitgeber, zur andern aus Vertretern der Arbeiter bestehen, den Vorsitzenden aus ihrer Mitte; nach dem System Kettles ernennen die Mitglieder des Einigungsamtes einen Unparteiischen, der nötigenfalls eine Entscheidung fällt. Das letzte System ermöglicht auch die Durchführung des Schiedsspruches durch Zwang (durch die Grafschaftsgerichte, wenn die Entscheidung nicht gesetzwidrig ist), es schafft als Grundlage solcher Durchführung einen für beide Teile bindenden Vertrag und befaßt sich natürlich nur mit Streitigkeiten solcher Arbeitgeber und Arbeiter, die in ihrem Arbeitsvertrage die rechtlich bindende Verpflichtung, sich dem Spruche des Einigungsamtes zu unterwerfen, übernommen

*) Vergleiche darüber den Aufsatz im 48. Hefte der Grenzboten von 1891.

Digitized by Google

haben. Das System Mundellas kennt eine Durchführung des Schiedsspruches durch Zwang nicht, es überläßt die Unterwerfung unter den Spruch dem freien Willen der streitenden Parteien.

Stehen sich fest organisirte Verbände von Arbeitgebern und Arbeitern gegenüber, so ist die Art der Erledigung von Streitigkeiten um Änderungen des Arbeitsvertrages (namentlich der Arbeitszeit und des Arbeitslohnes) folgende.*)

Die allgemeinen Grundsätze für die Ordnung des Arbeitsverhältnisses werden durch die Verbände oder durch Ausschüsse dieser Verbände auf bestimmte Zeit vereinbart. Kommt es zu keiner Verständigung, so wird die Entscheidung entweder einem unparteiischen Schiedsrichter, vor dem die Vertreter der Verbände deren Sache als Anwälte führen, oder aber einem aus dem Unparteiischen und den Vertretern der Verbände gewählten Schiedsgericht übertragen; der Schiedsrichter wird entweder von den Verbänden oder deren Ausschüssen oder auch von den Vertretern dieser gewählt. Darnach kommt das System Kettles mit geringen Änderungen auch da zur Anwendung, wo festgeordnete Verbände von Arbeitgebern und Arbeitern um Machtfragen streiten.

Die englische Gesetzgebung hat den Entscheidungen der Einigungsämter, die sich unter das Gesetz stellen, rechtliche Giltigkeit beigelegt. Die vorher erwähnte Vereinbarung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern und der Schiedsspruch erlangen dadurch Rechtskraft, daß der Arbeitgeber dem Arbeiter ein gedrucktes Exemplar einer solchen Vereinbarung übergiebt, und daß der Arbeiter nicht binnen achtundvierzig Stunden dagegen Widerspruch erhebt; die Unterwerfung dauert jedoch nur solange, als sich der Arbeitsvertrag in Kraft befindet.

In England hat die Ausdehnung der Einigungsämter, namentlich der durch die Gesetzgebung begünstigten Ämter nach dem Kettleschen System, während der letzten zehn Jahre große Fortschritte gemacht. Wenn auch in einigen Streiks die Vermittlung dieser Ämter zurückgewiesen wurde, so ist doch ihre Thätigkeit im übrigen sehr erfolgreich gewesen, und eines der großen Kennzeichen der gegenwärtigen Arbeiterbewegung in England ist, wie Professor Munro 1890 in der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik bemerkte, die Forderung, die Errichtung von Einigungsämtern so weit als möglich auszudehnen.

In Deutschland sind Einigungsämter nur in bescheidnem Umfange errichtet worden. Meist hat man sich hier dem System Mundellas angeschlossen Allein in den Fällen, wo die Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern besonders heftig geworden waren, ist durch die nach diesem System errichteten Einigungsämter im allgemeinen kein Erfolg erzielt worden. So führte erst

*) Näheres hierüber bei Schulze-Gävernitz, Zum sozialen Frieden, und bei Brentano in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik Band 45 und 47; auch bei Schönberg, Handbuch, Band II, S. 729 — 733.

Digitized by Google

im vergangnen Jahre ein Ausstand (Lohnstreit) von weit über 2000 Feilenhauern in den Kreisen Remscheid und Lennep zur Auflösung der Vergleichskammer, die gebildet worden war, um Streitigkeiten zwischen den zu je einem Verein zusammengeschlossenen Fabrikanten und Arbeitern zu schlichten. Auch die Tarifgemeinschaft im Buchdruckgewerbe wird kaum fortbestehen, möge der Kampf ausgehen, wie er will. Bessere Erfahrungen hat man mit dem nach Art des Kettleschen Systems gebildeten Einigungsamte des Berliner Stock- (Drechsler-)Gewerbes gemacht; den Bemühungen des unparteiischen Dritten dieses Einigungsamtes ist es gelungen, daß selbst ernstere Streitfälle in befriedigender Weise geschlichtet wurden.

Die Gesetzgebung ist in Deutschland der Frage der Errichtung von Einigungsämtern dadurch nahe getreten, daß das Gesetz über die Gewerbegerichte vom 29. Juli 1890 auch eine Thätigkeit der Gewerbegerichte als Einigungsämter vorgesehen und geregelt hat. Darnach soll das Gewerbegericht, das in diesem Falle neben dem Vorsitzenden mindestens aus zwei Vertretern der Arbeitgeber und der Arbeiter bestehen muß,*) dann als Einigungsamt thätig sein, wenn es von beiden Teilen um Vermittlung angerufen wird; eine Durchführung des Schiedsspruches durch Zwang findet jedoch nicht statt. Das Verfahren vor dem Einigungsamte ist folgendes. Zunächst ist ein Einigungsversuch zwischen den streitenden Parteien zu machen. Hat dieser Erfolg, so ist der Inhalt der Vereinbarung durch eine von sämtlichen Mitgliedern des Einigungsamtes und von den Vertretern beider Teile zu unterzeichnende Bekanntmachung zu veröffentlichen. Kommt keine Einigung zu stande, so hat das Einigungsamt einen Schiedsspruch über die streitigen Fragen abzugeben. Doch kann sich der Vorsitzende in dem Falle, daß sich die Stimmen sämtlicher von den Arbeitgebern abgeordneten Beisitzer und Vertrauensmänner den Stimmen sämtlicher von den Arbeitern gewählten bei der Beschlußfassung über den Schiedsspruch gegenüberstehen, seiner Stimme enthalten und feststellen, daß ein Schiedsspruch nicht zu stande gekommen ist. Der Schiedsspruch ist sowohl mit den Erklärungen der Parteien durch eine von sämtlichen Mitgliedern des Einigungsamtes unterzeichnete Bekanntmachung zu veröffentlichen, als auch den Vertretern beider Teile mit der Aufforderung zu eröffnen, sich binnen einer bestimmten Frist zu erklären, ob sie sich ihm unterwerfen wollen. Ist weder eine Vereinbarung noch ein Schiedsspruch zu stande gekommen, so hat der Vorsitzende das öffentlich bekannt zu machen.

Zu diesen Bestimmungen bemerken die Motive zum Gesetz:

Daß eine auf diese Weise herbeigeführte und öffentlich kundgegebene Vereinbarung von allen Beteiligten für die Bedingungen des weiteren Arbeitsverhältnisses

*) Das Einigungsamt kann sich durch Vertrauensmänner der Arbeitgeber und der Arbeiter in gleicher Zahl ergänzen; es muß das geschehen, wenn es von Vertretern beider Teile unter Bezeichnung der zuzuziehenden Vertrauensmänner beantragt wird.

Digitized by Google

als maßgebend anerkannt wird, kann zwar durch äußere Mittel nicht erzwungen werden, wird aber als Regel angenommen werden dürfen. Auch wenn eine Einigung zwischen den Vertretern beider Teile nicht erzielt wird, soll das Einigungsamt seine Bemühungen, eine Beilegung der Streitigkeiten herbeizuführen, nicht ohne weiteres einstellen, vielmehr den Versuch machen, über die Bedingungen, auf welche hin eine Einigung billigerweise erwartet werden kann, seinerseits zu einem Beschlusse zu gelangen, und den auf Grund dieses Beschlusses abzugebenden Schiedsspruch den Vertretern beider Teile zur Erklärung vorzulegen. Das moralische Gewicht, welches einem solchen Schiedsspruche beiwohnt, wird um so größer sein, je sorgfältiger und objektiver das Einigungsamt bei der Feststellung der Thatsachen und bei den Einigungsverhandlungen vorgegangen ist, und es ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß — namentlich wenn die neue Einrichtung erst länger in Wirksamkeit gewesen ist — in nicht seltenen Fällen beide Teile sich schließlich dem Schiedsspruche unterwerfen werden. Dies wird allerdings in der Regel dann nicht zu erwarten sein, wenn auch innerhalb des Einigungsamtes die Ansicht sämtlicher für die Arbeitgeber zugezogenen Beisitzer und Vertrauensmänner derjenigen sämtlicher für die Arbeiter zugezogenen gegenüber gestanden hat und der Schiedsspruch nur durch die ausschlaggebende Stimme des Vorsitzenden zu stande gekommen ist. Deshalb soll in solchen Fällen der Vorsitzende berechtigt sein, sich seiner Stimme zu enthalten und zu konstatiren, daß ein Schiedsspruch nicht zu stande gekommen ist. Auch in dem Falle, in welchem nur eine der beiden Parteien oder keine von beiden sich dem Schiedsspruch unterworfen hat, soll eine Veröffentlichung des letztern stattfinden, da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß trotzdem größere oder kleinere Kreise der Beteiligten auf beiden Seiten sich entschließen, unter den im Schiedsspruch angegebenen Bedingungen das Arbeitsverhältnis fortzusetzen oder wieder aufzunehmen. Unter allen Umständen wird die Veröffentlichung des Schiedsspruchs den Wert haben, daß sie auf die öffentliche Meinung, deren Bedeutung für den Ausgang der in Frage stehenden Streitigkeit erfahrungsgemäß eine sehr erhebliche ist, aufklärend und berichtigend einzuwirken geeignet ist.

Von der Regelung, die die Errichtung und die Thätigkeit von Einigungsämtern durch die deutsche Gesetzgebung gefunden hat, versprechen wir uns keinen Erfolg. Erstens halten wir die Verquickung von Einigungsämtern mit Gewerbegerichten überhaupt nicht für glücklich, zweitens sind wir der Ansicht, daß der nach dem Gesetz zum Vorsitzenden des Einigungsamtes berufene, von der zuständigen Behörde ernannte Vorsitzende des Gewerbegerichts keineswegs in jedem einzelnen Falle von vornherein das Vertrauen der Mitglieder des Einigungsamtes wie der streitenden Parteien genießen wird, wie es notwendig wäre, wenn man die Herbeiführung eines friedlichen Ausgleichs für aussichtsvoll und gesichert halten soll; drittens lehrt uns die Erfahrung, daß da, wo die Rechtsverbindlichkeit und Vollstreckbarkeit der Schiedssprüche der Einigungsämter gesetzlich nicht eingeführt wurde, die Wirksamkeit der Einigungsämter im großen und ganzen nur gering gewesen ist. So hat auch in Belgien, einem der wenigen Staaten, die sich eine Förderung der Einigungsämter durch die Gesetzgebung als Aufgabe gestellt haben, das in seinen Grundzügen dem deutschen Gesetze vom 29. Juni 1890 ähnliche Gesetz über die conseils de

Digitized by Google

l'industrie et de travail vom 16. August 1887 bisher keinen Erfolg gehabt. Im deutschen Reiche hat sich die Regierung bisher der Hoffnung hingegeben, daß durch die Organe der Gewerbeinspektion die Errichtung von Einigungsämtern sehr gefördert werden würde. Hierbei hat man aber übersehen, daß in dem größten deutschen Bundesstaate, in Preußen, infolge dessen, daß hier die Gewerbeaufsichtsbeamten neuerdings mit den Lasten der Kesselrevision beschwert worden sind, die Gewerbeinspektoren selbst in einer bedeutend erhöhten Zahl nicht in der Lage sein würden, sich um die Gründung von Einigungsämtern energisch zu bemühen. Von preußischen Gewerbeinspektoren ist uns versichert worden, daß ihre hauptsächlichsten Berufsgeschäfte und namentlich auch ihre Thätigkeit als Kesselrevisoren so große Ansprüche an ihre Arbeitszeit stellten, daß sie sich schon aus diesem Grunde der Förderung einer friedlichen Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten nicht widmen könnten. Abgesehen hiervon darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß die vermittelnde Thätigkeit der Gewerbeinspektoren hie und da an dem Widerstande gewisser übermächtiger Einflüsse und Gewalten scheitert. Es ist das im wesentlichen eine Folge jener partikularistischen Organisation unsrer Gewerbeaufsicht, der wir es nicht allein verdanken, daß sechsundzwanzig Landesregierungen verschiedne Instruktionen für die Durchführung der Bestimmungen der Gewerbeordnung erlassen, sondern daß auch innerhalb dieser Landesregierungen wieder für jede Provinz, jeden Bezirk und Kreis, ja für jede Stadt und jedes Dorf die obern und die untern Verwaltungsbehörden nach eignem Belieben Anordnungen treffen, während der Gewerbeinspektor selbst machtlos dasteht.

Wie wir erwähnt haben, lehrt die Erfahrung, daß die Thätigkeit der Einigungsämter im allgemeinen nur da von Erfolg begleitet gewesen ist, wo ein das Vertrauen beider Teile genießender Vermittler einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen suchte und sich die streitenden Parteien verpflichtet hatten, sich dem Schiedsspruch zu unterwerfen. Es ist auch erklärlich, daß die Verständigung zwischen den streitenden Teilen in Frage gestellt wird, wenn diese unmittelbar verhandeln, und wenn die nicht selten durch unverständige Führer irregeleiteten Arbeiter erbittert in den Kampf eintreten und vielleicht unberechtigte oder unerfüllbare Forderungen stellen. Bei solchen unmittelbaren Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern wird statt der Besonnenheit und ruhigen Überlegung sehr oft leidenschaftliche Erregung die Oberhand gewinnen. Die Verhandlungen der Tarifkommission und der Ausbruch wie der Verlauf des Streiks im Buchdruckgewerbe bestätigen das. Wäre von Anfang an ein Vermittler vorhanden gewesen, der einerseits das Vertrauen beider Teile genossen, andrerseits sachkundig und objektiv die Verhältnisse im Buchdruckgewerbe zu beurteilen vermocht hätte, so wäre der Streik samt seinen bedauernswerten Folgen vielleicht vermieden worden. So viel steht

Digitized by Google

aber fest, daß die Zusammensetzung der Tarifkommission von vornherein keine Gewähr einer erfolgreichen Wirksamkeit bei ernsthaften Interessenstreitigkeiten bot.

Man wird einwenden, daß sich die Parteien bei Streitigkeiten um Änderungen des Arbeitsvertrages wegen der Person eines unparteiischen Dritten schwer einigen werden, zumal dann, wenn der Kampf sehr erbittert geworden ist. Allein auch hiergegen spricht die Erfahrung. Selbst der Verlauf des Buchdruckerstreiks zeigt, daß es nicht schwer gewesen wäre, Personen zu finden, die das Vertrauen der Arbeitgeber wie der Arbeiter besessen und die Bürgschaft ihrer Unparteilichkeit und Sachkenntnis geboten hätten. Das Richtige ist jedenfalls, daß zweckmäßig organisirte Einigungsämter, d. h. solche unter dem Vorsitze eines Unparteiischen, schon in Friedenszeiten geschaffen werden. Wenn das geschieht, so ist ohne Zweifel die Möglichkeit gegeben, daß entstehende Zerwürfnisse rechtzeitig erkannt und beseitigt werden. Einmal versäumtes läßt sich später mit allem guten Willen und mit aller Mühe oft nicht nachholen.

Wir glauben, daß die Regierung erwägen sollte, inwieweit die Wirksamkeit der sozialpolitisch so wichtigen Einrichtung der Einigungsämter durch die Gesetzgebung gefördert werden könnte. Die geltenden Bestimmungen sind ohne Frage ganz unzureichend. Vor allem halten wir für mangelhaft, daß die deutsche Gesetzgebung keine Rechtsverbindlichkeit und Vollstreckbarkeit der Schiedssprüche der Einigungsämter kennt. Wir wünschen nicht, daß die Einigungsämter obligatorisch gemacht werden; wir wollen sie als freiwillige Organe errichtet wissen, aber wir wollen sie auch mit Befugnissen ausgestattet sehen, die eine Sicherung des sozialen Friedens gewährleisten.

Wir gehen keineswegs soweit, in den Einigungsämtern das einzige Mittel zur friedlichen Beilegung von Arbeitsstreitigkeiten zu erblicken. Aber wir sind der Ansicht, daß ein gut organisirtes Einigungsamt unter Umständen sehr viel Gutes stiften kann. Deshalb erachten wir es auch für eine wichtige Aufgabe des Staates, daß er die Entstehung und Wirksamkeit dieser für die Sicherung des innern Friedens immerhin sehr bedeutungsvollen Organe kräftig fördere und unterstütze. Das beste Mittel, Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu verhüten, wird nach wie vor freilich darin bestehen, daß die Arbeitgeber stets von der Bedeutung und Größe ihrer sozialen Aufgaben und Pflichten durchdrungen sind, opferwillig durch ideelle und materielle Leistungen für das Wohl ihrer Arbeiter eintreten und namentlich auch rein menschliche Beziehungen zu ihren Arbeitern anzubahnen und zu pflegen suchen. Dieses Mittel wird auch den wirksamsten Damm gegen alle Bestrebungen der Sozialdemokratie bilden, die darauf gerichtet sind, ein gutes Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu stören oder gar zu lösen.

Digitized by Google

Das Zuhälterweſen und die Geſetzgebung

Von einem Richter

Wohl ſelten hat ein Prozeß in der Bevölkerung eine ſo gewaltige Erregung hervorgerufen, wie die Schwurgerichtsverhandlung gegen die Eheleute Heinze wegen Ermordung des Nachtwächters Braun. Die ſchonungsloſe Offenheit, womit hier gewiſſe Zuſtände der ſchlimmſten Art beſprochen werden mußten, hat vielfach das Bedenken erregt, ob es nicht richtiger geweſen wäre, dieſe Dinge hinter geſchloſſenen Thüren zu verhandeln. Mit Recht aber, wie mir ſcheint, hat die öffentliche Meinung, oder doch eine ſtarke Strömung in ihr, dieſes Bedenken zurückgewieſen. Die Öffentlichkeit iſt bei dem deutſchen Richterſtande nicht eben geſchätzt. In dem berechtigten Vollgefühl ſeiner unbeſtechlichen Gewiſſenhaftigkeit hält er eine Kontrolle durch ſie für überflüſſig, er ſieht nur die Nachteile, die ſie im Gefolge hat (und die gar nicht zu leugnen ſind), und er ſteht — im allgemeinen — dem Eifer, womit das Publikum an dieſem Grundſatz unſers Verfahrens feſthält, man kann wohl ſagen völlig verſtändnislos gegenüber. Ich meine aber, daß gerade der Heinzeſche Prozeß ſo recht geeignet ſei, zu Gemüte zu führen, welchen unſchätzbaren Wert unter Umſtänden die Öffentlichkeit jedenfalls haben kann.

Die Verhältniſſe, die in dieſem Prozeß zur Sprache gebracht wurden, ſind ſeit Jahren und Jahrzehnten den Behörden und den Gerichten bekannt. Ihnen haben jene Verhandlungen nichts gebracht, was ſie nicht längſt gewußt hätten. Gleichwohl hat man ſich bis jetzt nicht entſchließen können, in nachhaltiger Weiſe gegen derartige unleidliche Zuſtände einzuſchreiten. Wenn jetzt endlich die Dinge in Fluß gekommen ſind, ſo iſt es klar, daß wir das allein der Öffentlichkeit zu danken haben, dem Umſtande, daß dieſer Prozeß vermöge der ausgedehnten Berichterſtattung und vermöge des lebhaften Intereſſes, den der Fall an ſich erweckte, ſo zu ſagen vor der ganzen Nation verhandelt worden iſt. Zwar ſchien es, als habe man ſich auch nach dem Prozeß eine Zeit lang in den maßgebenden Kreiſen zu einem poſitiven Vorgehen nicht entſchließen wollen, als habe man geglaubt, mit einer Anweiſung an die untern Behörden, die beſtehenden Geſetze mit aller Strenge anzuwenden, alles

Digitized by Google

gethan zu haben. Dem hat aber, ob nun gegengezeichnet oder nicht, der Erlaß des Kaisers hoffentlich ein Ende gemacht.

Denn in der That ist nichts falscher, als die Meinung, man könne mit den geltenden Gesetzen etwas Nachhaltiges erreichen. Im Gegenteil, gerade unsre Gesetze sind es, die die gefährlichste und die verwerflichste Seite der Prostitution, das Zuhälterwesen, großgezogen haben. Das muß mit aller Schärfe und mit rückhaltloser Offenheit ausgesprochen werden, darüber darf keine Unklarheit herrschen, denn nur dann werden wir es erreichen, allen Vorurteilen, allen berechtigten und unberechtigten Empfindungen und Empfindeleien zum Trotz zu einer vernünftigen Gesetzgebung zu gelangen. Die bestehende Gesetzgebung hegt einerseits geradezu das Zuhältertum, und die Handhaben, die sie allerdings andrerseits dagegen gewährt, reichen ganz und gar nicht aus.

Über die Prostitutionsfrage ist schon sehr viel gestritten worden. Sie läßt sich von den verschiedensten Gesichtspunkten aus beleuchten und beantworten. Der Gesetzgeber aber hat im Grunde nur die Wahl zwischen zwei Standpunkten. Entweder er tritt der nicht geringen Anzahl derer bei, die die Prostitution als einen unerträglichen Schandflecken an unserm öffentlichen Leben und für einen Krebsschaden halten, der lieber heute als morgen gänzlich beseitigt werden müßte. Gut, dann untersage man jede Prostitution mit klaren Worten und (was allerdings das wichtigste ist) führe das Verbot mit aller Strenge durch. Das ist nicht möglich, sagen die Gegner, und wie mir scheint, dürfte alle seitherige Erfahrung ihnen Recht geben; wer so etwas will, der kennt die menschliche Natur nicht, der beachtet nicht die sozialen Bedingungen des heutigen Lebens. Die Prostitution mag ein Übel sein, aber sie ist notwendig, um Schlimmeres zu vermeiden.

Unsre Gesetzgebung steht bekanntlich auf dem zweiten Standpunkte, aber sie hat sich bis jetzt leider nicht entschließen können, den gewählten Standpunkt streng festzuhalten. In § 361 Nr. 6 bestimmt das Strafgesetzbuch eine sittenpolizeiliche Kontrolle. Der Paragraph bestraft die gewerbsmäßige Unzucht nur an Frauenspersonen, die nicht unter polizeiliche Aufsicht gestellt sind. Statt nun aber die Folgen dieser Bestimmung zu ziehen, bedroht das Strafgesetzbuch in § 180 ohne Unterschied jeden mit Strafe, der den Dirnen die zur Ausübung ihres Gewerbes unentbehrlichen Räumlichkeiten gewährt, vorausgesetzt nur, daß er es nicht ein einzelnes vorübergehendes mal völlig unentgeltlich thut. Das ist ein unerträglicher Widerspruch, allerdings kein logischer, wie der zweite Senat des Reichsgerichts in seinem Urteil vom 28. Mai 1880 so schön sagt: „Der vom ersten Richter angeführte Grund, daß die der polizeilichen Kontrolle unterstehenden Frauenzimmer doch Mietwohnungen haben müßten, ist ein Argument, welches gegenüber der bestehenden Gesetzgebung, die jede Art der Vor-

Digitized by Google

schubleistung der Unzucht, insofern sie aus Eigennutz oder gewohnheitsmäßig geschieht, untersagt, nicht am Platze ist" — einem Mustersatze für jene Rechtsprechung, die am grünen Tisch jede Fühlung mit dem wirklichen Leben ablehnt und sich obendrein noch etwas zu gute thut auf die unbestreitbare Folgerichtigkeit ihrer Sätze. Aber wenn auch kein logischer Widerspruch vorhanden ist und das Reichsgericht in der Sache nicht anders entscheiden konnte, so ist es doch ein thatsächlicher Widerspruch, ein Widersinn, der selbst dem weniger feinen Rechtsgefühl des hier in Betracht kommenden Publikums geradezu ins Gesicht schlägt. Jeder, der die Praxis der Kuppeleiprozesse kennt, wird mir darin beistimmen, daß es eine geradezu unwürdige Rolle ist, zu der dieser Paragraph 180 den Staatsanwalt und das Gericht verurteilt. Eine Kupplerin kann ihr Gewerbe unter den Augen des Gesetzes betreiben — und wenn sie das thut, gehört sie noch zu den bessern und ungefährlicheren Vertreterinnen ihres Standes —, sie begiebt sich fein still in den Stadtteil, wohin die Behörden die Prostitution verpflanzen möchten, sie meldet gewissenhaft jede Dirne an, die bei ihr Quartier nimmt, und trägt dadurch zu ihrem Teil redlich und ersprießlich zur Durchführung einer wirksamen Aufsicht bei. So lebt und treibt sie es in Frieden mit der Polizei, die froh ist, für ihre Zwecke eine so loyale Person zu besitzen, bis es eines schönen Tages dem Nachbar aus Ärger oder Neid einfällt, zwei Zeilen an den Staatsanwalt zu richten, und — der Strafprozeß beginnt, der nicht anders als mit einer Verurteilung enden kann. Wenn dann das Weib vor Gericht steht, und mehr empfunden vielleicht als klar gedacht aus ihren verworrenen Reden die Fragen herausklingen: Mein Gott! wie ist mir denn, sehe ich denn nicht täglich Dirnen mit Genehmigung der Polizei ihr Gewerbe treiben, muß denn, wenn Unzucht betrieben wird, sie nicht irgendwo betrieben werden, habe ich denn nicht alles aufs gewissenhafteste gethan, was man von mir verlangte, und hängt es denn wirklich nur von der Gnade meiner übelwollenden Nachbarn ab, ob ich mein Gewerbe treiben kann, das freilich nicht sauber ist, das aber doch geduldet wird, und das andre treiben dürfen? Wenn so das Weib vor uns steht und ihr Urteil empfängt, wen, frage ich, ergreift dann wohl tiefer das Gefühl der Beschämung, sie, das unwissende kupplerische Weib ob ihres schändlichen Gewerbes, oder uns, die hochgebildeten Richter, die wir ihr die Strafen einer innerlich so unwahren Gesetzgebung zudiktiren müssen! Man spricht so viel von der Aufgabe der Besserung, die gerade hier dem Staate zufalle; sollte eine derartige Behandlung wohl das richtige Mittel sein, den Menschen zur innern Umkehr zu bewegen? Doch genug hiervon: wir haben eine Prostitution, und dank den Gesetzen, die die menschliche Natur beherrschen, wird weidlich von ihr Gebrauch gemacht. Mit ihr aber, wider die Absicht des Gesetzes und in so erschreckendem Maße hat sich das Zuhältertum entwickelt.

Digitized by Google

Auf den ersten Blick hat diese Erscheinung etwas Rätselhaftes. Das Verhältnis der Dirne zu ihrem Beschützer beruht nur in Ausnahmefällen auf persönlicher Zuneigung. Meist ist ihr der Mensch zum mindesten gleichgiltig. Der „Louis" arbeitet nicht oder so gut wie nicht, dabei lebt er aber herrlich und in Freuden, ißt und trinkt gut und kleidet sich gern nach seinen Begriffen fein. Dazu braucht er natürlich viel Geld, und das muß ihm die Dirne mit ihrem Verdienst schaffen. Er überwacht sie sehr genau, weiß stets, ob sie Geld verdient hat, und ist unerbittlich darin, es ihr abzunehmen. Giebt sie es nicht gutwillig, dann ist sie seinen Mißhandlungen ausgesetzt und wird dazu gezwungen. Was in aller Welt, fragt man, kann das Mädchen veranlassen, ein solches Verhältnis einzugehen! Die Antwort ist einfach: sie ist gezwungen dazu, gezwungen durch die Halbheit unsrer Gesetzgebung, durch den Rechtszustand, in dem sie lebt!

Rechtszustand ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck, es ist das Gegenteil davon, der Zustand völliger Rechtlosigkeit. Schon der eben besprochene Widersinn, der in der ausnahmslosen Strafbarkeit der Kuppelei liegt, schlägt dahin. Es ist den Dirnen nicht verboten, Unzucht zu treiben, sie wissen aber und bekommen es zu fühlen, daß jeder sich strafbar macht, der ihnen die unentbehrlichen Räumlichkeiten dazu gewährt. Je gefährlicher es ist, Zimmer an sie zu vermieten, je unsicherer das Geschäft ist, um so höher steigen natürlich die Preise — sie erreichen oft eine verblüffende Höhe —, desto schwieriger wird es für sie, Unterkommen zu finden, das sie doch unbedingt haben müssen, wenn sie nicht öffentlicher Strafe, monate- und jahrelanger Korrektionshaft verfallen wollen. Muß schon diese Unsicherheit ihrer Lage in ihnen das natürliche Bedürfnis des Weibes nach einem männlichen Schutz steigern, so kommt viel wesentlicher noch etwas andres in Betracht.

Der Gesetzgeber bestimmt die sittenpolizeiliche Kontrolle, aber er sagt nichts über die Art und Weise der Ausführung. Er überläßt das ganz und gar den Anordnungen der örtlichen Polizeibehörden. Man möchte sich nun auf den ersten Blick vollkommen damit einverstanden erklären, wenn diese die Kontrollmädchen den weitgehendsten Beschränkungen unterwerfen. Bei näherm Zusehen zeigt sich aber das Bild in etwas andrem Lichte. Neben andern Geboten und Verboten, die hier nicht von Belang sind, kehren wohl überall folgende Bestimmungen wieder. Es ist den Mädchen verboten: sich auf den Straßen herumzutreiben, auf den Hauptstraßen sich überhaupt sehen zu lassen, nach Eintritt der Dunkelheit ihre Wohnung zu verlassen, sich in den Wohnungen zum Fenster hinauszulegen oder gar sich in die Hausthür zu stellen. Auch an den Fenstern dürfen sie sich nicht sehen lassen, diese sind geschlossen zu halten und müssen verhängt sein, auch dürfen sie nicht auffallend erleuchtet sein. Sind das nicht, fast möchte man sagen ideale Zustände, die uns aus diesen Bestimmungen entgegenleuchten? Was bliebe an öffentlicher

Digitized by Google

Ordnung und Ruhe noch zu wünschen übrig, wo solche Gebote in Geltung sind, wenn nicht das eine: daß sie auch befolgt würden! Das aber ist leider unmöglich. Es ist vollständig ausgeschlossen, daß bei unserm System der Prostitution die Dirnen diesen Bestimmungen nachlebten, bei unserm System, wo sie bald für sich in möblirten Zimmern, bald in häuslicher Gemeinschaft mit den Vermietern, hier einzeln, dort in Haufen, hier straßenwärts elegant, dort in dem entlegensten Raume einer verlorenen Hofwohnung hausen. Wie will man da solche Beschränkungen durchführen? Man könnte die Mädchen zwingen, ja, wenn man neben jede einen Schutzmann stellte, der sie mit seiner Fäuste Gewalt in ihren vier Wänden festhielte. So aber sind die Übertretungen im weitesten Umfange gar nicht zu verhindern, und wenn eine Dirne darin vorangeht, so muß die andre folgen, und wenn ein Mädchen gewissenhaft oder furchtsam genug wäre, zurückzubleiben, die Verzweiflung des Hungers würde sie doch auf die Straße treiben. Darüber ist man sich aber auch bei den Behörden vollkommen klar, man weiß, daß man die Befolgung nicht durchführen kann, und man will das auch gar nicht. Der Schutzmann, der in seinem Revier streng auf die Durchführung halten wollte, würde sicherlich bald als sehr gewissenhafter, aber doch etwas übereifriger Beamter von diesem Platz entfernt werden. Es wäre ja in der That auch nur lächerlich, erst die Prostitution zuzulassen, weil sie trotz ihrer Abscheulichkeit nicht entbehrt werden kann, und dann sie so zu verstecken, daß sie niemand zu finden vermag. Man drückt also ein Auge zu, der Brei wird nicht so heiß gegessen, wie er eingebrockt ist, und was man damit thatsächlich erreicht, ist die unbeschränkte absoluteste Willkürherrschaft der Polizei. Das wäre nun noch zu ertragen, wenn damit lediglich in die Hände des Chefs eine diskretionäre Gewalt gelegt wäre, sodaß dieser die Zügel bald schärfer anziehen, bald wieder nachlassen könnte. Das System bringt es aber leider mit sich, daß diese diskretionäre Gewalt viel weniger beim Chef, als gerade bei den untersten Aufsichtsbeamten liegt. So ist es in der That die gewiß oft durch die Weisungen der Oberbehörden geregelte, oft aber auch nur der eigensten Entschließung folgende Willkür der Nachtwächter, der die Dirnen auf Gnade oder Ungnade überliefert sind. Gezwungen so, das Gesetz zu übertreten, gewöhnt, es unter den Augen der Polizei zu thun, leben sie in steter Gefahr, ungewiß, wann es einmal den Beamten einfallen wird, zuzugreifen, leben sie wie das Wild auf dem Felde, das, heute noch geschont, morgen schon von seinem Schicksal ereilt werden kann.

In dieser steten Flucht vor der Polizei tritt nun als willkommener Beschützer der Louis auf. Nicht, wie es in dem Urteil mancher Gerichte heißt, um den Mädchen Männer zuzuführen — denn den Liebeswerbungen eines Zuhälters gegenüber dürfte sich die Männerwelt allgemein eher abgeneigt zeigen — nicht, um Mädchen auf Männer aufmerksam zu machen — denn

Digitized by Google

das hat die Dirne nicht nöthig, einen Mann von einem Mädchen unterscheiden, das kann sie schon allein —, nein, um aufzupassen, ob da, wo sie streicht, ein Wächter naht, um, wenn er kommt, Signal zu geben oder ihr zur Seite zu stehen und, mehr noch durch die Furcht, die seine rohe Gewaltthätigkeit einflößt, als durch den Schein von Ehrbarkeit, den er ihr durch seine Begleitung verleihen könnte, sie vor Verhaftung zu schützen. Das unabweisbare Bedürfnis nach einem derartigen Schutz ist es, das die Dirnen den Zuhältern zutreibt, das das Zuhälterwesen so mächtig hat aufblühen lassen.

Aber dabei ist die Entwicklung der Dinge nicht stehen geblieben, und das bringt uns auf die zweite Frage, ob die bestehende Gesetzgebung ausreichende Handhaben gegen die Zuhälter gewähre. Unser Strafgesetzbuch bestraft den Zuhälter als solchen bekanntlich nicht. Der Versuch, die Aneignung des Geldes, das die Dirne durch ihre Unzucht verdient hat, an dem Zuhälter als Hehlerei (Strafgesetzbuch § 259) zu bestrafen, erscheint, wie auch das Reichsgericht anerkannt hat (Entsch. Bd. II, S. 342), verfehlt, und zwar nicht bloß deswegen, weil in den meisten Fällen in der Unzucht keine strafbare Handlung liegt. Nur insofern seine Thätigkeit eine kupplerische ist, findet der § 180 des Strafgesetzbuches auch auf den Zuhälter Anwendung. Ob man bei der Redaktion des Strafgesetzbuchs auch an diesen Fall der Kuppelei gedacht habe, scheint zweifelhaft; erst allmählich, soviel ich sehe, ist man in der Praxis darauf gekommen, diesen Paragraphen hier anzuwenden. Doch kommt es darauf nicht an, und wenn auch die Auslegung, wonach in der geschilderten Thätigkeit des Louis eine „Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit" oder „Vermittlung" liegt, unverkennbar etwas gezwungenes hat, so läßt sich doch ihre Folgerichtigkeit nicht bestreiten. Aber man beachte wohl, daß es nur die Kuppelei ist, wegen deren man den Zuhälter bestraft, daß im übrigen das Leben und Treiben des Zuhälters als solches kein selbständiges Verbrechen bildet. Wer die Strafe des Zuhälters nur deswegen ins Ungemessene steigert, weil er es mit einem Louis zu thun hat, der führt, genau genommen, eine Strafe für einen Thatbestand ein, den unsre Strafgesetze nicht kennen. Das soll jedoch nichts weiter sein, als ein rein theoretisches Bedenken, das ich nur als einen Grund mehr dafür ins Gefecht führe, daß uns ein neues besondres Strafgesetz gegen den Zuhälter noth thut. Viel wichtiger ist folgender Gesichtspunkt.

Es ist im Grunde nicht schwer, dem Zuhälter, der auf der Anklagebank sitzt, den Nachweis zu führen, daß er nicht gearbeitet, vielmehr von dem Gelde gelebt hat, das ihm die Dirne hat geben müssen; sehr schwer ist aber der Beweis bestimmter einzelner Thathandlungen, in denen die „Vermittlung," die „Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit" zu finden ist. Das hat wohl jeder schon erfahren, der einige Praxis in diesen Prozessen besitzt. Es

Digitized by Google

dreht sich dann in der Beratung der Streit darum, ob man nicht aus dem Umstande, daß der Angeklagte von seiner Dirne Geld erhalten hat, ohne weiteres darauf schließen müsse, daß er ihr auch Kupplerdienste geleistet habe, denn was sollte sie schließlich bewogen haben, Geld zu geben? Doch verflüchtigt sich da der Beweis für den ganzen objektiven Thatbestand bedenklich ins Hypothetische. Er würde ausschließlich auf der Annahme einer rein verständigen, auch dem Fernstehenden verständlichen Handlungsweise der Dirne beruhen, und der Kriminalist weiß, wie unsicher eine solche Grundlage ist. Mit Recht will schon deshalb manchem jener Schluß zu kühn erscheinen. Es ist aber noch ein Umstand, der ihn eigentlich geradezu verbietet. Das ist die schon erwähnte Fortentwickelung, die das Zuhälterwesen heutzutage genommen hat. Der Zuhälter, faul und im Grunde auch feig, wie er ist, findet natürlich seine nächtliche Arbeit auf der Straße unbequem und nicht ungefährlich, und hat gelernt, auch ohne solche zu seinem Ziele zu kommen. Er hängt sich dem Mädchen an, auch wenn sie ihn nicht haben will, er zwingt sie mit ihm zu leben und ihm von ihrem Verdienst zu geben, auch ohne daß er dafür etwas leistet. Weist sie ihn zurück, so hat er leichte Mittel, ihr das Gewerbe und ihre Existenz gänzlich zu verderben. Dann weiß er jede Annäherung eines Mannes durch sein brutales Dazwischentreten zu verhindern, dann lenkt er, statt die Dirne vor dem Wächter zu warnen, durch sehr einfache Mittel dessen Aufmerksamkeit auf sie, er verfolgt sie auf allen ihren Wegen, und wenn alles nichts hilft, überfällt er sie und mißhandelt sie, und nicht er allein, die ganze Rotte der Zuhälter, die wie Kletten zusammenhängen, unterstützt ihn, bis die Dirne mürbe geworden ist und ihren hoffnungslosen Widerstand aufgiebt. Von einem „Beschützer" der Dirne kann da nicht mehr die Rede sein. Was aber den Menschen gefährlich macht, was seine Lebensführung so ehrlos und verwerflich erscheinen läßt, daß mit aller Energie gegen ihn vorgegangen werden muß, das ist geblieben. Sind so die Fälle gar nicht selten, wo der Zuhälter eine kupplerische Thätigkeit überhaupt nicht entfaltet, so stellt sich ein besondres Strafgesetz gegen ihn vollends als unabweisbares Bedürfnis heraus.

Schließlich könnte man allerdings auch den Gesichtspunkt der Anstiftung verwerten. Der Zuhälter, der die Dirne zur unerlaubten Unzucht oder zur Übertretung der Kontrollvorschriften anstiftet, kann mit Haft und Überweisung an die Landespolizeibehörde (Strafgesetzbuch §§ 361 b, 48) bestraft werden. Ich weiß nicht, ob dieser Gesichtspunkt irgendwo in Anwendung gebracht worden ist, zulässig ist er jedenfalls. Aber auch er ist unvollkommen. Der Beweis der Anstiftung überhaupt ist schwierig, in vielen Fällen wird auch thatsächlich keine Anstiftung vorliegen. Wer will ein Urteil darüber gewinnen, vielleicht wissen es die Betreffenden selbst nicht, von welchem Teile der Antrieb zu den Übertretungen der Dirne im einzelnen, zu ihrer Lebensführung im allgemeinen ausgegangen ist.

Digitized by Google

Die Mittel zur Abhilfe, die ich vorzuschlagen hätte, sind einfach und nicht neu. Da scheint mir vor allen Dingen die Lokalisirung der Prostitution in bestimmte Häuser geboten, die unter entsprechender Abänderung des § 180 (sowie 361⁶) des Strafgesetzbuches zu erfolgen hätte. Das ist freilich eine Maßregel, viel gepriesen schon und viel geschmäht, und wenn es jetzt gilt, einen entschlossenen Schritt vorwärts zu thun, werden wohl die Geister ganz besonders aufeinanderplatzen. Aber wolle man sich endlich doch einmal bei dieser Frage entschließen, sine ira et studio den Dingen so ins Angesicht zu sehen, wie sie in Wahrheit liegen, und dabei immer nur recht logisch zu Werke gehen, wolle man doch endlich einmal alle die Gründe aus dem Spiele lassen, die nicht sowohl gegen die Bordelle als vielmehr gegen die Prostitution gemünzt sind, wolle man doch endlich einmal alles, was Phrase ist, in diesem Streit entschlossen zurückweisen. Wenn ich sehe, wie es heutzutage in den großen Städten hergeht — und wer könnte das übersehen! —, wenn ich sehe, wie nachts die Schar der Dirnen mit ihrem ganzen Gesindel von Anhang ausfliegt und sich von den Gassen und Gäßchen aus bis in die vornehmsten Stadtteile verbreitet, dort schreiend und lärmend ihr Wesen treibt, hier lautlos streicht, aber überall zu finden ist und niemand unbehelligt läßt, wenn ich dann frage: wie kann die Polizei das nur dulden, warum sperrt man nicht das ganze Volk in besondre Häuser ein, wo sie aufsuchen mag, wer sie nicht entbehren kann — dann komme man mir nicht mit der Antwort: das wäre des Staates und seiner „ethischen Idee" nicht würdig! Auch das Mitleid, das jenen von der Gesellschaft verachteten und benutzten, gesuchten und verstoßenen mißhandelten Geschöpfen wahrlich gebührt, kann hier nicht mitsprechen. Was ihre Lage so unwürdig und elend macht, ist die Prostitution, nicht das Bordell. Das einzige, was überhaupt fraglich erscheint, ist das, ob es möglich sein wird, neben den Bordellen die freie Prostitution zu unterdrücken, und was diese Frage anlangt, so glaube ich allerdings, daß sie sich, mit Entschlossenheit und aller zu Gebote stehenden Energie angefaßt, im wesentlichen wird lösen lassen. Zwar zweifle ich nicht, daß sich auch außerhalb des Bordells Männlein und Weiblein noch stets zu finden wissen werden. Darum handelt sichs aber nicht, es kommt hier auf die Unterdrückung der Gewerbsunzucht an, und diese lebt unter dem Dilemma, daß sie zwar den Schutzmann fliehen muß, von allen andern Männern aber gefunden werden möchte. Und sollten da die Polizeibeamten, namentlich in den Großstädten, auf die es hauptsächlich ankommt, nicht können, was andre können? Ist denn die vielverbreitete Meinung nur so von ungefähr, daß man die besten und heimlichsten Adressen auf dem Polizeipräsidium würde erfahren können? Man stelle nur die Polizei auf den festen Boden des Rechts. Wenn wir erst öffentliche Häuser allgemein zugelassen haben und die Männerwelt auf sie verweisen können, dann wird sich die Polizei an die Aufgabe machen können, ohne Unterschied und ohne Ansehen der Person die freie Prostitution

Digitized by Google

von der Straße zu treiben und in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, dann kann sie nichts mehr hindern, mit der ganzen Energie vorzugehen, und sie wird sich dem Verlangen, eine klare und folgerichtige Gesetzgebung zur Durchführung zu bringen, nicht mehr mit dem Hinweis darauf entziehen können, daß man Unmögliches verlange. Völlig unverständlich ist mir die von sehr beachtenswerter Seite vertretene Meinung, daß für Bordelle nur Gründe der polizeilichen Bequemlichkeit sprächen.*) Das Gegenteil davon ist wahr. Leicht wird die Aufgabe der Sittenpolizei dann nicht sein, sie wird es nicht bequemer haben, sie wird vielmehr ernster und energischer vorgehen müssen, und wenn sie selbstverständlich auch nicht jede Übertretung wird verhindern können, so wird sie es doch erreichen, daß zur Ausnahme werden wird, was jetzt Regel ist, daß diese Ausnahmen ohne Unterschied von den Gerichten mit der vollen Strenge der Gesetze angesehen werden, und daß man dabei nicht mehr von drei Monaten oder gar drei Tagen Gefängnis hört, wie es jetzt oft genug und nach den Verhältnissen mit gutem Grunde geschieht.

Schon lange ist die Zulassung öffentlicher Häuser von berufener Seite dringend empfohlen worden. Haben alle Gründe dafür bisher keine Entscheidung herbeiführen können, hat man selbst der fortschreitenden Verseuchung der Nation rat- und thatlos gegenübergestanden,**) so werden jetzt endlich die Enthüllungen des Heinzischen Prozesses hoffentlich den Ausschlag geben. Belehrt darüber, wohin es bei uns gekommen ist, wird die öffentliche Meinung nicht länger widerstreben, wenn wir mit einem System brechen, das solche Früchte gezeitigt hat.

Neben der Zulassung öffentlicher Häuser werden wir aber auch einer ausdrücklichen Strafbestimmung gegen die Zuhälter nicht entbehren können. Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, daß es jemals gelingen werde, jede Gewerbsunzucht außerhalb der Bordelle zu verhindern. Das begreifliche Streben der Prostituirten, sich der strengen Aufsicht, die in den Häusern herrschen wird, zu entziehen, der Leichtsinn und die Genußsucht der Mädchen, die die Bahn des Lasters erst betreten, werden dem Zuhälterwesen stets ein Feld offen halten. Die Zuhälter werden daher nicht völlig verschwinden, und unser Rechtsgefühl fordert strenge Strafe gegen sie. Ein sehr einfacher und, wie mir scheint, durchaus annehmbarer Vorschlag ist in der Presse dahin gemacht worden, daß man gegen die Zuhälter die Korrektions-

*) So, wenigstens nach dem Referenten im Gerichtssaal Bd. 38, S. 140: Die 56. Generalversammlung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft im Jahre 1884. Ich habe das aus dem besprochenen Bericht der Gesellschaft selbst freilich nicht herauslesen können.

**) In dieser Beziehung darf man freilich nicht auf dem Standpunkte jenes Pastoren stehen, der die Furcht vor der Ansteckung als willkommene Schutzwand gegen die Ausbreitung des Lasters begrüßt. Welche krasse Werkheiligkeit er damit predigt, hat der Herr wohl selbst nicht geahnt!

Digitized by Google

haft in Anwendung bringe. Eine dahin gehende Strafbestimmung würde sich ganz natürlich dem System des Gesetzbuchs anschließen, das für alle Arten von Leuten, die durch Müßiggang und Hang zum Laster heruntergekommen und dadurch zu einer Plage oder Gefahr für die menschliche Gesellschaft geworden sind, diese Schule strenger Zucht und regelmäßiger Arbeit eingeführt hat. Freilich kann es bedenklich erscheinen, die gefährliche Klasse der Zuhälter mit dem im ganzen harmlosen, mehr schwachen als schlechten Völkchen der Bettler und Vagabunden in unmittelbare Gemeinschaft zu bringen. Das ist jedoch ein rein gefängnis-technisches Bedenken, das in Verbindung mit so mancher andern Frage, die auf diesem Gebiete der Lösung harrt, erledigt werden mag.

Nicht ganz einfach dürfte es sein, den gesetzlichen Thatbestand des Vergehens befriedigend in Worte zu fassen. Mir ist, mit einer einzigen Ausnahme, kein Versuch dazu bekannt geworden. Ich würde etwa folgenden Vorschlag machen: „Wer, ohne einem regelmäßigen Erwerbe nachzugehen, zu einer Frauensperson, die gewerbsmäßig Unzucht treibt, in ein persönliches Verhältnis tritt, durch das er sie veranlaßt, ihm die Mittel zu seinem Lebensunterhalte ganz oder zu einem wesentlichen Teile zu gewähren.“ Diese Bestimmung müßte unter Nr. 6a in § 361 des Strafgesetzbuches eingeschoben werden.

Ich bemerke dazu folgendes. Persönliches Verhältnis soll hier nicht etwa Liebes- oder auch nur ein Geschlechtsverhältnis bedeuten. Beides liegt nicht in dem Begriff Zuhälter. Es ist damit vielmehr nur die Pflege von Beziehungen durch persönlichen Umgang und Verkehr gemeint. Der Begriff hat etwas unbestimmtes, doch glaube ich nicht, daß er in der Praxis Schwierigkeiten machen würde, und er scheint mir erforderlich, um alle die Fälle auszuschließen, wo auf Grund eines Geschäftsverkehrs jemand von der Dirne Geld oder Geldeswert an sich bringt, wie wenn Wohnung oder Unterhalt gegen Bezahlung gewährt wird. Zwar handelt es sich in diesen Fällen immer um Leistung und Gegenleistung; das ist aber, wie mir scheint, nicht das entscheidende. Auch der Zuhälter leistet der Dirne, zwar nicht immer, aber in den meisten Fällen Dienste, die in der That Gegenleistung sind, und daß hier die Leistungen auf unsittlichem, daher nichtigem Vertrage beruhen, unterscheidet sie wiederum nicht immer von den andern Leistungen, dann z. B. nicht, wenn verbotenerweise Wohnung zur Ausübung des Geschlechtsverkehrs gewährt wird. Daß aber der Zuhälter zur Dirne in dieses Verhältnis tritt, mag sich dieses nun gestalten wie es will, das ist es, was diese zur Hergabe des Geldes veranlaßt. Im übrigen dürfte sich die Rechtfertigung meines Vorschlags aus den vorhergehenden Ausführungen ergeben.

Damit wären meine Vorschläge erschöpft. Beide Maßregeln, die Zulassung öffentlicher Häuser einerseits, die Bestrafung der Zuhälter andrerseits, würden meiner Meinung nach ausreichen. Sie würden die Verwaltungs-

Digitized by Google

behörden auf einen festen Rechtsboden stellen, von dem aus sie die Übelstände in dem Umfange ausrotten könnten, als es nur immer möglich ist, strafbare Handlungen im voraus zu verhüten. Die weitergehenden Maßregeln, die die französische Regierung den Kammern in Vorschlag gebracht hat, dürften, soweit man nach den Zeitungsberichten über sie urteilen kann, für uns überflüssig sein. Es heißt in der mir vorliegenden Notiz: „Vermieter, die die Unzucht begünstigen, sollen zu Gefängnis von vier Monaten bis zu zwei Jahren oder zu 200 bis 1000 Francs Geldstrafe verurteilt werden." Der § 180 des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs, der insofern ja bestehen bleiben soll, bestraft diese Leute mit Gefängnis bis zu fünf Jahren. Daneben kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden. Weiter heißt es: „Besitzer von Cafés, Wirtshäusern oder Schankstellen, die Frauen oder Mädchen, seien diese in irgend einem Geschäft angestellt oder nicht, Gelegenheit gewähren, sich der Prostitution hinzugeben, werden als Zuhälter betrachtet und wie die Bettler und Vagabunden bestraft" (die in Frankreich härter angesehen werden, als bei uns). Auch auf diese Personen findet bei uns der § 180 wohl stets unmittelbare Anwendung, und es scheint mir richtiger, sie als das, was sie sind, als Kuppler zu bestrafen, als daß man sie als Zuhälter betrachtet, was sie nicht sind. Weiter heißt es: „Ferner ist ein Mensch, gleichviel ob er eine Wohnung hat oder nicht, als Zuhälter zu betrachten, wenn er aus Handlungen, die bestimmt sind, die öffentliche Prostitution zu erleichtern, ein Gewerbe macht." Diese Definition des Zuhälters ist auf der einen Seite außerordentlich unbestimmt (freilich kenne ich den französischen Wortlaut nicht) und bietet die Gefahr, daß sie ins Ungemessene ausgedehnt werden kann (oder daß man die Sache umdrehen muß und, was freilich nicht immer das dümmste ist, die Definition nach dem Begriff des Lebens auslegt), andrerseits erscheint sie zu eng, insofern es heutzutage, wie ich gezeigt habe, thatsächlich Zuhälter giebt, denen es gar nicht einfällt, die Prostitution zu erleichtern. Endlich kann dem Zuhälter ein Aufenthaltsverbot bis zu fünf Jahren auferlegt werden. Es ist das auch bei uns insofern möglich, als der wegen Kuppelei verurteilte unter Polizeiaufsicht gestellt werden kann, wenn vom Gericht darauf erkannt worden ist. Ob es sich für uns empfiehlt, darüber hinaus dem französischen Beispiel zu folgen, erscheint mir doch zweifelhaft.

Nachwort. Der vorstehende Aufsatz war bereits abgeschlossen, als mir der Artikel über das Zuhälterunwesen in Nr. 46 der vorjährigen Grenzboten zu Gesicht kam. Die dort gegebene Begriffsbestimmung vom Zuhälter scheint mir ebenfalls an den Mängeln zu leiden, die so eben bezeichnet worden sind. Im übrigen mögen den dort vertretnen abweichenden Ansichten gegenüber meine Ausführungen für sich selber sprechen, so gut sie können.

Digitized by Google

Die Aussichten unsers südwestafrikanischen Schutzgebietes

Die guten und ehrenvollen Überlieferungen Burckhardts und Munzingers leben auch heute noch in der deutschen Schweiz fort: fast alljährlich ziehen junge Bürger des kleinen Freistaates hinaus, um sich an der wissenschaftlichen Erforschung ferner Länder zu beteiligen, und darunter sind immer wieder Leute von hervorragender Charakterbildung und Schulung. Ein schönes Zeichen für die Art der Einflüsse, unter denen sich dort in Schule und Leben Jünglinge der bessern Stände entwickeln. Es ist gewiß kein Zufall, daß wir unter den besten Büchern über Afrika, die voriges Jahr erschienen sind, zwei von Schweizern geschriebene finden: Liberia, das jüngst in diesen Blättern besprochen wurde, von Büttikofer, und Deutsch-Südwestafrika von Hans Schinz.*) Beide haben eins gemein: es sind ehrliche Bücher, mit gesundem Verstand draußen erarbeitet und mit Sorgfalt und Maß niedergeschrieben; am bezeichnendsten ist es vielleicht, daß sie sich in der Beurteilung afrikanischer Menschen von allen Extremen freihalten und eher zum Wohlwollen hinneigen.

Wir wollen heute von dem Schinzschen Buche sprechen, das schon durch seinen Gegenstand unsre Teilnahme erwecken muß; es weiß aber auch durch den Inhalt seiner 21 Abschnitte diese Teilnahme ohne Unterbrechung zu fesseln. Dr. Hans Schinz aus Zürich, ein Botaniker, schloß sich 1884 der ersten Expedition an, die Lüderitz nach Angra Pequena sandte, machte deren an Enttäuschungen und teuer erkauften Lehren reiche erste Vorstöße nach Osten über den Fischfluß mit, trennte sich dann von ihr und durchzog Großnama-, Herero- und Amboland, drang nordwärts bis zum Kunené und ostwärts bis zum Ngamisee vor und kehrte 1887 in die Heimat zurück. Er hat uns die Geschichte dieser zum Teil höchst abenteuerlichen Reisen in dem vorliegenden, gegen 600 Seiten starken Buche erzählt, ohne jedoch das Hauptgewicht darauf zu

*) Deutsch-Südwestafrika. Forschungsreisen durch die deutschen Schutzgebiete Groß-Nama- und Hereroland, nach dem Kunene, dem Ngamisee und der Kalahari 1884—87. Von Dr. Hans Schinz. Mit 1 Karte, 18 Vollbildern und vielen Textillustrationen in Holzschnitt. Oldenburg und Leipzig (1891).

Digitized by Google

legen; dieses ruht vielmehr auf der Schilderung des Landes und seiner Bewohner, der Missionen und der deutschen Kolonisationsversuche. Für uns Deutsche wird das Buch immer sehr großen Wert behalten, da es für die Gründung der ersten Kolonie des neuen Reiches ein Quellenwerk ist.

Wichtiger aber als die Mitteilung der Vorgeschichte der deutschen Niederlassung in Angra Pequena, die mit Urkunden belegt ist, sind natürlich alle Angaben über das, was Schinz selbst miterlebt und wobei er mitgewirkt hat. Die vier ersten Kapitel dürfen den Wert historischer Denkwürdigkeiten beanspruchen. Was Schinz hier über Lüderitz sagt, wird angesichts so mancher Entstellung, die der Streit der Parteien hervorgerufen hat, besonders zu beachten, und der Ton der Pietät, in dem er es sagt, wird zu beherzigen sein. Lüderitz war ein bedeutender Mensch, ausgezeichnet durch Thatkraft und schwungvollen Unternehmungsgeist, der in dem Zusammenbruch seiner wirtschaftlich ebenso verfehlten wie geschichtlich folgenreichen Unternehmung in überreichem Maße büßte, was er etwa gefehlt hatte. Sein spurloses Verschwinden auf der tollkühnen Fahrt von der Mündung des Oranje nach Angra Pequena, die er in einem kleinen zusammenlegbaren Boote aus Segeltuch, einzig begleitet von dem Matrosen Steingröver, Ende Oktober 1886 unternahm, nachdem seine erneuten Untersuchungen der Erzlager keine günstigen Ergebnisse geliefert hatten, bildet den tragischen Abschluß einer Laufbahn, die drei Jahre hindurch die Aufmerksamkeit fesselte, und nicht bloß in Deutschland. Wenn man den Beginn der deutschen Kolonialpolitik von jener Depesche des Fürsten Bismarck herleitet, die am 24. April 1884 erklärte, daß die Lüderitzschen Erwerbungen nördlich vom Oranjefluß unter den Schutz des Reiches gestellt seien, so sollte man nicht vergessen, daß diese wenige Tage nach einer Audienz abging, in der Lüderitz, eben aus Südwestafrika zurückgekehrt, dem Reichskanzler die dortige Lage und den Stand seiner erworbenen Rechte dargestellt hatte. Ungefähr um dieselbe Zeit trafen Nachtigal und Max Buchner in Lissabon zusammen, um die Fahrt nach Togo, Mahin und Kamerun anzutreten.

Über die Gründe des Mißerfolgs der Lüderitzschen Unternehmungen spricht sich Schinz sehr zurückhaltend aus; er läßt sie mehr ahnen. Auch wenn das Unternehmen nicht vom Unglück verfolgt worden wäre — der Untergang des Schiffes „Tilly“ angesichts des Hafens und mit allem Material zur Besiedlung und Ausbeutung erscheint, so wie ihn hier ein Augenzeuge erzählt, einfach unbegreiflich —, würde es nicht gediehen sein. Weder die geologischen noch die botanischen Untersuchungen hatten die gehofften neuen Hilfsquellen erschlossen, die leitenden Persönlichkeiten waren keineswegs immer glücklich gewählt, hauptsächlich aber starb das Unternehmen an der Geringfügigkeit des Handels in diesen Gegenden. Wir erinnern uns von Friedrich Fabri gehört zu haben, daß Lüderitz seinen Rat einholte und Fabri ihm von jedem ausgedehnteren kaufmännischen Unternehmen an jener Küste als vergeblich abriet.

Digitized by Google

Lüderitz faßte ein Unternehmen von geringer, unter allen Umständen langsamer Entwicklungsfähigkeit ohne den nötigen Kapitalrückhalt an und konnte es natürlich nicht halten. Und als es zusammenstürzte, sanken viele hochgespannte Erwartungen auf einen tiefen Stand und haben in weiten Kreisen sich nie wieder heben können. Entspricht nun dieser Stand den Thatsachen? Besonders auf diese Frage möchten wir uns aus dem Buche Antwort holen, denn daß wir nicht gern und nicht ohne eingehende Prüfung der Entmutigung Raum geben möchten, wird umso mehr zu billigen sein, als wir die an sich durchaus berechtigte Frage nach dem politischen Werte unsrer Fußfassung in Südafrika ganz aus dem Spiele lassen. Diese ist es auch allein, die befriedigend und beruhigend beantwortet werden könnte, sobald man die Politik nicht für heute und morgen, sondern für eine fernere Zukunft und nicht für die in die Augen fallenden Bedürfnisse, sondern auch für wahrscheinliche oder mögliche sorgen läßt.

Was hält Schinz von dem Kulturwerte Deutsch-Südwestafrikas? Trotz des trocknen Steppenklimas, das sich stellenweise zum Wüstenhaften verschärft, ist es unbedingt unrichtig, daß sich das Land nicht zum Ackerbau eigne. Die Niederschläge wachsen nach Norden und Osten zu. Das ganze nördliche Hereroland von Otjizondjiepa an, Upingtonia und jene unermeßlichen Landstriche östlich von Grootfontein bis gegen den Ngamisee hin sind ganz gewiß nicht schlechter als die gelobten Striche des Transvaal, unendlich viel besser als der nördliche und nordwestliche Teil der Kapkolonie. Ohne artesische Brunnen, durch Aufdämmung von Bächen, die jetzt, indem sie verrieseln, das Land durchsumpfen, würde für Hunderte von Familien die Möglichkeit ersprießlichen Ackerbaues geschafft werden. Noch viel ausgedehntere Landverbesserungen würde die Erhaltung der in der Regenzeit fallenden, beträchtlichen Wassermasse in großen künstlichen Seen gestatten, wie man sie in Australien geschaffen hat. Endlich könnte, besonders in den östlichen Teilen, die Brunnengrabung noch manche Oase schaffen. Der Ackerbauer muß hier gerade so vorgehen wie der Jäger, der von einer Wasserstelle aus in Zwischenräumen von ein bis anderthalb Tagemärschen Brunnen gräbt und sich so den Zugang in neue Jagdfelder sichert. Ist das Wasser an die Oberfläche gebracht, dann muß es zur Verteilung über die Felder höher gepumpt werden, und zu diesem Zwecke werden sich die regelmäßigen und kräftigen Luftströme der Passatregion dienlich erweisen. Entschiedne Schwierigkeiten setzen dem Ackerbau nur das Großnamaland wegen seiner Trockenheit und das zentrale Hereroland wegen seiner gebirgigen Beschaffenheit entgegen.

Viel schwieriger als der Betrieb des Ackerbaues ist der Vertrieb seiner Erzeugnisse. Wo sind die Absatzgebiete? Nur die fortschreitende Besiedelung des Landes im Osten unsers Schutzgebietes, vor allem aber der Nachweis abbauwürdiger Erzgänge kann solche hervorrufen. Man kann insofern sagen,

Digitized by Google

daß die Entwicklung eines größern Ackerbaues im Schutzgebiete von der Entfaltung des Bergbaues in erster Linie abhänge. Was nun diesen anlangt, so haben ohne Zweifel die Goldfunde, auf die hin sich vor einigen Jahren in Deutschland mehrere finanzkräftige Gesellschaften gebildet hatten, übertriebne Hoffnung hervorgerufen. Wenn Schinz nicht genug Fachmann ist, sich über diese Verhältnisse abschließend auszusprechen, so ergänzt ihn glücklicherweise vortrefflich die kürzlich in den Veröffentlichungen der Hamburger Geographischen Gesellschaft erschienene Schrift: Deutsch-Südwest-Afrika. Reisebilder und Skizzen aus den Jahren 1888 und 1889 von Dr. Georg Gürich, Privatdozenten der Geologie an der Universität Breslau. Gürich hat die meisten Örtlichkeiten des Schutzgebietes, an die sich der Ruf des Goldreichtums knüpfte, geologisch und bergmännisch untersucht; sein Endurteil lautet: aus dem Minenvorkommnissen des Landes, soweit sie bisher näher bekannt geworden sind, ist nichts zu hoffen; es dürfte aber auch weiter klar sein, daß, wenn überhaupt, nur ganz besonders reiche Minen Aussicht auf Rentabilität bieten. Zu den Schwierigkeiten des Abbaues bei der Wasserarmut und dem Mangel des Brennmaterials kommen die Verkehrshindernisse. Gürich meint, daß sich vielleicht die Kupfermine von Ottawi mit der Zeit ergiebig erweisen könnte; sie liegt aber 60 geographische Meilen von der Küste in dem wüsten Striche zwischen Damara- und Ovamboland, und nach den Erfahrungen, die in südlicheren Gebieten Südwestafrikas in größerer Entfernung von der Küste gemacht sind, ist diese Aussicht nicht sehr groß.

Anders verhält es sich mit der Viehzucht. Das Beispiel Australiens lehrt, daß sich diese, besonders die Schafzucht, unabhängig von den Bedingungen des Ackerbaues zu großer Ergiebigkeit entwickeln könnte. Ein Teil der 28 Millionen Mark, die 1885 die Kapkolonie für ausgeführte Wolle bezog, könnte auch im südwestafrikanischen Schutzgebiete gewonnen werden, und Schinz muntert geradezu zu Versuchen in diesem Fach, besonders im Großnamalande auf. Die ausgedehnte Rinderzucht der mit ihren Rinderherden aufs engste verwachsenen Ovaherero genügt heute dem Bedarf der Eingebornen und der wenigen weißen Käufer, doch ist ein größerer Betrieb in Zukunft um so weniger als unmöglich zu bezeichnen, als die dem Viehstande verderbliche Tsetsefliege in Südwestafrika nur an beschränkten Örtlichkeiten vorkommt. Fischfang und Fischguanobereitung würden an den in der kalten Strömung fischreichen Küsten, wie schon der frühere Reichskommissar Goering empfahl, günstige Bedingungen finden. Dagegen ist die Jagd schon lange nicht mehr ertragreich, und was endlich den Handel mit den Eingebornen betrifft, so sind diesem durch die dünne Bevölkerung und die Armut so enge Schranken gezogen, daß an eine nennenswerte Entwicklung nicht zu denken ist.

Zum Schluß noch zwei vorteilhafte Umstände. Ein sehr günstiges Urteil fällt Schinz über die Arbeitskräfte, die aus den bisher unterdrückten und

Digitized by Google

zurückgedrängten Bergdamara zu gewinnen wären. Sodann sind in der Beurteilung des Klimas seit langem alle einig, die das Land aus eigner Erfahrung kennen; es ist für Europäer durchaus nicht schädlich, für viele von ihnen in den höhern Lagen durch Trockenheit und Mangel an Miasmen entschieden gesund.

Wenn wir die Summe ziehen, so ist kein Grund zu sehen, warum wir mit verdrossener Hoffnungslosigkeit auf das älteste unsrer jungen Schutzgebiete blicken sollten. In den politischen Verhältnissen können sie für ein Land, wie das deutsche Reich, nicht zu suchen sein. Dieses muß die Macht entfalten, die notwendig ist, um die gesetzlosen Hottentotten und Bastarde an den Raubzügen gegen die Völker des Nordens zu hindern, die ihrerseits namentlich die Ovaherero, wenn sie ernsten Willen sehen, von der Widerspenstigkeit, die sie unter dem verstorbenen Kama-Herero zeigten, zurückkommen werden. In keinem andern afrikanischen Lande hat die Mission — die von Barmen aus geleitete rheinische und im Norden eine kleine finnische Gesellschaft — so tüchtig vorgearbeitet wie hier. Fast die ganze Bevölkerung ist bereits christlich. Die deutsche Regierung schaffe Frieden im Lande, die deutsche Kolonialgesellschaft fördere die Viehzucht und vielleicht den Küstenfischfang, und man wird an der Hand einer freilich nur gleichsam tropfenweise sich ergießenden Einwanderung von Deutschen und vielleicht auch südafrikanischen Buren ein zwar zerstreutes und kleines, aber auf diesem Boden für uns, die junge Kolonialmacht, doppelt ehrenvolles Gedeihen sich entfalten sehen.

Altes und neues von Theodor Fontane

Ueber die Unberechenbarkeit und das undurchdringliche Geheimnis des litterarischen Erfolgs ist schon viel geredet worden, aber fertig würde man damit doch nicht werden. Täglich bringt uns das litterarische Leben neue Thatsachen, die wir nicht begreifen können, und die wir zu begreifen aufgeben müssen. Manche Litterarhistoriker freilich, die ein oder zwei Menschenalter hinterher die Ereignisse in der Bücherwelt betrachten, hören das Gras wachsen und beweisen uns aus diesen und jenen Gründen, warum zu dieser und jener Zeit ein Buch nicht Erfolg haben „konnte“, warum es auf seine Anerkennung warten mußte, bis ihm die Welt nachreifte. Hinterher ist leicht reden. Wer aber in der Zeit steht, wie der Schaffende, der Verleger und auch der so gern geringgeschätzte Rezensent, dem bietet das Dasein manches unverständliche, der muß

Digitized by Google

sich bescheiden, das Gute zu wollen, auch wenn der Erfolg ausbleibt, und sich dem Schicksal zu fügen, der muß lernen, still halten, Genügen im eignen ehrlichen Streben finden und sich vor Verbitterung und Verworrenheit bewahren.

Mit diesen Gedanken legten wir ein Buch von Theodor Fontane aus der Hand: Kriegsgefangen, Erlebtes (Mit dem Porträt des Dichters. Berlin, F. Fontane u. Co., 1892), das jetzt, nach zwanzig Jahren, eine — zweite Auflage erlebt hat. Denn dieses Buch hat einen mächtigen Eindruck auf uns gemacht. Athemlos, aufs tiefste gefesselt, aufs reichste angeregt, ergriffen und entzückt haben wir es gelesen. Von der gesamten poetischen Litteratur, die der letzte große Krieg hervorgerufen hat, dürfte kaum ein andres Buch so tief wirken, wie diese Prosa. Fontanes Aufzeichnungen erscheinen nach jeder Richtung hin von Bedeutung, nach der poetischen, künstlerischen, sittlichen, nationalen. Ein ganz eigner Mensch, ein hochgebildeter, von dem Geiste seiner Zeit erfüllter Mann und ein peinlich redlicher Charakter offenbart sich in diesem so persönlichen und zugleich doch auch so typischen Werke. Es ist unmöglich, daß Fontane in einem andern seiner Bücher seine Persönlichkeit so reichlich nach allen Seiten hin „ausgelebt" hätte wie in diesem wirklich erlebten Buche. Und dennoch ist es der großen Mehrzahl der Volkes so gut wie unbekannt geblieben! Auch wir haben es jetzt zum erstenmale gelesen. Es wird aber nicht unter den Büchern genannt, die ein Deutscher heutzutage gelesen haben muß, um zu wissen, was deutsch ist! Begreife das wer kann, wir haben es zu begreifen aufgegeben.

Ein unglücklicher Zufall, der freilich auch kein äußerlicher Zufall war, brachte Theodor Fontane im Oktober 1870 in die traurigste Lage, in die ein Mensch geraten kann: an den Rand des Grabes. Wie es ihm nun dabei erging, welche Erfahrungen er an sich selbst und an den verschiedensten Menschen machte, davon berichtet sein Buch „Kriegsgefangen" in möglichst sachlicher Weise. Der Erzähler will sich nicht aufputzen, nicht besser, aber auch nicht schlechter machen, als er ist. Er strebt nach der schlichtesten Form der Mitteilung, er dämpft mit Macht den Gefühlserguß, selbst wo dieser berechtigt wäre, denn er ist einer von den spröden Sentimentalen, und er ist einzig von dem Bemühen erfüllt, das jeweilig Zuständliche seiner mannigfaltigen Abenteuer so lebhaft, als er nur kann, zu vergegenwärtigen. Wir schauen dabei in die reine Natur einer tiefen Menschenseele.

Ein romantischer Hang brachte Fontane ins Unglück. Er war mit der deutschen Armee als Schriftsteller ins feindliche Land gezogen, und obgleich er sich der Gefahr bewußt sein mußte, ohne irgend welchen Schutz über die Machtsphäre des deutschen Heeres hinauszugehen, unterlag er doch der poetischen Neugier, die Heimat der Jungfrau von Orleans aufzusuchen, noch bevor sie von dem deutschen Heere besetzt worden war. In jenen ersten Oktobertagen mochte man ja auch nicht glauben, daß die Sieger noch weiter würden

Digitized by Google

vordringen müssen: man erwartete ja Tag für Tag einen raschen Abschluß der Feindseligkeiten, da die Kriege der letzten Zeit immer nur wenige Wochen gedauert hatten. Fontane, der alte Romantiker, fuhr also nach Domremy hinaus und wurde richtig von den aufgeregten Bewohnern des Ortes festgenommen, als er mit dem Notizbuch forschend vor der Bildsäule der Jungfrau stand und sich mit aller Unbefangenheit erkundigte, ob sie aus Bronze oder einem andern Material wäre. Man vermutete in ihm einen preußischen Spion, sein Protest half ihm nichts, er wurde verhaftet. Und nun begann sein Leidensweg, ein wahres Martyrium. Aus den Händen der lothringischen Bauern gelangte er in die der Militärbehörden. Im Kriege macht man kurzen Prozeß, ein Kriegsgericht läßt sich nicht auf weitläufige Untersuchungen ein. Fontane mußte sich auf ein Todesurteil vorbereiten und verbrachte auch in der That eine lange, bange Nacht in dieser Erwartung. Man muß lesen, wie er selbst von ihr berichtet: „Er [der Gefangenwärter] nahm eine gewisse feierliche Haltung an und erklärte dann, um vieles deutlicher und accentuirter als gewöhnlich: Demain matin Mr. le Général, en présence des autorités civiles et militaires, décidera votre sort. Dies décidera votre sort hatte einen ziemlich finstern Klang, und ein nahe liegendes Reimwort antwortete in mir darauf; aber das Physische war doch in diesem Augenblicke mächtiger als alles andre; ich trank meinen Thee, und fünf Minuten später schlief ich fest. — Ich weiß nicht, wie lange. Aber mitten in der Nacht fuhr ich auf. Der Körper hatte sich ein Genüge gethan, und die unruhige Seele, die bis dahin vergeblich den wie tot schlafenden gerüttelt und geschüttelt hatte, hatte ihn jetzt plötzlich ins Leben zurückgeweckt. Es war demain matin. Ich hörte nur eines: décidera votre sort. Welches? Eine furchtbare Angst ergriff mich, und mit übergeschäftiger Phantasie fing ich an zusammenzuaddiren, was, alles gegen mich sprach. Es gab eine hübsche Summe. Luneville, Nancy, Toul waren die drei Punkte, (von) woher man die Preußen erwartete. Der ganze Weg, den ich gemacht [hatte], war ein Defilé. Man hatte Waffen bei mir gefunden. Das rote Kreuz, das an meinem Arm prahlte, war ich nicht befugt zu tragen, wenigstens nicht nach Anschauung unsrer Feinde. Meine Legitimationspapiere, die alle mehr oder weniger auf Anrufung der preußischen Militärautoritäten zu meinem Schutz und zu meiner Unterstützung hinausliefen, sprachen mehr gegen als für mich. Wie federleicht wogen dagegen die paar Aufzeichnungen meines Notizbuches, die alles waren, was ich direkt und unverzüglich zu meiner Verteidigung beibringen konnte! Ich sah nur schwarze Kugeln in die Urne fallen — mon sort fut décidé. Eine halbe Stunde lag ich so, oder vielleicht länger, ich weiß es nicht. Dann hatte ich mich mit der Gewißheit meines Schicksals auch wiedergefunden. Eine Fassung kam über mich, deren ich mich nicht für fähig gehalten hätte. Ich war fertig mit allem und bat Gott, mich bei Kraft zu erhalten und mich nicht klein und verächtlich sterben

Digitized by Google

zu lassen. Genug davon. War es Erschöpfung, oder war es die Ruhe vollster Ergebenheit — ich schlief wieder ein."

Fontane wurde aber doch nicht zum Tode verurteilt. In so furchtbarer Aufregung steigern sich bekanntlich die Geisteskräfte. In diesem Zustande gelang es ihm, in französischer Sprache, die er sonst nicht eben beherrschte, ein Memoire an den General abzufassen, das seinen Eindruck nicht verfehlte. Er wurde schließlich von dem Verdachte, ein preußischer Spion zu sein, freigesprochen, aber dennoch in Gefangenschaft behalten, weil er auch nur als journalistischer Beobachter und Berichterstatter gefährlich erschien. Und damit begann sein eigentlicher Leidensgang. Er wurde von einem Gefängnis ins andre geschickt, durch die Franche-Comté und Südfrankreich, bis er endlich auf der Insel Oleron bei Rochefort (nördlich von Bordeaux) untergebracht wurde. Dort fand er Gesellschaft an deutschen Soldaten, die in französische Kriegsgefangenschaft geraten waren. Seine Erlebnisse auf diesen Fahrten von Kerker zu Kerker und von dem Leben mit Gefangnen, die meist gemeine Verbrecher waren, schildert nun Fontane mit großer Anschaulichkeit. Die Demütigungen, die er in dieser Zeit erfuhr, sind manchmal nicht viel erträglicher gewesen, als die Pein in jener Nacht, wo er den Tod erwartete. Einmal wurde er auch mit Ketten belastet, wie die andern Verbrecher, bis ihm ein verständiger und humaner Gefangenhausdirektor einen Brief mitgab, worin er ihn als officier supérieur bezeichnete und den Kollegen die größte Rücksicht in seiner Behandlung empfahl. Seitdem erging es ihm besser. Auch die Beobachtungen, die Fontane an sich selbst machte, sind höchst interessant; so z. B. wenn er bemerkt, daß die unwürdige Behandlung als Gefangner sein subjektives Ehrgefühl nicht beleidigt habe. Denn in der Lage, wo man auf Gnade und Ungnade einem bewaffneten Gendarm überlassen ist, kann einem dieser Mensch nichts thun, was unsre Ehre subjektiv verletzt, sondern alles schlechte, was der Stärkere uns anthut, fällt auf sein Haupt zurück, er kann durch Roheit und Mißbrauch seiner Gewalt nur seine eigne Ehre schädigen. Fontane litt unter anderm auch nicht wenig unter der Langenweile durch den Zwang, den ihm seine Umgebung auferlegte. Er mußte z. B. oft einem Beamten Gesellschaft leisten, der ihn gerade damit auszuzeichnen gedachte, ihm gerade dadurch etwas angenehmes zu erweisen meinte, und die Trivialität dieser guten Menschen mußte höflich ertragen werden, Fontane mußte mit ihnen über die gleichgiltigsten Dinge schwätzen. Nach einer solchen Plauderstunde fühlte er sich wie zerschlagen und sehnte die Einsamkeit herbei (was wir ihm sehr gut nachfühlen können). Auch der Mangel an Reinlichkeit im Kerker wirkte sehr verstimmend auf sein moralisches Befinden. Erst durch die Unmöglichkeit, sich nach seiner Gewohnheit zu waschen, fühlte er sich mit den Kerkergenossen auf eine Stufe gestellt. Erschreckend war ihm überhaupt das Gefühl dieses innern, moralischen Herabsinkens in der Gefangnenluft. Er war

Digitized by Google

oft mit zwei Dutzend Menschen eingepfercht, und um nicht böses Blut zu machen, durfte er sich gar nicht auf seine Person zurückziehen, mußte mit den Mitbewohnern sprechen, Meinungen austauschen und also vollständig ihr Leben mitleben. Später, nachdem er als officier supérieur bezeichnet worden war, wurde er nicht mehr mit dem Gesindel zusammengesperrt, die höhern Beamten verkehrten mit ihm, zogen ihn in ihre Familie, öfter erhielt er auch Besuch von angesehenen Bewohnern der Städte, wo er verweilte, und er erfuhr aus ihrem Munde die Neuigkeiten vom Kriegsschauplatze, freilich in französischer Färbung. So konnte er Beobachtungen über den französischen Nationalcharakter sammeln, die sehr wertvoll sind. Er ist des Lobes voll darüber. Er fand überall wahre Humanität, eine schöne Höflichkeit des Herzens, und er versichert, daß die französischen Beamten im allgemeinen die höchste Achtung verdienten. Sie sind sich ihres Berufs voll bewußt, nämlich daß sie für das Volk da sind, nicht aber umgekehrt. Ein französischer Beamter erfüllt seine Pflicht nicht brummig und läßt den, der von ihm abhängt, seine Macht nicht unnötig fühlen. Nirgends so sehr wie in Frankreich wird ein kluges Wort zur rechten Zeit geschätzt, man hört einen Angegriffnen an; durch Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit hat sich Fontane öfter selbst geholfen. Überhaupt macht sein warmes und aufrichtiges Lob des französischen Nationalcharakters gerade in diesem Zusammenhange und mitten aus der Stimmung nach dem siegreichen Kriege gegen den „Erbfeind," in der Fontane seine Erinnerungen niederschrieb, eine erhebende Wirkung. Wahrhaft mustergiltig für uns alle ist dieses Streben Fontanes und seine vornehme Art, allen Chauvinismus abzulehnen. (Ganz vortrefflich spricht er auch gelegentlich über den deutschen Schulmeisterstolz.) Wir brauchen nicht den Franzosen ihre Thorheiten nachzumachen, und die französische Nation darf nicht mit Pariser Schreiern von dem Schlage Deroulede verwechselt werden. Es ist nicht zu sagen, wie dieser Adel des Fontanischen Buches wirkt. Dabei ist ihm nicht die geringste Absicht vorzuwerfen, den Franzosen nur Artigkeiten zu sagen. Als sich Fontane endlich auf Oleron befand, kamen große Züge deutscher Kriegsgefangner an, die nicht im Kampfe, sondern aus den Spitälern geholt wurden. Die französischen Heerführer wollten eben auch prahlen, und daraus entstand viel Unglück; denn die halb genesenen deutschen Soldaten wurden durch die weite Fahrt wieder in die Krankheit zurückgeworfen und starben in Oleron. Fontane tadelt dies sehr nachdrücklich.

Mit großer Kunst weiß er die Stimmung jener Tage der fortschreitenden deutschen Siege zu vergegenwärtigen, sein Buch giebt eine Geschichte der Kriegszeit von einem Standpunkte, den nur das Leben selbst bieten, kein Dichterkopf erfinden konnte. Aber seine Kunst bewährt sich eben darin, daß sie das Leben zu deuten verstand und aus den gegebnen Thatsachen soviel poetische Wirkung holte. Ganz prächtig steigert Fontane die Erzählung, je

Digitized by Google

näher er dem Ende kommt. Das Buch spitzt sich trotz alles persönlichen Leides doch zu einer schönen Verherrlichung des Krieges und der darin bewiesenen Heldenhaftigkeit des deutschen Volkes zu. In Oleron traf Fontane mit deutschen Kriegsgefangnen aus allen deutschen Gauen zusammen. Wie früher den französischen, so schildert er nun den deutschen Nationalcharakter in den Typen aus den verschiednen deutschen Stämmen, mit denen ihn der Zufall in Berührung brachte. Und wie ein altes Heldenlied hört es sich an, wenn er jeden seiner deutschen Freunde in seinem kurzen soldatischen Tone die Ursache seiner Kriegsgefangenschaft selbst erzählen läßt; wie meisterlich Fontane dieses Soldatendeutsch spricht, weiß man ja aus seinen Balladen. Nun wird man auch die Stimmung begreifen, in der uns sein „Kriegsgefangen" entläßt: Verehrung, Begeisterung, Rührung — alles liegt darin.

Zwanzig Jahre später hat Fontane seinen Roman Unwiederbringlich (Berlin, Wilhelm Hertz, 1891) geschrieben. Aber bei aller Verehrung für den vortrefflichen Mann können wir nicht umhin, zu gestehen, daß wir uns bei diesem Romane ebenso gelangweilt, als an jenen Stimmungsbildern aus der Kriegsgefangenschaft entzückt haben. Gewiß, der feine Schriftsteller, der Meister der Charakteristik von Volk und Menschen, der Meister des stimmungsvollen Landschaftsbildes ist auch im Roman nicht zu verkennen. Aber uns scheint diese Dichtung mindestens um zwei Drittel breiter geschrieben zu sein, als nötig war. Die winzige Handlung hätte gerade Stoff genug für eine Novelle gegeben; die eingeschobnen Episoden, die liebevolle Ausführlichkeit in der Schilderung des Dänemark nach 1864 konnten unsre Teilnahme nicht genügend fesseln, und mit Mühe und Not haben wir das Buch zu Ende gelesen. Es handelt von einem Ehebruch, der so recht eigentlich kein Ehebruch ist, sondern ein Ehebruch hätte werden können, wenn der Mann eine hitzige Natur gewesen wäre. Es schildert uns mit der größten Sauberkeit in der Zeichnung ein Ehepaar, das sich nicht recht versteht, eine nervöse Frau, einen sanguinischen, unselbständigen Mann. Es führt uns in eine Schicht der Gesellschaft, wo man allerdings in sittlichen Dingen sehr streng empfindet, wo das gewollte Unrecht schon so viel ist als das gethane, unter Menschen, die sich schon mit Andeutungen, beiläufigen Äußerungen rasch und ausreichend verständigen, in die Gesellschaft des Hofes und hohen Adels von Kopenhagen. Allein man sollte glauben, daß dem Stil dieser Menschen auch ein knapper Stil der Erzählung von ihnen mehr entsprechen würde, als die nervös machende Breite der Analyse von Gefühlen und Charakteren. Fontane ist nicht dieser Meinung gewesen, und die Wirkung seiner Darstellung giebt ihm — nach unsrer Erfahrung — Unrecht. Das ist aufrichtig zu bedauern, denn es steht außer allem Zweifel, daß Fontane seine Figuren alle klar, tief und lebensvoll schaut, daß sein Zeitbild der Wahrheit entspricht, daß seine Gestalten einer künstlerischen Darstellung in der That würdig sind; aber der

Digitized by Google

lakoniſche Fontane gefällt uns viel beſſer, als der mitteilſame. Weil wir wahren Reſpekt vor ihm haben, verſchanzen wir den Ausdruck unſrer Meinung nicht hinter zweideutigem Phraſenwerk, ſondern ſagen ganz aufrichtig: nein, da gehen wir nicht mehr mit.

Wien M. U.

Aus däniſcher Zeit

8. Krambambuli

Sommerwirtſchaften gab es nicht in unſrer kleinen Stadt; wollte man in der ſchönen Jahreszeit einmal anderswo ſeinen Kaffee trinken, ſo mußte man nach Feldkirchen, einem in der Nähe liegenden Dorfe. Dort gab es nicht bloß eine altertümliche Kirche, ſondern, was für uns das beſte war, zwei Wirtſchaften. Sie lagen nur durch ein Haus von einander getrennt, hatten beide eine Kegelbahn und ſehr angenehme Stachelbeerhecken, die uns auf die erfreulichſte Weiſe beſchäftigten. Wenn es alſo eines Sonntags hieß, Großvater wolle mit ſeinem etwaigen Beſuch und mit uns nach Feldkirchen fahren, ſo freuten wir uns immer außerordentlich. Wir wurden auf den Bock und in die Kutſche ſelbſt verteilt, und da wir meiſt bei dem erſten Hauſe des Dorfes, dem „Letzten Heller," ausſteigen durften, ſo war die Gefahr, ſeekrank zu werden, nicht ſo groß, denn die Fahrt dauerte kaum eine halbe Stunde. Im Wagen wurde die Frage, in welcher Wirtſchaft wir einkehren ſollten, lebhaft verhandelt. Kaffee, Kegelbahn und Stachelbeeren waren bei beiden Wirten von gleicher Beſchaffenheit, aber Herr Hauſchild beſaß ein Gartenhaus mit wundervollen chineſiſchen Tapeten, und Herr Meinhard hatte einen Bruder, der als Kutſcher des Kaiſers von Rußland in Petersburg eine hohe Stelle einnahm. Da wurde uns die Wahl oft recht ſchwer. Manchmal kannten wir nichts erhebenderes, als beim Bruder des kaiſerlich ruſſiſchen Roſſelenkers Kaffee zu trinken; manchmal aber hatten wir demokratiſche Anwandlungen, ſagten, Herr Meinhart ſei uns gleichgiltig, und verlangten ſtürmiſch nach den chineſiſchen Tapeten des Hauſchildſchen Gartenhauſes. Gewöhnlich entſchied unſer Großvater, daß wir einmal zu Meinhard und einmal zu Hauſchild führen, und da im Grunde genommen beides ganz dasſelbe war, ſo fanden wir uns zufrieden in ſeine Beſtimmung. Und nun wurde das Sonntagsnachmittagsvergnügen „programmmäßig" abgeſponnen. Wir tranken alle Kaffee und aßen ſoviel

Digitized by Google

Kuchen dazu, als es nur anging; dann schoben die männlichen Familienmitglieder Kegel, die Tanten, von denen wir immer einige in Vorrat hatten, strickten oder stickten, und wir Kinder liefen ab und zu, aßen Obst und wurden bald wieder hungrig und durstig. Großvater war immer sehr gut gegen uns. Wenn er uns auch häufig erklärte, er wisse durchaus nicht, was unsre Eltern mit ihren vielen Kindern anfangen wollten, so hätte er doch sicherlich keinen einzigen von uns entbehren mögen. Er war auch niemals karg gegen uns. Er hatte die außerordentlich angenehme Gewohnheit, uns vor der Abfahrt aus dem Wirtshause zu fragen, ob wir auch noch etwas genießen wollten, eine Frage, die verschiednen Tanten eben so verwerflich erschien, wie sie uns wohl that. Denn wir wußten schon seit dem Vormittag, ja vielleicht schon seit acht Tagen, was wir uns in Feldkirchen selbständig bestellen wollten. Manchmal hatten wir eine Leidenschaft für Eierbier, ein andermal war es Glühwein oder Brauselimonade, ohne deren Genuß wir nicht länger leben zu können glaubten, und als wir eines Sonntags bei Herrn Meinhard Kaffee getrunken hatten, waren Jürgen und ich uns über unser Getränk schon längst einig.

Zwei Glas Krambambuli und eine kleine Flasche davon auf zu! bestellte Jürgen, während ich mit wichtiger Miene hinzusetzte: Aber mein Glas muß eben so stark sein, wie Jürgens! Es war nämlich mein steter Kummer, daß meine Getränke meistens schwächer bestellt wurden, als die der ältern Brüder. Herr Meinhard achtete aber nicht auf meinen Zusatz. Er stand in seiner kleinen Schenkstube, umgeben von unzähligen dunkeln Flaschen, und sah uns verwundert an.

Was wollt ihr haben? Bambuli? Was ist denn das?

Krambambuli! wiederholte Jürgen mit Nachdruck. Herr Meinhard, das trinkt der Kaiser von Rußland jeden Tag ein paarmal!

Is die Möglichkeit! — Herr Meinhard war immer angenehm berührt, wenn man auf seine Beziehungen zum russischen Hofe anspielte. Na, wenn der Kaiser das Zeugs mit den komischen Namen trinkt, da müßt ihr kleinen Dingers das ja auch mal kennen lernen!

Zwei Glas und eine kleine Flasche auf zu! bestellte Jürgen noch einmal, während der Wirt den Kopf schüttelte.

Kinners, sowas Feines führ ich noch garnich! Aber was nich is, kann werden! Nächster Tags schreib ich nach Lübeck von wegen den Franschwein — da will ich gleich ein Gebinde Strampelkram mit bestellen. Also, das is was Russisches — na, denn is es was Gutes und was Starkes, denn was mein Bruder in Petersburg is —

Aber wir hörten zum erstenmale in unserm Leben nicht auf die Geschichten von Herrn Meinhards Bruder in Petersburg und schlichen enttäuscht aus der Gaststube, ohne uns etwas andres zu bestellen.

Digitized by Google

Seit dem Tage, wo der Onkel Student mit seinen Freunden zum Besuch in unsrer Stadt so lustig gesungen hatte: Des Abends spät, des Morgens früh trink ich mein Glas Krambambuli! seit diesem Tage wollten auch wir dieses köstliche Naß kennen lernen. Die Herren mit den bunten Bändern über der Weste hatten uns auf unsre dringenden Fragen versichert, Besseres auf der Welt gäbe es überhaupt nicht, als Krambambuli. Die armen Studenten, die so schrecklich viel lernen müßten, könnten nicht gesund bleiben, wenn sie nicht Krambambuli hätten, und einer der Gefragten, dem eine breite Schmarre über die Wange lief, versicherte ganz ernsthaft, ohne Krambambuli würde er schon lange tot sein, und wer das tränke, könnte gar nicht sterben.

Wir dachten nun allerdings für uns selbst nicht an den Tod; aber wir hatten einen Spielgefährten, von dem die Leute sagten, daß er bald sterben müsse, und deshalb wollten wir nicht allein selbst das Krambambuli kosten, sondern auch Karl Piening davon mitbringen. So hatten wir es uns lange vorgenommen, und hatten in dem besten Vertrauen auf den Bruder des kaiserlich russischen Kutschers in Feldkirchen unsre Bestellung darnach einrichten wollen. Nun fuhren wir betrübt der Stadt wieder zu, ohne eine Flasche Krambambuli!

Karl Piening war schon so lange krank, daß wir fast vergessen hatten, wie er aussah, wenn er nicht im Bette lag. Wir hatten ihn sehr gern, und es verging selten ein Tag, wo ihn nicht einer von uns besucht und ihm etwas erzählt hätte. Seine Mutter war Wäscherin bei uns; daher kannten wir ihn so gut. Als er noch gesund war, hatte er uns an den Waschtagen nachmittags besucht, hatte mit uns gevespert und dann gespielt. Er weinte nicht, wenn es einen Puff setzte, er klatschte auch nicht und ordnete sich still uns lebhaften Kindern unter. Da wir instinktiv merkten, daß er uns gut war, so hatten auch wir ihn gern, und als der schweigsame, etwas scheue Knabe plötzlich erkrankte, vermißten wir ihn zuerst außerordentlich. Dann aber wurde es eine stehende Gewohnheit, ihn zu besuchen. Bist du schon bei Karl gewesen? war eine tägliche Frage, irgend eins von uns erübrigte gewiß einen Augenblick, vor oder nach der Schulzeit, um an seinem Bette zu sitzen. Manchmal brachten wir ihm auch eine Kleinigkeit mit: einen Apfel, einen Kuchen, ein Stück Bindfaden; Karl aß aber fast gar nichts, und für den Bindfaden hatte er auch nicht mehr so viel Interesse, wie ehemals, wo er noch „Pferdens“ spielte oder den Drachen steigen ließ. Seine Mutter aber sprach immer vom Tode. Wenn wir eintraten und nach Karl fragten, schüttelte sie den Kopf. Ja, pflegte sie zu sagen, heute is er noch da, und morgen auch; abers in ein paar Wochen geht er seinen Vater nach, der auch die Zehrung hatte. O, was hab ich mit den durchgemacht, ehe er glücklich in Himmel war, und nun fängt die Geschichte mit mein klein süßen Jungen ganz von vorne an! Na, der liebe Gott wird ihn nu all bald zu sich nehmen: da bitt ich ihn jeden Abend und Morgen um!

Digitized by Google

Bei uns zu Lande, wie der Schleswigholsteiner sagt, sprechen die einfachen Leute immer in Gegenwart ihrer Schwerkranken vom Tode. Es ist wohl nicht Mangel an Liebe, der sie anscheinend so gefühllos macht, es ist der Ausdruck ihrer Naturwüchsigkeit. Das Sterben ist eine selbstverständliche Folge des Geborenwerdens: warum soll man also den Leuten verschweigen, was ihnen bevorsteht? Aber der feiner empfindende Mensch sträubt sich doch gegen diese unbarmherzige Nüchternheit, und selbst wir Kinder mochten Frau Pienings Reden nicht hören. Karl sah uns dann stets mit seinen hellblauen, merkwürdig klaren Augen so ernsthaft fragend an, als wenn er in unsern Gesichtern lesen wollte, ob seine Mutter wahr gesprochen hätte; und wir standen unbeholfen vor ihm, halb traurig, halb verlegen. Es war kurz nach dem Winter gewesen, als Karl sich gelegt hatte, nun standen die Störche schon wieder in großen Versammlungen auf den Wiesen und berieten sich mit gravitätischen Mienen, ob sie reisen oder ob sie es noch ein paar Tage bei uns aushalten wollten. Wir erzählten Karl von den Störchen und auch davon, daß die Felder alle leer wären und daß der Wind drüber führe, und dann berichteten wir ihm auch einmal, was uns der eine Student vom Krambambuli gesagt hatte: Wer ihn tränke der bliebe immer gesund und brauchte nicht zu sterben! Karl wiederholte die Worte, richtete sich in seinem Bettchen auf und sah uns mit aufleuchtenden Augen an. Er hatte immer alles geglaubt, was wir ihm erzählten — weshalb sollte er jetzt an unsern Worten zweifeln, von deren Wahrheit wir doch selbst felsenfest überzeugt waren?

Krambambuli! Wie hübsch klang das Wort! Zuerst vermochte der kleine Kranke es nicht auszusprechen, bald aber konnte er es eben so gut wie wir, und wenn seine Mutter vor ihm stand und ihm schluchzend vom Sterben erzählte, dann blickte Karl in die über seinem Bette spielenden Sonnenstrahlen und sagte leise vor sich hin: Krambambuli, Krambambuli! Sobald wir wieder nach Feldkirchen fuhren, brachten wir es ihm mit — das war sicher; denn der Bruder des kaiserlich russischen Kutschers mußte es haben, davon waren wir fest überzeugt. Und Karl freute sich so! Er konnte wieder lachen wie früher, und wenn wir bei ihm saßen und mit ihm plauderten, dann sprachen wir davon, wie es wohl sein würde, wenn wir niemals krank und niemals erkältet wären, wie merkwürdig es doch eigentlich sein müßte, wenn wir gar nicht zu sterben brauchten, und ob wir dann wohl noch immer spielen würden. Großvater, unsre Eltern und guten Freunde, alle sollten sie Krambambuli haben; nur der eine Lehrer, der neulich Jürgen gescholten, weil er seine dänische Lektion nicht gelernt hatte, der durfte keinen Tropfen bekommen! Der konnte unsertwegen morgen wieder nach Fühnen reisen und sterben, wann es ihm beliebte. Aber auch für ihn legte Karl ein gutes Wort ein.

Er braucht ja nich so viel zu kriegen, meinte er halb entschuldigend und doch bittend. Blos ein klein büschen, damit er noch ein klein büschen länger lebt.

Digitized by Google

Weshalb, Karl? Der braucht gar nicht länger zu leben! Solch elliger Däne!

Man bloß ein paar Jahre! wiederholte der Kranke und sah uns so flehend an, daß wir gnädig meinten, wir wollten Herrn Larssen ein halbes Weinglas voll geben.

Nun standen wir Montag morgen, nachdem wir am Sonntag in Feldkirchen gewesen waren, vor Karls Bett wie die armen Sünder. Er hatte sich bei unserm Kommen aufgerichtet, und sein Atem ging kurz; als er in unsre Gesichter sah, legte er sich zurück, und ein grauer Schatten zog über sein Antlitz.

Es ist noch nicht da, Karl; aber Herr Meinhard läßt es in Gebinden aus Lübeck kommen — du bekommst es sicher!

Er sah uns mit erloschenen Augen an.

Ehe es aus Lübeck kommt, bin ich tot. Mutter sagt es ümmerlos — lange kann ichs nich mehr machen!

Er sagte das in dem Tone vollständigster Hoffnungslosigkeit, und da auch wir wußten, daß es manchmal Monate lang dauerte, ehe der Schiffer die bestellten Waren aus Lübeck brachte, so schwiegen wir betrübt.

Jetzt kam Frau Piening ins Zimmer. Sie sah verweint aus und fuhr mit der verarbeiteten Hand über das spärliche blonde Haar ihres Kindes.

Erzählt ihm was von Himmel! sagte sie zu uns befehlenden Tones. Oder wißt ihr da kein Bescheid in? Denn geht man weg!

Aber wir wußten Bescheid im Himmel, und wir begannen zu erzählen — erst stockend, dann geläufiger von den goldnen Thoren der hochgebauten Stadt, von den Engeln, die jedem Kinde so freundlich entgegenkämen, von allem, was uns schön und lieblich aus fremden und eignen Gedanken eingepflanzt war, davon sprachen wir. Karl lag ganz still und hatte die Augen geschlossen. Als wir aber leise fortgingen und die Sonne goldig durch die geöffnete Thür schien, richtete er sich auf und fragte mit schwacher Stimme, ob wir nicht anderswo Krambambuli bekommen könnten.

Als wir draußen in der frischen Herbstluft standen, sagte Jürgen mit einemmale, er wollte in die Apotheke gehen und nach Krambambuli fragen. Ich pflichtete ihm eifrig bei, denn beim Onkel in der Apotheke bekamen wir alles, was für unsre Gesundheit zuträglich war: saure und süße Säfte, Lebertran und Pfeffermünzbonbons, Ricinusöl und Schokoladenplätzchen; er würde uns gewiß auch Krambambuli geben oder es wenigstens bereiten können, und wir waren dumm gewesen, uns nicht gleich an den guten Onkel zu wenden, der uns schon so manchen Gefallen gethan hatte.

Als ich am andern Morgen zu Karl ins Zimmer trat, hatte ich ihm eine frohe Nachricht zu bringen. Denke dir, Onkel Anton will uns heute Krambambuli machen! Gestern hatte er keine Zeit; heute nachmittag soll es aber fertig sein!

Digitized by Google

Karl hatte sich mühsam aufgerichtet, und seine Augen leuchteten auf. Ist es wahr, ganz gewiß wahr? Sein Gesicht sah etwas verändert aus; ich achtete aber nur flüchtig darauf.

Leg dich nur wieder hin, Karl; heute noch kommt es, ganz, ganz gewiß! Und du sollst es zuerst probiren und wirst dann gleich gesund! Morgen spielst du wieder mit uns!

Morgen spiele ich wieder! wiederholte der Kleine träumerisch und doch mit glücklichem Lächeln. Morgen spiele ich wieder! sagte er noch einmal. Sein Gesicht sah aus, als wenn die Sonne drauf schiene. Erzähl mich was! sagte er dann etwas ungeduldig zu mir. Es war gerade, als wenn er das Warten nicht länger ertragen könnte, und ich willfahrte ihm. Denke dir, weil wir doch so viel von Krambambuli sprachen, so hat Jürgen auch probirt, welches zu machen. Er that Milch, Wasser, Zucker, Kaffeebohnen und sonst noch allerhand in eine Flasche und schüttelte sie tüchtig. Aber das Schütteln half nichts; es schmeckte doch schlecht, und dann ging er ins Schlafzimmer und holte Mim (einen der jüngern Brüder) aus dem Bett und zeigte ihm die Flasche. Mim hatte gerade einschlafen wollen und war ganz müde; aber er tanzte doch eine halbe Stunde lang Galopp im Nachthemd und sang dazu: „Mit dem Pfeil, dem Bogen," denn Jürgen versprach ihm, daß er die ganze Flasche nachher austrinken dürfte, wenn er uns etwas vortanzte und sänge. Als er aber dann einen Schluck probirte, weinte er und wollte nichts weiter haben; aber Jürgen sagte, er müßte alles austrinken, weil er doch dafür gearbeitet hätte. Dann aber kam Mama dazu und schüttelte Jürgen, weil er seinem kleinen Bruder nichts einbilden durfte, und weil Mim schlafen sollte!

Karl hatte mir gespannt zugehört. Jetzt lachte er: er ließ sich so gern etwas erzählen.

Das war das falsche Krambambuli — ich aber — ich bekomme das echte!

Er sprach mühsam, sah aber so glückstrahlend aus, daß ich ihm befriedigt zunickte. Gewiß, du bekommst das echte, heute nachmittag bringen wir dirs!

Es dauerte heute lange, bis es nachmittag wurde; aber endlich schlug es vier Uhr. Das war die Zeit, wo wir das Krambambuli von der Apotheke holen sollten, und wir standen schon lange vor dem großen, gelben Hause, bis wir die Turmuhr hörten. Jürgen lief in die Apotheke und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einer großen Medizinflasche zurück, die er mir triumphirend zeigte. Sie enthielt eine weiße Flüssigkeit, und auf der Etikette stand mit großer Schrift: Krambambuli! Später erfuhren wir, daß der Inhalt Cognac und Milch gewesen war.

Wir hatten aber die Empfindung, daß höchste Eile nötig sei. Ohne viel mit einander zu sprechen, liefen wir, bis wir atemlos vor Karls Häuschen an-

Digitized by Google

langten, und traten eilig ein. Seine Mutter stand am Fußende seines Bettchens, und er selbst lag so still, daß wir glaubten, er schliefe. Seine Augen waren aber weit geöffnet, und als er uns erblickte, winkte er mit der Hand.

Hier ist das echte Krambambuli, sagte ich, mich über ihn beugend, und er lächelte glückselig.

Das echte, wiederholte er mit leisem Lachen, und morgen — spiele ich wieder!

Seine Glieder streckten sich, noch einmal lachte er uns an, dann schloß er die Augen, und ein starrer Zug trat in sein Gesicht: er war tot. —

Nun spielt Karl mit den Engeln! sagte unser jüngerer Bruder vergnügt, als der kleine schwarze Sarg bei unserm Hause vorbeigetragen wurde. Und dieser Gedanke trocknete auch unsre Thränen. Im Himmel zu spielen war doch noch besser, als auf der Erde Krambambuli zu trinken.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der „Fall Limburg-Stirum" und die Parteien. Wie sehr alles, was geschieht, von den öffentlichen Blättern nur vom Standpunkte des engherzigsten parteipolitischen Interesses betrachtet wird, und wie wenig Raum innerhalb des Gesichtskreises derer, die den Beruf in sich fühlen, die öffentliche Meinung zu vertreten, das allgemeine Interesse und die Erwägungen der Gerechtigkeit finden, dafür bietet der gegenwärtig lebhaft erörterte „Fall Limburg-Stirum" einen deutlichen Beweis. Abgesehen von der offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" und dem, wie in manchem andern Punkte, so auch in diesem von der Regierung offenbar benutzten „Hamburgischen Korrespondenten" haben wir nirgends eine wirklich würdige Beurteilung dieser Disziplinarsache gefunden. Von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken war es dieselbe verfehlte Grundanschauung, von der man ausging, überall erschien in gleichem oder doch annähernd gleichem Maße der Gerechtigkeitssinn durch das parteipolitische Interesse getrübt. Während man auf der Rechten in heftigen Zorn geriet und das Vorgehen gegen einen ungehorsamen Beamten als eine Verletzung der konservativen Partei bezeichnete, weil dieser Beamter ein konservativer Landtagsabgeordneter war und die Auslassung, um deretwegen er zur Verantwortung gezogen werden sollte, den Anschauungen der Mehrheit dieser Partei entsprach, rieb man sich links vergnügt die Hände und sagte: „Da habt ihrs! Als unsere Parteigenossen wegen politischer Umtriebe verfolgt wurden, habt ihr der Regierung zugestimmt. Jetzt zürnt ihr, wenn sich der Spieß einmal gegen einen der Euern kehrt." Als politisch verfehlt bezeichnet das Organ der Mitte, die „Kölnische Zeitung," die Maßregel, über deren formelle Unanfechtbarkeit nirgends ein Zweifel besteht, und sie glaubt, oder wie es wohl von ihrem Standpunkt aus aufrichtiger heißen müßte, sie „hofft," daß die Maßregel die Strömung gegen den neuen Kurs noch verstärken werde. So

Digitized by Google

macht sich überall ein kleinliches Fraktionsinteresse bei der Beurteilung eines Falles geltend, der mit parteipolitischen Erwägungen garnichts zu thun haben sollte. Was die Gerechtigkeit, was die in einem geordneten Staatswesen unumgänglich notwendige Disziplin des Beamtenstandes erfordert, darnach fragt niemand. Und doch ist dies die einzige Frage, die hier zu stellen und zu beantworten ist.

Denn was ist geschehen? Ein Beamter des auswärtigen Amtes des deutschen Reichs — das ist doch der Graf Limburg-Stirum zweifellos, wenn er auch auf Wartegeld gesetzt ist — hat es unternommen, nicht nur die allgemeine Politik der Regierung, sondern ganz besonders die auswärtige Politik, also die Politik der Amtsstelle, der er unmittelbar untergeordnet ist, öffentlich mit seiner Namensunterschrift in der „Kreuzzeitung“ einer höchst abfälligen Kritik zu unterziehen. Er hat seinen amtlichen unmittelbaren Vorgesetzten nicht etwa in der berechtigten Ausübung seines Mandats als Landtagsabgeordneter, sondern außerhalb derselben vorgeworfen, daß sie in Sachen der Handelsverträge das politische und wirtschaftliche Gebiet vermengt hätten, daß sie sich von Österreich hätten übervorteilen lassen und durch ihre Politik die Meinung von der politischen Stärke Deutschlands im Inlande und im Auslande von ihrer frühern Höhe herabgedrückt hätten.

Wir meinen, daß es allen denen, die sich ihren Blick nicht durch Parteiinteressen haben trüben lassen, nicht zweifelhaft erscheinen kann, daß ein derartiges Verhalten eine Ahndung erheischt, und daß eine Regierung, die den Namen einer Regierung verdienen will, nicht nur das Recht, sondern im öffentlichen Interesse die unabweisbare Pflicht hat, solche Äußerungen der Disziplinlosigkeit unnachsichtlich zu verfolgen. Um so trauriger berührt es aber, wenn man wahrnehmen muß, daß sich in dem weiten Gebiete der deutschen Presse, von einigen offiziösen und daher nicht mitzuzählenden Äußerungen abgesehen, auch nicht eine Stimme erhebt, die das Vorgehen der Regierung von einem höhern Standpunkte als dem des Nutzens oder Schadens für die eigne Partei betrachtet.

Unser moderner verfassungsmäßiger Staat ist ohne politische Parteien natürlich undenkbar, sie sind unentbehrlich, und wir wollen nicht verkennen, wie viel des Guten aus ihrem Kampfe, aus dem Für und Wider der politischen Ansichten hervorgegangen ist. Ein Thor, der sie verwünschen und sich nach den Zeiten des absoluten Staates und der Herrschaft der Büreaukratie zurücksehnen wollte! Aber sie mögen nicht vergessen, daß es Grundfragen der Gerechtigkeit und des öffentlichen Wohles giebt, in denen nur eine Partei zu sprechen hat, die höher steht als sie alle miteinander: die Partei der ehrlichen Männer. Eine öffentliche Meinung, in der diese Partei nicht am rechten Orte ihr gebieterisches: Quos ego! spricht, ist ungesund, und das Ende wäre der allgemeine Zusammenbruch. Hüten wir uns vor französischen Zuständen! Wir sind in der Verwechslung der Begriffe von Gerechtigkeit und politischem Vorteil hie und da schon auf die schiefe Ebene gekommen.

Ein Zeitungsjubiläum. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bildete das Haus des Buchhändlers Johann Jakob Korn in Breslau den geselligen Mittelpunkt der dortigen litterarischen Welt. Er stammte aus dem brandenburgischen Dorfe Papitz, wo sein Vater Pastor war. „Von Geburt ein Preuße, hatte er dem angestammten Herrscherhause die alte Treue auch in der neuen Heimat bewahrt und bei Friedrich dem Großen, dem nach der Besetzung Breslaus solche zuverlässige Patrioten besonders wertvoll sein mußten, sehr bald Beachtung gefunden. Korn besorgte den Abdruck der preußischen Plakate, Patente u. s. w., durch seinen Buch-

Digitized by Google

laden wurden die Nachrichten über das Vorrücken der preußischen Truppen eifrig verbreitet; von ihm aus ward ihre erste Waffenthat, die Erstürmung Glogaus am 9. März 1741, verkündet, und am 11. April Nachmittags brachte die in der Kornschen Buchhandlung erschienene »Vorläufige Relation eines vornehmen preußischen Offiziers« den erstaunten Breslauern die Meldung von der gewonnenen Feldschlacht zu Mollwitz." Wenige Tage darauf erschien der vom Könige selbst verfaßte längere Bericht unter dem Titel Lettre d'un officier prussien. Die Relationen, denen sich im Laufe des Sommers weitere anschlossen, „waren gleichsam die ersten zwanglos erscheinenden Nummern der Schlesischen Zeitung, zu deren Herausgabe der »Buchführer« Johann Jakob Korn noch in demselben Jahre ein Privilegium erbat und erhielt. Am 3. Januar 1742 erschien die erste Nummer der »Schlesischen Privilegirten Staats-, Kriegs- und Friedens-Zeitung.«

Am 150. Jahrestage dieses nicht bloß für das Kornsche Haus, sondern auch für die Provinz Schlesien und für das deutsche Zeitungswesen wichtigen Tages hat der Verlag die Geschichte des Blattes in einem schön ausgestatteten Bande von 316 Seiten Lexikon-Oktav herausgegeben. Eine genaue Nachbildung der ersten Nummer, sowie eine der Nummer vom 20. März 1813 ist dem Jubiläumsbande beigegeben. Diese Nummer von 1813, die den Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An Mein Volk" enthält, bezeichnet, wie der Herausgeber, Karl Weigelt, sagt, den höchsten Ehrentag in der Geschichte der Schlesischen Zeitung. „In einer ruhmreichen, von gewaltigen Ereignissen bewegten Zeit ins Leben gerufen, ist die Schlesische Zeitung ebenso Zeuge der tiefen Demütigungen gewesen, die im Beginn des folgenden Jahrhunderts dem sieggekrönten Preußen nicht erspart blieben, wie sie der Herold seiner begeisterten Erhebung war, und sie hat nach den folgenden Jahrzehnten innerer und äußerer Kämpfe die Erstehung Deutschlands als neues Kaiserreich unter hohenzollerschem Szepter in ihren Blättern verzeichnen dürfen. Daß sie aber in guten und bösen Tagen die Treue bewahrt hat, in deren Anerkennung der erste, in Breslaus Mauern einziehende Preußenkönig ihr Recht und Schutz verlieh, davon zeugt ihre einhundertfünfzigjährige Geschichte." Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß sie zu den Blättern gehörte, die Bismarcks Politik aus Überzeugung vertreten haben.

Indem der Jubiläumsband aus dem Inhalt einzelner Jahrgänge Charakteristisches und Wichtiges hervorhebt, wird er zu einem Quellenwerk für die politische und Kulturgeschichte. Namentlich die Nachrichten aus Paris während der Revolution sind wichtig, weil sie von Johann Gottlieb Korn stammen, dem Enkelsohne des Begründers der Zeitung, der sich, nachdem die Geschäftsverbindungen mit Frankreich immer schwieriger geworden und endlich ganz abgebrochen worden waren, 1789 selbst nach Paris wagte, um die Schlesische Zeitung mit zuverlässigen Nachrichten zu versorgen. Diese enthalten so manches, was unter der Schreckensherrschaft auf keinem andern Wege über die Grenze gelangen konnte, so z. B. die letzten Worte der Königin Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal. Wunderlich klingt die Bemerkung auf Seite 90, wo von dem Bericht über die Wahl Leopolds II. zum Kaiser die Rede ist: „Nicht uninteressant und wohl nur aus Schillers Graf von Habsburg allgemeiner und oberflächlich bekannt ist die Schilderung der Funktionen der Erbämter." Meint der Verfasser, daß Goethes Wahrheit und Dichtung nicht oder nicht mehr allgemein bekannt sei? Möglich wäre es schon, leider! Das Blatt erfreute sich, wie die mitgeteilten Stellen beweisen, stets einer vortrefflichen Leitung und zeichnete sich namentlich durch ein gesundes, unabhängiges, über den Parteileidenschaften und den Strömungen des Augenblicks stehendes

Digitized by Google

Urteil aus. Menschlichkeiten kommen überall vor, und liest man ein Blatt vierzig Jahre lang, ohne sein Urteil von ihm abhängig zu machen, so hat man wohl ab und zu Anlaß, verdrießlich zu werden, aber wenn der Inhalt im allgemeinen so gediegen bleibt, wie in diesem Falle, dann führen solche Mißhelligkeiten zu keinem Divortium. Möge die Schlesische Zeitung noch weitere 150 Jahre den Ruhm des Vaterlandes zu verkünden haben und eine reiche, gesunde und kräftige deutsche Kultur wiederzuspiegeln finden!

Zur Universitätsreform. Die offiziellen Ferien der preußischen Universitäten dauern vom 15. März bis zum 15. April, und vom 15. August bis zum 15. Oktober. Über diese Zeit hinaus sind sie aber vom „Usus“ derart erweitert worden, daß die Osterferien thatsächlich sechs bis sieben, die Herbstferien gegen zwölf Wochen dauern. Wirkliche Übelstände hat nun diese Ausdehnung nicht gezeigt, denn die Professoren haben nicht nur die Pflicht, Vorlesungen zu halten, sondern auch an der Förderung der Wissenschaft thätigen Anteil zu nehmen, und die fleißigen Studenten wissen sehr genau, daß die Ferien eine vorlesungsfreie Zeit sind, die nicht bloß zum Bummeln da ist. Wer es fertig bringt, seine Ferien um die Ohren zu schlagen, wird im Semester erst recht nicht arbeiten. Seit einiger Zeit hat sich aber der Reformgeist auch hier gezeigt. Ein Teil des Publikums, das seine Kenntnis des akademischen Lebens wesentlich aus den Fliegenden Blättern schöpft, ist der Meinung, es sei ein unerhörter Zustand, wenn die Professoren fünf Monate hindurch täglich schon um zehn Uhr früh vor Langerweile an den Fensterscheiben trommelten und Studenten zu wahren Tagedieben würden. Es ist das auch im Parlament zur Sprache gekommen, und so haben wir alles Ernstes eine Universitätsreformfrage, bei der man mit besondrer Vorliebe auf die alles Maß überschreitenden Vorrechte des Professorenstandes hinweist. Im Grunde ist es nur ein Ansturm gegen diese vielbeneideten vermeintlichen Vorrechte. Daß es sich um Stätten alten Kulturlebens handelt, die zur Erfüllung ihrer Aufgabe diese „Vorrechte“ bedürfen, daß die geschichtliche Eigentümlichkeit unsrer Universitäten die Bedingung ihrer doppelten Pflichterfüllung ist, kümmert die Reformer wenig. Als Bürgen des alten deutschen Individualismus, die in schweren Zeiten dem deutschen Geiste eine Zuflucht geboten haben, ragen unsre Universitäten mit ihrer charaktervollen Eigentümlichkeit in unsre moderne Zeit herein. Aber was nicht dem Geiste der Mietkasernenzeit entspricht, das ist alles veralteter Zopf, und dieser Geist möchte gern diese alten Vesten erschüttern, die doch dem schalen Ausgang unsers Jahrhunderts notwendiger sind als jeder andern Zeit. Leider hat der preußische Kultusminister dem Drängen des Publikums nachgegeben und durch einen Erlaß, der sich auf die Klagen über verspäteten Anfang der Vorlesungen beruft, die Ferien stark verkürzt. Gegen eine weitergehende Neuordnung der Ferien haben sich fast alle — vielleicht alle — Universitäten erklärt, aber auch von jenem Erlaß vermögen wir uns für die Wissenschaft keinen Nutzen zu versprechen, solange man die deutsche Jugend nicht in Konvikte sperrt und Aufgabenbücher führen läßt, was den Hochschulen den Todesstoß versetzen hieße. *)

*) Übrigens scheint es, als ob sich die Studenten zu helfen wüßten. Der Trommelwirbel, den die Zeitungen geschlagen haben, hat allerdings bewirkt, daß sich die Studenten diesen Winter für manche Vorlesungen früher als sonst einfanden. Man soll aber den Tag nicht vor dem Abend und das Semester nicht vor seinem Ende loben. Eingeweihte wollen

Digitized by Google

Es ist nun erfreulich, aus Professor Flemmings*) kürzlich erschienener Zusammenstellung zu ersehen, daß die deutschen Universitätsferien gar nicht so sehr gegen die des Auslandes abstechen, ja in Deutschland sogar noch kürzer als in verschiednen andern Ländern sind. Diese Länge muß also doch wohl durch die Verhältnisse geboten sein. Im übrigen können wir freilich Flemmings Schriftchen, das weder Hörner noch Zähne hat, keinen Geschmack abgewinnen. Der Verfasser vertritt keine Ansicht mit klarer Entschiedenheit. Er wünscht das eine und ist auch kein Feind des andern. Die jetzige Lage der Ferien ist nach seiner Meinung nicht gesund; er würde gern verschiedne Abstriche zugestehen, wenn nur die Semester gut lägen, und eine solche günstige Lage scheint ihm die Zeit von Mitte September bis 21. Dezember und von Neujahr bis Mitte Juni zu sein. Das klingt ganz hübsch, paßt aber recht wenig zu der akademischen Freizügigkeit auf den deutschen Universitäten, die einer unsrer schönsten Vorzüge ist und den Studenten Umschau im Vaterlande, Bekanntschaft mit Land und Leuten ermöglicht. Dann ginge man also im Januar nach Heidelberg und kehrte heim, wenns dort gerade recht wonnig wird, oder Bruder Studio ginge im Herbst nach Berlin und zöge wieder von dannen, ehe er die Freuden des Karnevals gekostet hätte. (Ist das nötig?)

Unsre Semestereinteilung folgt der Zweiteilung des Jahres in Sommer und Winter; das ist für uns das Natürliche, und das Natürliche ist hier das Vernünftige. Davon abzugehen verspricht keinen sichtbaren Nutzen. Freilich, Flemming meint, daß diese Lage „unsre Hörer während der blühendsten und wärmsten Monate in die Hörsäle banne und uns dafür mit sechs Ferienwochen beschenke, welche unser Himmel wahrlich mehr zur Arbeit als zur Erholung einzurichten pflege.“ Wir sind ganz andrer Meinung. Wir haben bisher immer die armen Gymnasiasten bedauert, denen seit Jahren ihre Ferien zu verregnen pflegen, während August und September bekanntlich die schönsten und klarsten Tage bieten. Daß die Zahl der Hörer vom Juni an sinkt, mag schon richtig sein. Das kommt aber weniger von der Hitze — in den letzten Jahren sicher nicht —, als von dem Naturgesetz der menschlichen Trägheit, das auch im Februar, wo sicher keine Hitze ist, die gleiche Wirkung übt. Die veränderte Lage hätte auch den Nachteil, daß das Osterfest mitten ins Semester fiele. Gerade Ostern ist ein Familienfest, denn die Zeit ladet nicht wie Pfingsten zum Genuß der Natur, sondern zur Heimkehr ein; Brüder und Verwandte kommen. Setzt man als Osterferien die Zeit vom Karfreitag bis zum dritten Feiertage fest, so wird der Student sicherlich noch ein paar Tage zugeben, und er müßte ein großer Philister sein, wenn er nicht die ganze Woche am väterlichen Tische seine Finanzen aufbesserte.

Ganz besonders wünscht Flemming, daß die Professoren in der Lage sein möchten, die Ferien mit ihren schulpflichtigen Kindern zusammen zu verleben. Wer hätte diesen Wunsch nicht? Wir wollen aber auch die andre Seite betrachten. Die Sommerfrischen sind jetzt schon zur Zeit der Schulferien überfüllt. Durch Professoren und Studenten würde es noch voller, das Vergnügen noch zweifelhafter, die Hotelpreise würden noch unverschämter werden. Wir glauben nicht, daß allen Professoren damit gedient sein würde. Nicht alle sind ja Mediziner; die meisten leben in bescheidnen Verhältnissen und sind durchaus nicht in der Lage, die Preise

wissen, daß die Studenten schon am 19. Dezember in hellen Haufen von dannen fuhren, und verschiedne Professoren am 21., also am Montag vor dem Feste, kein Auditorium mehr hatten. Das hätte man vorher wissen können.

*) Die Universitätsferien bei uns und im Auslande. Von Walther Flemming, Professor in Kiel. Braunschweig, 1891.

Digitized by Google

der „Hochsaison“ zu erschwingen. Sie sind froh, wenn sie ihre Familie schicken können.

Das sind so einzelne Ausstellungen, die wir machen müssen; sie erschöpfen nicht, was wir gegen Flemmings Vorschlag zu sagen hätten, aber alles zu erörtern hieße ihnen mehr Bedeutung beilegen, als sie haben. In Summa glauben wir, daß man die Universitätsreform mit einer Verkürzung der Ferien am falschen Ende anfangen würde. Ob man die Ferien vierzehn Tage weiter vorschiebt oder nicht, ist gleichgiltig. Verschlechtert wird dadurch vielleicht nichts, aber auch nichts gebessert.

Übrigens sind auch wir der Meinung, daß mancherlei zu reformiren sei. Es giebt sogar recht wunde Punkte. Wenn man den Etat der preußischen Universitäten zur Hand nimmt, zeigt sich z. B. eine solche Bevorzugung der Universität Berlin, daß man in der Gründung dieser Hochschule geradezu einen Nachteil für die andern preußischen Universitäten erblicken muß. Von den zur Verfügung stehenden materiellen Mitteln fällt ihr der Löwenanteil zu, alle andern preußischen Hochschulen erscheinen thatsächlich als zweiten Ranges. In demselben Grade aber wie die Bedeutung Berlins gesteigert wird, sinkt das geistige Leben in der Provinz, so weit die Universität dessen Mittelpunkt ist. Die Dozenten drängen sich dorthin, die Studenten, schon an und für sich von der Großstadt gelockt, folgen nach; daraus folgt die Notwendigkeit von Neubauten, und so geht es weiter. Da Berlin nicht nur die höchsten Gehalte, sondern, was oft noch mehr besagt, auch z. B. sehr hohe Kollegiengelder bietet, so werden die andern Universitäten Versuchsstationen für Berlin, und in Berlin entwickelt sich eine Art von Primadonnenkultus.

Ein andrer Punkt ist folgender. Medizin und Naturwissenschaften haben dem Zuge der Zeit entsprechend an den Universitäten eine Berücksichtigung erfahren, die alles verschwinden läßt, was für die humanistischen Disziplinen geschieht, und das Gleichgewicht der Kräfte entschieden stört. Auch hier thut Abhilfe not, wenn nicht das Ganze endlich Schaden nehmen soll.

Noch ein Punkt, aber nicht der letzte! Der medizinische Doktortitel ist, statt der Lohn eines schwierigen Examens zu sein, nur noch eine Arabeske, die den praktischen Arzt zieren soll, der Wissenschaft aber gar nicht dient. Auch diesen Punkt möchten wir den Reformern bestens empfohlen haben.

Zur Behandlung der Schulfrage in Preußen. Auf die Dezemberkonferenz des Jahres 1890 folgten die Reisen und die Beratungen der Sieben. Inzwischen wechselte die Person des preußischen Kultusministers. Doch gingen bereits unterm 22. Juli 1891 die Probepläne des Ministeriums den Provinzialschulkollegien zu; der Erlaß trug die Überschrift „Vertraulich.“ In Brandenburg besann sich das Schulkollegium mehrere Monate, bis es den einzelnen Lehrerkollegien die Pläne bekannt machte, wobei es nicht versäumte, die Vertraulichkeit noch einmal besonders einzuschärfen. Nun aber, Ende Oktober, hieß es: Alle Mann auf Deck! Jede einzelne Anstalt hatte auf Grund eingehender Fachkonferenzen Speziallehrpläne auszuarbeiten und bis zum 15. Januar 1892 einzureichen. Aber noch ehe dieser Termin herangekommen war, am 12. Januar, erschienen plötzlich im Buchhandel Lehrpläne und Lehraufgaben für die höhern Schulen nebst Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen. Die Amtlichkeit war durch einen preußischen Adler auf dem Titelblatt angedeutet, sonst fehlte jede Angabe über Herkunft und Charakter der neuen Pläne. Wir fragen: Warum erst jetzt, statt im Juli? und warum die Vertraulichkeit? die übrigens die Regierung

Digitized by Google

selber, nach einer immer mehr um sich greifenden Methode, weder vollständig wahrte noch vollständig aufgab. Und wenn diese Vertraulichkeit ihre Gründe hatte, warum nun plötzlich die Veröffentlichung der endgiltigen Pläne? warum schon jetzt? Durch die feierlichen Erklärungen in der Dezemberkonferenz, wonach in den Stundenplänen und in dem Unterrichtsbetriebe der einzelnen Schulen je nach den besondern Bedürfnissen fortan eine größere Freiheit und Mannichfaltigkeit walten sollte, und durch die Bezeichnung der Pläne vom 22. Juli als Probepläne durften sich die einzelnen Lehrerkollegien aufgefordert fühlen, nun über die besondern Bedürfnisse ihrer Schulen nachzudenken und ihre Wünsche zu formuliren. Auch hatte die Vertraulichkeit doch nur dann einigen Sinn, wenn das Ganze als ein vorläufiger Entwurf galt, der hinter verschlossenen Thüren nur desto rückhaltloser kritisirt sein wollte, kritisirt von den am meisten sachverständigen, jedenfalls am meisten beteiligten, den mitten in der täglichen Praxis stehenden Direktoren und Lehrern. Freilich, ob hiermit die Verhängung des Amtsgeheimnisses richtig gedeutet war, oder ob sich nicht vielmehr die büreaukratische Angst vor dem frischen Wind öffentlicher Erörterungen hinter das Amtsgeheimnis flüchtete, darüber war nicht ins reine zu kommen. Jedenfalls verhielten sich die Behörden auf mündliche und schriftliche Anfragen, wie weit es sich bei den Probeplänen um Vorschläge und wie weit um Vorschriften handle, so zweideutig als möglich. Es wußte daher niemand, woran er war. Manche Kollegien hielten die Pläne, mit Ausnahme etwa der Flüchtigkeitsfehler, für unabänderlich, schalten im geheimen, „vertraulich“, ließen sich jedoch amtlich die Vorlage in allem wesentlichen gefallen. So kamen sie fast ohne Konferenzen aus, während andre es auf fünfzig Stunden Konferenzen brachten, was für manche Referenten noch eine ebenso lange Zeit der Vorbereitung bedeutete. Galt es doch langgehegter Wünsche sich lebhafter bewußt und vielleicht dauernd froh zu werden. Es war eine Art Mobilmachungszeit. Was nicht unmittelbar dem einen großen Zweck diente, trat zurück. Und wenn ganze Tage und halbe Nächte mit der einen Arbeit draufgingen, es lohnte doch hundertfältig, wenn man damit sich und seinesgleichen, vielleicht für viele Jahre, die Wege bahnte. Und nun? Über Nacht, noch ehe die Berichte auch nur abgegangen sind, erscheinen mit tausend bindenden Vorschriften die amtlichen Lehrpläne. Auf dem Titel steht die Jahreszahl 1891; nach einer Zeitungsmeldung hätte sie am 29. Dezember 1891 der König bestätigt. Doch da sie selbst hierüber nichts verraten, so wäre es immer noch denkbar, daß sie noch nicht das letzte Wort der Regierung enthielten, daß sie nur schnell als Entwurf wären gedruckt worden, um den Abgeordneten, deren Sitzungen noch in derselben Woche beginnen sollten, zur vorläufigen Orientirung zu dienen. Denkbar wäre das ja, doch ist es wenig wahrscheinlich angesichts der genauen Bestimmungen, die nun endlich (Seite 68 der Lehrpläne) über die etwa zulässigen Abweichungen gegeben werden. Während wir dies schreiben, wird durch die Zeitungen eine Zirkularverfügung des Ministers bekannt mit einer neuen allgemeiner gehaltenen Unterscheidung dessen, was in den Plänen bindend sein soll und was nicht.

Auf diese und andre Bestimmungen hier einzugehn, müssen wir uns versagen, da es uns heute nur darauf ankommt, der tiefen Verstimmung Ausdruck zu geben, die sich eines großen und nicht des schlechtesten Teiles der Gymnasiallehrer bemächtigt hat. Die preußischen Gymnasiallehrer sehn sich nach all den Mißhandlungen der letzten Jahre nun auch noch genasführt, durch unklare Weisungen geäfft und zu zwecklosen Arbeiten verurteilt. Den Gipfel erreichte diese Zwecklosigkeit überall da, wohin die Verfügung vom 22. Juli nicht in ihrem ganzen Wortlaut

Digitized by Google

gedrungen war. Hier findet sich, wie wir jetzt am Ende aller der sauern Arbeit erfahren, die Bestimmung, daß „bis auf weiteres die an den einzelnen Schulen eingeführten Lehrbücher fortgebraucht," neue jetzt und einstweilen überhaupt nicht eingeführt werden sollen. Der Auszug, den das Brandenburger Schulkollegium aus dieser Verfügung mitteilt, enthielt hiervon nichts. So haben sich denn einzelne Anstalten mit eingehenden Rezensionen von Grammatiken, Lese- und Übungsbüchern befaßt, eine interessante Beschäftigung, wenn man nichts andres zu thun hat. Aber zu solchen Beschäftigungen gezwungen zu sein in Zeiten heißester Arbeit, durch bloße Fahrlässigkeit der Behörde, die nun auf all die sein abgewognen Urteile und tief begründeten Vorschläge mit einem leichten Achselzucken antworten wird, das erbittert.

Wofür wir also vergeblich nach Gründen suchen, ist kurz folgendes: 1. Warum sind die Probepläne vom 22. Juli nicht Ende Juli in den Händen der Direktoren gewesen? 2. Warum hat der Minister die Bestimmung über das zulässige Maß der Abweichungen vom allgemeinen Lehrplan, desgleichen über die Lehrbücher nicht vor Beginn statt nach Abschluß der Fachkonferenzen bekannt werden lassen? 3. Warum hat die Regierung die allgemeine Konfusion noch verschlimmert durch Verhängung des Amtsgeheimnisses über die doch völlig unpolitischen Fragen der Unterrichtstechnik? 4. Warum hat der Minister mit der Herausgabe der endgiltigen Pläne nicht gewartet, bis die Berichte der Provinzialschulkollegien über die besondern Wünsche der einzelnen Lehrerkollegien eingelaufen waren?

Nichts gefährdet die Disziplin mehr, als Undeutlichkeit und Unklarheit der Befehle. Wenn man nicht genau weiß, was der Befehlende will, und wenn die Befehle gar den Eindruck der Willkür machen, so gewöhnt man es sich leicht ab, die Willensäußerungen der Behörde ernst zu nehmen.

Beim Blättern in den Dezemberverhandlungen stoßen wir auf eine Anordnung des Staatsministeriums, wonach die Zöglinge der Lehrerseminare in den elementaren Grundsätzen der Volkswirtschaft zu unterweisen sind. Wenn bei diesem Unterricht die Frage gestreift wird, welchen nationalökonomischen Wert durchschnittlich die geistige Arbeit eines kräftigen Mannes darstellt, so empfiehlt sich als lehrreiches Beispiel von Vergeudung nationaler Arbeitskraft die Behandlung der Schulfrage in Preußen während des Jahres 1891, insonderheit die monatelange Beschäftigung der Lehrerkollegien mit Referaten, Konferenzen und Protokollen — für den Papierkorb. Heute ist die Arbeitsfreudigkeit der Regierungs- und Lehrerkollegien noch unverwüstlich. Heute! Wird aber dies Verfahren fortgesetzt, gewöhnen sie sich erst daran, die Dinge leichter zu nehmen, dann ade Preußen! Trotz aller hohen Worte wird man in den bald zaudernden, bald sich überstürzenden Maßnahmen einer nervös gewordnen Regierung nichts andres sehn als eine Anleitung zur Frivolität.

William Preyer. Herr Preyer hat wieder einmal seine Schulreformrede aufgesagt. Das erstemal geschah es — er selber hat uns das Datum aufbewahrt — am 19. September 1887 vor der Naturforscherversammlung in Wiesbaden. Diesmal lauschten ihm die Berliner Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Verbandes. Die Naturforscher und Ärzte haben ihm lauten, langanhaltenden Beifall gespendet, den Berliner Vortrag beeilt sich ein Berliner Wochenblatt der Welt mitzuteilen. Herr Preyer findet also Beifall und Anerkennung — wir untersuchen nicht: bei wem? aber es interessirt uns doch: womit?

„Wir müssen abgehen von dem ganz überflüssigen Hängen an pedantischen

Digitized by Google

alten Gewohnheiten, die durch den übertriebenen griechischen und lateinischen grammatikalischen Unterricht hervorgebracht worden sind." Dies darf man nachgerade wohl eine Trivialität nennen. „Das Studium des Griechischen gewährt einen großen ästhetischen und intellektuellen Genuß, ist aber kein geeigneter Gegenstand für den obligatorischen Unterricht für zwölf- bis achtzehnjährige Knaben und Jünglinge, die Regierungsbeamte, Ärzte, Erzieher, Geistliche, Richter, kurz für den Staat und das Volkswohl nützliche Männer werden sollen." Dies ist der nackte Utilitarismus, auf deutsch der Standpunkt der armseligen Geister, die von der Hand in den Mund leben. „Bei der Erziehung des Kindes muß zuerst das Wachstum in Betracht kommen, dann die Ausbildung der Sinne, erst wenn die verfeinert sind, die methodische Willens- und Verstandesbildung beginnen, und erst wenn der Verstand da ist und die Arbeitskraft, die Ausbildung des Gedächtnisses und zuletzt das Gemütsleben." Was sagt man zu diesen neuen sechs Unterrichtsstufen? Und nun erst die Begründung! „Es ist nachgewiesen, daß das Gehirn des kleinen Kindes noch lange nicht fertig ist, es enthält noch gar nicht die wichtigsten Bestandteile. Erst nach Monaten findet man sie spärlich." Und darum? „soll man nicht so früh mit dem Bücherstudium beginnen." Bis jetzt werden nämlich unsre Knaben immer wieder nur mit Buchstaben beschäftigt." Und doch sind „die Sinnesorgane das einzige Thor, durch welches — der Mensch dem Menschen nahe tritt." Die Phantasie, die Fähigkeit, weit entrücktes, längst vergangnes, nie geschehnes, nimmer geschehendes sich nah und leibhaftig vorzustellen, diese edelste und gefährlichste Kraft im geistigen Leben aller noch unverkrüppelten Menschen, vor allem aber des Kindes, kommt in Herrn Preyers Katechismus nicht vor. Herr Preyer ist auch der Ansicht, daß das Gedächtnis unsrer Jugend „durch Auswendiglernen von Gedichten überladen" werde. „Und nun das Gemüt, das Herz!" Herrn Preyers Gemüt, wie seines „Freundes" Göring, ist ganz und gar mit Patriotismus angefüllt. Während sich sonst die mit ihrer Gymnasialbildung unzufriednen, nach Herrn Preyer, „fortwährend (!) mit Umsturzgedanken beschäftigen," wird er mit Herrn Göring dafür sorgen, daß „der Thron noch fester stehe," und daß „der monarchische Gedanke festere (so!) Wurzeln fasse, als es bisher der Fall war." Wir haben dieser Art von Gesinnungstüchtigkeit gegenüber nur ein Gefühl: Ekel.

Das Theatermonopol Berlins. Einen höchst bemerkenswerten Beschluß hat, wie aus Frankfurter Blättern zu ersehen ist, das Stadttheater in Frankfurt a. M. gefaßt; die Leitung dieser Bühne will in Zukunft kein Stück zur Aufführung bringen von einem Verfasser, der den Zeitpunkt der Aufführung von der Bedingung abhängig macht, daß das Werk zuerst in Berlin aufgeführt werden müsse. Es ist wahrlich an der Zeit mit dem Verfahren: erst Berlin, dann die Provinz! ein Ende zu machen. Bisher hat die Reichshauptstadt den Beweis noch nicht gebracht, daß das Spreewasser für Erzeugnisse der dramatischen Kunst das allein selig machende Taufwasser sei, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird es auch nicht so bald gelingen, diesen Beweis zu bringen. Das Monopol für gewisse entartete Seitenschößlinge der dramatischen Kunst, die den größten Teil ihrer Wurzeln bereits in das sumpfige Erdreich des Tingeltangels und der „Spezialitäten" senken, soll der Reichshauptstadt nicht mißgönnt werden. In der Provinz, womit man neuerdings an der Spree mit mitleidigem Achselzucken alles zu bezeichnen pflegt, was jenseits der Mauern der Millionenstadt liegt, hat man noch wenig Sehnsucht nach den Bühnen-Aquarien, den Bühnen-Rennplätzen oder gar nach den Ringkämpfen zwischen weiblichen Athleten, wie sie jetzt auf dem Alexander-

Digitized by Google

theater allabendlich zur Freude des Berliner Kunstsinns stattfinden; auch das Andenken an die Bühnenthätigkeit des Scharfrichters Krauts soll den Herren an der Spree nicht getrübt werden. Alle diese stolzen Blüten der reichshauptstädtischen Kunst dürfen und sollen ihr Monopol bleiben. Wenn aber Leiter der Berliner Bühnen an Dichter oder an die unentbehrlichen Erzeuger dramatischer Tagesware das Ersuchen richten, ihre Werke unter jeder Bedingung zuerst in Berlin aufführen zu lassen, so muß dagegen im Interesse der Kunst und im Interesse der Dichter selbst energisch Widerspruch erhoben werden. In einer Zeit, wo jeder, der an das heilige Recht der Freizügigkeit tastet, als Tempelschänder betrachtet wird, in der aufgeklärten Zentrale des Reiches, die gerade der Freiheit der Bewegung die treibenden Kräfte ihres Wachsens und Gedeihens verdankt, will man dem freiesten, dem ungebundensten, was es giebt, den Erzeugnissen der Geister eine bestimmte Marschroute vorschreiben, will man den ohnehin schwer bepackten Dichtern noch Fußschellen anlegen, die erst dann abgestreift werden dürfen, wenn die Reichshauptstädter sich an ihren Vorführungen ergötzt haben, nur damit sie sich in dem Vollbewußtsein brüsten können, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren: nichts neues auf der Erde, was nicht in Berlin zur Welt gekommen wäre! Das ist einfach lächerlich. Mit demselben Rechte müßte man Berlin ein Verkaufsrecht für Romane, für wissenschaftliche Werke, und der Himmel weiß für was alles, zugestehen. Berlin ist nicht Paris und wird und darf es nicht werden, wenn nicht die besten Kräfte unsers geistigen Lebens gefährdet und alles einer ausgleichenden langweiligen Verflachung entgegengeführt werden soll. Und nun gar die Heimat der patriotischen Hurrahkomödie, des seichten und frivolen Lustspieles à la Dumas und Genossen als Preisrichter für Dramen, begabt und berufen, über Sein oder Nichtsein dieses oder jenes deutschen Dichterwerkes zu entscheiden! Wer lacht da? Es ist in der That nicht zum Lachen, sondern es ist eine Thatsache, wie der Erlaß des Frankfurter Stadttheaters zeigt, und zwar eine sehr traurige.

Man fragt sich billig, wie sich ein Schriftsteller zu einer solchen Beschränkung seiner persönlichen Rechte bekennen kann. In den meisten Fällen dürfte sich die Sachlage so gestalten. Der Leiter der Bühne schreibt dem Autor vor: du darfst dein Werk nur bei mir zuerst aufführen lassen, oder du verzichtest auf die Ehre, in Berlin vorgestellt zu werden. Wer die Schwierigkeiten und die Mühen kennt, ein Stück überhaupt nur so weit zu bringen, daß die Möglichkeit einer Aufführung ernstlich in Erwägung gezogen wird, wird leicht begreifen, daß ein Verfasser in dem Wunsche, seine Werke überhaupt auf die Bühne kommen zu sehen, in den Händen eines geschäftskundigen Bühnenleiters weich ist wie Wachs. In Wirklichkeit dürfte für den Theaterdirektor, wenn er dieses Zugeständnis von dem Dichter erreicht, nicht viel mehr herauskommen als eine schließlich sehr flüchtige und wenig einträgliche Ehre. Denn was kann es Herrn B. in Berlin schließlich verschlagen, wenn A. oder C. in Köln oder Hamburg das Stück eher aufführen? Es ist das in den meisten Fällen weiter nichts als eine thörichte Streitigkeit um den Vorrang. Seltner wird es vorkommen — aber es mag immerhin geschehen, eben infolge des Aberglaubens an den hohen Beruf Berlins in Kunstsachen —, daß sich ein Dichter aus freien Stücken in der Freiheit seiner Bewegung selbst einschränkt. Er würde dabei mit den thatsächlichen Verhältnissen rechnen, nach denen ein Erfolg in Berlin für eine ganze Reihe von Städten die beste Empfehlung eines Werkes ist, zumal wenn die Presse ihre Pauken und Trompeten zweckentsprechend handhabt. Und doch enthält diese Rechnung einen Fehler, näm-

Digitized by Google

lich den, daß das, was den Augen Berlins wohlgefällig ist, deshalb durchaus nicht auch anderwärts auf Beifall rechnen darf, und umgekehrt. Der Dichter, der bei der von ihm selbst gewünschten ersten Aufführung in Berlin einen Mißerfolg hat, schadet überdies der Zukunft seines Werkes sehr und wird kaum eine Bühne finden, die sich seines einmal verunglückten Sprößlings annimmt.

Die Hauptschuld aber daran, daß es mit dem Vorortthum Berlins in Bühnensachen so weit gekommen ist, tragen die Bühnenleitungen selbst. München steht auch in dieser Hinsicht auf einem besondern Standpunkte; dort verhält man sich den Berliner Erfolgen oder Mißerfolgen gegenüber sehr kühl, man wirtschaftet auf eigne Rechnung und Gefahr und kommt dabei, wie ein Blick auf die lange Reihe von Neuheiten lehrt, die die Münchner Hofbühne in den letzten Jahren aufgeführt hat, zu sehr erfreulichen Ergebnissen. Dafür hält man in München auch eine Reihe dramatischer Dichter dauernd fest, die sich mit den Berlinern, ältern oder jüngern, sehr wohl vergleichen können, ein Vorgehen, bei dem sie freilich eine sorgfältige Auswahl treffen müssen, wenn sie sich nichts vergeben wollen. Die große Mehrzahl aller andern Bühnen hat sich freiwillig in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Berlin begeben, das durchaus zu beklagen ist. Es giebt bedeutende Theater, die kein Stück aufführen, ehe es die Feuerprobe in Berlin bestanden hat. Zur größern Erleichterung der Denkarbeit werden dann noch sachkundige Herren, Regisseure und Dramaturgen, nach der Reichshauptstadt geschickt, um die Inszenirung und die Darstellung zu studiren, und wenn diese Herren dann genau gesehen haben, wie sie in Berlin räuspern und spucken, machen sie es in X. oder N. getreulich oder besten Falls mit einigen den örtlichen Bedürfnissen entsprechenden Änderungen nach. Kein Wunder dann, wenn selbst auf Bühnen mit großen Mitteln und guten Kräften jenes frisch, frei und fröhlich aus dem Eignen schöpfende Leben erlahmt, ohne das eine Kunststätte auf die Dauer nicht gedeihen kann.

Das Vorgehen des Frankfurter Stadttheaters erscheint daher aus zahlreichen Gründen als eine That, der man nur allenthalben schleunige Nachfolge wünschen kann. Alle hervorragenden Bühnen, in erster Reihe die Hofbühnen, sollten gegen die Monopolisirungsgelüste der Berliner energisch Front machen, nicht etwa um Berlin den Ruhm zu schmälern, denn dieser Zweck wäre so vieles Aufhebens nicht wert — sondern im Interesse der deutschen Kunst, deren Reich so weit geht, als deutsche Worte laut werden. Zahlreiche Talente, die dem Berliner Geschmack nicht zusagen (was durchaus nicht als schlechte Empfehlung anzusehen ist), können nur dann zu ihrem Rechte kommen, wenn die hervorragenden Bühnen im ganzen Reiche selbständig darnach streben, sich ein eignes Repertoir von Neuheiten zu bilden.

Nochmals die Theater- und Musikausstellung. Der Aufsatz „Wiener Gemütlichkeit" im ersten Hefte der Grenzboten verrät solche Ungemütlichkeit, ja einen solchen Mangel an „fortschrittlicher Gesinnung", daß man den Verfasser nur bedauern kann. Ist er doch noch imstande, sich über ein Ausstellungsprogramm zu wundern! Zeitungen scheint er überhaupt nicht zu lesen, sonst würde er wissen, daß der „geniale Gedanke" der berühmten Fürstin Metternich, eine Theater- und Musikausstellung in Wien zu veranstalten, überall, irren wir nicht: auch am Kongo, einhellige Begeisterung hervorgerufen hat und „in seiner kulturellen Bedeutung voll und ganz gewürdigt wird." Ihm wären aber für den großen Zweck einige Wochen Arbeit zu viel, und er malt sich den Zustand der

Digitized by Google

Bilder und Bücher aus, die ein halbes Jahr lang der Sonne und dem Staube ausgesetzt gewesen wären. Ja, hat er denn schon jemals gehört, daß Ausstellungsgegenstände besser zurückgekommen als abgesandt worden sind? Und von dem bloßen Anschauen der Büchertitel soll niemand einen Nutzen haben! Falls er wünschen sollte, daß die Bücher an Ort und Stelle gelesen werden könnten — dazu würde wohl Rat werden. Nötig ist es aber nicht. Gerade darin besteht, wie jedermann weiß, eine der größten „Errungenschaften der Jetztzeit," daß wir uns durch flüchtiges Anschauen der Außenseite der Dinge bilden, dadurch werden wir den Griechen so auffallend ähnlich, die „durch Spazierengehen gescheit wurden." Ist es etwa nicht „wissenschaftlich-instruktiv", wenn wir z. B. Mozarts Spinett, die Flöte des ersten Tamino, Paganinis Geige, sämtliche Lorbeerkränze der großen Mimen der Gegenwart u. dgl. in natura, Beethovens Haushälterin und das Wirtshaus, worin Schubert seinen Schoppen zu trinken liebte, wenigstens im Bilde kennen lernen? Übrigens wird der Ton nicht auf solche Kuriositäten oder auf Theaterzettel und Kostümbilder gelegt. Vielmehr sollen die dramatische Dichtung und die dramatische Kunst aller Zeiten und aller Völker durch Aufführungen illustrirt werden, desgleichen die Geschichte der Musik; man braucht daher nur den nächsten Frühling und Sommer in Wien zuzubringen, um auf die bequemste und angenehmste Weise die ganze Entwicklung von den Widderhornkonzerten der alten Juden, der Tragödie und Komödie der Griechen bis auf Wagner, Ibsen, Sudermann und Blumenthal, von Roscius bis auf die unvergleichliche Sarah, Fritz Haase und Emil Thomas gründlich kennen zu lernen. Ein größeres Werk ist seit dem Eiffelturm nicht unternommen worden, und dafür sollten wohl einige Opfer gebracht werden!

Litteratur

Karl von Hases Werke, 22. und 23. Halbband. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1891

Der erste dieser beiden Halbbände enthält die von dem großen Kirchenhistoriker hinterlassenen „Annalen" seines Lebens. Sie sind von seinem Sohne Karl Alfred mit einem kurzen, aber lehrreichen Vorworte herausgegeben worden und bestehen aus Büchern, Tagebuchblättern, Selbstbekenntnissen und kleinern Notizen, die sich über den langen Zeitraum von 1830 bis 1890 erstrecken. Der Herausgeber hat das Ganze in drei Teile zerlegt: Jahre des Schaffens 1830 bis 1865, Höhe des Lebens 1866 bis 1880 und das letzte Jahrzehnt 1881 bis 1890.

Seine Jugendgeschichte bis zum dreißigsten Lebensjahre hat Karl von Hase selbst in den „Idealen und Irrtümern" erzählt; eine Ergänzung dazu liefern seine „Erinnerungen aus Italien in Briefen an die künftige Geliebte." Die Annalen bilden gleichsam die Fortsetzung zu seiner Jugendgeschichte, sodaß wir nun ein vollständiges Lebensbild aus Hases eigner Hand besitzen. Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Stücken ist hie und da von dem Herausgeber mit wenigen Worten hergestellt worden. Am zahlreichsten sind die Reisebriefe. In ihnen offenbart sich auch am deutlichsten die tiefe Welt- und Menschenkenntnis des großen Gelehrten, seine Liebe

Digitized by Google

zur Natur, seine Freude am Wandern. Sie enthalten eine Fülle prächtiger Schilderungen und feiner Beobachtungen und werden sicher am meisten dazu beitragen, daß Hases Annalen aus den Kreisen der Theologen immer mehr in die der übrigen Gebildeten dringen, so weit sie sich noch zum Lesen eines anständigen Buches aufzuraffen vermögen. Freilich eine Biographie kann uns der vorliegende Band nicht ersetzen; denn das, was an Hase besonders wertvoll und fesselnd ist, seine ganze Persönlichkeit nach ihrer theologischen Stellung, ihren akademischen Erfolgen, ihrer schriftstellerischen Wirksamkeit und menschlichen Eigenart, darüber geben uns die Annalen im Grunde nur wenig Auskunft.

Der 23. Halbband enthält die erste Abteilung von Hases vaterländischen Reden und Denkschriften. An den Anfang hat der Herausgeber, Oskar von Hase, die zwölf im Jahre 1870 geschriebnen „Reden an die Jünglinge der freien Hochschulen Deutschlands“ gestellt; daran schließen sich die Flugschriften: „Vom Justizmord“ (1826), „Sachsen und seine Hoffnungen“ (1830) und „Das junge Deutschland“ (1836). Die von glühender Begeisterung für die Einigung Deutschlands durchdrungenen Reden des Zwanzigjährigen wurden von Hase im Jahre 1820 vor den Burschenversammlungen in Leipzig gehalten. Die öffentliche Verbreitung wurde damals durch die Polizei verboten, die Handschrift eingezogen und dem Verfasser erst zu einer Zeit wieder zugestellt, wo ihm das Werk zur Veröffentlichung nicht mehr genügte In diesen Reden, die voll von rhetorischem Pathos sind, aber auch feste Überzeugung, Frische und ungestüme Kraft verraten, steckt das eigentliche Glaubensbekenntnis der alten Burschenschaften. Manche Hiebe passen auch heute noch: „Wollt ich euch etwa führen zu einem Hoftag, würdet ihr fragen: sind denn diese gelenksamen, demütigen, ausgemergelten Herrchen, diese steifen Damen mit den angemalten Backen, sind das deutsche Ritter und Edelfraun, und was sie durch die Nase herschnarrn und lispeln, ist denn das unsre kraftvolle deutsche Sprache? Wollt ich euch führen auf die Belustigungsorte unsrer Städte, würdet ihr fragen: sind denn diese niedlichen, geschniegelten und gebügelten, diese duftenden und parlirenden Bürschchen und diese über ihre faden Schmeicheleien nicht mehr errötenden, zusammengeschnürten, halbnackten Mamsellen, sind das die waidlichen Gesellen, die ehrbaren Jungfern, die Bürger und Bürgerinnen unsrer freien gesegneten Städte?“ Die wuchtigste dieser Reden, worin am klarsten Fichtes markige Ausdrucksweise hervortritt, ist die am Jahrestage von Leipzig, am 18. Oktober 1820, gehaltene Rede, als es verboten war, das Fest des befreiten Deutschlands zu feiern.

Hase mußte bekanntlich seinen energischen Kampf für die burschenschaftlichen Bestrebungen schwer büßen. Er wurde von drei Hochschulen verwiesen, mußte seiner akademischen Lehrthätigkeit entsagen und wurde schließlich wegen Hochverrats auf dem Hohenasperg gefangen gehalten. Hier schrieb er seine Broschüre „Vom Justizmord,“ worin er die Todesstrafe vom christlichen Standpunkte aus verwirft. Nur ausnahmsweise gestattet er sie der Obrigkeit, nämlich wenn sie sich in der Notwehr zu Zwecken des Krieges und des Umsturzes befindet. In seiner Denkschrift „Sachsen und seine Hoffnungen,“ die in den ereignisreichen Septemberwochen von 1830 entstanden ist, legt er die Gründe für eine konstitutionelle Staatsverfassung im Königreich Sachsen dar. Die Schrift ist außerordentlich interessant, da sie die hochgehende Bewegung der Leipziger Bürgerschaft in jener Zeit gegen den allmächtigen Rat der Stadt — „wer kann wider Gott und den Stadtrat von Leipzig!“ — in Verbindung bringt mit den politischen Unruhen in Dresden.

Digitized by Google

Der erste Halbband der vaterländischen Schriften schließt mit einer im Jahre 1836 gehaltenen Rede gegen das „junge Deutschland.“ Er untersucht darin, welche Angriffe die Jungdeutschen Heine, Börne, Mundt und Gutzkow gegen das Christentum gerichtet hätten, was an diesen Angriffen neu und was wahr sei. Die Rede, auf die wir namentlich auch unsre Litterarhistoriker aufmerksam machen, ist reich an vortrefflichen Bemerkungen. Hase unterscheidet zwischen einer asketischen und einer hellenischen Lebensgestaltung. Beide hätten in ihrer strengen Einseitigkeit unsterbliche Werke hervorgebracht; aber erst aus ihrer Verschmelzung erstehe die wahre Humanität. Die Jungdeutschen seien Verfechter der hellenischen Lebensführung, und zwar der entarteten, die die heitern Tempel der olympischen Götter in gemeine Freudenhäuser verkehre. Statt eine Religion der Schönheit und der Mäßigung verkündigten sie das Evangelium der brutalen Fleischeslust (ganz wie unsre lüsterne Judenlitteratur, die in diesen Blättern übrigens nicht mit der Wichtigkeit behandelt werden sollte, wie das Moritz Necker z. B. in seinem Aufsatz über Berliner Liebesromane thut, die Grenzboten sind für solche Gesellschaft zu gut!). Nur das wahre christliche Leben enthalte die asketischen und die hellenischen Bestandteile in der richtigen Mischung. In ihr liege daher die wahre Humanität, zu der sich ein Jude beim besten Willen, und könnte sein Witz Berge versetzen und hätte er alle Philosophien im Leibe, niemals emporzuschwingen vermöchte. Heine hat der christlichen Religion vorgeworfen, daß sie die Schönheit der Natur verachte und von einem bösen Wesen ableite. Dazu sagt Hase: „Christus hielt die Lilien auf dem Felde für schöner als Salomo in seiner Königspracht und verwies uns auf die Vögel unter dem Himmel, die nicht ackern und nicht in die Scheuern fahren, als auf die Lehrmeister der rechten frommen Sorglosigkeit. Obwohl die asketische Volkssitte es empfahl, so wollte Jesus doch nicht, daß seine Jünger zu Zeiten fasteten, und wenn sies nach seiner Hinwegnahme thun wollten, so ermahnte er sie, wenigstens nicht viel darauf zu geben und sich nicht mit Kopfhängen vor den Leuten breit zu machen. Derjenige Apostel, der unter allen am klarsten das Göttliche an der Humanität Jesu ausgesprochen hat, trug doch kein Bedenken, zu erzählen, daß unser Herr, nachdem er die ersten Schüler gesammelt hatte, nichts Wichtigeres zu thun hatte, als mit ihnen auf die Hochzeit zu gehen. Und was hat er daselbst gemacht? Wein hat er gemacht! ich denke nicht, daß die Hochzeitsgäste bereits in Gefahr waren, vor Durst umzukommen, also dem Inhalte des Wunders nach hat er die hochzeitliche Freude befördert; Wein hat er gemacht, die geistigste Blüte, die Dithyrambe des Naturlebens, und als nachher die Kunde kam, da er wußte, daß er nie wieder trinken werde vom Gewächse des Weinstocks, da hat er den Wein zum Sinnbilde seiner selbst, zum Träger seiner lebendigen Gegenwart unter den Seinen gewählt.“

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der Stand der Arbeiterbewegung

Seit unserm letzten Bericht über die Arbeiterbewegung ist ein halbes Jahr verflossen. Unsre Leser werden den berechtigten Wunsch haben, über den Fortgang unterrichtet zu werden.

In der Bergarbeiterbewegung ist erfreulicherweise äußerlich wenigstens ein Stillstand eingetreten. Zwar ist es noch auf den Anhaltischen Braunkohlenwerken bei Frose und dem Erzbergwerke bei Holzappel zu kurzen Arbeitseinstellungen gekommen, doch haben sich in den großen Steinkohlenrevieren Westfalens und der Saar die Bergleute nach den mißglückten Ausständen des vorigen Frühjahrs ruhig verhalten.

In Westfalen hat der sogenannte „alte Verband," dem an 57000 Bergleute angehörten, und von dem bisher jeder Streik ausgegangen ist, entschieden an Ansehn verloren, seitdem die Leitung völlig in das sozialdemokratische Lager übergegangen ist. Die Zahl der Mitglieder soll in der Abnahme begriffen sein. Wenigstens waren die Versammlungen des Verbands äußerst schwach besucht. Auf der Generalversammlung in Bochum erschienen nur 72 Delegirte, während ihre Zahl sonst weit über hundert betragen hat. Viele Belegschaften hatten es unterlassen, einen Vertreter zu wählen. Die Versuche der Leitung, die Hütten- und Fabrikarbeiter für den Verband zu gewinnen, erwiesen sich bald als aussichtslos und wurden überdies in den Kreisen der Bergarbeiter selbst nicht gern gesehen. Die Arbeiter wünschen, daß ihrer Bewegung der ausschließlich bergmännische Charakter erhalten bleibe. Aber auch der neue christlich-patriotische Verband „Glückauf" findet nicht die erwartete Unterstützung. Angeblich wenden sich die Bergleute jetzt mehr den Gewerkvereinen zu. Doch überragt der „alte Verband" selbstverständlich noch immer alle andern Bergarbeitervereine, auch die noch bestehenden evangelischen, weit an Mitgliederzahl.

Digitized by Google

Im Saarrevier soll der Rechtsschutzverein, der dort die Seele der Bewegung ist, ebenfalls an Anhang verlieren. Die Bergwerksdirektion legte überdies den gesamten Vorstand des Vereins von der Arbeit ab. Die Kasse wurde von den Gerichten wegen mangelhafter Führung der Bücher in Beschlag genommen. Die Versuche der Führer, durch Versammlungen, in denen auch der bekannte westfälische Agitator Siegel sprach, die Bewegung wieder in Fluß zu bringen, fanden bei den Bergleuten wenig Entgegenkommen. Endlich verlor die Bewegung durch die Uneinigkeit der Führer selbst an Boden, die sich zuletzt wegen ihres ungebührlichen Auftretens wieder einmal eine Verhaftung durch die Gerichte zuzogen. Unter den Bergleuten wird daher zunächst eine Reorganisation des Rechtsschutzvereins angestrebt. Manche haben sich den evangelischen Arbeitervereinen zugewandt. Diese, sowie die nichtkonfessionellen, reichstreuen Arbeitervereine sollen auch in den andern Bergrevieren, wie in Mansfeld, Waldenburg und Oberschlesien erstarken. Im Mansfeldischen beläuft sich die Zahl ihrer Mitglieder auf dreitausend und umfaßt also fast ein Drittel der Gesamtbelegschaft des Reviers. Auf der andern Seite haben aber auch die bekannten Führer der westfälischen Bewegung Agitationsreisen fast nach allen Bergrevieren unternommen und sind weiter bemüht gewesen, den „alten Verband" zu einem allgemeinen deutschen Bergarbeiterverbande zu erweitern. Auch nach andern Anzeichen erscheint die Bewegung noch nicht als gänzlich beendet. Die Gründung von Arbeiterkonsumvereinen lediglich zu dem Zwecke, den Arbeitern bei Streiks den Bezug von Lebensmitteln zu erleichtern, macht im westfälischen Revier angeblich große Fortschritte. Dem „alten Verbande" sind vom April bis zum September vorigen Jahres an 59416 Mark Beiträge zugegangen, sodaß er nach Abzug der Ausgaben schon wieder über einen baren Bestand von 21925 Mark verfügt. Augenscheinlich hat die Opferwilligkeit der Bergleute noch nicht sehr nachgelassen. Selbst der politisch gemäßigte Verein „Glückauf" hält ferner an den bekannten Forderungen, namentlich an dem Hauptstreitpunkte, der achtstündigen Schicht mit Einschluß von Ein- und Ausfahrt, sowie an der Notwendigkeit der Reorganisation des Knappschaftswesens fest. Eine Versammlung von vierhundert Arbeitern der Zeche Hasenwinkel erklärte die Erfüllung dieser Forderungen nur für eine Frage der Zeit. Auch der Grubenausschuß des Saarreviers soll sie in einer erneuten Eingabe an den Minister geltend gemacht haben. Der Verein „Glück auf" verlangt überdies noch: 1. die Einführung des Befähigungsnachweises für Bergleute, 2. Bezahlung der Arbeitsleistung nach einem bestimmten Maß oder nach Gewicht, 3. die Einführung von Grubenausschüssen, 4. desgleichen von Lohn- und Akkordbüchern, worin der vereinbarte Lohn- oder Gedingesatz mit rechtsverbindlicher Kraft einzutragen ist, 5. die Anstellung und Entlassung der Werksbeamten vom Steiger bis zum Betriebsführer aufwärts durch die Bergbehörde. Einige von diesen Wünschen dürften wohl durch die Novelle

Digitized by Google

zum Berggesetze, die dem Landtage demnächst zugehen wird, ihre Erledigung finden.

Endlich hat noch am 1. und 2. Juli vorigen Jahres in Köln ein internationaler Bergarbeiterkongreß getagt. Zu diesem waren Vertreter in großer Zahl aus England, Belgien und Frankreich erschienen. Dagegen haben die Sammlungen zur Unterstützung des Bergarbeiterausstandes im französischen Departement Pas de Calais in Deutschland nur geringe Erträge ergeben.

Bei den andern Industriezweigen waren die Arbeitseinstellungen leider wieder recht häufig. Der Mehrzahl nach, an die achtzig, waren es sogenannte Abwehrstreiks. An den meisten waren allerdings nur fünfzehn bis dreißig Arbeiter beteiligt. Sie können im einzelnen an sich nur lokale Bedeutung in Anspruch nehmen. In ihrer Gesamtheit gaben sie jedoch der Bewegung des verflossenen Halbjahres einen besondern Charakter. Viele sind überdies wieder wochenlang mit großer Hartnäckigkeit geführt worden.

Es haben gestreikt: die Seiler und Reepschläger in Altona (25 Wochen), die Weißgerber in Döbeln und in den Fabriken von Krüger und Schmidt in Berlin, über fünfhundert Handschuhmacher in den Fabriken in Friedrichshagen, Liegnitz, Osterwieck, Burg, Zeitz, Halberstadt und Ilmenau, die Schuhmacher und Zwicker in den Werkstätten von Arsand in Weißenfels, Greve in Leipzig, Schwarze in Groitzsch, in Barmstedt und Alzey, die Textilarbeiter in den Webereien und Spinnereien von Schnabel in Hückeswagen, Fleier in Erlangen und in Lindenau bei Leipzig (zehn Wochen), die Former in den Eisenhütten von Schröder in Aschersleben, Beissel in Ehrenfeld bei Köln (über neun Wochen), Koppel in Wolgast, der Wilhelminenhütte in Saalfeld und von Berg zu Wald bei Solingen, die Stellmacher in Bremerhaven (acht Wochen), die Tischler, Drechsler und Holzbildhauer in den Werkstätten von Biehl und Völker in Berlin, Schekirka und Wehnen in Oranienburg, Neumann in Dresden, Scheidig in Fürth und Gerlich in Rabenau, die Arbeiter der Knopffabrik von Löwensohn in Breslau, die Böttcher in der Fabrik von Hübner in Düsseldorf, die Klempner in der Fabrik von Schauffler in Göppingen (sieben Wochen), die Töpfer von Baden-Baden, Oos, Spandau, Raguhn, Bromberg, Lindow, Klein-Möhlau, Leipzig (sechs Wochen) sowie in den Fabriken von Seidel in Dresden und Böhme in Halle, die Glaser und Glasarbeiter in den Fabriken von Hörstel in Hörde und von Offenbach in Fürth, hundertneunzig Metallschläger in Dresden, die Tabakarbeiter in Brandenburg und in den Fabriken von Denker in Potsdam und Seidel in Neustadt (Oberschlesien), die Steinmetzen und Bildhauer in Kapfelbach bei Abbach, in Plauen, Pirna, Haselbrunn, München und in der Fabrik von Schwarzer in Dresden, die Diamantschleifer von Cohn in Hainau, die Porzellanmaler von Schöller in Schwarzenbach an der Saale, die Bahnarbeiter in Fürth, die Kohlenarbeiter in Bremerhaven und Nordenham, die Schmiedegehilfen in München, die Kesselreiniger der Packetfahrt-Aktiengesellschaft

Digitized by Google

in Hamburg (fünf Wochen), die Kutscher der Berliner Omnibusgesellschaft, die Droschkenkutscher von Mainz und Konstanz, die Schlächtergehilfen in Braunschweig, die Gehilfen der Brauereien in Nürnberg und die der Hansa in Hamburg, die Maurer auf verschiednen Bauten in Berlin, Hamburg, Bremerhaven und Riesa, in Berlin noch außerdem die Arbeiter der Blech-Emballagenfabrik von Supzynski, die Stockarbeiter von Hamm, die Bälgemacher und Stimmer von Pietschmann und die Schneider der Konfektionsfirma Hoffmann.

Wie man sieht, ist kein Gewerbe verschont geblieben. Besonders zahlreich waren die Arbeitseinstellungen in Berlin, Hamburg, Bremerhaven, Leipzig und Fürth. Im ganzen haben sich an diesen Streiks etwa drei- bis viertausend Arbeiter beteiligt. Als Grund wird meist eine Lohnherabsetzung angegeben, die sich die Arbeiter im Hinblick auf die herrschende Teuerung nicht gefallen lassen wollten. Als andre Ursachen werden mehrfach genannt: schlechte Behandlung, Übernahme von Arbeiten für eine ausständige Fabrik, Maßregelungen und Unzufriedenheit infolge von Einführung einer neuen Arbeitsordnung. Nur in vierzehn Fällen sind die Arbeitseinstellungen zu Gunsten der Arbeiter verlaufen, oder es ist doch wenigstens durch gegenseitiges Nachgeben eine Einigung zu stande gekommen. In allen übrigen, namentlich in denen, die wochenlang angehalten haben, sind die Arbeiter unterlegen, und die Streiks haben meist mit Aussperrungen geendet. Noch nicht ganz beendet sind die Streiks der Handschuhmacher und der Weißgerber in Berlin.

Außerdem hat bekanntlich im Buchdruckergewerbe eine größere Arbeitseinstellung stattgefunden, die den Angriffsstreiks zuzuzählen ist. Bei ihrer Bedeutung für die ganze Arbeiterbewegung wollen wir nochmals etwas näher auf sie eingehen. Im Buchdruckergewerbe sind nach den einen an 20000, nach den andern an 30000 Gehilfen und Setzer beschäftigt. Fast die Hälfte gehört einem Gewerkvereine, dem deutschen Buchdruckergehilfenverbande*) an, der zu den bestorganisirten seiner Art gehört. Der über ganz Deutschland sich erstreckende Verband zerfällt in einzelne Gauverbände. Besondre Kassen, die über bedeutende Mittel verfügen, gewähren den Mitgliedern Unterstützung im Falle der Invalidität und Arbeitslosigkeit, sowie auf der Wanderschaft. Die Arbeitsbedingungen sind zuletzt im September 1889 mit Vertretern der Prinzipale durch einen für das ganze deutsche Reich geltenden Lohntarif geregelt worden. Dieser setzt die Preise für die im Buchdruckergewerbe sehr verwickelte Stückarbeit, nach untenhin die Grenze für die Höhe des festen Lohnes, sowie die Dauer der täglichen Arbeitszeit fest. Die Arbeitszeit beträgt jetzt sozusagen 10 Stunden, thatsächlich aber nach Abzug der Pausen nur 9½ Stunde.

*) Die Gewerkvereine sind bekanntlich von Hirsch-Duncker nach dem Vorbilde der englischen Trade-Unions gebildet worden, waren bisher frei von den Tendenzen der Sozialdemokratie und unterscheiden sich dadurch von den Fachvereinen der Sozialdemokratie, mit denen sie häufig verwechselt werden.

Digitized by Google

Die Ziele des Verbandes sind auf die Herbeiführung einer achtstündigen Arbeitszeit gerichtet. Mit jener Arbeitseinstellung wollte man sich zunächst eine Herabsetzung der Arbeitszeit auf 9 Stunden d. h. mit Abzug der Pausen auf 8½ Stunde erkämpfen. Gleichzeitig forderte man anfangs eine Lohnerhöhung von 20 Prozent, ist aber zuletzt davon wieder abgegangen, da man auf zu großen Widerstand stieß. Vor Beginn des Ausstandes sind die Mitglieder des Verbandes vom Vorstande um ihre Ansicht gefragt worden. 15315 Stimmzettel sollen sich für eine Kürzung der Arbeitszeit und nur 1332 dagegen ausgesprochen haben. 120 kleinere Druckereien mit 1800 Gehilfen sind angeblich auf diese Forderung anfangs eingegangen. Dagegen haben sich die größern Druckereien, insbesondre in den Hauptdruckorten Leipzig, Stuttgart, Berlin, Hamburg, gänzlich ablehnend verhalten, und ihnen folgten die Druckereien in den Mitteldruckorten München, Frankfurt, Karlsruhe, Wiesbaden, Nürnberg, Würzburg, Halle, Erfurt, Kassel, Hannover, Bremen, Lübeck, Stettin, Königsberg, Breslau u. s. w. Infolgedessen legten Anfang November v. J. an 9800 Gehilfen die Arbeit nieder. Bei dem Aufgeben des Arbeitsverhältnisses scheinen im allgemeinen die Kündigungsfristen eingehalten worden zu sein. Vermittlungsversuche, die in Dresden der Geheime Rat Böhmert und in Berlin der Magistratsassessor Freund unternahmen, scheiterten an der Abneigung beider Parteien. Jedem der Ausständigen wurde anfangs aus der Verbandskasse eine Unterstützung von 21 Mark gewährt. Später ist die Summe verringert worden. Der Verband verfügte von Haus aus über große Geldmittel. Nur allein in der Leipziger Tarifkasse befanden sich Ende August v. J. 24931 Mark. Die Gewerkvereine Englands, die Trades Unions, erklärten sich mit dem Ziele der Bewegung ebenfalls einverstanden und sollen zur Unterstützung angeblich gegen 50000 Mark gesandt haben. Große Summen wurden noch aus Amerika erwartet. Es erging ein Aufruf an die Arbeiter aller Länder. Der größere Teil der Arbeiterschaft Deutschlands begleitete den Ausstand mit seinen Sympathien. Infolge der langen Dauer des Streiks begannen jedoch die Mittel allmählich knapp zu werden. Ein Versuch, die 900000 Mark betragende Pensionskasse des Verbands für den Streik zu verwenden, ist durch deren gerichtliche Beschlagnahme verhindert worden. An einigen Orten, wie Breslau, Glogau, Königsberg, Kassel, Frankfurt, nahmen noch vor Schluß des vorigen Jahres die Ausständigen bedingungslos die Arbeit wieder auf. Der Streik ist zuletzt im Sande verlaufen und hat im ganzen 9 bis 10 Wochen gedauert. Die Kosten des Ausstandes werden zu 1½ Millionen Mark angegeben.

Das Publikum hat so gut wie gar nicht unter dem Streik zu leiden gehabt, da es den Zeitungsoffizinen gelang, für die Streikenden Ersatz zu schaffen. In einer am 21. Dezember v. J. im deutschen Buchhändlerhause zu Leipzig abgehaltenen Versammlung der vereinigten Lokalausschüsse der

Digitized by Google

Buchdruckereibesitzer wurde beschlossen, trotz der von den Gehilfen beliebten Kündigung an dem Tarif vom 1. Januar 1890 auch ferner zunächst für das Jahr 1892 festzuhalten. Einzelne Firmen nehmen die Ausständigen allerdings nur unter der Bedingung des Austritts aus dem Verbande wieder an. Die Regierung hat endlich den Vorstand des Verbands aufgefordert, das Vereinsstatut derart abzuändern, daß künftig eine Unterstützung ausständiger Mitglieder aus Vereinsmitteln nicht mehr möglich ist.

Wie wir sehen, ist in dem verflossenen Halbjahre der Vorstoß in der Arbeiterbewegung in erster Linie von den Gewerkvereinen ausgegangen. Die Sozialdemokratie hat den Streiks gegenüber eine im ganzen ablehnende Haltung eingenommen. Die Unterstützung war, wo man sie zuletzt doch eintreten ließ, stets geringfügig, selten mehr als 6 Mark für den Kopf und die Woche, und im wesentlichen wurde sie auch nur dort gewährt, wo sichs um die Erhaltung des Vereinigungsrechtes der Arbeiter handelte. Unterstützt worden sind anscheinend nur die Ausstände der Seiler in Altona, der Stellmacher in Bremerhaven, der Former in Köln, der Zwicker in Barmstedt, der Weber in Lindenau, der Töpfergesellen in Leipzig, der Weißgerber in Berlin, der Kesselreiniger in Hamburg und der Handschuhmacher in Burg, Liegnitz, Friedrichshagen und Osterwieck. Diese Streiks sind überdies trotzdem bis auf zwei die, wie gesagt, noch nicht ganz entschieden sind, verloren worden. Schon die geringen Mittel, über die die sozialdemokratische Partei zur Zeit verfügte, verlangten von ihr Sparsamkeit. Der im Mai gesammelte Fonds von 80000 Mark war bald verbraucht, und die Streikkassen der Partei waren geleert. Aus diesem Grunde wurden zum Teil auch die Agitationen gegen die Getreidezölle statt in Versammlungen nur noch in der Presse fortgesetzt.

Auch noch andre Gründe waren für diese Zurückhaltung maßgebend. Streitigkeiten innerhalb der Partei nahmen die Aufmerksamkeit der Führer vollständig in Anspruch. Bekanntlich ist ein großer Teil der Berliner Genossen mit der Taktik der Vertreter ihrer Fraktion im Reichstage nicht einverstanden. Sie verlangen, daß dort von den Abgeordneten der Partei eine schärfere Tonart angeschlagen werde. Sie sehen in deren Teilnahme an den Verhandlungen ein Aufgeben des revolutionären Charakters der Partei. Um diese Meinungsverschiedenheiten zum Austrag zu bringen, wurde im August v. J. ein Kongreß der Partei nach Erfurt einberufen. Auf die dortigen Verhandlungen brauchen wir nicht nochmals einzugehen, sie sind in den Grenzboten schon mehrfach besprochen worden. An dem Kongreß beteiligten sich 250 Abgeordnete, und er endigte mit der Ausschließung jener Opposition aus der Partei, d. h. mit einem Siege der opportunistischen über die radikalen Elemente. Ferner wurde auf dem Kongreß das politische Programm der Partei revidirt. Mit Bezug auf die Arbeiterbewegung stellt es folgende Ziele auf: 1. Einführung eines Normalarbeitstages von acht Stunden, 2. Stellung

Digitized by Google

aller gewerblichen, auch der ländlichen Betriebe unter die Fabrikinspektion, 3. gesetzliche Gleichstellung der landwirtschaftlichen Arbeiter und der Dienstboten mit den gewerblichen Arbeitern, 4. Übernahme der Arbeiterversicherung durch das Reich, 5. Errichtung von Arbeiterkammern und Arbeitsämtern.

Dem Kongreß sind dann noch in den einzelnen Ländern und Provinzen eine größere Anzahl Parteitage gefolgt. So haben Landesversammlungen stattgefunden für Württemberg in Stuttgart, für Baden in Freiburg i. B., für Baiern in Nürnberg, für Thüringen in Waltershausen, für Westfalen in Dortmund, für Braunschweig in Kirchberg, für Hessen in Friedberg, für Pommern in Stettin, für Posen und Schlesien in Breslau. Alle waren gut besucht und erklärten sich mit der bisherigen Taktik der Parteileitung und dem revidirten Programm einverstanden. Selbst in Magdeburg und Berlin gelang es den oppositionellen Elementen nicht, durchzudringen, sondern fast in allen dort nach dem Kongreß abgehaltenen Versammlungen wurde der Parteileitung ein Vertrauensvotum erteilt. Es ist nicht abzusehen, welche Wirkung diese Spaltung auf die künftigen Geschicke der Partei haben wird.

Die Streitigkeiten innerhalb der Partei haben jedoch, wie die Berichte erkennen lassen, die Leitung nicht gehindert, die Agitation mit Aufbietung aller Kraft fortzusetzen, auch die politische und gewerkschaftliche Organisation weiter auszubauen. Zunächst hat man versucht, in die Krieger- und Gesangvereine einzudringen, allerdings in die erstern mit anscheinend wenig Erfolg. Auf dem Lande, wo die Partei, wie die Leitung selbst zugiebt, nur schwer Fuß zu fassen vermag, hat man sich überzeugt, daß mit Versammlungen nichts ausgerichten ist. Man hat sich daher allmählich auf die Agitation durch die Presse beschränkt. Die Partei besitzt in Deutschland bereits 132 Zeitungen. Davon sind 78 ausschließlich politischer Natur. Insbesondre läßt man sich auch die Verbreitung billiger Schriften und Broschüren weiter angelegen sein. Diese leisten in der Verhetzung das Unglaublichste. Ferner haben sich in den größern Städten landsmannschaftliche Vereine gebildet, deren Mitglieder sich bemühen, auf schriftlichem Wege auf ihre Verwandten in der Heimat einzuwirken. Auf diese Weise will man insbesondre in Ostpreußen Erfolge erzielt haben, wo in einigen Kreisen die Nachwahlen zum Reichstage thatsächlich ein Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen auch in den kleinern Landstädten ergeben haben. Günstig für die Partei sind auch die Wahlen für den sächsischen Landtag, für die Vertretung der Stadt Berlin, sowie für das Gewerbegericht in Halle ausgefallen. Überall hat sie in jenen Versammlungen einige neue Sitze erobert. Die Wahlerfolge beweisen zugleich, daß die Straffheit der politischen Organisation der Partei nichts zu wünschen übrig läßt. In der Vertretung des kleinen thüringischen Städtchens Apolda besitzt die Partei bereits die Mehrheit.

Dagegen stößt die fachgewerbliche Organisation noch immer auf große

Digitized by Google

Hindernisse. An sich ist sie auch weit schwieriger als die politische. Die Arbeiter sind leichter von dem kaum geheimzuhaltenden Beitritt zu einem sozialdemokratischen Fachvereine durch die Arbeitgeber abzuhalten. Die Fachvereine können daher nur da Boden fassen, wo die Partei so stark ist, daß die Zugehörigkeit nicht ohne weiteres einen Grund zur Entlassung abgeben kann. Aber auch dort haben die Arbeitgeber bei einem für sie günstig verlaufenen Streik den Arbeitern den Austritt aus dem Fachvereine fast stets zur Bedingung gemacht. Auf diese Weise ist letzthin wieder der Fachverein der Weber in Lindenau gesprengt worden. Außerdem bekämpfen sich in Beziehung auf die gewerbliche Organisation innerhalb der Partei selbst zwei Richtungen. Die lokalen Größen wollen sich der Zentralisation nicht fügen. Der im letztern Sinne von der Generalkommission in Hamburg — die gewerbliche Organisation hat hier ihren Sitz und nicht wie die politische in Berlin — ausgearbeitete Organisationsentwurf ist fast nirgends gebilligt, sondern in zahlreichen Resolutionen unannehmbar befunden worden. Die Thatsache, daß trotz der Generalausstandskommission jede Arbeitseinstellung im vorigen Jahre verloren gegangen ist, ist ebenfalls geeignet, viele gegen die zentralistische Organisation einzunehmen. Eine Ausgleichung zwischen Zentralisten und Lokalisten soll auf einem im nächsten Frühjahre in Halberstadt stattfindenden allgemeinen Gewerkschaftskongreß versucht werden.

Neue Fachvereine sind in der Bildung begriffen in Leipzig unter den Holzarbeitern, Schreinern, Metallarbeitern, Korbmachern und Schmiedegesellen, in Berlin unter den Malern und Schornsteinfegergehilfen, in Braunschweig unter den Schlächtergehilfen, in Hamburg unter den bei der Pferdebahn beschäftigten Arbeitern, in Bremerhaven unter den Hafenarbeitern. Verbandstage haben abgehalten die Gold- und Silberarbeiter in Pforzheim, die Bäckergehilfen in Altenburg, die Zimmerer in Bamberg, die Mechaniker in Hamburg, die Schuhmacher in Frankfurt a. M., die Nadelarbeiter in Iserlohn. Der allgemeine Verband der Gold- und Silberarbeiter zählt jetzt bereits 2200 Mitglieder. Der Verband der Mechaniker soll in den Verband der Metallarbeiter übergeführt werden. Außerdem wird in Berlin ein Kartell zwischen Bäckern und Schlächtern angebahnt. Dagegen haben sich wieder die Verbände der Schmiede und Former von der allgemeinen Metallarbeiterunion losgesagt und wollen eine eigne Union mit dem Sitz in Hamburg bilden.

Die in Hamburg im vorigen Jahre durch ausgesperrte Glasarbeiter gegründete Genossenschaftsfabrik scheint zu rentiren und geht damit um, eine Niederlage in Berlin anzulegen. Desgleichen wollen in Frankfurt a. M. die Buchdrucker eine solche Fabrik gründen. Bereits sind die Maschinen bestellt. Dagegen ist in Berlin die geplante Genossenschaftsbäckerei nicht zu stande gekommen.

Die Kontrollmarken, deren Bedeutung wir schon früher einmal erklärt haben, finden jetzt nicht mehr bloß bei der Hutfabrikation, sondern auch im

Digitized by Google

Schneidergewerbe, bei den Arbeiten der Textilindustrie und insbesondre im Barbier- und Friseurgeschäft Verbreitung.

Von den sechs in Berlin gegründeten Arbeiterbildungsschulen sind zwei wegen Mangel an Mitteln wieder eingestellt worden. Den Schulen gehören viertausend Mitglieder an; doch besuchen nur tausend den Unterricht, der an Wochentagen regelmäßig von sechs bis zehn Uhr abends erteilt wird.

Bei diesen Anstrengungen der Sozialdemokratie hat die Gegenbewegung einen schweren Stand. In Thüringen sollen die evangelischen Arbeitervereine an Terrain gewinnen. In den katholischen Gegenden schreitet die Bildung der von Geistlichen geleiteten Arbeitervereine weiter fort. In Posen und einigen Städten Schlesiens haben sich auch in den bürgerlichen Kreisen Vereine zur Bekämpfung der Sozialdemokratie aufgethan. Noch sind also Sozialdemokratie und Arbeiterschaft nicht zwei sich deckende Größen, aber es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieser Prozeß beständig im Fortschreiten begriffen ist. Bemerkenswert ist, daß der Verein der Porzellanmaler, der bisher dem Verbande der Gewerkvereine angehörte, aus diesem ausgeschieden — es ist das der erste Fall seit 1873 — und in die Reihe der sozialdemokratischen Fachvereine eingetreten ist. Der Verein zählt viertausend Mitglieder. Auch unter den Buchdruckern haben wenigstens in Berlin die Sozialdemokraten die Oberhand bekommen. Darüber hat die letzte dortige Gehilfenversammlung, worin das Ende des großen Streiks verkündet wurde, keinen Zweifel gelassen.

Wir haben die vorstehenden Mitteilungen wieder in erster Linie den Berichten der Tagespresse entnommen, die täglich im Reichsanzeiger unter der Rubrik „Arbeiterbewegung“ zusammengestellt werden. Sie zeigen, daß man von einem sozialen Frieden noch immer sehr weit entfernt ist. Mit Einschluß der im vorigen Aufsatze mitgeteilten Statistik haben sich im Jahre 1891 gegen vierzigtausend Arbeiter an Streiks beteiligt. Zwei Arbeitseinstellungen waren von größerm Umfange. Aber auch die vielen kleinen lassen recht die Bedeutung des Koalitionsrechtes für die Arbeiter erkennen. Sind sie auch meist verloren gegangen, so haben sie wohl doch die Arbeiter vor noch weitergehenden Lohnherabsetzungen geschützt. Allerdings ist das mit großen Opfern an Geld und durch Erduldung von Maßregelungen erkauft worden. Der Lohnausfall, den die Streiks zur Folge gehabt haben, ist auf viele hunderttausend Mark zu schätzen. Hierzu kommt noch der Schade, den die Arbeitgeber infolge der Unbotmäßigkeit ihrer Arbeiter erlitten haben. Gegenüber dieser vom wirtschaftlichen Standpunkte als roh zu bezeichnenden Art, die Arbeitsbedingungen zu regeln, wenn keine Übereinstimmung zwischen den Parteien herrscht, sollte man es doch mit den gewerblichen Schiedsgerichten mehr als bisher versuchen. Leider finden diese nur langsam Eingang.

Die mehrfach berichtete angeblich schlechte Behandlung der Arbeiter, die ebenfalls vielfach zu Streiks Veranlassung gegeben hat, zeigt, wenn sie auf

Digitized by Google

Wahrheit beruht, was wir freilich nicht feststellen können, wie notwendig die demnächst in Kraft tretenden Bestimmungen der Novelle zur Gewerbeordnung sind, die Arbeitsordnungen vorschreiben. Die westfälischen Bergwerke haben bereits eine Normalarbeitsordnung ausgearbeitet, die vielfachen Wünschen der Bergleute Rechnung trägt.

Mit dem Ausgange des Buchdruckerstreiks kann die Industrie zufrieden sein. Der Achtstundenbewegung ist dadurch in Deutschland für lange Zeit ein Riegel vorgeschoben. Unsre Industrie vermag unter den heutigen Verhältnissen ohne Zweifel eine so weit gehende Kürzung der Arbeitszeit auch in den fortgeschrittensten Gewerben nicht zu ertragen.

Die größte Beachtung verdient jedenfalls der immer mehr hervortretende Trieb der Arbeiter, sich zu organisiren. Heute gegen die bestehende Gesellschaftsordnung gerichtet, sollte er in deren Interesse nutzbar gemacht werden. Doch werden mit den angebahnten Arbeiterausschüssen allein die gewerblichen Fachvereine der Sozialdemokratie nicht überwunden werden. Hierzu wird es einer festeren Organisation bedürfen. So bleibt denn nur eine korporative Gliederung unsrer Gesellschaft übrig, und diese wird wohl das Endziel der Sozialreform sein müssen.

Gesellschaften mit beschränkter Haftung

Von O. Bähr

Schon bei der Beratung des im Jahre 1884 dem Reichstage vorgelegten neuen Aktiengesetzes wurde dort angeregt, daß das bestehende Gesellschaftsrecht einer Erweiterung durch Schaffung neuer Gesellschaftsformen bedürfe. Der Abgeordnete Oechelhäuser äußerte sich ungefähr in folgender Weise. Das Prinzip beschränkter Haftbarkeit dürfe, nachdem es einmal ins Leben eingeführt sei, nicht bei der kollektivistischen Gesellschaft stehen bleiben; es müsse auch der individualistischen Gesellschaft zu gute kommen. Die Kautelen müßten darin bestehen, daß die Kapitalsumme, mit der die Gesellschaft arbeiten wolle, dem Handelsrichter angezeigt und von diesem veröffentlicht werde, und daß auch die Gesellschaft alljährlich ihre Bilanz zu veröffentlichen habe. Schon jetzt würden solche Gesellschaft vielfach unter mißbräuchlicher Anwendung des Aktienrechtes gegründet. In England gründe man Aktiengesellschaften (limited) vielleicht nur mit einem Kapital von 3000 bis 5000 Pfund. Zwei, drei oder mehr Personen vereinigten sich zur Nutzbarmachung ihres Kapitals nach Art einer

Digitized by Google

offnen Handelsgesellschaft, nähmen noch drei oder vier Strohmänner hinzu, von denen jeder nur ein Pfund zu zeichnen brauche, und die Aktiengesellschaft (die sieben Personen erfordre) sei fertig. Sie ließen sich als Aktiengesellschaft eintragen, beobachteten aber im übrigen keine der Formen und Vorschriften des Aktienrechtes, sondern arbeiteten ganz wie die Teilhaber einer offnen Gesellschaft. Auch bei uns sei die Sitte, solche Aktiengesellschaften zu gründen, schon eingedrungen, und sie verbreite sich immer mehr. Gerade um dieser mißbräuchlichen Benutzung des Aktienrechtes entgegenzutreten, müsse die Gesetzgebung die Möglichkeit gewähren, auch individualistische Gesellschaften mit beschränkter Haftung zu gründen.

Von neuem wurden gleiche Anregungen laut, als das im Jahre 1888 dem Reichstage vorgelegte Gesetz über die Rechtsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten beraten wurde. Zunächst hatte die Klage, daß die Form der Aktiengesellschaft nicht ausreiche, um für unsre Kolonialbestrebungen geeignete Gesellschaften zu bilden, die Folge, daß in das gedachte Gesetz vom 15. März 1888 ein Paragraph 8 aufgenommen wurde, wonach deutschen Kolonialgesellschaften durch Beschluß des Bundesrates die Fähigkeit beigelegt werden kann, unter ihrem Namen Rechte zu erwerben und Verbindlichkeiten einzugehen, dergestalt, daß für diese Verbindlichkeiten nur das Gesellschaftsvermögen hafte. Zugleich veranlaßten jene Anregungen den preußischen Handelsminister, an sämtliche Handelskammern die Frage zu stellen, ob und in welchem Umfange eine Ergänzung des bestehenden Rechts durch Schaffung neuer Gesellschaftsformen ein Bedürfnis sei, und über diese Frage auch vom Ausschuß des deutschen Handelstages ein Gutachten zu fordern.

Von den Handelskammern äußerten sich auf die gestellte Frage einundfünfzig in bejahendem Sinne, wogegen neunundzwanzig die Frage verneinten. Auch das vom Ausschuß des Handelstages erstattete Gutachten stellte sich ganz auf den Standpunkt Ötcheihäusers. Es wird darin ungefähr folgendes gesagt.

Unser wirtschaftliches Leben kranke in bedenklicher Weise daran, daß der Unternehmungsgeist für neue, allmählich sich entwickelnde Unternehmungen erlahmt sei. Für Unternehmungen, die mehr tastend und suchend vorgehen müßten, passe die Form der Aktiengesellschaft nicht. Die durch das neue Aktiengesetz geschaffnen Schwierigkeiten, die Unmöglichkeit, das Unternehmen zu erweitern, die unbedingte Publizität, die Vorschriften über Aufstellung der Bilanz, das alles stehe der wirtschaftlichen Thätigkeit entgegen. Die Hinderung der fruchtbaren Verbindung zwischen Kapital und geistiger Tüchtigkeit müsse endlich zu einer Verödung unsers wirtschaftlichen Bodens führen. Es müsse die Assoziation zwischen Kapital und Intelligenz erleichtert werden, und dies geschehe am einfachsten durch Einführung von Gesellschaften, die sich auf das Anteilsprinzip stützen und die zugleich die Möglichkeit einer nachträglichen Erhöhung des Gesellschaftskapitals gewähren. Für diese Notwendigkeit wird

Digitized by Google

das Beispiel Englands angeführt, wo „unter formell mißbräuchlicher Durchbrechung des Aktienrechts“ in großer Zahl Gesellschaften mit beschränkter Haftung, und zwar auch für Geschäfte von kleinstem Umfange, entstünden. Dieselbe Erscheinung zeige sich auch bei uns. Bei Erlaß des Aktiengesetzes von 1884 sei man, wie die Motive ergeben, von der Erwartung ausgegangen, das neue Gesetz werde namentlich die Assoziation großer Kapitalien fördern, es werde verhindern, daß sich Gründungen solchen Unternehmungen zuwenden, die sich schon mit den Mitteln Einzelner oder gewöhnlicher Gesellschaften erreichen ließen. Diese Hoffnung sei durchaus nicht in Erfüllung gegangen. Gerade nach dem neuen Gesetz entstünden jetzt Aktiengesellschaften von geringstem Umfange und mit dem geringsten Kapital. Gewerbliche Unternehmungen würden als Aktiengesellschaften von wenigen Männern gegründet, von denen einige den Vorstand, die übrigen den Aufsichtsrat bildeten. Religiöse Vereine, die lediglich Krankenpflege oder die Verbreitung von Flugschriften zum Zwecke hätten, gründeten sich als Aktiengesellschaft. Desgleichen studentische Verbindungen (Bonner Preußenkneipe). „Eine Miniaturgesellschaft von tausend Mark Grundkapital, eingeteilt in fünf Aktien, stattet sich mit einem Vorstand von zwei Mitgliedern und einem Aufsichtsrat von neun Personen aus (Aktiengesellschaft zur Räuberhöhle in Mannheim).“

Eine andre Form, durch die man unter mißbräuchlicher Anwendung des bestehenden Rechts beschränkte Haftung erziele, sei die Ausdehnung des Rechts der Berggewerkschaft. Eine Gesellschaft z. B., die die Herstellung von Dampfkesseln betreiben wolle, kaufe eine winzige stillliegende Eisengrube, gründe auf diesen Besitz eine Gewerkschaft und betreibe als solche dann auch die Kesselfabrik.

Für manche Gesellschaften passe die Form der Aktiengesellschaft schon deshalb nicht, weil die dabei vorgeschriebnen Veröffentlichungen allen Konkurrenten einen freien Einblick in das Geschäft gewährten, was manche Geschäfte nicht ertragen könnten. Andre Arten von Geschäften könnten gar nicht in der Form der Aktiengesellschaft betrieben werden; so z. B. der Ankauf von Grundstücken zur Parzellirung, die Anlegung von landwirtschaftlichen Fabriken, namentlich von Zuckerfabriken. Auch sei es unnatürlich, wenn zur Fortführung großer gewerblicher Anlagen, die durch Erbfall auf eine Familie übergegangen seien, diese zur Bildung einer Aktiengesellschaft schreiten müsse. Für alle solche Verhältnisse müsse eine neue Gesellschaftsform geschaffen werden.

Für diese neue Gesellschaftsform werden dann Vorschläge gemacht, die wir hier übergehen können, da sie sich im wesentlichen mit der nun zu erwähnenden Gesetzvorlage decken.

Es hat nämlich am 20. Oktober 1891 der Reichskanzler dem Bundesrate den Entwurf eines Gesetzes vorgelegt, das die Schaffung von Gesellschaften mit beschränkter Haftung zum Ziel hat. Der Entwurf, der neunund-

Digitized by Google

siebzig Paragraphen und eine ausführliche Begründung enthält, ist auch bereits im Buchhandel veröffentlicht worden. Da aber nicht allen unsern Lesern die Veröffentlichung zur Hand sein wird, so halten wir es für geboten, hier einen Auszug davon zu geben.

Gesellschaften mit beschränkter Haftung können zu jedem gesetzlich zulässigen Zweck errichtet werden. Der Gesellschaftsvertrag bedarf der schriftlichen Form. Er muß enthalten: Firma und Sitz der Gesellschaft, den Gegenstand des Unternehmens, den Betrag des Stammkapitals und den Betrag der von jedem Gesellschafter darauf zu leistenden Einlage. Die Firma muß dem Gegenstande des Unternehmens entlehnt sein und die zusätzliche Bezeichnung „Gesellschaft mit beschränkter Haftung" enthalten. Das Stammkapital muß mindestens 20000 Mark, die Stammeinlage jedes Gesellschafters mindestens 500 Mark betragen. Die Höhe der Stammeinlagen der einzelnen Gesellschafter kann verschieden bemessen werden. Die Gesellschaft muß einen oder mehrere Geschäftsführer haben, welche Gesellschafter oder andre Personen sein können. Sämtliche Gesellschafter können zugleich Geschäftsführer sein. Die Anmeldung zum Handelsregister erfolgt, nachdem mindestens ein Viertel des Stammkapitals eingezahlt worden ist. Der Anmeldung beizufügen sind der Gesellschaftsvertrag und die Liste der Gesellschafter, aus der zugleich die Höhe der von jedem Einzelnen übernommenen Stammeinlage ersichtlich ist. In der Anmeldung ist die Versicherung abzugeben, daß die Einzahlung von mindestens einem Viertel bewirkt worden ist und sich in der freien Verfügung der Geschäftsführer befindet. Die Anmeldenden haften der Gesellschaft solidarisch für die Richtigkeit ihrer Angaben hinsichtlich der Übernahme von Stammeinlagen und der Leistung der Einzahlungen. Verzichte oder Vergleiche der Gesellschaft in Betreff der ihr hiernach zustehenden Ersatzansprüche sind unwirksam, soweit der Ersatz zur Befriedigung der Gläubiger erforderlich ist. Ansprüche auf Grund dieser Bestimmungen verjähren in fünf Jahren nach Eintragung der Gesellschaft in das Handelsregister. Der Gesellschaftsvertrag wird vom Gericht im Auszug veröffentlicht.

Die Gesellschaft als solche hat selbständig ihre Rechte und Pflichten, kann Eigentum und andre dingliche Rechte an Grundstücken erwerben, vor Gericht klagen und verklagt werden. Für ihre Verbindlichkeiten haftet den Gläubigern nur das Gesellschaftsvermögen. Die Geschäftsanteile sind veräußerlich und vererblich. Zur Abtretung von Geschäftsanteilen bedarf es jedoch der gerichtlichen oder notariellen Form. Der Gesellschaftsvertrag kann die Abtretung von Geschäftsanteilen an weitere Voraussetzungen knüpfen. Für rückständige Zahlungsleistungen auf die Geschäftsanteile haften sowohl der Erwerber als der Veräußerer. Veräußerungen von Teilen eines Geschäftsanteils können nur mit Genehmigung der Gesellschaft stattfinden. Mehrere Mitberechtigte eines Geschäftsanteils können ihre Rechte nur gemeinschaftlich ausüben. Die Einzahlungen erfolgen im Verhältnis der Stammeinlagen und können den Gesellschaftern, außer dem Fall einer Herabsetzung des Stammkapitals, nicht erlassen werden. Im Fall verzögerter Einzahlung kann der säumige Gesellschafter unter bestimmten Formen und Voraussetzungen seines Geschäftsanteils verlustig erklärt werden. Wegen eines etwaigen Ausfalls bleibt er überdies der Gesellschaft verhaftet. Für Beiträge, die von dem einzelnen Gesellschafter nicht zu erlangen sind, haften die übrigen Gesellschafter in dem Verhältnis ihrer Geschäftsanteile.

Im Gesellschaftsvertrag kann die Verpflichtung zu Einzahlungen über den

Digitized by Google

Betrag der Stammanteile hinaus (Nachschüsse) bestimmt werden, und zwar unbeschränkt oder unter Beschränkung auf einen bestimmten Betrag. Bei unbeschränkter Nachschußpflicht kann sich jeder Gesellschafter, wenn die Stammeinlage vollständig eingezahlt war, von dieser Verpflichtung befreien, indem er der Gesellschaft seinen Anteil zur Verfügung stellt. Desgleichen kann die Gesellschaft erklären, daß sie den Anteil als zur Verfügung gestellt betrachte, wenn der belastete Gesellschafter weder von dieser Befugnis Gebrauch macht, noch die Einzahlung leistet. Die so verfallenen Anteile werden öffentlich verkauft; wenn durch den Verkauf die Befriedigung nicht erlangt würde, fällt der Anteil der Gesellschaft anheim. Die Gesellschafter haben Anspruch auf den jährlich sich ergebenden Reingewinn, soweit er nach dem Gesellschaftsvertrage zur Verteilung bestimmt ist. Das zur Erhaltung des Stammkapitals erforderliche Vermögen der Gesellschaft darf an die Gesellschafter nicht ausgezahlt werden, Zahlungen, die dem zuwider geleistet sind, müssen zur Befriedigung der Gesellschaftsgläubiger zurückgezahlt werden. Für nicht zu erlangende Rückzahlungen haften die übrigen Gesellschafter nach Verhältnis ihrer Gesellschaftsanteile. Eingezahlte Nachschüsse dürfen zurückgezahlt werden, soweit sie nicht zur Deckung eines Verlustes am Stammkapital erforderlich sind. Die Gesellschaft darf eigne Stammanteile, die nicht vollgezahlt sind, gar nicht, und vollgezahlte nur aus dem über den Betrag des Stammkapitals hinaus erworbenen Vermögen ankaufen. Über die Einziehung (Amortisation) von Anteilen bestimmt der Gesellschaftsvertrag.

Die Gesellschaft wird durch die Geschäftsführer vertreten; das Nähere hierüber bestimmt der Gesellschaftsvertrag. Änderungen in den Personen der Geschäftsführer sind zur Eintragung ins Handelsregister anzumelden und werden veröffentlicht.

Die Geschäftsführer haben alljährlich eine Liste der Gesellschafter und ihrer Beteiligungen oder die Angabe über hierin eingetretene Veränderungen zum Handelsregister einzureichen. Geschäftsführer, die ihre Obliegenheiten verletzen, insbesondre unstatthafte Rückzahlungen des Stammkapitals vornehmen, haften der Gesellschaft solidarisch für den entstandnen Schaden. Auf den Ersatzanspruch kann nicht zum Nachteil der Gläubiger verzichtet werden. Auch dieser Anspruch verjährt in fünf Jahren. Die übrigen Bestimmungen über die Geschäftsführung, Aufstellung der Jahresbilanzen u. s. w. schließen sich im wesentlichen an das bestehende Recht an. Der Entwurf hebt dabei die Fälle besonders hervor, die der Bestimmung der Gesellschafter unterliegen, sowie die Formen der Beschlußfassung, der Berufung von Versammlungen u. s. w. Das Stimmrecht wird nach dem Verhältnis der Geschäftsanteile ausgeübt. Ist ein Aufsichtsrat bestellt, so gelten für ihn die entsprechenden Vorschriften des Aktiengesetzes.

Abänderungen des Gesellschaftsvertrages bedürfen einer Mehrheit von drei Vierteln der abgegebnen Stimmen. Eine Vermehrung der Leistungen bedarf der Einstimmigkeit der Gesellschafter. Die Abänderungen sind zum Handelsregister anzumelden, insbesondre auch beschlossene Erhöhungen des Stammkapitals, sobald die Erhöhung des Kapitals durch Übernahme von Stammeinlagen gedeckt ist. Herabsetzungen des Stammkapitals sind nur zulässig nach öffentlich erfolgten Aufforderungen an die Gläubiger, oder nach erfolgter Befriedigung der nicht zustimmenden, und können erst ein Jahr nach der öffentlichen Aufforderung zum Handelsregister angemeldet werden.

Bezüglich der Auflösung und Liquidation kommen im wesentlichen die Bestimmungen des geltenden Rechts zur Anwendung.

In den Schlußbestimmungen werden insbesondre auch die Bedingungen und

Digitized by Google

Formen genau angegeben, unter denen eine Aktiengesellschaft in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt werden kann.

Die drei letzten Paragraphen enthalten Strafbestimmungen. Geschäftsführer und Mitglieder, die dem Gericht wissentlich falsche Angaben über die die Eintragung in das Handelsregister bedingenden Punkte machen oder in öffentlichen Mitteilungen die Vermögenslage der Gesellschaft wissentlich unwahr darstellen oder verschleiern, werden mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu 5000 Mark, bei mildernden Umständen aber nur mit Geld bestraft. Gegen die Geschäftsführer der Gesellschaft finden die Strafvorschriften wegen betrügerischen oder einfachen Bankerotts, sowie wegen Begünstigung einzelner Gläubiger (§§ 209 bis 211 der Konkursordnung) Anwendung. Auch werden Geschäftsführer oder Liquidatoren mit Gefängnis bis zu drei Monaten und Geldstrafe bis zu 1000 Mark bestraft, wenn den Vorschriften des gegenwärtigen Gesetzes bezüglich des Antrages auf Konkurseröffnung zuwider gehandelt worden ist.

Soweit unser Auszug. Die Begründung führt im wesentlichen die Gesichtspunkte weiter aus, die wir bereits aus der früher angeführten Rede des Abgeordneten Oechelhäuser und aus dem von dem Ausschuß des Handelstages erstatteten Gutachten kennen gelernt haben.

Wir knüpfen an diesen Entwurf folgende Betrachtungen.

In der Rechtswissenschaft, wie sie sich namentlich auf Grund des römischen Rechtes aufgebaut hat, galt es bisher als allgemeine Lehre, daß einer Personenverbindung die Befugnis, unter einem angenommenen gemeinsamen Namen selbständig Vermögensrechte zu erwerben und Verbindlichkeiten einzugehen, nur dann zustehe, wenn die Verbindung eine juristische Person bilde. Als juristische Personen gelten zunächst die in das öffentliche Recht einschlagenden Körperschaften, also, neben dem Staate (Fiskus), die Gemeinden, Kirchen, Zünfte u. s. w. Es können aber auch einer Privatverbindung die Rechte einer juristischen Person zustehen, wenn ihr diese Rechte von der Staatsgewalt ausdrücklich verliehen worden sind. Auf Grund einer Stelle des römischen Rechtes wird es als eine selbstverständliche Folge der juristischen Persönlichkeit angesehen, daß für die im Namen der juristischen Person eingegangnen Verbindlichkeiten auch nur diese mit ihrem Vermögen, nicht auch ihre einzelnen Mitglieder haften.

Eine der juristischen Person ähnliche Stellung nimmt nach deutschrechtlichen Grundsätzen von alters her die bergrechtliche Gewerkschaft ein. Sie gilt für befugt, auf ihren Namen selbständig Rechte zu erwerben und Verbindlichkeiten einzugehen, und für diese Verbindlichkeiten haftet nur das Bergwerk. Eine Eigentümlichkeit der Berggewerkschaft bildet es darnach, daß die Gewerken verpflichtet sind, im Falle des Bedarfs Zubußen zu dem Betriebe des Bergwerkes zu leisten, wenn sie nicht vorziehen, auf ihren Anteil am Bergwerke zu verzichten.

Eine höchst bedeutende Neuschöpfung, die sich an das Recht der juristischen Person anschließt, ist die Aktiengesellschaft. Reichen auch ihre ersten Anfänge in die vergangnen Jahrhunderte zurück, so ist sie doch erst in diesem Jahr-

Digitized by Google

hundert voll ins Leben getreten. Die Aktiengesellschaft beruht auf dem Gedanken, die zu großen gewerblichen Unternehmungen erforderlichen großen Kapitalien, für die das Vermögen einzelner nicht ausreicht, durch das Zusammenwirken vieler aufzubringen. Wollte man viele zu einer solchen Teilnahme veranlassen, so mußte man sie dafür auch an dem Gewinn des Unternehmens teilnehmen lassen. Da aber die vielen unmöglich das Unternehmen auch verwalten konnten, so mußte man eine einheitlich organisirte Verwaltung dafür festsetzen und dieser die Befugnis verleihen, auf den Namen der Gesellschaft Rechte zu erwerben und Verbindlichkeiten einzugehen. Bedeutend gesteigert wurde endlich die Bereitwilligkeit, zu einem solchen Unternehmen ein Stück Vermögen herzugeben, bei vielen dadurch, daß man zugleich den Grundsatz aufstellte: für die Schulden der Gesellschaft haftet nur das Gesellschaftsvermögen. Der einzelne Aktionär kann also niemals mehr einbüßen, als das, was er für seine Aktie hingegeben hat.

Zur Sicherung gegen die Gefahren eines Mißbrauchs dieser den Aktiengesellschaften verliehenen Rechte erachtete es noch das deutsche Handelsgesetzbuch für notwendig, die Errichtung jeder Aktiengesellschaft an die staatliche Genehmigung zu knüpfen. Das war also derselbe Grundsatz, der für die Erwerbung der juristischen Persönlichkeit gilt. Im Jahre 1870 glaubte man aber diese Schranke fallen lassen zu können. Durch Reichsgesetz vom 11. Juni 1870 wurde die Bildung von Aktiengesellschaften völlig freigegeben und zugleich ausgesprochen, daß eine Aktiengesellschaft als Handelsgesellschaft gelte, auch wenn der Gegenstand des Unternehmens nicht in Handelsgeschäften bestehe. Es ist bekannt, daß bald nach Erlaß dieses Gesetzes mit der Bildung von Aktiengesellschaften ein Schwindel ohne gleichen getrieben wurde, bei dem viele Menschen ihr Vermögen verloren. Dies gab Veranlassung, daß im Jahre 1884 die Reichsregierung dem Reichstage ein wesentlich umgearbeitetes Aktiengesetz vorlegte. In der Begründung hierzu wurde unter anderm gesagt, man habe sich bei Erlaß des Gesetzes vom 11. Juni 1870 nicht verhehlt, daß unmittelbar nach Wegfall der Staatsgenehmigung eine Periode des Aktienschwindels eintreten könne; diese befürchtete Folge sei aber in einem viel größern Umfange eingetreten, als es damals geahnt worden sei. Das Aktienwesen sei in eine durchaus ungesunde Entwicklung geraten. Dieser ungesunden Entwicklung wollte das neue Gesetz dadurch entgegentreten, daß es die Gründung und die Verwaltung der Aktiengesellschaften an weit strengere Formen knüpfte. Die Vorlage fand auch die Zustimmung des Reichstages und trat als Gesetz vom 18. Juli 1884 ins Leben.

In neuester Zeit sind dann noch zwei Arten von Gesellschaften mit dem Rechte selbständigen Vermögenserwerbes und beschränkter Haftung hinzukommen. Es sind das zunächst die schon vorher erwähnten Kolonialgesellschaften. Man kann sie als juristische Personen ansehen, bei denen die Persönlichkeit nicht

Digitized by Google

durch die Staatsgewalt, sondern durch die Bundesgewalt verliehen wird. Sodann ist durch ein neues Gesetz vom 1. Mai 1889 auch den Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften gestattet worden, sich mit beschränkter Haftung zu bilden. Über die Wirksamkeit des Gesetzes in der hier fraglichen Richtung liegen wohl noch keine Erfahrungen vor.

Das sind nach dem bisherigen Rechte die Formen gewesen, an die sich für Personenverbände das Recht selbständigen Vermögenserwerbes und beschränkter Haftung für die Schulden geknüpft hat. Fragen wir nun, wie in dieses bestehende Recht das Recht des neuen Entwurfes, wenn er Gesetz werden sollte, eingreifen würde.

Man wird unbedenklich aussprechen können, daß er dem bestehenden Rechte den Boden ausschlüge. Eine Gesellschaft mit der Befugnis selbständigen Vermögenserwerbs und beschränkter Haftung soll sich für jeden gesetzlichen Zweck frei bilden können! Damit ist die ganze Lehre, daß die Rechte einer juristischen Person nur durch Verleihung der Staatsgewalt erworben werden können, über Bord geworfen. Denn es liegt auf der Hand, daß jede Gesellschaft, jeder Verein die Rechte einer juristischen Person ausübt, sobald er sich als „Gesellschaft mit beschränkter Haftung" bildet. Allerdings soll nach den weitern Bestimmungen des Entwurfs die Gesellschaft mit einem gewissen, dem Handelsrecht entnommenen Apparat ausgestattet sein. Sie soll eine Firma führen, soll zum Handelsregister angemeldet werden, soll ein Stammkapital haben, auf das gewisse Einlagen zu machen sind, soll alljährlich eine Bilanz aufstellen u. s. w. Aber kann sich denn nicht jede Gesellschaft, mag sie Zwecke verfolgen, welche sie will, diese Formen aneignen? Jede Gesellschaft wird doch mit einer gewissen Vermögensverwaltung verbunden sein. Was hindert es, für diese Vermögensverwaltung die von dem neuen Gesetz gebotnen Formen, sei es auch nur als einen nichtssagenden Hokuspokus, anzunehmen? Warum sollte sich nicht z. B. jeder neue religiöse Orden als „Gesellschaft mit beschränkter Haftung" aufthun können? Das erforderliche Stammkapital bildet doch gewiß kein Hindernis. Was sind denn unter den heutigen Verhältnissen 20000 Mark, von denen ohnehin nur 5000 eingezahlt zu sein brauchen?

Nicht minder wird aber auch das Recht der Aktiengesellschaft, das man noch im Jahre 1884 mit so großer Mühe neu aufgebaut hat, durch das neue Gesetz großenteils überflüssig. Die einzige Beschränkung, die der neuen Gesellschaft im Vergleich mit der Aktiengesellschaft auferlegt ist, besteht darin, daß sie ihre Anteilscheine nicht auf den Inhaber stellen soll. Nur solche Gesellschaften also, die Aktien auf den Inhaber ausgeben wollen, würden noch an das Aktienrecht des Gesetzes vom 18. Juli 1884 gebunden sein. Alle übrigen Gesellschaften, die bisher unter das Aktienrecht fielen, würden sich nach dem neuen Gesetze bilden können und damit aller erschwerenden Formen, die jenes Gesetz geschaffen hat, überhoben sein. Daß dies gerade Zweck der neuen

Digitized by Google

Gesellschaft ist, geht mit voller Deutlichkeit daraus hervor, daß in dem erwähnten Gutachten des Handelstags gerade diese Formen des Aktienrechts als unerträgliche Beschwernisse hingestellt werden. Und dem will das neue Gesetz Folge geben. Es kommt gewiß selten vor, daß eine Gesetzgebung, nachdem sie, durch dringende Gründe veranlaßt, eine Reihe sorgfältig ausgearbeiteter Schutzmaßregeln für ein Verhältnis aufgestellt hat, nach wenigen Jahren diese Schutzmaßregeln wieder einreißen und alles freigeben will.

Doch mit der Thatsache, daß das neue Gesetz zu dem bestehenden Rechte, an dem man bisher mit dem größten Eifer festgehalten hat, in einen auffälligen Widerspruch tritt, ist ja an sich noch kein Urteil über seinen materiellen Wert gesprochen. Es wäre ja möglich, daß Änderungen des bestehenden Rechts in der Richtung des neuen Entwurfs geboten wären. Untersuchen wir deshalb ohne Rücksicht auf diesen Widerspruch die Frage, ob und inwieweit eine Erweiterung des bestehenden Gesellschaftsrechts ein Bedürfnis sei. Die Bedürfnisfrage werden wir aber nicht einseitig, lediglich in Hinblick auf die Wünsche, einem vermehrten Geschäftsbetriebe Raum zu schaffen, sondern nur zugleich mit Rücksicht auf die Wirksamkeit eines solchen Geschäftsbetriebes beurteilen dürfen.

Alle Befürworter einer Umgestaltung des Gesellschaftsrechts in dem Sinne des neuen Entwurfs weisen auf die Thatsache hin, daß sich schon jetzt Gesellschaften in der Form der Aktiengesellschaft oder auch der Berggewerkschaft bilden, die mit dem ursprünglichen Gedanken des Aktienrechts und der Gewerkschaft nichts gemein haben, die sich vielmehr nur die rechtlichen Vorteile aneignen wollen, die an diese Rechtsformen geknüpft sind. Hieraus wird gefolgert, daß ein dringendes Bedürfnis vorliege, diese rechtlichen Vorteile auch andern Gesellschaften zu gewähren. Und folglich sei es Pflicht der Gesetzgebung, dem nachzukommen.

Betrachten wir nun die Fälle, die zur Nachweisung dieses Bedürfnisses als Beispiele vorgeführt werden, so haben diese eine ganz verschiedne Natur. Wenn eine Studentenverbindung oder der Klub einer Stadt sich als Aktiengesellschaft aufthut, so liegt ihnen gewiß nicht im Sinne, daß sie Schulden machen und dann den Vorteil haben wollen, diese Schulden nicht persönlich bezahlen zu müssen. Vielmehr ist es ihnen darum zu thun, auf den Namen ihrer Verbindung selbständig Vermögen, namentlich Grundvermögen — also sagen wir kurz ein Haus — erwerben zu können, das dann ohne Rücksicht auf den Wechsel der Mitglieder dauerndes Eigentum ihrer Verbindung bleibt. Ist nun gegen dieses Bestreben ein Einwand zu erheben? Sicherlich nicht. Es ist ein zu engherziger Standpunkt unsers Rechts, daß es für Personenverbände die Befähigung, selbständig Vermögen zu erwerben und Verbindlichkeiten einzugehen, in der erwähnten Weise beschränkt. Ganz unbedenklich könnte allen Gesellschaften und Vereinen (vielleicht nur mit Vorbehalt einer Ausnahme für

Digitized by Google

politische und religiöse Vereine) unter Wahrung gewisser Formen die Befugnis eingeräumt werden, auf ihren Namen Rechte zu erwerben, sowie auch Schulden zu machen, für die zunächst das Gesellschaftsvermögen haftete. Insoweit ist also das Bedürfnis einer Erweiterung unsers Gesellschaftsrechts unbedingt anzuerkennen.*)

Wir wollen hier gleich anschließen, daß wir auch noch in einem andern Punkte unser Gesellschaftsrecht einer Erweiterung für fähig halten. Es müßten Gesellschaften nach Art der Berggewerkschaften geschaffen werden können, bei denen die Mitglieder unter Umständen Nachschüsse zu leisten verpflichtet wären, wenn sie es nicht vorzögen, auf ihren Anteil an der Gesellschaft zu verzichten. Auch diese Erweiterung des Gesellschaftsrechts wäre unbedenklich. Sie würde sich ohne Schwierigkeit auch in das Aktienrecht einreihen lassen.**)

Offenbar aber ist es den Befürwortern des neuen Gesellschaftsrechts um diese Erweiterungen nur ganz nebensächlich zu thun. Das Hauptziel, das sie verfolgen, ist ohne Zweifel das, für die neue Gesellschaft, auch ohne daß diese sich um die Verleihung der juristischen Persönlichkeit zu bemühen oder die lästigen Formen des Aktienrechts zu erfüllen braucht, beschränkte Haftung zu gewinnen. Augenscheinlich ist dies auch das eigentliche Ziel, das die große Mehrzahl der Gesellschaften im Auge hat, die sich heute unter mißbräuchlicher Anwendung des für die Aktiengesellschaften und die Berggewerkschaften bestehenden Rechts bilden. Statt nun dieser mißbräuchlichen Anwendung entgegenzutreten, soll der Staat die Schranken, die jetzt der Bildung von Gesellschaften dieser Art entgegenstehen, völlig wegräumen und diese Bildung freigeben. Daraus, sagt man, sei ein großer Aufschwung des Geschäftslebens zu erwarten. Der Ausschuß des deutschen Handelstages versteigt sich sogar zu dem kühnen Satze, daß ohne diese Erweiterung des Gesellschaftsrechts eine Verödung unsers wirtschaftlichen Bodens unausbleiblich sei.

Wir bezweifeln nicht, daß, wenn man so, wie es das neue Gesetz vorschlägt, die Bildung von Gesellschaften mit beschränkter Haftung freigäbe, dies zu einem gewissen Aufschwung des Geschäftslebens führen würde. Es ist nur die Frage, ob dieser Aufschwung auch für unser Volksleben wohlthätig wäre. Diese Frage verneinen wir, weil mit dem Aufschwung voraussichtlich ein Schwindel ohne gleichen verbunden sein würde.

*) Es wird dieser Gegenstand hier nicht weiter ausgeführt, da der Verfasser in dem von ihm veröffentlichten „Gegenentwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch" ein vollständiges Vereinsrecht, wie er es ordnen würde, aufgestellt hat.

**) Es hat sich in dieser Richtung das Bedürfnis bereits Bahn gebrochen. Es giebt Aktiengesellschaften (z. B. für Brandversicherung), bei denen uns ein Teil des Aktienkapitals (25 Prozent) von den Aktionären eingezahlt, der Rest aber diesen, meist gegen Wechselausstellung, kreditirt ist. Diese Gesellschaften arbeiten also in Mehrheit nur mit dem eingezahlten Teile des Kapitals, haben sich aber das Recht vorbehalten, im Umfange des Restkapitals Nachschüsse von den Aktionären zu fordern. Da hat man bereits das Nachschußsystem.

Digitized by Google

Bisher hat es als leitender Grundsatz gegolten, daß jeder, der Schulden macht, für diese Schulden persönlich haftet. „Persönlich" bedeutet zwar nicht mehr, wie früher, daß der Schuldner, wenn er nicht zahlt, in Schuldhaft genommen werden kann, also gewissermaßen mit seiner Person die Schuld abzubüßen hat; denn die Schuldhaft ist durch Reichsgesetz vom 29. Mai 1868 in Deutschland aufgehoben. Vielmehr bedeutet die persönliche Haftung heute nur noch, daß der Schuldner, der nicht zahlt, sich gefallen lassen muß, daß ihm sein gesamtes jeweiliges Vermögen (die wenigen unpfändbaren Gegenstände ausgenommen) weggenommen und zur Befriedigung seines Gläubigers verwendet wird.

Diese Haftung des Schuldners mit seinem ganzen Vermögen würde aber dem Gläubiger wenig nützen, wenn diesem nicht für die Zwangsvollstreckung eine gewichtige Vermutung zur Seite stünde. Als Vermögen des Schuldners gilt nämlich alles, was sich in seiner Wohnung (oder andern von ihm besessenen geschlossenen Räumen) vorfindet, so lange, als nicht ein dritter nachweist, daß es ihm gehört. Der verurteilte Schuldner muß sich also gefallen lassen, daß der Gerichtsvollzieher in seine Wohnung tritt und alles, was er dort vorfindet, wegnimmt; auch daß sich dieser Vorgang jederzeit wiederholt, so oft der Schuldner neue Gegenstände erworben und in seinem Besitz hat. In diesem an die Wohnung des Schuldners sich knüpfenden Rechte der Pfändung liegt ein nicht geringer, auch gegen die Person des Schuldners wirkender Zwang zur Bezahlung der Schulden. Denn wer sich dieser stets drohenden Pfändung entziehen wollte, müßte entweder gar keine Wohnung haben, oder er müßte sich nur mit unpfändbaren Sachen umgeben, also in einem durchaus ärmlichen Zustande leben, was bekanntlich nicht jedermanns Sache ist.

Auf diesen Verhältnissen beruht wesentlich die Sicherheit des persönlichen Kredits, und wir können nicht daran rütteln, ohne diese Sicherheit empfindlich zu stören. Dem Gläubiger kann außerdem auch eine dingliche Sicherheit gegeben werden in der Form der Hypothekbestellung oder, wenn der Gläubiger auf die persönliche Haftung des Schuldners verzichten will, in der Form der Grundschuld. Hierbei kreditirt der Gläubiger gewissermaßen dem Grundstück, indem dieses nicht bloß, so lange es Eigentum des Schuldners ist, sondern, wo es auch hingeht, für die Schuld haftet.

Gehen wir nun zu den Verhältnissen über, in denen nach unserm bestehenden Rechte nicht das Vermögen einer physischen Person, sondern nur das Vermögen eines mit einer idealen Persönlichkeit ausgestatteten Personenverbandes für Schulden haftet, so müssen wir, um diese Verhältnisse richtig zu würdigen, folgende Betrachtung vorausschicken.

Man sieht es heute gewissermaßen als selbstverständlich an, daß, wenn einem Personenverbande juristische Persönlichkeit zukommt, die dem Verbande

Digitized by Google

angehörenden physischen Personen für die Schulden der juristischen Person nicht zu haften haben. Es ist das eine Folge der Übertreibung, die sich an die römische Lehre knüpft, daß die juristische Person von den in ihr begriffnen physischen Personen etwas ganz verschiednes sei. Bereits Ihering*) hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß doch in der juristischen Person in der That nichts andres vertreten sei, als die Interessen der ihr angehörenden physischen Personen. „Nicht die juristische Person als solche, sondern die einzelnen Mitglieder sind die wahren Rechtssubjekte; jene ist nichts als die nach außen gekehrte eigentümliche Vermittlungsform für die rechtlichen Beziehungen dieser zur Außenwelt." Mit andern Worten: die juristische Person ist nichts andres als eine Rechtsform, in der die in ihr begriffnen physischen Personen ihre geeinigten Interessen verfolgen. Und wenn für diese Interessen von den Organen der juristischen Person Schulden gemacht werden, so ist nichts natürlicher, als daß die der juristischen Person angehörenden physischen Personen diese Schulden zu decken haben. Eine untergeordnete Frage ist dabei die, in welcher Form die Mitglieder zu der Zahlung der Schulden heranzuziehen sind; ob man den Gläubigern einen unmittelbaren, privatrechtlichen Anspruch gegen sie einräumen will, oder ob man den Gläubigern nur das Recht giebt, zu verlangen, daß der Vorstand der juristischen Person oder andre dazu geschaffne Organe das zur Deckung der Schulden erforderliche von den Mitgliedern einziehen. Nach der Natur vieler in Betracht kommenden Verbände wird die letztere Form das allein mögliche sein oder doch jedenfalls den Vorzug verdienen.

Schon die Glossatoren lehrten, obgleich sie für ihre Lehre das römische Recht zur Grundlage nahmen, daß die Mitglieder einer Korporation deren Schulden zu decken hätten. [Auch Savigny**) fügt seiner Besprechung der römischen Stelle, die die Verschiedenheit der juristischen Person von ihren Mitgliedern betont, die Worte hinzu: „Damit ist aber wohl vereinbar, daß die Korporation ihre eignen Mitglieder nötigen kann, Beträge zur Bezahlung der Korporationsschulden zu geben; ein solcher Anspruch gründet sich auf das innere Verhältnis der Korporation zu ihren Mitgliedern und ist von dem nach außen gerichteten Schuldverhältnisse ganz unabhängig." Endlich kann auch nicht bezweifelt werden, daß nach den Grundsätzen des ältern deutschen Rechtes für die Schulden der Genossenschaft deren Mitglieder zu haften hatten.***)

Suchen wir uns die Sache an einzelnen Erscheinungen klar zu machen.

*) System, Bd. 2, S. 293.

**) Geist des römischen Rechts. Bd. 3, S. 961.

***) Vergleiche Gierke, das deutsche Genossenschaftsrecht, Bd. 2 S. 383, 404; Bd. 3 S. 214, 378, 380, 449. Neuerdings hat Sohm noch in seiner Schrift „Die deutsche Genossenschaft, 1889," wieder diesen Grundsatz ausführlich dargelegt.

Digitized by Google

Denken wir zunächst an den Staat. Kann es einem Zweifel unterliegen, daß zur Zahlung der Staatsschulden die Staatsangehörigen die Mittel aufzubringen haben? Was würde man wohl gesagt haben, wenn die französische Republik, nachdem sie in dem Frankfurter Frieden fünf Milliarden zu zahlen versprochen hatte, erklärt hätte, daß sie diese fünf Milliarden in den Staatskassen nicht besitze, die französischen Staatsangehörigen aber nicht verpflichtet seien, die Schuld des Staates zu zahlen? Es verstand sich von selbst, daß das französische Volk die Schuld seines Staates decken mußte. Ebenso kann es keinem begründeten Zweifel unterliegen, daß, wenn eine Stadt Schulden gemacht hat, die sie mit ihrem verfügbaren Vermögen nicht bezahlen kann, ihre Angehörigen durch Umlagen die Mittel dazu aufbringen müssen.*) Ein gleiches wird man bei jedem andern für öffentliche Zwecke gebildeten Personenverbande annehmen müssen.

Knüpft man an diese Verhältnisse eine unbefangene Betrachtung, so wird der Satz, daß die juristische Person von den in ihr bezeichneten physischen Personen gänzlich verschieden sei, und daß deshalb die Schulden der einen die andern nichts angingen, nicht als etwas Natürliches, sondern als eine künstliche Abstraktion erscheinen, die von der wahren Natur des Verhältnisses absieht. Wenn man trotzdem auch heute noch mit der Verleihung der juristischen Persönlichkeit ohne weiteres das Recht für verbunden erachtet, daß die Mitglieder für die im Namen der juristischen Person gemachten Schulden nicht zu haften haben, und wenn man ferner dieses Recht auch auf die Aktiengesellschaften ausgedehnt hat, so ist das eine Art Privileg, das diesen Rechtsschöpfungen verliehen wird.**) Ein solches Privileg kann ja durch besondre Gründe gerechtfertigt sein, und wir haben oben angeführt, daß bei der Aktiengesellschaft die Freigebung der Aktionäre von der Haftpflicht eine Notwendigkeit war, weil sonst die großen Zwecke, die man als Ziel der Aktiengesellschaften vor Augen hatte, nicht erreicht worden wären. Aber man darf doch sicherlich fragen, worin denn nun bei diesen Rechtsschöpfungen der Ersatz liege für den Mangel der Sicherheit, die nach unsrer Ausführung der einer physischen Person gewährte persönliche Kredit in sich trägt, und der doch nur schwer entbehrt werden kann.

Was die Personenverbände betrifft, denen durch die Staatsgewalt juristische

*) Eine sehr belehrende, ausführliche Darlegung hierüber findet sich in der Schrift von Meili „Rechtsgutachten und Gesetzesvorschlag betreffend die Schuldexekution und den Konkurs gegen Gemeinden. 1885." Die Schrift war dadurch veranlaßt worden, daß die Stadt Winterthur in Überschuldung geraten war.

**) In den Motiven eines Handelsgesetzbuchs für Württemberg findet sich folgende Bemerkung: „Daß die Aktionäre nicht einmal subsidiär haften, dadurch unterscheidet sich die Aktiengesellschaft von Korporationen oder Gemeinden, deren Verbindlichkeiten durch Umlagen auf die Mitglieder gedeckt werden müssen."

Digitized by Google

Persönlichkeit verliehen wird, so wird man annehmen dürfen, daß die Staatsgewalt bei dieser Verleihung die Frage prüft, ob der Verband seiner ganzen Organisation nach eine Sicherheit gewähre, die für die mangelnde Haftbarkeit physischer Personen einen Ersatz darbietet.

Was die Berggewerkschaft betrifft — um auch diese nochmals hier heranzuziehen —, so ist die Gewerkschaft untrennbar mit dem Bergwerke verbunden. Wer ihr kreditirt, kreditirt also gewissermaßen dem Bergwerke, einer an Grund und Boden haftenden Anlage. Dadurch gewinnen die Gläubiger einer Gewerkschaft eine Art dinglicher Sicherheit. Die Schulden haften auf dem Bergwerke nach Art einer Grundschuld. Und hierin kann wohl ein Ersatz für den Mangel einer Haftung physischer Personen gefunden werden.

Was endlich die Aktiengesellschaft betrifft, so sind bei dieser, nachdem man die staatliche Genehmigung aufgegeben hat, ohne Zweifel die strengen Formen ihrer Gründung und Verwaltung, die man durch das Gesetz vom 16. Juli 1884 noch wesentlich gesteigert hat, sowie die Öffentlichkeit ihres Betriebes als das gedacht, was den Gläubigern gegen die aus der beschränkten Haftbarkeit sich ergebenden Gefahren Schutz gewähren soll. In dieser Beziehung wird in der Begründung des neuen Entwurfs selbst folgendes gesagt: „Bei der Aktiengesellschaft wird die Sicherung des Grundkapitals sehr wesentlich durch die Vorschriften über den Gründungshergang, sowie durch die konkurrirende Verantwortlichkeit einer Reihe verschiedner Gesellschaftsorgane und durch die umfassende Öffentlichkeit sowohl der Einzelheiten der Gründung, als der spätern Ergebnisse des Gesellschaftsbetriebes unterstützt. Sind die betreffenden Bestimmungen auch in erster Linie zum Schutze der Aktienerwerber bestimmt, so dienen sie doch zugleich als Garantie für die Interessen der Gesellschaftsgläubiger." Daß übrigens selbst diese schützenden Formen nicht immer ausreichen, die Interessen der Aktionäre und der Gläubiger zu sichern, hat jüngst noch der schmähliche Zusammenbruch der Leipziger Diskonto-Gesellschaft gezeigt.

Welche Sicherheit bietet nun aber die neue Gesellschaft, die man zu schaffen gedenkt, als Ersatz für die entzogne persönliche Haftung der Teilnehmer? In unmittelbarem Anschluß an die soeben angeführte Aufzählung der Garantien des Aktienrechts wird in der Begründung des neuen Entwurfs gesagt: „Bei der neuen Gesellschaft werden derartige Garantien in gleichem Umfange nicht bestehen können, da weder der ausgedehnte Verwaltungsapparat der Aktiengesellschaft noch die weitgehende Publizität, die für diese vorgeschrieben ist, hier zur Anwendung kommen können. Dafür bedarf es im Interesse der Gläubiger eines Ersatzes. Er ist am geeignetsten dadurch zu schaffen, daß den Gesellschaftern eine Gesamthaftung dafür auferlegt wird, daß das im Gesellschaftsvertrage bestimmte Stammkapital vollständig zur Einzahlung gelangt, und daß auch nicht später eine Verminderung desselben

Digitized by Google

durch unberechtigte Auszahlungen an die Gesellschafter stattfindet (§§ 24, 31). Natürlich kann diese Haftung nur eine subsidiäre sein, indem sie nur einzutreten hat, soweit die einzuzahlenden oder zurückzuerstattenden Beträge in andrer Weise nicht zu erlangen sind. Auch besteht kein Bedenken, den solidaren Charakter der Verpflichtung insoweit zu modifiziren, daß die betreffenden Fehlbeträge auf alle zahlungsfähigen Gesellschafter verhältnismäßig verteilt werden. Eine so konstruirte Gesamthaftung der Gesellschafter für etwaige Schmälerungen des Stammkapitals entspricht einerseits dem Grundgedanken der neuen Gesellschaftsform, indem sie notwendig dazu beitragen muß, die Verbindung der Mitglieder mit der Gesellschaft fester zu knüpfen; und sie erscheint andrerseits ebenso notwendig wie ausreichend, um anderweite kautelarische Vorschriften in vielen Beziehungen entbehrlich zu machen."

Worin bestehen denn nun die hier für ausreichend erklärten Garantien? Eine beliebige Anzahl von Personen erklärt, daß sie sich verpflichtet hätten, 20000 Mark zusammen zu bringen, und daß 5000 Mark davon bereits zur Verfügung stünden. Für die zusammenzubringende Summe sollen die Einzelnen nicht einmal solidarisch, sondern nur nach Anteilen haften, und nur hilfsweise soll für ausfallende Anteile eine Haftung der übrigen, auch wieder nach Anteilen, eintreten. Aber selbst angenommen, die zusammenzubringenden 20000 Mark lägen bereits bar in dem Kasten des Geschäftsführers, wo ist denn nun dieser Kasten zu finden? Und welche Bürgschaft ist gegeben, daß, wenn die 20000 Mark heute bar in dem Kasten liegen, sie über acht Tage noch darin sind? Es ist ja möglich, daß die Gesellschaft Gegenstände erwirbt, die sich schon äußerlich als Gesellschaftsvermögen kennbar machen, und auf die ohne Schwierigkeit die Hilfsvollstreckung wegen Schulden gerichtet werden könnte. Ein solcher Erwerb ist aber durchaus nicht notwendig. Die Gesellschaft hat natürlich keine Wohnung, in der man sie pfänden könnte; ja sie braucht nicht einmal einen Geschäftsraum zu haben, der irgend welche Gegenstände als in ihrem Besitz befindlich auswiese. Wenn also der Gerichtsvollzieher in die Wohnung des Geschäftsführers träte, so könnte dieser ganz unbefangen erklären: „Alles, was Sie hier sehen, ist mein persönliches Eigentum. Gesellschaftsvermögen besitze ich nicht." Wo soll dann der Gerichtsvollzieher das Gesellschaftsvermögen suchen und finden? Der Entwurf legt zwar im Interesse der Gläubiger dem Geschäftsführer die Pflicht auf, die geleisteten Beiträge nicht an die Gesellschafter zurückzuzahlen. Wohin aber im übrigen das Gesellschaftsvermögen kommt, darüber ist weder der Geschäftsführer noch die Gesellschaft den Gläubigern irgend welche Rechenschaft schuldig.

Man wird vielleicht sagen, solche Gesellschaften würden doch auch nicht Kredit erhalten. Bei Klugen und Vorsichtigen vielleicht nicht. Aber bekanntlich werden die Dummen in der Welt nicht alle. Und wenn eine solche Gesellschaft nur gehörig aufzutreten verstünde, so würden sich auch Kreditgeber

Digitized by Google

finden. Man kann ja das vielfache Kreditgeben unter den heutigen Verhältnissen beklagen. Aber es ist doch schwer, es ganz zu vermeiden. Ein Gewerbtreibender z. B., bei dem Bestellungen gemacht werden, wird schon durch die Konkurrenzverhältnisse oft genötigt sein, Kredit zu gewähren. Jedenfalls erklärt aber eine Gesellschaft, die sich „mit beschränkter Haftung" bildet, selbst, daß sie auf Kredit rechnet. Denn wenn sie nicht auf Kredit rechnete, brauchte sie ja keine beschränkte Haftung. Die beschränkte Haftung kommt immer nur zur Geltung, wenn die Gesellschaft Schulden gemacht, also Kredit gefunden hat. Man braucht dabei nicht anzunehmen, daß eine solche Gesellschaft von vornherein die Absicht habe, die Gläubiger um ihr Geld zu bringen. So lange ein Unternehmen gut geht, wird wohl auch eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung in der Regel ihre Schulden bezahlen. Geht aber das Unternehmen schlecht, dann wollen die Unternehmer den Schaden nicht auf sich nehmen, sondern ihn auf ihre Gläubiger überwälzen. Das ist der Witz von der Sache. Sie glauben dann sagen zu können: „Warum habt ihr dummen Menschen uns Kredit gegeben! Das brauchtet ihr ja nicht zu thun. Darum geschieht euch ganz recht, wenn ihr jetzt Schaden leidet." Ist das aber wohl eine gerechte und anständige Betrachtungsweise von seiten derer, die selbst den Kredit in Anspruch genommen haben? Wer den Gewinn von einem Unternehmen ziehen will, der muß auch den Schaden auf sich nehmen. Das ist der Grundsatz des natürlichen Rechts. Und in diesem Grundsatz liegt zugleich das wirksamste Gegengewicht gegen schwindelhafte Unternehmungen.

Es ist also klar, was von dem großen Aufschwung des Geschäftsbetriebes zu halten wäre, der sich an die Schaffung von Gesellschaften mit beschränkter Haftung knüpfen würde. Es würde ein Aufschwung von Geschäften sein, bei denen in Aussicht genommen wäre, je nach dem die Gläubiger zu prellen. Geschäfte dieser Art zu begünstigen, hat aber der Staat keine Veranlassung, am allerwenigsten in einer Zeit, wie der unsrigen, wo man eine wahre Virtuosität darin besitzt, Rechtsformen mißbräuchlich auszunutzen.

Vertritt man einmal die Ansicht, daß das Prinzip beschränkter Haftung nicht bloß dem „kollektivistischen," sondern auch dem „individualistischen" Geschäftsbetriebe zu gute kommen müsse, dann ist nicht einzusehen, warum die Befürworter dieses Prinzips bei der individualistischen Gesellschaft stehen bleiben wollen und nicht einfach gesagt haben: Das Prinzip muß auch jedem einzelnen Geschäftsmanne zu gute kommen. Denn der Betrieb des Einzelnen ist doch jedenfalls der individuellste Geschäftsbetrieb. Haben aber die Vertreter des neuen Grundsatzes diese Folgerung absichtlich nicht gezogen und vielleicht auch geglaubt, sie dadurch auszuschließen, so haben sie sich sicherlich darin getäuscht. Unzweifelhaft bietet die neue Gesellschaftsform das einfachste Mittel dar, daß sich auch jeder Einzelne für seinen Geschäftsbetrieb beschränkte Haftung verschaffen kann. Da das Gesetz keine Zahl von Gesellschaftern vorschreibt, so

Digitized by Google

braucht jeder, der Lust hat, mit beschränkter Haftung zu arbeiten, nur mit seiner Frau oder seinem Sohne oder seinem Gehilfen eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung zu bilden, dann hat er sein Ziel erreicht. Aber auch wenn das Gesetz eine bestimmte Anzahl von Gesellschaftern vorschreiben wollte, so würde das nichts ändern. Strohmänner finden sich nicht nur in England, sondern überall.

Ist es die Absicht, daß sich jeder für seinen persönlichen Geschäftsbetrieb beschränkte Haftung soll verschaffen können, dann wäre es am einfachsten, man schriebe gleich in das bürgerliche Gesetzbuch: „Jeder kann seine Geschäfte mit beschränkter Haftung betreiben, wenn er seinem Geschäftsbetrieb einen besondern Namen giebt und diesem die Worte beifügt „mit beschränkter Haftung“; und wenn er ferner erklärt, 20000 Mark in seinem Geschäftsbetriebe verwenden zu wollen, und versichert, daß er von diesen 20000 Mark 5000 Mark schon bar besitze. Alsdann haftet für die unter dem Namen seines Geschäftsbetriebes eingegangnen Verbindlichkeiten nur dasjenige Vermögen, das aus den für den Betrieb bestimmten 20000 Mark hervorgegangen ist.“

Ist es aber nicht die Absicht, auch jedem Einzelnen den Geschäftsbetrieb mit beschränkter Haftung zu gestatten, dann muß man auch kein Gesetz geben, das unzweifelhaft in diesem Sinne ausgebeutet werden würde. Denn nichts zerstört den Glauben an das Recht mehr, als wenn das Gesetz selbst in handgreiflicher Weise die Mittel darbietet, Mißbrauch damit zu treiben.

Bei dem Gesetze vom 11. Juni 1870 hat man nachträglich eingestehen müssen, daß man von den Wirkungen, die sich daran geknüpft haben, keine Ahnung gehabt habe. Auch bei dem Gesetze vom 18. Juli 1884 sind — nach dem Zeugnis des Ausschusses des Handelstages — die daran geknüpften Hoffnungen zu einem wesentlichen Teile nicht in Erfüllung gegangen. Möchte man sich doch bei einem dritten Gesetze dieser Art nicht ähnlichen Täuschungen hingeben! Vielleicht würden diese die schlimmsten von allen sein.

Der Überfluß an Gerichtsassessoren

Wohl keine höhere Berufsart hat heutzutage Mangel an jungem Nachwuchs, im Gegenteil darf man fast sämtliche Studienfächer als überfüllt bezeichnen; besonders in den meisten Fächern des höhern Staatsdienstes ist die Zahl der Stellenanwärter Legion. Während aber Regierungs-, Forst- und Bergassessoren, Regierungsbaumeister u. s. w. fast durchgehends, sobald sie der Staat beschäftigt, sofort Gehalt bekommen, sind die Gerichtsassessoren in Zeiten der

Digitized by Google

„Überproduktion," wie der jetzigen, gezwungen, jahrelang ohne einen Pfennig Gehalt dem Staate Dienste zu leisten. Die Advokatur ist nachgerade auch derart überfüllt, daß ein wesentlicher dauernder Abfluß nach dieser Seite nicht mehr stattfindet. Der Zustand, daß eine große Zahl von Staatsbeamten, die Anwärter auf etatsmäßige Stellen im höhern Beamtentum sind, Aufgaben solcher Beamtenstellungen mit eigner Verantwortung zu erfüllen haben, ohne dafür irgendwie bezahlt zu werden, ist ein der Justiz und namentlich der preußischen Justiz eigentümlicher Zustand, aber ein Zustand, der mit Recht als ganz ungehörig und beklagenswert nicht erst seit heute und gestern, sondern schon eben so lange bezeichnet worden ist, wie es die Erscheinung des unbesoldeten Assessors giebt. Es ist selbstverständlich, daß die Klagen über diesen Zustand weniger vernehmlich sind und teilweise ganz verstummen, wenn das Angebot an Assessoren geringer oder wenigstens nicht größer als der Bedarf ist — eine Lage, in der sich z. B. die preußische Justizverwaltung in den siebziger Jahren befand —, daß diese Klagen aber wachsen und zunehmen, wenn eine schnelle Steigerung der Assessorenzahl längere Zeit andauert, wie es in Preußen in den sechziger Jahren der Fall war und jetzt wieder seit Mitte der achtziger Jahre in erschreckendem Tempo geschieht. Nirgends vielleicht ist die Gefahr der Entstehung eines gebildeten Proletariats größer als hier, und manche Anzeichen sprechen dafür, daß diese Gefahr auch an den höhern Stellen der Justizverwaltung längst erkannt ist und gewürdigt wird. Dennoch hört man nichts von Mitteln zur Abhilfe, und man muß zugeben, daß es schwer sein mag, solche zu finden. Um so berechtigter wird es erscheinen, wenn Vorschläge hervortreten, die vielleicht geeignet sind, zur Lösung der Schwierigkeiten beizutragen.

Diese Vorschläge gehen, wie vorausgeschickt werden muß, von dem Gedanken aus, daß es ganz unzulässig sein würde, etwa die Wahl des Studiums in irgend einer Weise zu beschränken, daß es ferner ebensowenig zu rechtfertigen wäre, eine Art Abschreckungsverfahren einzuführen durch noch weitere Verringerungen der Aussichten für eine Anstellung im höhern Justizdienst, daß aber andrerseits dem Staate nicht zugemutet werden darf, mehr etatsmäßige Stellen zu schaffen, als das Bedürfnis erfordert. Der einzige gangbare Weg, dessen Betreten weder politische, noch sittliche, noch auch zwingende finanzielle Gründe hindern, ist vielmehr — und das ist die Überzeugung, auf der die folgenden Darlegungen beruhen — die Einführung einer, wenn auch vielleicht geringen Besoldung der vom Staate nach bestandner Staatsprüfung beschäftigten Gerichtsassessoren. Die Schwierigkeit, die bei einer solchen Einrichtung zu lösen ist, ist aber eine doppelte: einmal die Beschaffung eines einigermaßen ausreichenden Arbeitspensums für diese besoldeten Assessoren, zweitens die Vermeidung einer zu großen finanziellen Belastung der Staatskasse.

Die Neuschaffung etatsmäßiger Stellen, die immerhin eine kleine Hilfe

Digitized by Google

bringen würde, sollte nicht in dem Maße von der Hand gewiesen werden, wie es thatsächlich in der preußischen Justizverwaltung in großem Umfange geschieht; es sei nur an die „ständigen Hilfsarbeiter" erinnert, deren es bei den Staatsanwaltschaften eine recht erkleckliche Zahl giebt, und an die auch nicht ganz verschwindende Zahl kommissarischer Hilfsarbeiter, die bei Staatsanwaltschaften und Landgerichten vorhanden sind und immer wieder „auf ein weiteres Jahr" bewilligt werden. In allen solchen Fällen, vor allem bei den „ständigen Hilfsarbeitern" der Staatsanwaltschaften, ist es ganz klar, daß es sich um ein dauerndes Bedürfnis handelt, das durch Schaffung der entsprechenden etatsmäßigen Stellen befriedigt werden sollte. Die hierdurch entstehende Abhilfe würde aber nur geringfügig sein und das Problem dadurch nicht befriedigend gelöst werden. Der Vorschlag, der hier gemacht werden soll, ist vielmehr folgender.

Nach § 63 des preußischen Ausführungsgesetzes zum Gerichtsverfassungsgesetze können die Geschäfte des Amtsanwalts von dem Justizminister außer einem Staatsanwalt auch einem Gerichtsassessor oder einem Referendar übertragen werden, und nur „insoweit diese Befugnis nicht zur Anwendung kommt," wird durch den Oberstaatsanwalt ein Amtsanwalt ernannt. In der Praxis hat sich nun schon seit dem 1. Oktober 1879 die Sache so gestaltet, daß der Justizminister von seiner Befugnis nur äußerst selten Gebrauch macht, daß also fast in allen Fällen der Oberstaatsanwalt den Amtsanwalt ernennt, dessen Person keinerlei bestimmten gesetzlichen Erfordernissen zu genügen braucht. In der großen Mehrzahl der Fälle wird überdies von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, das Amt des Amtsanwalts nach § 64 a. a. O. den Vorstehern der Gemeindeverwaltungen zu übertragen. Wenn nun die Übertragung der Amtsanwaltsgeschäfte an einen Gerichtsassessor die Regel bildete (man könnte nach der Fassung des Gesetzes sogar vermuten, daß sich der Gesetzgeber die Ernennung des Amtsanwalts durch den Oberstaatsanwalt als den Ausnahmefall gedacht habe), so würde dadurch die Möglichkeit gegeben sein, eine sehr große Menge von Gerichtsassessoren gegen Bezahlung im Staatsdienste zu beschäftigen. In Zeiten des Mangels an Gerichtsassessoren würde die Möglichkeit der Bestellung von Referendaren in geeigneten Fällen helfen können, nötigenfalls aber das Zurückgreifen auf die „Vorsteher der Gemeindeverwaltungen." Dieses nach der Gesetzgebung zweifellos mögliche Verfahren soll nun daraufhin geprüft werden, ob es dazu dienen könnte, die Erscheinung des unbesoldeten Assessors im großen und ganzen zu beseitigen, ohne an dem Fehler zu leiden, daß der besoldete Assessor zu wenig beschäftigt wäre, und ohne auch dem Staatssäckel zu große finanzielle Opfer aufzuerlegen. Selbstverständlich wird auch erwogen werden müssen, ob für die Amtsanwaltschaft die vorgeschlagene Einrichtung nützlich oder schädlich wirken würde.

Daß bei den kleinern — zumal bei den nur mit einem oder zwei Richtern

Digitized by Google

besetzten — Amtsgerichten die Geschäfte des Amtsanwalts in ihrem jetzigen Umfange keine ausreichende Thätigkeit für einen Assessor bilden, kann nicht zweifelhaft sein; werden diese Geschäfte doch von den jetzigen Amtsanwälten meist nebenbei besorgt und dürften in vielen Fällen ein durchschnittliches Arbeitspensum von einer Stunde täglich nicht übersteigen. Es ist aber sehr gut möglich, den Geschäftskreis des Amtsanwalts durch Zuweisung andrer als der bisherigen Aufgaben wesentlich zu erweitern, und es würde dies um so weniger bedenklich sein, wenn sich das Amt grundsätzlich in den Händen einer zum Richteramt geeigneten Persönlichkeit befände. Im einzelnen wäre die Ausdehnung des Geschäftskreises vielleicht in folgenden drei Richtungen zu empfehlen. Erstens könnten die Amtsanwälte als Vorsteher der jetzt amtsgerichtlichen Gefängnisse und zugleich — was allerdings die Aufhebung des Absatzes 2 des § 483 der Strafprozeßordnung voraussetzen würde — als Strafvollstreckungsbehörde in den Fällen thätig sein, wo jetzt in Preußen die Strafvollstreckung dem Amtsrichter übertragen ist. Sollte die letztere Anordnung, weil sie, wie bemerkt, erfordern würde, daß die „Klinke" der Reichsgesetzgebung in Bewegung gesetzt würde, nicht angemessen erscheinen, so würde doch der Amtsanwalt schon als Gefängnisvorsteher den Amtsrichter angemessen entlasten. Als „angemessen" ist gerade diese Entlastung um deswillen zu bezeichnen, weil die Übertragung des Amtes des unter den Oberstaatsanwalt gestellten Gefängnisvorstehers an den unabhängigen Amtsrichter an sich eine innerlich widerspruchsvolle, nicht wünschenswerte Einrichtung ist.

Zweitens würde es ein nicht ohne weiteres von der Hand zu weisender Gedanke sein, an Stelle der Staatsanwaltschaft des Landgerichts die des Amtsgerichts, also den Amtsanwalt, zur Registerbehörde zu bestellen. Dies dürfte sich um so mehr empfehlen, als schon wiederholt die Frage erörtert worden ist, ob die Strafregister wegen ihrer unvermeidlichen Ausdehnung nicht aus praktischen Gründen einer Behörde zu überlassen seien, die für einen kleinern Bezirk, als den oft recht bedeutenden des Landgerichts, bestellt ist.

Drittens endlich ließe sich sehr wohl eine Verwendung der Amtsanwälte als vernehmender Behörden im strafrechtlichen Vorverfahren denken. Selbst wenn man ihnen keine Zwangsbefugnisse für die Ladung und die Zeugnisablegung beilegen wollte, wie sie die Gerichte haben, würden doch durch eine solche Einrichtung sowohl Polizeibehörden wie Amtsgerichte entlastet werden. Die Polizeibehörden — besonders die ländlichen, wie im Geltungsbereiche der neuern Verwaltungsgesetze die Amtsvorsteher, aber auch die kleinern städtischen Polizeiverwaltungen — empfinden die ihnen obliegende Erledigung der vielen Requisitionen der Staatsanwaltschaft häufig als eine schwere Belastung (eine Umfrage in dieser Richtung bei den betreffenden Behörden würde die Richtigkeit dieser Annahme vielleicht in überraschendem Maße bestätigen!), was in nicht seltenen Fällen dazu führt, daß die durch ihre andern Amtsgeschäfte

Digitized by Google

vollauf in Anspruch genommenen Polizeiverwalter gerade diese Seite ihrer Thätigkeit, insbesondre die Vernehmungen von Beschuldigten und Zeugen, mehr oder weniger ihren Polizei- oder Amtssekretären überlassen. Würden also die Polizeibehörden der Regel nach von diesen Geschäften befreit, so würde das sicherlich auch im sachlichen Interesse liegen, und gerade die Übertragung an Amtsanwälte, die der Klasse der Gerichtsassessoren angehören, würde recht zweckdienlich sein. In sehr vielen Fällen würde dann auch von jeder richterlichen Vernehmung im Vorermittlungsverfahren abgesehen werden können, was wieder den Amtsgerichten manche Arbeit ersparen würde, die sie jetzt bloß deshalb erledigen müssen, weil — namentlich aus den erwähnten Ursachen — die Polizeibehörden nicht durchgängig hinreichende Sicherheit für sachgemäße Erledigung der staatsanwaltschaftlichen Vernehmungsersuchen bieten. Der zur Vernehmung von Beschuldigten und Zeugen im Vorverfahren berufene Amtsanwalt würde nach diesem Vorschlage sowohl in den Sachen, in denen er selbst als Anklagebehörde zum Einschreiten berufen ist, thätig sein, als auch auf Anordnung seines vorgesetzten ersten Staatsanwalts und auf Ersuchen andrer Staats- und Amtsanwaltschaften.

Es ist ohne weiteres klar, daß der Amtsanwalt, der neben seinen jetzigen Geschäften noch die drei eben erörterten zu übernehmen hätte, auch eines Büreaus und einer Kanzlei bedürfen würde, und daß ihm auch bei den kleinsten Amtsgerichten wenigstens ein Büreaubeamter und ein Kanzlist zur Seite stehen müßte (zumal da dann auch bei den Amtsgerichten den Amtsanwälten alle die Büreaugeschäfte obliegen müßten, die die Staatsanwaltschaften bei den Landgerichten besorgen, vor allem das Ladungs- und Zustellungswesen), sowie daß bei einer größern Zahl umfänglicherer Amtsgerichte mehrere Amtsanwälte zu bestellen sein würden. Dennoch dürften die Kosten dafür nicht so groß sein, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat.

Auch jetzt erhalten die Amtsanwälte Gehalt. Mag dieser auch im Durchschnitt viel niedriger sein, als die Summe, die der Assessor als Amtsanwalt erhalten müßte — die doch wohl nicht unter 120 bis 150 Mark monatlich betragen dürfte —, so steht dieser Mehraufwendung sicherlich eine Ersparnis gegenüber, die sich darin äußern dürfte, daß ein Bedürfnis nach Vermehrung der Amtsrichterstellen weniger häufig hervortreten würde, als dies sonst der Fall sein müßte; in dieser Beziehung würde die Entlastung der Amtsrichter von den Geschäften als Gefängnisvorsteher und — in großem Umfange wenigstens — als „Ermittlungsrichter“ auf die Dauer nicht ohne Einfluß bleiben können. Was dagegen die Kosten für Büreau- und Kanzleikräfte betrifft, so würden sie voraussichtlich reichlich aufgewogen werden durch Ersparung solcher Kräfte bei den Amtsgerichten und auch (wegen des Wegfalls der Registerführung) bei den landgerichtlichen Staatsanwaltschaften.

Selbstverständlich soll das Gesagte nicht ein Versuch sein, die durch die

Digitized by Google

gemachten Vorschläge ohne Zweifel entstehenden dauernden Mehrkosten wegzubeweisen, denn natürlich kann der Staat, wenn er plötzlich über tausend bisher unbesoldete Beamte besoldet, das nicht ohne dauernde Mehraufwendungen durchführen; es soll aber gezeigt werden, daß diese Mehrkosten geringer sind, als sie wahrscheinlich angeschlagen werden, wenn bei einem solchen Anschlage z. B. der Wegfall andrer Staatsausgaben (wie im vorliegenden Vorschlage der Besoldungen der jetzigen Amtsanwälte) nicht in Aussicht genommen wird. Daß ein jährlicher Mehraufwand von einigen hunderttausend Mark in den Kauf genommen werden müßte, halten wir für ebenso sicher, wie daß weiten Kreisen dieser Mehraufwand nicht zu groß erscheinen würde, wo es gilt, eine Art Ehrenpflicht des Staates zu erfüllen, Beamte, deren Dienste er in Anspruch nimmt, zu bezahlen und einer wachsenden sozialen Gefahr vorzubeugen.

Schließlich bleibt noch zu erörtern, ob die Einrichtung der Amtsanwaltschaft sachlich die vorgeschlagne Änderung vertragen würde. Die Annahme, daß in den Händen zum Richteramt geeigneter Assessoren sowohl die jetzigen anklagebehördlichen Aufgaben der Amtsanwälte, als auch die Vorsteherschaft kleiner Gefängnisse, die Aufsicht über das Strafregisterwesen und die Vernehmungsthätigkeit im strafprozessualischen Vorverfahren voraussichtlich sachgemäß und zweckdienlich erledigt werden würden, wird füglich nicht zu begründeten Zweifeln Anlaß geben. Das einzig bedenkliche könnte der voraussichtlich häufigere Wechsel in der Person der Amtsanwälte sein. Immerhin wird aber ein mit der Amtsanwaltschaft betrauter Assessor durchschnittlich mindestens ein Jahr — in Zeiten der „Hochflut," wie jetzt, meist viel länger — in derselben Stellung bleiben, und das dürfte genügen, eine sachliche Gefährlichkeit des häufigern Personenwechsels in diesen immerhin nicht sonderlich schwierigen Stellungen auszuschließen. Amtsräume für die vergrößerten Amtsanwaltschaften würden ebenfalls infolge der Entlastung der Amtsgerichte in deren Diensträumen fast überall ohne Schwierigkeit zu beschaffen sein.

Soweit unsre Vorschläge. Denkt man sie sich durchgeführt, so würde der „unbesoldete Assessor" zu vieler Freude und niemandes Leide aus der preußischen Justizverwaltung verschwinden, und der dienstliche Beschäftigungsgang eines Aspiranten des Richter- oder Staatsanwaltsamtes würde dann der sein, daß er sofort oder doch sicherlich sehr bald nach der Staatsprüfung zum Amtsanwalt mit 150 Mark monatlichem Gehalt bestellt würde (jeder Assessor würde natürlich unbedingt zur Übernahme solcher Stellung verpflichtet sein) und als älterer Assessor zur kommissarischen Verwaltung einer Richter- oder Staatsanwaltsstelle oder zu der Stellung eines „ersten Amtsanwalts" bei einem größern Amtsgericht gelangen und dann höhern Gehalt beziehen würde. Die „Anciennität" würde sehr gut darin zu beobachten sein, daß immer gerade die ältesten Assessoren die Kommissorien mit den höhern Gehaltssätzen erhalten würden.

Digitized by Google

Bedenkt man, daß nach diesem Vorschlage weit über tausend Assessoren als Amtsanwälte ausreichende Thätigkeit und auch allenfalls genügende Bezahlung erhalten würden, so dürfte anzuerkennen sein, daß mit einer derartigen Neuerung einem vielbeklagten Notstande wesentlich abgeholfen sein würde. Bei großem Sinken der Assessorenzahl (wenn es wirklich trotz eines solchen Verzichts auf alle „Abschreckungsmaßregeln" eintreten sollte) würde es, wie schon erwähnt, stets möglich sein, in geeigneten Fällen auf Referendare, übrigens aber auf die Vorsteher der Gemeindeverwaltungen oder andre geeignete Persönlichkeiten (die sich trotz der vermehrten Thätigkeit der Amtsanwälte wegen der verbesserten Bezüge leicht finden würden) zeitweilig zurückzugreifen. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß das Umgekehrte, ein noch höheres Anwachsen der Assessorenzahl, bei dem auch die vorgeschlagne Neueinrichtung keinen genügenden Schutz vor der Wiederkehr des „unbesoldeten" böte, nicht gerade wahrscheinlich ist, weil die 150 Mark Monatsgehalt immerhin kein allzugroßes Lockmittel sein würden, namentlich wenn ein langjähriges Verweilen in solchem Gehaltssatze drohte. Sollte dennoch ein solches Wachstum eintreten, so würde die Staatsregierung doch das Bewußtsein haben, wenigstens das Mögliche gethan zu haben, und dann vielleicht darauf verzichten, von Beamten, die der Staat nicht bezahlen kann, Dienste zu fordern.

Die kritische Schreckensherrschaft

In diesem und dem folgenden Jahre können Leute, denen daran liegt, die Säkularfeier der glorreichen Schreckensherrschaft in Frankreich begehen und die wüste Orgie von blutigen Greueln, sinnloser Wüterei und schmutziger Narrheit zum tausendstenmale als „historische Notwendigkeit" erweisen und verkaufen. Im ganzen werden sie nichts mehr an der Erkenntnis ändern, daß der vielverherrlichte Schrecken, samt Wohlfahrtsausschuß, Revolutionstribunal und Guillotine, die brutalste Vergewaltigung der ungeheuern Mehrheit eines Volkes durch eine Rotte kurzsichtiger Fanatiker und ruchloser Gesellen, ein hirnloser wilder Wutlauf aller niedrigen Instinkte gewesen ist, bei dem nur das eine erstaunlich bleibt, daß er zwei Jahre ertragen wurde. Die starrkrampfähnliche Hilflosigkeit der Millionen gegenüber der frechsten Tyrannei weniger Tausende bleibt nach allen Erklärungsversuchen ein psychologisches Rätsel,

Digitized by Google

oder vielmehr sie bliebe ein Rätsel, wenn man nicht jeden Tag im kleinen sähe, was damals in Frankreich im großen geschah. Wenn Taine in seinem Hauptwerk „Die Entstehung des modernen Frankreichs“ bei Erwähnung der Verurteilung des Dichters André Chenier und des zu seinem Prozeß gehörigen Protokolls sagt: „Das Schriftstück, ein Meisterstück von Kauderwelsch und Barbarei, giebt einen Begriff davon, welchen rohen, viehisch wütenden Despoten die begabten Männer der Zeit in die Hände gefallen waren, eine Vorstellung von den wilden Tieren, die absolut nichts verstehen, nicht einmal die allgemein gebräuchlichen Worte, die über ihre Schnitzer stolpern und sich in Eseleien verrennen. Der Umsturz aller Verhältnisse war unter der Herrschaft der Revolution so vollkommen, daß Frankreich einem menschlichen Geschöpfe glich, das gezwungen wird, auf dem Kopfe zu gehen und mit den Füßen zu denken,“ so kann man diesen Ausspruch anwenden auf die Natur und Geschichte jedes Terrorismus, der längst vor und verschiedenemal nach 1793 irgendwo durchgebrochen ist. Mit der gleichen Brutalität und der gleichen Sinnlosigkeit wird gegen die allgemeine Empfindung gefrevelt, und mit derselben blöden Geduld erträgt die Masse der Beleidigten und Verletzten die heillose Vergewaltigung, bis ihr das Ding eines Tages zu toll wird und sie nun wieder, wie nach dem neunten Thermidor, die Abwehr mit blutiger Rache verquickt und befleckt.

Wir brauchen heute die neue Schreckensherrschaft, die uns von der Sozialdemokratie für den Ausgang des Jahrhunderts verheißen wird und gegen die 1793 ein Kinderspiel sein soll, nicht ins Auge zu fassen. Wir denken zunächst nicht an künftige politische und historische Vorgänge, sondern an Erscheinungen der Gegenwart, des Augenblicks, die nun auch schon einige Jahre hindurch währen, und die ihre einzige Erklärung in der trägen Gleichgiltigkeit der Durchschnittsbildung finden gegen alle nicht materiellen Interessen, in der unseligen Gewöhnung, alle Fragen des öffentlichen Lebens, der Gesellschaft, der Litteratur und Kunst als bloße Gesprächsgegenstände zu behandeln, die nicht ins Leben greifen und Herz und Sinn nicht erregen. Keiner, der tiefern Anteil an diesen Dingen nimmt, kann mehr daran zweifeln, daß an uns seit mehreren Jahren mit wachsender Gewaltthätigkeit das Ansinnen gestellt wird, auf dem Kopfe zu gehen und mit den Füßen zu denken, keiner, der die Tageslitteratur der letzten Jahre mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, kann sich darüber täuschen, daß wir einer kritischen Schreckensherrschaft anheimgefallen sind und immer mehr anheimzufallen drohen. Von ihr gilt, was Taine an einer andern Stelle seines Buches über die Revolution und zur Geschichte des Schreckens hervorhebt. „Nichts kann gefährlicher sein, sagt Taine, als eine allgemeine Idee in einem kleinen leeren Gehirn. Die Idee begegnet in einem solchen Gehirn infolge seiner Leere keinem Widerstande, keinen sich ihr hinderlich in den Weg stellenden Kenntnissen, während sie andrerseits infolge seiner

Digitized by Google

Kleinheit nicht viel Zeit braucht, es vollkommen auszufüllen. Ist dies einmal geschehen, so hört in dem betreffenden Gehirn jede Selbstbeherrschung auf. Der Inhaber eines solchen Gehirns ist im wahren Sinne des Wortes ein besessener Mensch. Etwas, was nicht zu ihm gehört, ein ungeheuerlicher Parasit, ein fremdartiger, zu seinen bisherigen Anschauungen nicht in dem richtigen Verhältnis stehender Gedanke lebt in seinem Kopfe, entwickelt sich dort und weckt die bösen Begierden, die in ihm latent sind." Wie der echte Schrecken tritt auch unsere kritische Schreckensherrschaft auf. Eine allgemeine, völlig vage Idee von der notwendigen Erneuerung der Kunst, von einer großen Umwälzung, die angeblich der Natur zum Rechte verhelfen soll und einstweilen die niedrigste Unnatur auf den Thron setzt, hat sich in gewissen Köpfen zu einem fanatischen Glaubensbekenntnis verhärtet. Sie ist auf keinen Widerstand gestoßen, weil die Apostel der neuen Lehre durch die Kenntnis nicht beschwert wurden, daß die neue Idee schon hundertmal erfrischend und erhebend und hundert andremale zerstörend und verwirrend in der Geschichte der Kunst und der Dichtung gewirkt hat, je nachdem die Naturen waren, in die ihr Funke fiel. Sie ist diesmal, wenigstens bei uns in Deutschland, von keinen schöpferischen Menschen, keinen lebenerfüllten Naturen aufgenommen worden, dafür hat sie einen Schwarm unklarer und von brennendem Ehrgeiz erfüllter, von der Effekt- und Erfolgsucht nervös erregter Gehirne verwirrt, hat ihre Jünger zu Besessenen gemacht, die nach Wirklichkeit schreien, aber als Wirklichkeit ein für allemal nichts gelten lassen, was nicht Kohlstrunkfeld, Trockenplatz oder Pfütze, was nicht Schmutz, Greuel und Krankheit ist. Der ungeheuerliche Parasit einer Lebensschilderung, die jeder normalen und gesunden Erscheinung aus dem Wege geht und nur Abnormitäten kennt, einer Lebensauffassung, wonach die Kultur in neuen Sensationen der Nerven gipfelt, hat sich bei nur allzuvielen der „Modernen" entwickelt und böse Begierden geweckt, die nicht einmal latent waren, die aber wenigstens von einem Reste deutschen Schamgefühls etwas gezügelt und gelegentlich erstickt wurden.

Wie weit die neueste Kunst und Litteratur die Geschäfte des Anarchismus besorgt, haben wir hier nicht zu untersuchen. Einer und der andre der „Modernen" möchte geneigt sein, mit ruhiger Aufrichtigkeit zu erwidern, daß die Litteratur von jeher das Vorrecht gehabt habe, die Zukunft vorwegzunehmen, daß die Zukunft Europas die Anarchie sei und die verfehmten neuesten Richtungen nur als Sturmvögel der kommenden Zeiten betrachtet werden müßten. Da wir vor der Hand noch nicht so weit sind, sucht man uns wenigstens durch ein Stück Schreckensherrschaft in Zeitungen und Wochenblättern an die künftige Herrlichkeit zu gewöhnen. Es wird, gleichsam vor ernsteren Dingen, im Spiel die Probe gemacht, wie viele Faustschläge ins Antlitz hinein und Fußtritte die Bildung unsrer Tage ertragen könne. Der rhätische Bauer, der den Edelmann, der ihm in die Schüssel spuckte, mit dem Kopf in den kochenden

Digitized by Google

Brei stieß und dazu ausrief: Friß, was du dir gewürzt hast! ist niemals das Vorbild unsrer wohlunterrichteten und wohlanständigen Leute gewesen, obwohl er sicher in seinem Recht war. Wir lassen uns von einigen hundert dreisten und nichtigen Gesellen verunglimpfen, was uns heilig ist, lassen uns die sehenden Augen staarblind nennen, die eignen Empfindungen hinwegleugnen, den gesunden Sinn als Rest vorsintflutlicher Eigenschaften abdisputiren. Wir glauben zwar kein Wort von dem ganzen Gewäsch, daß das Häßliche in Kunst und Litteratur das allein berechtigte, weil allein wahre sei, wir schütteln uns vor dem Geruch, der in Bildern und Büchern als das notwendige, weil allein „neue" über uns ausgegossen wird, wir suchen nach wie vor Genuß bei dem, was nach den Dekreten unsrer ästhetischen Wohlfahrtsausschüsse keinen Genuß mehr gewähren darf, aber wir lassen die Terroristen über uns schalten, lassen Presse, Litteratur, Bühne und Kunstausstellung in die Hände der ästhetischen Ohnehosen geraten und schreien höchstens, wenn es uns zu bunt wird, nach dem Staatsanwalt und der Polizei.

Und was können angesichts der ästhetischen und kritischen Schreckensherrschaft Polizei und Staatsanwalt thun? Sie spielen meist keine bessere und glücklichere Rolle als die ausländischen Mächte im revolutionirten Frankreich vor hundert Jahren. Sie steigern das Übel, anstatt es zu besiegen. Ein paar herausfordernde, dem guten Geschmack noch mehr als den guten Sitten ins Gesicht schlagende Stücke werden hie und da verboten, ein und das andre Buch wegen ein paar frecher, unzüchtiger Seiten konfiszirt, ein paar klägliche Feuilletons strafrechtlich verfolgt. Die in den Händen der „Modernen" befindlichen Zeitungen schlagen dann einen Höllenlärm, protestiren im Namen der Kunst und der geistigen Freiheit gegen ein so plumpes und unberechtigtes Dreinfahren und machen mit mehr oder minder Recht geltend, daß die Grenzen des Darstellbaren von der schöpferischen Natur, dem künstlerischen Talent, aber nicht vom Staatsanwalt und vom Polizeileutenant gezogen werden dürften. Sie weisen auf die Gefahr hin, die mit der Einmischung der Staatsorgane in die innersten Fragen der poetischen Anlage und des schöpferischen Dranges notwendig eintreten müsse. Und obschon in neunzig von hundert Fällen die Berufung auf die Kunst eine Lüge ist, obschon die betroffnen Werke sehr oft ins Gebiet der Publizistik und teilweise noch in ein ganz andres Gebiet gehören, so genügen doch zehn Fälle, auch den entschiedensten Gegner der neuen naturalistischen Romane und Dramen für das Recht ungehemmter künstlicher Lebensdarstellung in die Schranken zu rufen.

Gewiß giebt es eine Linie, die das gemeine Unzuchtsbild und die Bordelllitteratur von der künstlerischen Darstellung scheidet. Aber es bleibt äußerst bedenklich, die subjektive Bildung und Stimmung jedes Herrn Staatsanwalts oder Kriminalkommissars hier mit der Gewalt des Eingriffs auszustatten. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie leicht eine Reihe der unsterb-

Digitized by Google

lichsten Werke der Dichtung der Konfiskation und Anklage hätte verfallen können, um gegen eine Hilfe, die keine wahre Hilfe ist und nie eine sein kann, gestimmt zu werden. Noch ganz abgesehen von der Möglichkeit grober Mißgriffe steht es doch von vornherein fest, daß sich die angerufnen Polizei- und Staatsmaßregeln immer nur gegen die Werke richten werden, die in plumper Sachlichkeit oder herausfordernder Angriffslust allzusehr die schlechten Gelüste ihrer Verfasser verraten, daß hingegen alle frei ausgehen müssen, die eine noch so durchsichtige Maske der gesellschaftlichen Studie oder auch die bekannte Feigenblattschürze vorbinden, die überall zu kurz ist, oder die mit sogenanntem Humor die eigentlichen letzten Absichten und Wirkungen ihrer Produktionen decken. Dazu würde die schreiendste Ungleichheit und der lächerlichste Widerspruch unvermeidlich sein; nicht zwanzig Gesetzvollstrecker würden auf diesem bedenklichen Gebiete dieselben Begriffe von erlaubt und unerlaubt haben, das eine, ungeschickte Greuelstück würde auf dem gleichen Theater nach der ersten Aufführung verboten, das andre viel schlimmere, aber geschicktere, fünfzigmal gespielt werden, ein von Schmutz leicht angespritztes Buch würde verboten sein und ein andres schmutzstarrendes frei umlaufen. Und zuletzt — warum sollen Polizei und Gerichte die Geschäfte der öffentlichen Meinung besorgen, warum wollen wir in träger Gleichgiltigkeit und unberechtigter Furcht nicht selbst die Abschüttlung des Jochs übernehmen, das uns auferlegt werden soll? Der Schrecken ist nur so lange eine Wirklichkeit, als wir ihn ertragen, schweigend ertragen und durch irgendwelche Teilnahme an seinem Gebahren stärken und befördern.

Wir sprechen mit Absicht von einer kritischen Schreckensherrschaft. Denn nicht darunter leiden wir in Deutschland, daß eine große Zahl von unerquicklichen und sowohl ihrem innersten Kern als ihrer künstlerischen Ausführung nach fragwürdigen und schlechthin verächtlichen Produktionen sich mit aufdringlicher Selbstverherrlichung hervordrängt. Im Ernst sind ja die fraglichen Leistungen überall noch in der Minderheit, auch in den leidlichsten von ihnen offenbart sich kein großes irreführendes Talent, wie es Ibsen oder Zola zu Gebote steht. Die Aufnahmefähigkeit unsers Publikums für den Hautgout der Franzosen-, Russen- und Norwegernachahmung, die trotz alles Geschreis nach Wahrheit unser gesamtes Leben zur Fratze verzerrt, ist verhältnismäßig gering, das Bedürfnis nach gesunderer Kunst und anmutigerer Unterhaltung unausrottbar. Woran wir leiden, das ist recht eigentlich die cliquenhafte, den Thatsachen ins Gesicht schlagende prinzipielle Verherrlichung der jämmerlichsten Produkte, der laute und stille Vorsatz, durch unablässige Wiederholung tausendmal widerlegter Phrasen das deutsche Publikum endlich an die Vorstellung zu gewöhnen, daß alles veraltet sei, was seinen Stoff nicht aus der Berliner Gosse und seine Anschauungen nicht aus der Pariser Kloake schöpft. Kritische Schreckensherrschaft ist es, daß den Lesern namentlich reichshaupt-

Digitized by Google

städtischer Zeitungen, die sich in ihrem politischen Teil wohl hüten, revolutionär zu sein, in allen Kunst- und Litteraturfragen die widerlichen Renommagen, die persönlichen Gelüste weniger Catilinarier als Urteile, als ihre Zeitanschauungen und Bildungsergebnisse aufgedrängt werden. Wie zur Zeit des Schreckens in Paris soll die ganze ungeheure Mehrzahl des deutschen Publikums gezwungen werden, sich zu einer Losung in Kunst und Litteratur zu bekennen, die ihr in innerster Seele fremd, ja verhaßt ist. Wie die Pariser „Citoyens" von 1793 vor dem Verdacht „kontrerevolutionärer Gesinnung" zitterten und lieber die rote Mütze aufstülpten, als sich mißhandeln ließen, so sind ganze Reihen unsrer Gebildeten dahin gebracht, daß sie Dinge auf dem Papiere bewundern, die sie im Leben weit von sich weisen. Der Bildungsphilister hat sich zu allen Zeiten das Neueste aufreden lassen. Wenn es ihm nun vollends mit Fäusten aufgedrängt, in die würgende Kehle hinabgestoßen wird, wenn er ununterbrochen annehmen muß, daß er ein Narr, sein Blick getrübt, sein Geschmack veraltet und ganz und gar unzulässig sei, wird er klüglich gefügig. Dann glaubt er zwar nicht, daß die mit ihm schaltenden Recht haben, aber da er nicht mehr recht weiß, wie seine Nachbarn zur „Moderne" stehen, und vollkommen übersieht, daß die ganze Macht ihrer Apostel, ihrer kritischen Schreckensmänner, ihrer harten Fäuste aus seiner eignen Trägheit und Feigheit stammt, so hilft er die große Täuschung verstärken, als ob hinter der frivolen Neuerungs- und Erfolgslust einer kleinen Schar, deren Ehrgeiz ihr Talent überragt, der Himmel weiß, welche Massen, welche Kräfte, welches Bedürfnis von Millionen stünden. Es steht nichts, absolut nichts dahinter, als die schlechte Gewöhnung, hinter jedem dreisten Sprecher und Schreiber einen Propheten, hinter jedem im Orakelton vorgetragnen Unsinn einen Sinn zu suchen, nichts als die Unfähigkeit, sich seiner Haut zu wehren und die eigne Empfindung von der tagtäglich aus der Zeitung vernommenen fremden und aufgenötigten zu unterscheiden. Ist es denn gar so viel gefordert, daß unsre „Besten" gegen einen wüsten und rohen Zwang ihr zur Zeit noch unbestrittnes Hausrecht wahren sollen?

Die Ähnlichkeit des in unsrer Litteratur versuchten Schreckensregiments mit den Erscheinungen des glorreichen Schreckens in Frankreich tritt auch darin zu Tage, daß die Hälfte der Vertreter der „neuen Litteratur", des Naturalismus, oder wie das Ding sonst genannt werden mag, so wenig an die Zukunft der eignen Sache glaubt, wie die Männer des Pariser Gemeinderats von 1793 an die Verfassung eben dieses Jahres. Wenn man genau zusieht, wie sich die extremsten und scheinbar überzeugtesten Wortführer beständig den Rückzug offen halten, wie sie mitten in den sinnlosesten Lobpreisungen der nach ihrem Evangelium allein berechtigten Bilder und Bücher von vornherein einräumen, daß eine Zeit kommen werde, wo man wiederum das Häßliche mit dem Erhebenden und Schönen werde vertauschen können (einzelne sagen

Digitized by Google

ſelbſt müſſen), ſo fühlt man, wie es in Wahrheit um die Überzeugung beſchaffen iſt. Der Tag beherrſcht alle dieſe Geiſter, und ſie ſind meiſt ſo bereit, ſich auch dem kommenden Tage unterzuordnen, wie es die wütendſten Konventsmitglieder waren, ſich in Ordnungsgendarmen und Polizeiſpitzel des erſten Konſuls zu verwandeln. Wenn ſich nur ein Tauſendſtel aller derer, die mit der kritiſchen Schreckensherrſchaft, mit dem gewaltſamen Aufdrängen einer geiſtigen Nahrung, die nicht ihre Nahrung iſt und niemals ſein wird, unzufrieden und die Fauſt in der Taſche darüber empört ſind, regen wollte, ſo würden wir bald genug davon erlöſt ſein. Glaubt man im Ernſt, die Berliner Zeitungen, die gleichgiltig gegen die Fragen der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der Litteratur die Bekenner der „Moderne“ in ihren Spalten wirtſchaften laſſen, würden es auf den Verluſt ihrer Abonnenten ankommen laſſen, wenn ihnen täglich nur ein paar Dutzend Poſtkarten ins Haus hagelten, die die wahre Geſinnung ihrer Leſer ausdrückten? Glaubt man, daß dieſem ganzen Gehetze und Getreibe ein feſtes Prinzip, das zu Widerſtand und Opfern befähigte, zu Grunde liege? Wenn je eine Schreckensherrſchaft auf ſchwachen Füßen geſtanden oder vielmehr auf ſchwachen Köpfen beruht hat, ſo iſt es die neueſte, die uns einſchüchtern will, bis wir Raſael und Goethe für Zöpfe, das Ekelhafte allein für charakteriſtiſch und ein paar häßliche Erſcheinungen eines jämmerlich kleinen Bruchteils der Welt für die Welt ſelbſt zu halten geneigt ſind. Man mache die Probe an jedem beliebigen Tage und warte auf keinen neunten Thermidor!

Die Wahrheit auf der Bühne

Die Wohlthäter der Menſchheit, die entdeckt haben, was all den Jahrtauſenden vor uns verborgen geblieben war, nämlich was die Kunſt ſei, werden von unverbeſſerlichen Reaktionären (leider auch in dieſen Blättern!) geſchmäht und verſpottet. Das iſt kein Wunder. Es iſt die heutige Form des Kreuzigens und Verbrennens, das ſogar Goethe, der alte Zopf, den wenigen in Ausſicht ſtellt, die dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbaren. Und wie ſollten unſre Schriftgelehrten und Phariſäer, denen eingeredet worden iſt, das Abſchreiben der gemeinen Natur ſei ſo wenig eine Kunſt, wie das Abformen eines Reliefs vermöge des galvaniſchen Niederſchlages, plötzlich ihren Irrtum einſehen und eingeſtehen, daß die Kunſt um ſo größer iſt, je gemeiner die Natur iſt, die

Digitized by Google

sie abspiegelt! Auch ist der Widerstand ohnmächtig. Der Pöbel freilich, der auf den obersten Galerien des Schauspielhauses sitzt, begünstigt noch Aufführungen, durch die er sich erschüttert und erhoben oder über das Einerlei des Alltagslebens hinweggetäuscht fühlt. Aber die Höhergebildeten huldigen immer entschiedener der neuen Richtung. Gerade die Bilder, von denen die Ungebildeten behaupten, man sehe auf ihnen gar nichts, üben auf die immer zahlreicher werdenden Kenner die größte Anziehungskraft aus. Kein Gemälde auf der letzten Ausstellung war stets so umlagert, wie der Kampf ums Dasein von Schmierinsky. Zuerst zog es durch seine Größenverhältnisse an (zwei zu drei Metern); hatten sich aber die Augen an das allgemeine Gelbgrau gewöhnt und darin den Novembernebel, den Kehrichthaufen, die beiden an einem Knochen zerrenden räudigen Köter und den mit einem goldnen Ringe davoneilenden Raben unterschieden, so war alles voll Bewunderung für die großartige Idee und die eminente Malerei und stimmte dem Ausspruche eines unsrer gewiegtesten Kritiker bei, das Bild sei von so packender Lebenswahrheit, daß sich der Beschauer unwillkürlich nach persischem Insektenpulver umsehe. Und was die modernen Theaterdichtungen betrifft, so sind sie längst nicht mehr auf die freien Bühnen beschränkt, das höhergebildete Publikum erzwingt ihnen den Zulaß zu den größten Hof- und Stadttheatern.

Die landläufige Behauptung, daß diese Richtung dem Volke Lebensmut oder Lebenslust stehle, ist einfach lächerlich. Wenn wir uns nach der „Premiere“ einer modernen dramatischen Dichtung in dem gastlichen Hause des Herrn Rosenstein versammeln, um den neuen Lorbeer unsers Freundes, der abermals einen so tiefen Blick und Griff in den Schmutz des heutigen Lebens gethan hat, mit Champagner zu begießen, wenn wir dann, behaglich in die Tiefe eines Plüschfauteuils oder eines mit persischen Teppichen belegten Divans versenkt, um uns blicken und nicht mehr eine öde, feuchte Kellerwohnung, sondern die warmen, taghell beleuchteten und mit tausend Kostbarkeiten ausgestatteten Salons sehen, nicht mehr durch übermäßige Arbeit und Hunger ausgemergelte Gestalten, betrunkene Eltern und verwahrloste Kinder sehen, sondern geputzte, sorgenfreie, plaudernde und schäkernde Herren und Damen — dann überkommt uns erst recht das Gefühl des Wohlseins oder der Zufriedenheit mit dieser Welt. Der stets geistreiche Theaterreferent Dr. Schnatterwitz pflegt dieser Empfindung Ausdruck zu geben, indem er der in Diamanten strahlenden Hausfrau zuruft: Königin, das Leben ist doch schön! Das soll Pessimismus sein?

Bei einer solchen Gelegenheit machte einer meiner Bekannten, ein ebenso tief- als freisinniger Berufsparlamentarier, allerdings die Bemerkung, ihm fange an bange zu werden. Die Kunst habe unverkennbar den Gipfel erstiegen, ein weiterer Fortschritt sei unmöglich, und jeder Stillstand die Einleitung zum Rückschritt. Ich mußte ihm im Prinzip recht geben. Deshalb ist es ja die

Digitized by Google

höchste staatsmännische Weisheit, in den Völkern die Unzufriedenheit immer rege zu erhalten, ihnen die augenblicklichen Zustände als die denkbar schlechtesten zu schildern. Allein ich konnte ihn damit trösten, daß der nie rastende Geist des Fortschritts stets neue Höhen entdecken würde, die noch zu erklimmen wären, und müßte er auch endlich noch so lustige Gerüste zu diesem Zwecke aufführen. Übrigens seien wir noch gar nicht so weit und hoch, wie er meine. Die Andeutungen, die ich ihm darüber ex improviso gab, verdienen wohl, weitern Kreisen zugänglich gemacht zu werden, damit nicht der Irrtum, der meinen Freund bekümmerte, bei andern die so gefährliche selbstzufriedne Stimmung, ein Erlahmen im Vorwärtsstreben erzeugt.

Es ist wahr, die großen Dichter und Maler der „Jetztzeit" haben viel erreicht. Sie sind unermüdlich beflissen gewesen, aus den Schatten- und Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft das Widerwärtigste und Trostloseste hervorzuziehen. Aber erschöpft ist der Vorrat noch lange nicht. Noch hat, so viel mir bekannt ist, niemand daran gedacht, die Zuchthäuser zum Schauplatze von Dramen zu machen, in denen doch die abstoßendsten Stoffe sozusagen haushoch liegen müssen. Mit Zuchthauskandidaten allein ist uns für die Länge nicht gedient. Mein Freund bemerkte dazu sarkastisch, Gefängnisse und Strafhäuser werde es ja in der sozialen Gesellschaft nicht mehr geben. Und ich antwortete ihm in demselben Tone, wir dürften uns doch noch einer Zeit des Überganges erfreuen. Und wenn nicht, die Krankheiten des Körpers werde selbst Herr Bebel nicht wegdekretiren, es sei sogar unzweifelhaft, daß wir immer mehr Irrenhäuser würden bauen müssen. Lacht denn nicht unsern naturalistischen Dichtern das Herz im Leibe, wenn sie bedenken, welches Feld ihnen die pathologische Anatomie, Mikroskopie, Chemie u. s. w. eröffnen? Schüchterne Anfänge sind wohl in früherer Zeit gemacht worden, einige haben die Schwindsucht auf die Bretter gebracht, aber wie oberflächlich, dilettantenhaft — mit einem Worte: feig! Der moderne Dichter muß Medizinstudien, Kurse in den Krankenhäusern mitmachen, um mit der Gründlichkeit und Sicherheit eines Prosektors dem Publikum die zahllosen Leibschäden der unterdrückten Menschheit vordemonstriren zu können. Er darf nicht davor zurückschrecken, die ekelhaftesten Operationen auf die Bühne zu bringen, treu nach dem Leben.

Und, bei aller Bewunderung für unsre modernen Heroen sei es gesagt, den Grundsatz „Treu nach dem Leben" befolgen sie in der Regel nicht mit der nötigen Gewissenhaftigkeit. Sie verlangen mit Recht von dem Zuschauer, der etwa noch an Phantasie leidet, daß er diese mit dem Oberrock in der Garderobe ablege. Sie selbst aber entäußern sich dieses Luxus nicht völlig. Fragt man, ob sie die in ihren Stücken mitgeteilten Vorgänge genau so mit angesehen, die dummen oder unflätigen Reden der handelnden Personen stenographisch aufgezeichnet haben, so erfährt man, daß sie Studien nach dem Leben frei benutzt haben für die von ihnen erfundne Handlung. Was erfunden ist, ist

Digitized by Google

aber doch nicht wahr! Läßt man sich einmal zu dem Zugeständnis an die Willkür des Dichters herbei, so giebt es keine Schranke mehr; wird die sogenannte poetische Freiheit wieder gestattet, so sitzen wir im Handumdrehen abermals in dem Sumpf des Idealismus, den die moderne Schule verdientermaßen so sehr verabscheut. Sie führen wohl zu ihrer Entschuldigung an, daß sie nur nach unten idealisiren, nicht nach oben, wie das früher Sitte war, die Menschen nicht so edel, so aufopferungsfähig, so zartfühlend machen, wie sie vielleicht manchmal sein können, sondern so gemein, eigennützig und roh, wie sich irgend denken läßt. Und es muß ja zugegeben werden, daß dies etwas weniger verwerflich ist, aber zu billigen ist es nicht. Sind wir darüber einverstanden, daß Poesie und Kunst streng wissenschaftlich betrieben werden müssen, so versteht sichs von selbst, daß jeder Zug in ihren Schöpfungen aus Akten und Protokollen geschöpft wird, und Dichter und Maler sich nicht die geringste Abweichung von dem „erhobenen Thatbestande" erlauben. Dann wären sie auch imstande, jeden Widerspruch bündig abzufertigen. Die Kritik glaubt die und die Szene als unwahrscheinlich, die und die Äußerung als psychologisch falsch tadeln zu dürfen; nun wohl, hier ist der von zwei Zeugen bestätigte Befund, aufgenommen im Wirtshause zum blauen Bock am 12. Februar d. J. abends elf Uhr u. s. w. Auf dieser Höhe aber ist, ich wiederhole es, die Dichtkunst noch nicht angelangt.

Viel schlimmer steht es aber um die Darstellung; die Schauspieler sind weit hinter den Dichtern zurückgeblieben, obwohl einzelne bestrebt sind, den Spuren des großen Italieners Salvini zu folgen, der sich als Othello auf die unglückliche Desdemona stürzt, als wollte er sie mit Haut und Haaren auffressen, und sie dann wenigstens so würgt, daß sie förmlich zappelt. Doch fehlt es seinen deutschen Nachahmern an dem rechten Mute, sie möchten wohl, aber sie geniren sich im entscheidenden Augenblick. Bei Kleinigkeiten hat man früher schon gewußt, daß sich das Theater zu wenig um die Wahrheit kümmert, z. B. wenn jemand in der Mitte eines Zimmers, das im zweiten Stockwerk liegen soll, steht, den Blick auf ein gemaltes Fenster richtet und behauptet, er sehe einen Bekannten unten am Hause vorübergehen, oder wenn alle Leute unangemeldet in fremde Wohnungen, und sei es die Wohnung eines Fürsten, eintreten, oder wenn Monologe gehalten werden ohne Rücksicht darauf, daß nicht allein das gesamte Publikum, sondern sogar die Coulissenschieber jedes Wort mit anhören und folglich sehr leicht jemand dem Tyrannen oder dem Vormund oder dem Nebenbuhler die Anschläge des mit sich selbst sprechenden hinterbringen könnte. Es ist gerügt worden, bleibt aber beim alten. Da wird von einem argen Unwetter erzählt, man hört das Heulen des Sturmes und das Prasseln des Regens ziemlich natürlich; nun tritt einer ins Zimmer, giebt sich für durchnäßt aus, schüttelt den Mantel und schwenkt den Hut, aber kein Wasser spritzt herum und klatscht auf den Boden. Wo bleibt da die Wahrheit?

Digitized by Google

Erkläre man das meinetwegen für Lappalien — in ernstern Fällen geht es nicht anders her. Von einem Berliner Theaterdirektor Cerf, zu Deutsch Hirsch (einem Manne, der für seinen Beruf besonders deshalb geeignet war, weil er nicht lesen konnte, mithin vor der Gefahr behütet war, sich durch die Lektüre eines Schauspiels kaptiviren zu lassen), wird der Ausspruch erzählt, wenn in der Rolle Champagner stehe, verlangten seine Mitglieder echtes Getränk, aber anstatt des Giftes wollten sie Zucker haben. Das ist ganz bezeichnend. Vor einiger Zeit habe ich im Götz von Berlichingen eine Adelheid von Walldorf gesehen, die, von den Häschern der heiligen Vehme weggeschleppt, Töne von sich gab, daß man glaubte, sie müsse sich übergeben. Das war immerhin etwas. Aber kurz vorher hatte Weislingen gestöhnt: „Wie sind meine Nägel so blau!“ während ich doch durch mein Glas ganz deutlich seine Nägel rosenrot sah. Der Mann huldigte aber nicht einmal dem Vorurteil, daß die Bühne die Welt des Scheines sei. Den kalten Schweiß, von dem er redete, sah ich garnicht; natürlich, den konnte er sich nicht anschminken. Er hätte eben wirklich Gift nehmen müssen und bald hinterher ein Gegengift, da würde er sich ganz anders gekrümmt haben. Die superkluge Ästhetik hat den braven Mimen, die sich eine Blase mit Ochsenblut unter das Wams knöpften, damit, wenn der Dolch des Mörders die rechte Stelle traf, ein roter Strahl hervorsprang, das Handwerk gelegt. Und sie thaten doch das Einzigrichtige, da unsre veralteten Strafgesetze leider in solchem Falle die ganze Wahrheit nicht zulassen. Aber den Faustschlag ins Gesicht, den die Rolle vorschreibt, dem Gegner wirklich zu versetzen, kann unmöglich verboten sein; man will doch eine Beule auflaufen sehn, das ist das wenigste, was das Publikum für sein Geld verlangen kann. Außerdem nimmt es sich lächerlich aus, wenn der Schlagende zu voller Wucht ausholt und unmittelbar vor dem Ziele einhält, wie einer, der über den Graben springen will und an dessen Rande stockt. Oder stellen wir uns folgendes vor. Der Held hat seinen letzten Pfennig in Schnaps vertrunken, um zu vergessen, daß er in der schlechtesten aller Welten zu leben verurteilt ist. Zur Auffrischung seines Gedächtnisses wirft man den Betrunknen auf die Gasse, er taumelt in den Schnee, schläft ein, erfriert. Wie wird das nun dargestellt? Ist der Schauspieler wirklich betrunken? Riecht man den Fusel? Liegt wirklich Schnee auf dem Podium? Keine Idee! Man merkt dem Manne ganz gut an, daß er mit Bewußtsein lallt und stolpert, und anstatt auf Schnee fällt er auf weißgetünchte Leinwand. Ja, auf der Bühne ist es so warm wie im Zuschauerraum. Das ist geradezu empörend, das zerstört jede Illusion, bringt die erhabne Dichtung um allen Effekt. Sie fragen nach dem Titel des Stückes? Geschrieben ist es meines Wissens noch nicht, aber kommen wird es sicher, nur Geduld.

Auf die schnöde Vernachlässigung der Atmosphäre möchte ich namentlich die Aufmerksamkeit lenken. Wie in dem gedachten Falle die eisige Temperatur,

Digitized by Google

so ist in vielen andern eine mit Miasmen erfüllte Luft ganz unentbehrlich. Wir müssen spüren, daß der Raum, in dem sich die soziale Tragödie abspielt, niemals gelüftet wird, wir müssen Kohlendunst, Tabaksqualm, Petroleum, stickstoffhaltige Speisen, Branntwein, alte Kleider und schmutzige Wäsche riechen, damit wir in die rechte Stimmung versetzt werden. Das Theater hat ja den großen Vorzug, nicht nur zu schildern, sondern unmittelbar auf alle Sinne wirken zu können. Warum will es die Nase, warum die Zunge, die bekanntlich dicke Luft zu schmecken vermag, zu kurz kommen lassen?

Übrigens brauchte auch die Malerei auf dieses Mittel des Ausdrucks nicht zu verzichten. Ein erfahrner Kunsthändler führte die Liebhaber dicht an seine Landschaften, damit sie den Waldesduft einatmen könnten, an den der Terpentingeruch in der That einigermaßen erinnert. Nichts hindert die Maler, die ohnehin jetzt mit allen möglichen höllischen Latwergen hantiren, den Siccativen Essenzen zuzusetzen, die den zur Situation passenden Duft entwickeln, Rosenöl, Alpenkräuterextrakt und was sonst die hochentwickelte Parfümerie bietet. Wie man sagt, werden die meisten sogenannten Wohlgerüche aus sehr unappetitlichen Substanzen gewonnen, also würden sich die letztern auch unverändert anwenden lassen, angemessen den Stoffen, für die unsre moderne Kunst Vorliebe hat.

Schön allein ist das Wahre, wenn es wahr bis aufs äußerste ist und den Sinnen nicht schmeichelt! — so lautet unser Motto, dem folget nach.

Das Volksschulgesetz

1

Der neueste Entwurf des preußischen Volksschulgesetzes — wenn wir nicht irren, ist es der zweiundzwanzigste — hat einen keineswegs freundlichen Empfang gefunden, ist vielmehr einem Sturm der Entrüstung auf der einen Seite und vielen ernsten Bedenken auf der andern Seite begegnet. Und zwar ist dies geschehen, ehe noch der Wortlaut des Entwurfs vorlag. Man hat behauptet, daß dieses Gesetz die Schule bis zur Zeit Raumers und Mühlers, ja bis zur vorfridericianischen Zeit zurückwerfe, daß die Staatsoberhoheit zu Gunsten der Kirche abdanke, und ein bekanntes „Weltblatt" meint, daß man diesem Entwurfe mit Schamröte im Gesicht gegenüberstehe.

Digitized by Google

Diese Urteile würden sich sicher in größern Schranken gehalten haben, wenn man sie zurückgehalten hätte, bis der Wortlaut des Entwurfs bekannt war. Es war vielleicht ein Fehler gewesen, einzelne Stücke des Gesetzes im voraus bekannt werden zu lassen, aber sicher hat der Kultusminister von Zedlitz-Trützschler Recht, wenn er den Angriffen Ricderts gegenüber die Frage aufwirft, ob Rickert auch das Gesetz durchgelesen habe. Denn es ist bei sachlicher Prüfung des Entwurfs wirklich nicht einzusehen, womit man jene leidenschaftlichen Angriffe begründen will, wenn auch, wie wir gleich im voraus bemerken wollen, gewisse Stücke zu ernsten Einwänden Anlaß geben.

Nehmen wir an, die Lage wäre so, wie sie dargestellt wird, daß der Staat mit dem Zentrum regiert, nehmen wir an, der Staat müsse dem Zentrum Zugeständnisse machen, um eine geschlossene Partei zu haben, auf die er sich stützen kann, so läge doch die Frage nahe: Wer ist denn daran schuld, wenn nicht die, die jetzt vor Entrüstung außer sich geraten? Man könnte sich belustigen über den Unverstand jener Herren, die dem Zentrum auf die Beine geholfen haben und nun zum Dank in den Sand gesetzt werden, wenn nicht die Lage zu ernst und der Boden unter den Füßen zu heiß wäre. Wir müßten es freilich selbst als Beschämung empfinden, daß der evangelische Staat der katholischen Partei zur Stütze des Thrones bedarf, und daß die evangelische Schule ihr Schulgesetz unter gnädiger Bewilligung von Rom empfängt. Wir würden aber nicht einmal überrascht sein dürfen, es wäre ja nur die alte deutsche Misere. Aber noch ist es ja nicht soweit.

Wir verdenken es dem Liberalismus nicht, daß er mit diesem Schulgesetze sehr unzufrieden ist, aber man hat auch keinen Grund, mit den Leistungen des Liberalismus auf dem Schulgebiete zufrieden zu sein. Der neue Kurs verfolgt eine Richtung, die von den Zielen der alten Kulturkämpfer weit entfernt ist, und die man diesen Bestrebungen gegenüber allerdings als Reaktion bezeichnen kann. Die „Frankfurter Zeitung“ bezeichnet die Aufgabe der Schule folgendermaßen: die Unterweisung der Jugend in den Kenntnissen, die zur Erfüllung der bürgerlichen Pflichten und zur Ausübung der bürgerlichen Rechte notwendig sind, ist Aufgabe und Zweck des Volksschulunterrichts, der darum ausschließlich Staatssache sein muß. Nur in Bezug auf die religiöse Erziehung haben die Eltern mitzureden, also werde der Jugend — natürlich unter staatlicher Aufsicht — auch ein von der Schule getrennter religiöser Unterricht gegeben. Die Armseligkeit und Oberflächlichkeit dieser Aufgabe läßt nichts zu wünschen übrig. Diese Zukunftsschule würde trefflich in den sozialistischen Zukunftsstaat passen. Sie läuft auf die Expropriation der Jugend hinaus zu Gunsten eines harten und überspannten Staatsbegriffes. Sollten Eltern keine weitern Absichten mit ihren Kindern und keine weitern Rechte auf sie haben, als sie zu leistungsfähigen Steuerzahlern und gesinnungstüchtigen Wählern zu erziehen? Wo bleibt das beste am Menschen, nämlich der Mensch selbst? Das

Digitized by Google

Landrecht bezeichnet zwar die Schulen als Unternehmungen des Staats, fordert aber nur, daß dergleichen Anstalten mit Vorwissen und Genehmigung des Staats errichtet werden, und macht zum Träger der einzelnen Schulen die Schulgemeinde, das heißt die Summe der Hausväter. Und das ist das richtige. Die Pflicht der Erziehung liegt dem Hausvater ob; er hat diese Pflicht seinem Kinde gegenüber und dem Staate gegenüber auszuüben, woraus folgt, daß der Staat die Erfüllung dieser Pflicht fordern kann und die Möglichkeit, daß es geschehe, bieten muß; es folgt weiter daraus, daß der Staat als Vertreter sämtlicher Hausväter Regulative giebt, aber nicht, daß er dem Hause seine Kinder nimmt und sie nach seiner Weise und zu seinem Nutzen erzieht. Diese Grenze ist aber nicht immer eingehalten worden, man hat die Schule unter dem Beifall derer, die jetzt jammern, zu einem Kampfmittel, zu einer Waffe staatlicher Macht gebrauchen wollen. Der Staat giebt nichts auf, wenn er sich auf seine eignen Grenzen zurückzieht. Er giebt nichts auf, wenn er gestattet, daß neben dem öffentlichen Unterricht auch der Privatunterricht Platz finde, wenn dieser nur leistet, was verlangt werden kann, und wenn er unter staatlicher Aufsicht steht.

Man hat die theoretische Seite des Unterrichts überschätzt und geglaubt, durch Mehrung des Wissens vortreffliche Menschen erziehen zu können, man hat die Klassiker in die Volksschule gebracht, die Realien mit Stoff überlastet, eine Art naturwissenschaftlicher Mystik ins Volk geworfen — wir könnten Wunderdinge aus Lesebüchern berichten —, man hat erwartet, daß Bildung frei machen, und daß sich der verständige Mensch ganz von selbst sagen werde, was er zu thun und zu lassen habe, und man hat damit einen vollkommnen Mißerfolg gehabt. Es ist nicht länger möglich, davor die Augen zuzumachen. Es hat nie an einsichtigen Pädagogen gefehlt, die gewarnt und den Mißerfolg vorausgesagt haben, es ist kein Wunder, daß diese nunmehr wieder zu Worte kommen. Man sieht es ein, daß die Erziehung den Willen zu gewinnen und zu bestimmen hat, und daß jetzt hierbei der Schule die Arbeit zufällt, die eigentlich dem Hause obliegt; man begreift, daß die Schule mit den leeren Begriffen des Wahren, Guten und Schönen, mit den „ewigen Sittlichkeitsgesetzen" nichts anfangen kann, daß sie der konkreten Form der Religion bedarf, und zwar nicht einer verwaschnen und verschwommnen Sammelreligion, sondern des Glaubens, den das Volk bekennt und mit dem es verwachsen ist. Von dem Geiste dieses Glaubens muß der gesamte Unterricht beseelt sein, das fordert schon die pädagogische Methode. Dies ist aber nichts andres als die konfessionelle Schule. Es knüpfen sich an diesen Namen unerfreuliche Erinnerungen, es ist aber durchaus nicht nötig, alte Fehler noch einmal zu machen.

Die Bestimmungen des neuen Entwurfs, die die meiste Gegnerschaft finden, beziehen sich darauf, daß die Schule als konfessionelle Schule betrachtet, daß der Kirche Einfluß auf den Religionsunterricht gewährt und daß die

Digitized by Google

Privatschule freigegeben wird, Punkte, die theoretisch unbedenklich sind, praktisch aber doch Schaden anrichten können, wenn nicht etwaigem Mißbrauche vorgebeugt wird.

Der Entwurf bestimmt, daß bei der Einrichtung der Volksschulen die konfessionellen Verhältnisse der Volksschulen möglichst zu berücksichtigen seien. Soweit nicht am Orte bereits eine anderweite Schulverfassung besteht, sollen neue Volksschulen nur auf konfessioneller Grundlage eingerichtet werden. Wo die Zahl der Schulkinder einer vom Staate anerkannten Religionsgesellschaft in einer Schule andrer Konfession über dreißig steigt, kann — wenn sie über sechzig steigt, soll — eine besondre Schule eingerichtet werden.

Ob hier der Entwurf nicht zu weit geht? Wir wollen uns einen einzelnen Fall vorstellen, eine Gemeinde gemischten Bekenntnisses von 1800 Seelen. Dies würde zwei Schulklassen ergeben. Offenbar leisten aber zwei einklassige Schulen nicht soviel als eine zweiklassige. Nun kann es trotzdem wünschenswert sein, die Kinder nach dem Bekenntnis zu trennen, es kann aber auch der entgegengesetzte Fall eintreten. In diesem Falle verbietet das Gesetz die wertvollere zweiklassige Schule. Man darf nicht sagen: es giebt ja noch Simultanschulen genug; was helfen mir die 503 fremden Simultanschulen, wenn ich eine solche haben möchte, und das Gesetz verwehrt es? Man darf sich auch nicht hinter der juristischen Fiktion verbergen, als gebe es nichts weiter, als die anerkannten Religionsgenossenschaften. Die beiden christlichen Religionsgenossenschaften dürfen nicht unter einem Dache weilen, aber die christliche Schule wird die Juden nicht los. Daß auch hier das Konfessionsprinzip gewahrt werde, ist höchst wünschenswert. Ich möchte wohl wissen, wie sich die Berliner Schulen nach diesem Gesetze gestalten würden. Wenn es zur Einrichtung von Judenschulen führte, das wäre ausgezeichnet.

Auf die Mitwirkung der Kirche beziehen sich folgende Sätze. Die Einführung neuer Lehrpläne und Schulbücher für den Religionsunterricht erfolgt im Einvernehmen mit den kirchlichen Oberbehörden. Die kirchlichen Oberbehörden sind befugt, sich an der Prüfung durch einen Beauftragten mit Stimmrecht zu beteiligen. Ist in Bezug auf die Kenntnisse in der Religion ein Einvernehmen nicht zu erzielen, so ist dem Lehrer das Lehramtszeugnis mit Ausschluß der Befähigung für den Religionsunterricht zu erteilen. Den Religionsunterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften. Mit Erteilung des Religionsunterrichts dürfen nur solche Lehrer beauftragt werden, welche sich im Besitz eines die Befähigung zur Erteilung des Religionsunterrichts aussprechenden Lehramtszeugnisses befinden. Der von den betreffenden Religionsgesellschaften mit der Leitung des Religionsunterrichts beauftragte Geistliche oder Religionslehrer hat das Recht, dem Religionsunterricht in der Schule beizuwohnen, zu berichtigen und Weisungen

Digitized by Google

zu erteilen. Die kirchliche Oberbehörde ist befugt, im Einverständnisse mit dem Regierungspräsidenten einen Ortsgeistlichen ganz oder teilweise mit der Erteilung des Religionsunterrichts zu beauftragen. Eine Zurückweisung des mit der Leitung des Religionsunterrichts beauftragten vom Besuche der Volksschule ist zulässig, wenn derselbe (er!) die Ordnung der Schule gestört hat. Die Zurückweisung erfolgt durch Beschluß des Regierungspräsidenten nach Benehmen (?) mit den kirchlichen Oberbehörden.

Der erste dieser drei Punkte ist selbstverständlich, der zweite unwesentlich, der dritte aber der kritische Punkt des Gesetzes.

Daß Lehrbücher und Lehrpläne mit Zustimmung der kirchlichen Behörden eingeführt werden, ist, wenn die Schule nicht beanspruchen will, neben dem kirchlichen Glauben ihren eignen zu lehren, selbstverständlich und seiner Zeit auch von Falk anerkannt und angeordnet worden. Daß ein Beauftragter der Kirche beim Examen der Seminaristen gegenwärtig ist und sein Urteil abgiebt, hat mehr eine grundsätzliche Bedeutung als praktische Folgen. Man kommt der katholischen Kirche entgegen, die den Grundsatz hat, daß alles, was in religiösen Dingen gethan wird, in ihrem Auftrage geschieht. Man verschafft ihr also Gelegenheit, ihr Placet zu geben. Es ist nicht zu fürchten, daß Lehrer ersten und zweiten Grades entstehen. Wer das nicht leistet, was im Examen verlangt wird, fällt durch, mag ein Vertreter der Kirche zugegen sein oder nicht. Ein Urteil darüber, ob ein Lehrer geeignet sei, den Religionsunterricht zu geben oder nicht, kann durch das Examen überhaupt nicht gewonnen werden. Das zeigt sich frühestens beim zweiten Examen, meist erst in spätern Jahren. Daß ferner der Pfarrer das Recht habe, dem Religionsunterrichte beizuwohnen und dem Lehrer seine Meinung mitzuteilen, ist bestehendes Recht. Es ist an dieser Stelle früher einmal nachgewiesen worden, daß die Kirche mit diesem Recht sehr wenig wirklichen Einfluß ausüben kann. Neu ist die Wendung: die Religionsgenossenschaften haben das Recht der Leitung des Religionsunterrichtes, und sie dürfen die Lehrer mit Weisungen versehen. Es ist damit der Kirche — wir denken hierbei immer an die katholische Kirche — ein weiterer Spielraum gegeben, zu gleicher Zeit aber auch die Handhabe zu Übergriffen und die Möglichkeit von ewigen Konflikten. Aber es ist im Gesetz mit keinem Worte gesagt, wie diese Konflikte zu lösen seien.

Was geschieht, wenn die Weisungen, die der Pfarrer erteilt, mit den Weisungen der Schulaufsichtsbehörde in Gegensatz kommen? Was geschieht, wenn der Pfarrer z. B. vom Standpunkte des Religionsunterrichts aus katholische Geschichte, die Schulbehörde aber objektive Geschichte fordert? Der Regierungspräsident und der Bischof müssen sich vereinigen. Es wird aber schwer geschehen. Was geschieht, wenn der Pfarrer „die Schulordnung gestört hat“? Er wirds nicht zugeben, und die kirchliche Oberbehörde auch nicht.

Digitized by Google

Was geschieht, wenn der Lehrer den Weisungen des Pfarrers — vielleicht unter Berufung auf die Weisungen seiner Schulbehörde — nicht folgt? Die Kirche wird unter Berufung auf diesen § 18 verlangen, daß ihm der Religionsunterricht entzogen werde. Das steht nun freilich ausdrücklich nicht im Gesetze, läßt sich aber aus dem Worte „Leitung" ableiten und muß auch im stillen gemeint sein, denn es folgt auf den fraglichen Satz die Bestimmung, daß die kirchliche Oberbehörde — im Einverständnis mit der staatlichen Behörde — einen Geistlichen mit der Erteilung des Religionsunterrichtes betrauen kann. Wird aber das Gesetz nach dieser Seite hin ausgelegt und ausgebaut, so gewinnt die katholische Kirche eine ungeheure Macht über die Schule. Ein Lehrer, dem der Religionsunterricht entzogen ist, ist so gut wie in den Bann gethan, seine ganze übrige Lehrthätigkeit ist lahm gelegt, und schon die bloße Drohung genügt, ihn in allem fügsam zu machen. Der Staat aber mit seiner Schulaufsicht hat das Nachsehen. Das geschieht, wenn sich der Staat nachgiebig zeigt. Wenn er aber auf seinem Rechte besteht, daß alles nur unter Zustimmung des Regierungspräsidenten geschehe, und diese Zustimmung verweigert, so steht die Maschine still. Da dies ein unerträglicher Zustand ist, wird man auf ultramontaner Seite nicht ohne einen Schein des Rechts die Einrichtung einer katholischen Abteilung im Kultusministerium fordern.

Hierzu kommt ein weiteres sehr wirksames Mittel, das das Gesetz der katholischen Kirche in den Bestimmungen über den Privatunterricht giebt. Gegenwärtig entscheidet der Staat über die Bedürfnisfrage. Das Gesetz läßt diese Beschränkung fallen und bestimmt im § 82: Wer eine Unterrichtsanstalt einzurichten gedenkt, hat dies der Kreis- oder Stadtbehörde anzuzeigen. Er hat den Befähigungsnachweis zu liefern, den Lehrplan einzureichen und steht mit seiner Schule unter staatlicher Oberaufsicht. Diese Bestimmungen sind harmlos, ja sogar recht und billig, werden aber sehr bedenklich, wenn auf Grund dessen der deutschen Schule eine polnische, der evangelischen eine katholische, der öffentlichen Schule eine Klosterschule gegenübergestellt wird und keine Mittel da sind, etwaigen Übergriffen entgegenzutreten. Welchen Einfluß eine kirchliche Privatschule auf die öffentliche ausüben kann, haben wir seiner Zeit selbst mit angesehen. Wir erinnern uns wohl, wie der Herr Pfarrer aufatmete, als infolge der Kulturkampfgesetze die Franziskaner und die Schulschwestern den Ort verlassen mußten. Die Bestimmung, daß der Besuch der Privatschule nicht von den Leistungen zur öffentlichen Schule entbinde, genügt jetzt um so weniger, als nicht einmal mehr Schulgeld gezahlt wird. An Mitteln, Privatschulen zu gründen, und an Lehrkräften, die den Befähigungsnachweis bringen, wird es schwerlich fehlen.

Das Problem, eine Abgrenzung der Rechte von Staat und Kirche zu finden, ist von dem vergangnen Jahrhunderte nicht gelöst worden, und das zu Ende gehende wird es auch nicht lösen. Man muß zufrieden sein, wenn ein

Digitized by Google

modus vivendi gefunden wird. Und da ist nach unserm Dafürhalten der beste Zustand der bestehende, nämlich die Personalunion, wir meinen die Einrichtung, daß der Pfarrer zugleich Lokalschulinspektor ist. Man sollte sich damit begnügen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Handelsbilanz. Am 15. Januar wurde im Reichstage über die Ausgaben des statistischen Amtes verhandelt. Man kam auf die Handelsstatistik, und Bamberger bemerkte bei dieser Gelegenheit, auf die Handelsbilanz lege heute niemand in der Welt mehr das geringste Gewicht. Dagegen protestirte der Freiherr von Stumm, damit nicht die Legende aufkomme, daß alle Welt über die Wertlosigkeit der Handelsbilanz einig sei. Es hat ja seine Vorteile, wenn eine Streitfrage 150 Jahre lang auf demselben Flecke stehen bleibt, weil dann Leute, die nichts besseres zu thun haben, immer wieder neue Reden halten, neue Bücher und Zeitungsartikel darüber schreiben können. Hängen aber von der Lösung der Frage praktisch wichtige Entscheidungen ab, so ist es am Ende ebenso gut, man löst sie; namentlich wenn die Lösung so leicht ist wie hier. Im Grunde genommen bedarf es gar keiner neuen Lösung, sondern nur der Anwendung der von Adam Smith im vierten Buche seines klassischen Werkes vollzognen auf unsre heutigen Verhältnisse, die der schottische Altmeister freilich nicht voraussehen konnte.

Smith hat vollkommen Recht mit dem Satze, daß bei einem durch keinerlei obrigkeitliche Einmischung künstlich geleiteten, sondern lediglich aus dem Bedürfnis zweier Staaten hervorgehenden ganz frei betriebnen Handel stets beide gewinnen; daß in diesem Falle der Handel stets beider Einkommen vergrößert, ganz gleichgiltig, ob beide nur Waren austauschen, oder ob der eine nur Waren, der andre Waren und Geld, d. h. Edelmetall liefert, in welchem Falle man zu sagen pflegt, daß der erste Staat eine positive oder günstige, der zweite eine negative oder ungünstige Handelsbilanz habe. Edelmetall ist nämlich auch nichts andres als eine Ware; es fällt keinem Staate vom Himmel, sondern muß entweder mit Landesprodukten im Auslande gekauft oder mit Arbeit in den inländischen Minen gewonnen werden. Im letztern Falle kommt es nicht billiger zu stehen. Denn wäre in dem angenommenen Lande die Gewinnung so leicht, daß z. B. ein Pfund Gold nur halb so viel an Landrente, Unternehmerkapital und Arbeitslohn kostete, als es auf dem Weltmarkte wert ist, so würde dieses billige Gold den Weltmarktpreis des Goldes so lange drücken, oder was dasselbe ist, den Geldpreis aller andern Waren so hoch steigern, bis nach längerer Unruhe ein neues Gleichgewicht zwischen dem Goldpreise und dem Preise aller andern Waren hergestellt wäre. Es ist daher ganz gleichgiltig, ob die Engländer z. B., wenn ihnen Portugal nicht soviel Baumwoll- und Eisenwaren abnimmt, als sie portugiesischen Wein brauchen, den Rest mit westindischem Tabak oder mit kalifornischem Golde bezahlt. Der westindische Tabak muß so gut mit englischen Waren gekauft werden wie das kalifornische Gold. Die Bezahlung mit Gold ist sogar vorteilhafter, weil des gerin-

Digitized by Google

geren Volumens wegen sein Transport billiger ist. Am unvorteilhaftesten würde dieser Rundumhandel (round-about trade), wie ihn Smith nennt, dann sein, wenn England mit preußischem Roggen oder norwegischem Holze bezahlte, weil der Transport dieser Güter am meisten Schiffe, Kohlen und Mannschaft erfordert.

Wenn aber gesagt wurde, daß jeder natürliche Handel das Einkommen des Landes erhöhe, so ist damit selbstverständlich nicht das Geldeinkommen gemeint, sondern das Jahresprodukt von Arbeit und Boden. Giebt man dessen Wert in Geld an, so bezeichnet die Summe ja nicht das wirkliche Einkommen, sondern nur seine Schätzung nach den gegenwärtigen und ortsüblichen Preisen. Will ich wissen, wie viel es in Wirklichkeit wert ist, so muß ich vorher fragen, welche Gütermasse man für eine gewisse Geldsumme bekommt, ob mir der Thaler eine Metze, einen Scheffel oder zehn Scheffel Brotkorn ins Haus schafft. In einem oberschlesischen Dorfe außerhalb des Industriebezirks sind 1000 Mark doppelt so viel wert wie in einer rheinischen Stadt. Ob ein Teil der Gütermasse, die das Jahreseinkommen eines Volkes ausmacht, aus gemünztem oder ungemünztem Edelmetall besteht, ist ganz gleichgiltig, vorausgesetzt, daß sich das Edelmetall leicht gegen Gebrauchsgüter umtauschen läßt; wäre das nicht der Fall, so würde das Edelmetall den Wert des Einkommens sogar vermindern.

Vergegenwärtigen wir uns nun die Steigerung des beiderseitigen Einkommens zweier Völker durch ihren Güteraustausch an einem Beispiel. Denken wir uns Österreich-Ungarn und Italien auf einander angewiesen und von der übrigen Welt isolirt. Jedes der beiden Länder, nehmen wir an, bringt von allem, was seine Bewohner brauchen, gerade die erforderliche Menge hervor, mit zwei Ausnahmen: Österreich hat zuviel Brotkorn und keine Seide, Italien übrige Seide und zu wenig Brot; und zwar decken sich die Werte der beiderseitigen Überschüsse. Indem sie diese austauschen, gewinnen offenbar beide. Österreichs wohlhabende Leute haben nun Seidenstoffe, die sie ohne dieses Tauschgeschäft entbehren müßten, und das ausgeführte Brotkorn fehlt niemandem, da es ja, wie wir annehmen, überflüssig ist; würde keine Gelegenheit dargeboten, es gegen etwas andres einzutauschen, so müßte der Getreidebau beschränkt werden, und dadurch würden die Landwirte ärmer werden. Noch fühlbarer ist der Gewinn Italiens. Ohne jenen Tauschhandel müßte seine ärmere Bevölkerung hungern. Zwar würde der mit der Seidenfabrikation beschäftigte Teil dieser Armen weniger zu arbeiten haben, aber vorausgesetzt, daß das überhaupt ein Vorteil wäre, würde er doch durch den angegebnen Nachteil überwogen. Der Tausch vermehrt also das Einkommen beider Völker.

Nehmen wir weiter an, die Lage änderte sich derart, daß Österreich zwar noch so viel Seide wie bisher brauchte, Italien aber nicht mehr die frühere Menge Brotkorn nötig hätte, und denken wir uns die Isolirung beider Staaten aufgehoben. Dann würde Österreich vielleicht einen Teil seines überschüssigen Brotkorns in Deutschland in Gold umsetzen und die italienische Seide teils mit Getreide, teils mit dem eingetauschten Golde bezahlen. Der Gewinn bliebe auf beiden Seiten wesentlich derselbe; nur daß für Österreich die Kosten durch den doppelten Umsatz ein wenig stiegen. Dasselbe wäre der Fall, wenn Italien einen Teil des österreichischen Getreides mit Gold statt mit Seide bezahlen müßte; nur daß Italien auch gegen die kleinste Kostenerhöhung empfindlicher sein würde, weil es sich von vornherein in ungünstigerer Lage befindet. Diese Ungunst seiner Lage rührt aber nicht vom Handelsverkehr her, im Gegenteil ist dieser das einzige Mittel, der natürlichen Armut abzuhelfen, sondern von der Unzulänglichkeit des Bodens. Nehmen wir an, der Bedarf wüchse auf beiden Seiten, und Österreich könnte seine

Digitized by Google

wachsende Nachfrage nach Seide immerfort mit seinem Getreide bezahlen, während Italien zur Deckung seines steigenden Getreidemangels nie etwas andres hätte als Seide, so würde die Lage der Österreicher immer angenehmer, die der Italiener immer drückender werden, aber nicht durch die Handelsbilanz, denn diese bliebe ja eine wirkliche Bilanz, d. h. beim Rechnungsabschluß gingen Forderung und Gegenforderung auf, sondern weil die Italiener für ihr Brot immer härter arbeiten müßten, während den Österreichern ihre reichlichern Ernten keine sonderliche Mehranstrengung verursachten. Nicht auf die Bilanz also kommt es an, sondern darauf, ob Industrieerzeugnisse mit Bodenerzeugnissen bezahlt werden oder umgekehrt. Ein Volk, an dessen Tauschwaren die Natur das meiste und beste schafft, ist besser daran als ein andres, das alles durch eigne Anstrengung schaffen muß. Die Lage der Italiener bessert sich in dem angenommenen Falle sofort, wenn sie mit Wein statt mit Seide zahlen können. Die elende Lage des russischen Volkes ist kein Gegenbeweis. Denn erstens schmachten die Proletarier Englands, des reichsten Industriestaates der Erde, jahraus jahrein in ähnlichem Elende wie jetzt die russischen Bauern der Hungerdistrikte, und zweitens würde Rußland reich und blühend sein, wenn es nicht durch eine schlechte Verfassung und eine unfähige Regierung daran gehindert würde, es zu werden. Auch der Ostslawe würde, so träg und schlapp er von Natur sein mag, wahrscheinlich keine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen, daß eigner kleiner Landbesitz den Sand in Gold verwandelt. Aber er kann und darf es nicht. An die Stelle der aufgehobnen Leibeigenschaft ist für den russischen Bauern die weit schlimmere Knechtschaft im Dienste von Wucherern getreten denen er mit Leib und Seele verfallen ist. Er befindet sich jetzt in der Lage, in der sich noch vor zwanzig Jahren ganz allgemein der irische Pächter befand, von dem John Stuart Mill sagt, es sei völlig gleichgiltig für sein Los, ob er fleißig oder faul, mäßig oder unmäßig sei; jeder Pfennig, den er über das, was zum Leben unbedingt notwendig ist, erwerbe, falle dem Landlord zu, und keine Liederlichkeit könne sein Elend verschlimmern. „Die Phantasie vermag keine Lage auszudenken, die leerer an Motiven sei es zur Arbeit oder zur Enthaltsamkeit wäre."

Kehren wir zur Bilanz zurück. Negative oder Unterbilanz ist eigentlich ein Unding. Ein- und Ausfuhr müssen immer balanciren, der Wert der einen muß dem der andern stets genau gleich sein. Was man damit meint, ist das, daß ein Land an Edelmetall mehr fortgeschickt als heimbekommen habe, und wir haben bereits gesehen, daß das an sich gleichgiltig ist. Einen Unterschied aber macht es allerdings, aus welcher Quelle das Edelmetall bezogen wird, mit dem eine Nation einen Teil ihrer Einfuhr bezahlt. Hat sie das Gold, wie in dem angenommenen Falle Österreich, mit Rohprodukten bezahlt, so ist das für ihr Wohlbefinden ganz gleichgiltig; es vermindert weder ihr Einkommen im allgemeinen noch den Vorteil ihres Güteraustausches mit Industriestaaten im besondern. Dasselbe gilt, wenn ein Land das Gold, das es zur Bezahlung seiner Waren braucht, von verschuldeten Nationen erhält, die ihm Zinsen für geliehenes Kapital zahlen müssen. Die Schweiz, Italien und Frankreich — hier nur die Hauptstadt — nehmen alljährlich sehr beträchtliche Summen von besuchenden Ausländern ein, auch das ist eine angenehme Quelle, gegen die nichts einzuwenden ist.

Schlimm wird die Sache erst, wenn ein Volk einen Teil seiner Einfuhr mit fremdem, geliehenem Gelde bezahlt. Hier tritt ein Fall ein, den Adam Smith auch in Betracht zieht. Es giebt, sagt er, außer der Handelsbilanz noch eine andre Bilanz, nämlich die zwischen dem Jahresprodukt und der Jahresausgabe

Digitized by Google

einer Nation, und es ist klar, daß ein Volk, gerade so wie ein Privatmann, wenn es mehr verbraucht, als es einnimmt, ärmer, im umgekehrten Fall reicher werden muß. Deckt das Erzeugnis des heimischen Bodens und der heimischen Arbeit samt seiner Einnahme an Zinsen die Bedürfnisse eines Volkes nicht, muß es sie teilweise durch Anleihen befriedigen, einen Teil seiner Einfuhr nicht mit dem Überschuß seiner Produkte, auch nicht mit den Zinsen seiner Kapitalien oder dem freiwilligen Tribut ausländischer Reisenden, sondern mit geliehenem Gelde bezahlen, so gerät es eben in Schuldknechtschaft. Es hat entweder die Zinsen seiner Staatsschuld durch vermehrte Arbeit aufzubringen, oder es macht Bankerott, und die Möglichkeit, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse Gold aus dem Auslande zu bekommen, hört auf; es kann seine Bedürfnisse nicht mehr befriedigen, es muß darben.

Ein schlimmes Zeichen endlich ist nicht sowohl die negative Handelsbilanz, als daß überhaupt soviel nach der Handelsbilanz gefragt wird, denn das beweist, daß die Existenz unsers Volkes nicht mehr auf natürlicher Grundlage ruht, sondern vom Auslande abhängt. Auch die Rangordnung der verschiednen Produktionszweige nach ihrer Wichtigkeit für den Volkswohlstand hat Adam Smith vollkommen richtig bestimmt. Zu oberst stellt er natürlich die Landwirtschaft, die den bei weitem größten Schatz, die Rohprodukte, liefert. In weiter Entfernung folgt dann die Industrie, hierauf der sehr wichtige und unentbehrliche Binnenhandel, zuletzt der Auslandshandel, den, nach Smith, ein von Natur reiches und von kunstfertigen Menschen bevölkertes Land gar nicht braucht. Der Auslandshandel hat nur die Bestimmung, durch den Austausch der jedem Lande eigentümlichen Gaben die Annehmlichkeit des Lebens aller Menschen zu erhöhen; wird er für ein Volk zur Existenz Bedingung, so ist das dasselbe, wie wenn ein Privatmann seine Existenz aufs Karten- oder Lotteriespiel gründet.

Fassen wir die Ergebnisse unsrer kleinen Untersuchung zusammen. Die Handelsbilanz, d. h. nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch die Frage darnach, ob ein Teil der Einfuhr eines Landes mit der Ware Gold statt mit andern Waren bezahlt wird, ist gleichgiltig. Von höchster Wichtigkeit dagegen sind die drei Fragen: Werden ausländische Industrieerzeugnisse hauptsächlich mit heimischen Rohprodukten bezahlt, oder umgekehrt? Wie wird das für den Auslandshandel erforderliche Gold beschafft? Ist der Auslandshandel zur Existenz des Volkes notwendig, oder dient er nur zur Erhöhung der Annehmlichkeiten des Lebens?

Die Handweber. Auf Anordnung des Handelsministers hat der Präsident des Regierungsbezirks Breslau am 4. Januar eine Versammlung von Beamten und Sachverständigen abgehalten, in der beschlossen wurde, daß für jedes Weberkind, das sich in einen andern Beruf überführen lassen würde, den Eltern eine Prämie bis zu 100 Mark gezahlt werden solle. Der Provinzialausschuß ist geneigt, für Weberkinder, die sich zur Landwirtschaft melden, im Laufe dieses Jahres 2000 Mark zu bewilligen. Der Regierungspräsident bemerkte, man dürfe auf die Maßregel keine große Hoffnungen bauen. Die Weberkinder seien körperlich nicht für die Landwirtschaft geeignet, und ein weiteres Hindernis sei — wir berichten nach der „Schlesischen Zeitung“ — „der notorische Ungebundenheitssinn der Handweber, der ihnen selbst ein Hungerleben am Webstuhle, die ihnen persönliche Ungebundenheit in ausgedehntem Maße gewährleiste, noch begehrenswerter erscheinen lasse als eine auskömmliche, aber die Übernahme eines geregelten Arbeitszwanges voraussetzende Ernährung in einem andern Erwerbszweige, endlich die hiermit zu-

Digitized by Google

ſammenhängende hochmütige Geringſchätzung, mit der der Handweber auf Arbeiter in andern Erwerbszweigen, insbeſondre auf ländliche Arbeiter, herabzuſehen ſich gewöhnt habe.“ Sprechen wir deutſch! Der Widerſtand des Handwebers gegen die Überführung in andre Erwerbszweige iſt die verzweifelte Gegenwehr des konſervativen freien Mannes gegen Proletariſirung und Verſklavung. Der ſchleſiſche Handweber hungert, wie ſchon ſein Vater und ſein Großvater gehungert haben, und ſieht ſeine Kinder leiblich verkümmern, aber er iſt noch ein Menſch und ein freier Mann. Er hat ſein Häuschen, worin er Herr iſt, er führt ein geordnetes Familienleben, er iſt bereit, Tag und Nacht zu arbeiten, wenn er Arbeit bekommt, aber er hat jederzeit das Bewußtſein, daß er anfangen und aufhören, daß er Pauſen machen kann, wann es ihm beliebt, und ſtirbt er Hungers, ſo kommt er nicht als Strolch auf der Landſtraße um, ſondern er ſtirbt als anſtändiger Mann in ſeinem Hauſe, und die Gemeinde giebt ihm das Grabgeleite. Schickt er ſeinen Sohn in Dienſt oder in die Fabrik, ſo wird dieſer ja, ſchon weil er in dem beſondern Schutze der Regierung ſteht, ſatt zu eſſen bekommen und gut behandelt werden. Allein wenn er dereinſt erwachſen iſt, dann wird er ein „Arbeiter“ ſein, wie alle andern „Arbeiter.“ Er wird nicht nach ſeinem, ſondern nach dem Willen ſeines Brotherrn arbeiten, er wird im Vaterlande herumgeſchleudert werden, er wird weder ein Haus noch ein geordnetes Familienleben haben, denn ſein Weib, wenn er eins hat, und ſeine Kinder werden ebenfalls auf Tagearbeit und in die Fabrik gehn; verliert er in einer ungünſtigen Konjunktur die Arbeit, ſo wird er auf die Straße geworfen, früher oder ſpäter verfällt er als Vagabund der Polizei und dem Strafrichter, und am Ziele ſeiner Lebensbahn winkt ihm der Tod auf der Landſtraße oder im Spital oder im Zuchthauſe. Das weiß der Handweber, und darum ſieht er „hochmütig“ auf die „Arbeiter in andern Erwerbszweigen“ herab. Denn er arbeitet zwar, aber „Arbeiter“ im modernen techniſchen Sinne iſt er nicht. Und darum mag er ſeinen Sohn nicht zu einem „Arbeiter“ werden laſſen, deſſen Lage ſich von der altrömiſchen servitus nur dadurch unterſcheidet, daß dem servus ſein Lebensunterhalt geſichert war, dem modernen Arbeiter aber nicht, und daß der servus nur dann ins ergastulum geſperrt wurde, wenn er etwas verbrochen hatte oder nicht arbeiten wollte, der „Arbeiter“ aber auch dann, wenn er zwar arbeiten will, aber weder einen Herrn findet, der ihm Arbeit gäbe, noch ohne Geld — woher ſollte er welches nehmen? — eine Wohnung. Und daran ändert auch das politiſche Wahlrecht nichts, das man ihm geſchenkt hat, und die Altersrente, die er meiſt nicht erlebt, und daß ihn vornehme Herrn „Herr“ anreden und bei der Reichstagswahl ein Kompliment vor ihm machen. Und mag man ihm nicht bloß den Marſchallsſtab in den Torniſter, ſondern auch noch das Miniſterportefeuille in die Wiege legen, das ändert alles nichts an der gezeichneten Lage. Einen Vorſchlag in wirklich humanem und konſervativem, ſtaatserhaltendem Sinne machte der Graf Pückler-Burghauß: die Handweber mit Acker auszuſtatten. Der Regierungspräſident, heißt es in dem Bericht, „ſicherte eine eingehende Erwägung dieſer bedeutſamen Frage zu.“

Freiland. In Nr. 1 hatten wir eine Broſchüre von Hertzka beſprochen. Einer unſrer Leſer, ein preußiſcher Landrichter, iſt mit unſrer Auffaſſung in einem Punkte nicht einverſtanden. In ſeiner Zuſchrift heißt es: „Während den bisherigen Utopien regelmäßig entgegengehalten wurde, ihre Verfaſſer hätten die geiſtigen Fähigkeiten und ſittlichen Grundſätze im Widerſpruch mit der Wirklichkeit als zu hoch vorausgeſetzt, richtet ſich der gegen Hertzka erhobene Vorwurf umgekehrt da-

Digitized by Google

gegen, daß die edlern Empfindungen des Gemüts, die insbesondre den deutschen Arbeiter mit der Arbeit verknüpften, übersehen seien, daß Hertzka die Arbeit nicht mit deutschen, sondern mit amerikanisch-semitischen Augen ansehe." Aber nicht die edlern Empfindungen übersieht Hertzka unsrer Ansicht nach, sondern nur deren innige Verknüpfung mit der Arbeit, was zweierlei ist. „Dieser Vorwurf, heißt es weiter, ist meines Erachtens unbegründet und beruht auf einer ungenauen Kenntnis der freiländischen Grundsätze." Die nun folgende längere Auseinandersetzung können wir nicht vollständig abdrucken. Sie legt dar, wie die berechtigte Selbstsucht im Wirtschaftsleben überhaupt wirkt und wie sie bei freiländischen Einrichtungen wirken würde. Den ersten dieser beiden Gegenstände behandelt nun zufällig eine längerer uns schon vorher zugegangner Aufsatz, den andern aber halten wir nicht für geeignet zu einer Erörterung. Wenn der freiländische Staat am Kenia oder sonstwo gegründet sein wird, dann werden wir es ja sehen, wie seine Einrichtungen wirken. In einzelnen Punkten sind wir mit dem Verfasser der Zuschrift einverstanden; so z. B. glauben auch wir, daß die meisten unsrer heutigen Fabrikarbeiter und Tagelöhner unter Verhältnissen arbeiten, wo von Liebe zum Beruf und Anhänglichkeit an die Berufsarbeit gar keine Rede sein kann. Der Verfasser scheint zu argwöhnen, wir hätten eine geringe Meinung von Hertzkas Charakter, und beugt dem Verdacht, als ob seine Fürsprache für den Schöpfer der Freilandsidee auf philosemitischen Neigungen beruhe, durch die Mitteilung vor, daß er seine reindeutsche Abstammung bis ins sechzehnte Jahrhundert hinauf nachzuweisen vermöge. Dessen hätte es nicht bedurft. Wir würdigen Hertzkas idealen Sinn und seine warme Menschenliebe vollauf, aber seine Auffassung der Arbeit vermögen wir nicht zu teilen. Sie ist übrigens nicht bloß bei den Semiten und Amerikanern zu finden, sondern auch bei den Engländern, bei den Sozialdemokraten und leider auch schon bei recht vielen Deutschen, die nicht Sozialdemokraten sind. Übrigens halten wir es für ein günstiges Zeichen, daß sich ein preußischer Landrichter für Ideen begeistert, die, so anfechtbar sie sonst auch sein mögen, doch einen sehr entschiednen Bruch mit dem Grundsatze Fiat justitia, pereat mundus bedeuten.

Litteratur

Ruggiero Bonghi: Die römischen Feste, illustrirt von G. A. Sartorio und Ugo Fleres. Deutsch von Alfred Ruhemann. Wien, Hartlebens Verlag

Die Feste des römischen Volkes in ihrer Reihenfolge vom Neujahr bis zu den Saturnalien und dann noch die ländlichen Feste zu schildern, war ein sehr löblicher Gedanke. Ursprung und Bedeutung der Festtage und die Gebräuche der Feier geben reichlichen Anlaß, in den Kultus und die Sitten einzuführen, unterhaltend zu belehren, und man muß dem Verfasser noch besonders dafür Dank wissen, daß er nicht nötig gefunden hat, die Früchte seiner antiquarischen Studien auf den Faden einer faden Liebesgeschichte zu reihen. Nicht nur die Jugend, an die sich der Übersetzer besonders wendet, wird das Buch mit Genuß und Nutzen lesen. Befremdend ist allerdings der Wechsel in der Darstellungsweise, indem Bonghi bald wie ein Zeitgenosse zu den damaligen Römern, bald zu seinen Zeitgenossen spricht, mitunter sogar in einem Atem. Zum Beispiel: „Und verteile,

Digitized by Google

nimm auch kostbare Geschenke: Bronze-, Silber- und auch Goldmünzen; letztere zu verschenken, ist allerdings erst später Gebrauch geworden, als der Luxus und die Begierde wuchsen." Wenig einverstanden sind wir mit dem größten Teile der Abbildungen des sonst schön ausgestatteten Werkes. Für eine wirkliche Illustrirung bietet es Stoff genug, Bauwerke, Landschaften, Skulpturen könnten die Erzählung ergänzen und beleben, und in diesem Sinne dürfen einige in den Text gedruckte Bilder gutgeheißen werden; aber so viel Phantasie muß doch dem Leser zugetraut werden, daß er sich vorstellen kann, wie Titus Tatius im Walde das glückbringende Eisenkraut gesammelt hat, oder wie die Vestalinnen zum Opfern gezogen sind, und zwar sich besser vorstellen kann, als in den manierirten Zeichnungen Sartorios. Sollen wir denn über die Bilderbücher für Erwachsene nie hinauskommen?

Johann Fischarts Geschichtklitterung (Gargantua). herausgegeben von A. Alsleben. Halle, M. Niemeyer, 1891

Bei der außerordentlichen Seltenheit Fischartischer Originaldrucke ist dieses Buch jedenfalls eine der wertvollsten Nummern der ganzen Sammlung von Neudrucken deutscher Litteraturwerke, die seit nunmehr fünfzehn Jahren unter Braunes Redaktion bei Niemeyer in Halle erscheint. Der Herausgeber hat dem Neudruck die letzte Ausgabe des Romans von 1590, die von Fischart selbst noch besorgt worden ist, zu Grunde gelegt. Durch verschiedne Typen sind aber die Zusätze der zweiten (von 1582) und der dritten Auflage (eben der von 1590) zu der ersten (von 1575) kenntlich gemacht worden, die Anmerkungen bringen dafür später weggelassenes aus den beiden ersten Ausgaben, sodaß ein synoptischer Abdruck der drei Bearbeitungen, die von Fischart selbst stammen, entstanden ist. Es ist nicht uninteressant, an der Hand dieser Zusammenstellung Fischart bei der Arbeit verfolgen zu können; besonders die zweite Ausgabe zeigt gegenüber der ersten mannichfaltige Veränderungen, bei denen die Absicht des Dichters ziemlich deutlich durchscheint.

Vor allem hat er Widersprüche, die ihm bei der freien Übertragung des Rabelaisischen Originals untergelaufen sind, beseitigt. Ein hübsches Beispiel dafür bietet das Kapitel von der Bedeutung der Farben blau und weiß, worin unter anderm auch erzählt wird, daß die Franzosen, ein lustiges Volk, gern weiße Federn auf den Hüten trügen: weiß ist die Farbe des Frohsinns. Natürlich hat es sich der deutsche Bär nicht entgehen lassen, bei der Erwähnung der Franzosen mit all der Derbheit, die ihm zu Gebote steht, in stabreimenden Schimpfwörtern gegen den politischen Feind loszuwettern. Und dabei giebt er im nächsten Satze harmlos die Worte eines dieser Franzosen wieder, worin dessen Landsleute freudig, lustig, angenehm und anmutig genannt werden. In den spätern Ausgaben suchen wir die beiden letzten Eigenschaften vergeblich. Aus einem ähnlichen Grunde wählt die Bearbeitung von 1582 deutsche Ortsnamen, wo 1575 noch die welschen des Rabelais stehen. Die Anschaulichkeit soll gefördert werden, wenn unbenannte Nebenpersonen charakteristische Namen erhalten und eingestreute Episoden nach bekannten deutschen Städten verlegt werden.

An Genauigkeit und Vollständigkeit der Wiedergabe der drei Vorlagen leistet unser Neudruck wohl das menschenmögliche; Vollkommenheit ist natürlich unmöglich, das zeigt bei dieser Arbeit ein Vergleich des in Facsimile beigegebnen Titelblattes von 1590 mit den Abdrücken des Herausgebers in der Einleitung und zu Beginn des Textes: Zeile 11 muß es Nichtlburg statt Nichllburg und Zeile 15 unser statt unser heißen; zwischen Druckort und -jahr fehlt der Punkt.

Digitized by Google

Zwei andre dies Jahr erschienene Hefte der Neudrucke führen uns in die Anfänge der Reformationszeit zurück. Als Nummer 92 hat G. Kawerau zwei älteste Katechismen der lutherischen Reformation (von P. Schultz und Chr. Hegendorf) neu veröffentlicht; Heft 93 und 94 enthält Luthers Schrift Von den guten Werken aus dem Jahre 1520, die N. Müller nach der in Danzig befindlichen, erst jüngst von ihm selbst entdeckten Originalhandschrift herausgegeben hat. Diese authentische Urkunde von Luthers Sprache vor der Bibelübersetzung — die einzige aus so früher Zeit außer seinen Briefen — zeigt, wie willkürlich Setzer und Korrektoren nicht nur mit Luthers Orthographie und Interpunktion, sondern auch in seinem Wortschatz und seinem Satzbau gewirtschaftet haben. Die Vermutung liegt nahe, daß auch bei andern Werken des Reformators mit ähnlicher Willkür umgesprungen worden ist.

Schiller als Philosoph. Von Kuno Fischer. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Zweites Buch. Die akademische Zeit, 1789—1796. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1892

Das Wort Ideal ist heute in weiten Kreisen verpönt. Wer vor einer gewissen Zuhörerschaft die körperliche Schönheit für den Abglanz der heitern Regionen erklären wollte, wo die reinen Formen wohnen, und für eine Einladung, sich zu ihnen emporzuschwingen, der würde gründlich ausgelacht werden als ein Tropf, der die größte aller geistigen Umwälzungen, den wichtigsten aller Fortschritte verschlafen hätte. Für schön gilt nach der neuen Wissenschaft einem jeden lebendigen Wesen, was der Erhaltung seiner Gattung förderlich ist; dem Aaskäfer sein Stück Aas, dem Heuschreck seine Heuschreckin, und wer der Schönheit einer Abendlandschaft oder eines Menschenkindes eine höhere Bedeutung beimessen will als jenen beiden Schönheiten, der ist ein Dummkopf oder ein Phantast oder ein durchs klassische Gymnasium verdorbener Schulfuchs. Es giebt aber doch noch solche Käuze, und wir gehören zu ihnen. Darum begrüßen wir Kuno Fischers Schillerstudien mit aufrichtiger Freude. Im allgemeinen sähen wir es ja lieber, wenn das Volk und die Jugend die Klassiker selbst fleißiger läse, und finden die meisten Schriften über die Klassiker ziemlich überflüssig, aber Werke wie das vorliegende stiften doch wirklichen Nutzen. Indem Kuno Fischer die Entwicklung der philosophischen Gedanken unsers großen Dichters aus nicht jedermann zugänglichen Quellen darstellt, erleichtert und vertieft er ihr Verständnis. Das zweite Buch beginnt mit dem ersten Einflusse Kants und schließt mit einer Erläuterung des großen philosophischen Lehrgedichts „Das Ideal und das Leben.“ Den Hauptinhalt bildet die Darstellung des Kampfes zwischen der moralischen und der ästhetischen Weltansicht in Schillers Seele. Schiller rang unermüdlich nach einer Versöhnung beider, aber sie ist ihm nur unvollkommen gelungen. Die Vergleichung seiner Aussagen darüber, schreibt Fischer S. 167, führt zu keinem einfachen Resultat, sondern zu einer Streitfrage, die in antinomische Sätze zerfällt. Der Abschnitt über Schillers Streit mit Bürger, über seine entschiedne Abwendung von einer Richtung, die heute realistisch oder naturalistisch genannt wird, worin er aber nur eine Entweihung der Kunst sah, ist unsern heutigen Dichtern und Kritikern besonders warm zu empfehlen. Schiller schrieb im Jahre 1791 sein hartes Urteil über Bürger von dem Standpunkte aus, den er soeben in dem Gedichte „Die Künstler“ mit der Mahnung kenntlich gemacht hatte: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!“

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die soziale Bewegung in Frankreich

Die frühere sprichwörtliche Unwissenheit der Franzosen über auswärtige, namentlich deutsche Verhältnisse hat bekanntlich längst einem sehr aufmerksamen Interesse an unsern militärischen, wirtschaftlichen und politischen Angelegenheiten Platz gemacht. Umgekehrt schenkt man in Deutschland der innern, namentlich der wirtschaftlichen Entwicklung unsrer westlichen Nachbarn zu geringe Beachtung. Die soziale Frage in Frankreich verknüpft sich fast unwillkürlich mit der Erinnerung an die blutige Episode der Kommune von 1871, deren Zeugen wir ja aus nächster Nähe gewesen sind. Petroleur und Kommunard sind uns heute noch typisch für den Begriff des französischen Arbeiters, und im letzten Grunde ist es der Verdacht, auch die deutsche sozialistisch denkende Arbeiterschaft strebe auf den Trümmern der Monarchie die Schreckensherrschaft aufzurichten, was den gebildeten und wohlmeinenden Deutschen vom vierten Stande im eignen Volke scheidet und ihn verhindert, mancher begründeten Forderung eben dieses Standes gerecht zu werden. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob man einer politischen Partei von mehr als anderthalb Millionen deutschen Männern nicht Unrecht thut, wenn man Raub, Mord und Brand für ihre letzten politischen Ziele oder doch für die mitgewollte Voraussetzung zur Verwirklichung ihrer Ziele ausgiebt. Auch nicht, ob es eine Entschuldigung ist, gegen den Notschrei der wirtschaftlich schwachen taub zu bleiben, weil sie in ihrer großen Masse fanatischen Führern folgen, von denen einzelne vielleicht auch vor dem Verbrechen, mindestens vor dem Staatsverbrechen, nicht zurückschrecken. Jedenfalls ist es eine Thatsache, daß es auch in Frankreich, dem klassischen Lande der Revolutionen, von jeher eine geschlossene Masse von Arbeitern gegeben hat und noch giebt, die es verstanden haben, sich von

Digitized by Google

politischen Parteiungen fern zu halten und sich nur der wirtschaftlichen Organisation zu widmen. So berichtet von der Osten, mit dessen trefflicher Schrift*) sich diese Zeilen beschäftigen sollen, daß sich von den 400 zur Zeit der ersten französischen Weltausstellung nach Paris einberufenen Arbeiterdelegirten nur vierzehn bei der vier Jahre später errichteten Kommune kompromittirt haben. Und hat es nicht eine geradezu verblüffende Ähnlichkeit mit dem neuesten Streit der Alten und der Jungen in der deutschen Sozialdemokratie, wenn schon 1882 auf dem Kongreß zu St. Etienne die Marxisten den Broussisten oder Possibilisten vorwarfen, daß sie die Partei zu einer parlamentarischen zu machen, statt des revolutionären Umsturzes das Mögliche zu erreichen suchten, wenn man den Ausschluß von Guesde und Genossen beantragt, und wenn diese, bevor der Antrag von der possibilistischen Mehrheit angenommen wird, 23 Mann stark den Saal verlassen, um in Roanne gesondert zu tagen?

Die Anfänge des Sozialismus in Frankreich sind den Grenzbotenlesern bereits aus einem frühern Aufsatze in Nummer 14 des Jahrganges 1890 bekannt. Man wird sich ferner erinnern, daß Napoleon III. die Interessen des vierten Standes aus Gründen sowohl der Politik als der Humanität mächtig gefördert hat. Er entschloß sich, die bis dahin verbotnen Arbeiterkoalitionen wenigstens stillschweigend zu dulden, und ermöglichte durch das Gesetz vom 24. Juli 1867 ihren engern Zusammenschluß. Freilich zunächst nur mit dem Erfolge, daß durch zahllose und maßlose Ausstände eine anarchische Verwirrung in der Industrie angerichtet wurde. Von dem Rückschlag der politischen Ereignisse des Jahres 1871 beginnen sich die arbeitenden Klassen erst 1876 wieder zu erholen. Die folgenden Jahre gelten dem Kampfe zwischen der politisch-revolutionären und der Fachvereinsrichtung innerhalb der Arbeiterpartei, bis sich 1880 auf dem Nationalkongreß zu Havre die endgiltige Spaltung zwischen Kollektivisten und Progressisten vollzieht (die -ismen und -isten sind nun einmal in Frankreich zu Hause). Um diese Zeit zählt man bereits 350 Fachvereine mit 60000 Mitgliedern, die vielfach noch auf die Kompagnonnage, (d. i. die Gesellen-) Verbände des alten Regime zurückreichen. Sie finden mehr und mehr auch die Anerkennung der Arbeitgeberverbände, die ihrerseits an die alten Innungen anknüpfen. Sie befassen sich vorzugsweise mit der Arbeiterversicherung, der Fürsorge für den Arbeitsnachweis, zum Teil in Gemeinschaft mit den Unternehmerverbänden, mit dem Lehrlings- und Fachschulwesen und mit der Geselligkeitspflege, sie begründen Konsumvereine und Produktivgenossenschaften. Die Union nationale der Arbeitgeber und die Union des syndicats ouvriers treten mit einander in regel-

*) Die Fachvereine und die soziale Bewegung in Frankreich. Von Dr. jur. M. von der Osten. Leipzig, Duncker und Humblot, 1891. (104 S.)

Digitized by Google

mäßige und zwar freundschaftliche Beziehungen. Die Arbeiter finden die fördernde Teilnahme der gebildeten Klassen und der Regierung. Daß Vertreter der Behörden zu den Stiftungsfesten der Vereine erscheinen, ist keine Seltenheit, Beamte der Ministerien sind Mitarbeiter am Moniteur des syndicats ouvriers. Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß die Arbeitervereine von dem Zustande der administrativen Duldung bald zur vollen gesetzlichen Anerkennung durchdrangen. Sie vollzog sich mit dem Gesetz vom 21. März 1884.

Die beiden grundlegenden Bestimmungen sind im zweiten und dritten Artikel des Gesetzes enthalten und lauten: art. 2. Les syndicats ou associations professionnelles, même de plus de vingt personnes, exerçant la même profession, des métiers similaires ou des professions connexes concourant à l'établissement de produits déterminés, pourront se constituer librement, sans l'autorisation du Gouvernement. art. 3. Les syndicats professionnels ont exclusivement pour objet l'étude et la defense des intérêts économiques, industriels, commerciaux et agricoles. Im übrigen sind die Vereine nur verpflichtet, ihre Satzungen und die Namen ihrer Vorstandsmitglieder der Verwaltungsbehörde anzuzeigen. Ihre Mitglieder müssen Franzosen und im Besitze der Ehrenrechte sein. Es steht ihnen frei, sich zu größern Verbänden zu vereinigen, doch ist diesen der Besitz von Grund und Boden sowie die Prozeßfähigkeit versagt. Die Syndikate, mit ihrem Immobiliarbesitz auf Gebäude zu Versammlungs-, Bibliotheks- und Unterrichtszwecken beschränkt, genießen aber Prozeßfähigkeit und haben die freie Verwendung über die Mitgliederbeiträge. Sie dürfen sich als Versicherungs- und Pensionskassen konstituiren und Arbeitsnachweise errichten, sie können in allen Streitigkeiten und in Fragen ihres Gewerbes zu Rate gezogen werden, ihre Gutachten stehen im Prozesse den Parteien zur Verfügung. Jedem Mitgliede steht jederzeit der Austritt frei mit dem Rechte, den Beitrag des laufenden Jahres zurückzufordern, jedoch unbeschadet seiner fernern Mitgliedschaft an den Hilfskassen des Syndikats. Gesetzwidriger Eigentumserwerb ist für nichtig zu erklären. Sonstige Zuwiderhandlungen werden an den Vorstandsmitgliedern mit Geldstrafen bis zu 500 Franks geahndet, auch kann in diesen Fällen auf Betreiben des Staatsanwalts von den Gerichten die Auflösung des Syndikats ausgesprochen werden.

Das Gesetz vermochte gleichwohl erst nach heißen Kämpfen und nur mit geringer Mehrheit durchzudringen. Man wies, namentlich im Senat, auf die revolutionäre Haltung eines großen Teiles der französischen Arbeiterschaft hin, von der sich auch die Fachvereine nicht allgemein ferngehalten hätten, und besorgte von der Organisation der Vereine geradezu die Unterdrückung der Arbeitgeber. Dagegen heißt es im Kommissionsbericht der Kammer: Die Erfahrung hat gezeigt, daß überall, wo Fachvereine bestehen, die Streiks selten sind oder rasch beendet werden. Wenn es den Syndikaten gelingt, durch frei-

Digitized by Google

willig angenommene Vorschriften und ohne Verletzung der persönlichen Freiheit das Herunterdrücken der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter zu verhindern, werden sie sich um die französische Industrie ein hohes Verdienst erwerben. Denn Frankreich würde mit überbürdeten und schwächlichen Arbeitern nicht nur seine Stellung auf dem Weltmarkte, sondern auch in der Heimat verlieren. Endlich sagt der Regierungsentwurf: Das Gesetz von 1864 hat dem Streben nach fachgenossenschaftlicher Vereinigung die Bahn geöffnet, und die Probe ist vollkommen gelungen. Die frühere Unterdrückung hatte Spannungen zur Folge, die fast stets zu Ausbrüchen verbrecherischer Gewalt führten. Mit der Freiheit haben die Gewaltthaten abgenommen. Arbeitgeber wie Arbeiter gebrauchen das Recht, sich zur Verteidigung ihrer gemeinsamen Interessen zu verbinden, im allgemeinen mit Mäßigung und Klugheit. Wo Fachvereine der Arbeitgeber und Arbeiter neben einander bestehen, da hat man stets die Beobachtung gemacht, daß die Verständigung leichter und natürlicher ist. Die Führer der Fachvereine haben das Gefühl der Verantwortlichkeit und suchen zu einer Lösung der schwebenden Fragen zu kommen. Und an Stelle der Leidenschaft der Menge tritt der gesunde Sinn und die Vernunft hervor, ohne die eine ernste und dauernde Verständigung nicht möglich ist. Bezeichnend ist, daß es die Union nationale der Arbeitgeber war, die in letzter Stunde, als das Gesetz im Senat zu scheitern drohte, mit allem Nachdruck für seine Annahme eintrat.

Gleichzeitig mit dem Gesetz wurde auch Art. 416 des Strafgesetzbuchs aufgehoben, der vereinbarte Sperren, Strafen und Verrufserklärungen, die die Freiheit der Arbeit beeinträchtigen, unter Strafe stellte. Man wollte einer einheitlichen Disziplin der Syndikate über ihre Mitglieder nicht hinderlich sein, hielt die allgemeinen Strafbestimmungen über Thätlichkeiten, Drohungen und Nötigungen für ausreichend und glaubte, den in den höhern Ständen und Berufskreisen täglich geübten moralischen Zwang beim Arbeiterstande nicht unterdrücken zu dürfen. Außerdem glaubte man, daß das freie Austrittsrecht der Mitglieder ein Gegengewicht biete.

Was sagt man wohl in Deutschland, wenn man nach Verabschiedung des Gesetzes den klerikalen Grafen de Mun triumphirend ausrufen hört: vor hundert Jahren habe man das Gewerbe den Banden der Korporation entrissen und die Freiheit proklamirt, die sich als leerer Wahn erwiesen; jetzt sei man am Ende der Bahn angekommen und die dritte Republik zertrümmere eigenhändig die Schöpfungen der ersten und richte den Zustand der alten Zeiten wieder auf. Das Urteil v. d. Ostens über das neue Gesetz geht dahin: es sei ein Ausdruck der in tausend andern Formen zu Tage tretenden Bemühungen des Menschen, auch den modernen, für den Weltmarkt arbeitenden Wirtschaftsorganismus zu beherrschen, auch die heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse der „zielbewußten" Einwirkung des menschlichen Willens zu unterwerfen. Ja er findet, daß mit dem Gesetz der soziale Friede zwischen den Gesellschafts-

Digitized by Google

klassen prinzipiell geschlossen und der Arbeiterbewegung der Charakter unbedingter Rebellion genommen worden sei.

Dieses Urteil mag zu sanguinisch erscheinen, wenn man die praktischen Folgen des Gesetzes überblickt. Immerhin beobachten wir, wie sich die rein politischen Arbeitervereine mit der wachsenden Bedeutung der wirtschaftlichen Fachvereine genötigt sehen, Wasser in ihren revolutionären Wein zu gießen. Ja auf verschiednen Kongressen werfen sie ihren ganzen Programmwulst über Bord und schicken sich an, auch ihrerseits praktische Wirtschaftspolitik zu treiben. Außer stande, sich auf den Boden des erlassenen Gesetzes zu stellen — denn damit hätten sie auf die politische Thätigkeit verzichten müssen —, organisiren sie den Kampf gegen das Gesetz und erreichen in der That, daß sich von den alten Fachvereinen bis 1886 nur zwei Drittel, in Paris nur die Hälfte dem Syndikatsgesetz unterwerfen. Die Possibilisten, wenngleich ausgesprochene Gegner der eigentlich sozialrevolutionären Parteien, wissen im Pariser Gemeinderat den Fachvereinen wirksame Konkurrenz zu machen, namentlich durch Errichtung der großartigen Arbeiterbörse. Doch ist nach den neuesten Beobachtungen der Zug der Bewegung auf gänzliche Enthaltung von der Politik gerichtet, und auch die possibilistischen Fachvereine beginnen sich mehr und mehr dem Gesetz zu unterwerfen. Auch die weiter links stehenden sozialistischen Parteien können nicht umhin, sich zur Aufnahme einiger positiven Forderungen in ihr Programm zu bequemen, um die Herrschaft über die noch zu ihnen haltenden Fachvereine nicht ganz zu verlieren. Im Grunde mag es ihnen — unter der Führung des neuerdings wieder vielgenannten Lafargue — freilich mehr darum zu thun sein, die Streiks, namentlich die der Bergarbeiter, als politisches Agitationsmittel zu verwerten. Selbstverständlich stehen auch diese, die marxistischen Fachvereine, dem Gesetze über die Syndikate fremd und feindselig gegenüber. Erst recht auch die „allerlinksesten" unter den vielen Isten, die Blanquisten und Anarchisten. Aus allen diesen Erscheinungen zieht v. d. Osten den Schluß, daß sich ein geschlossenes revolutionäres Vorgehen des französischen Arbeiterstandes nicht hat herbeiführen lassen, daß er nach und nach von wahnwitzigen Umsturzbestrebungen zu einer realpolitischen Vertretung seiner Interessen auf öffentlich rechtlichem wie fachgewerblichem Gebiete gelangt ist, die vielfach einen Gegensatz zu den Interessen andrer Bevölkerungsklassen hervortreten lassen, einen eigentlich sozialen revolutionären Charakter aber nicht mehr bieten, daß zu dieser Entwicklung das Aufkommen einer rein fachgewerblichen Richtung, das Erstarken fachgewerblicher Verbände im Gegensatz zu nur der revolutionären Bewegung dienstbaren politischen Gruppirungen wesentlich beigetragen hat, und daß die Entwickelung der fachgenossenschaftlichen Verbände durch das Vorhandensein und die Haltung der Unternehmervereine, die Stellungnahme der besitzenden Klassen und das Eingreifen der Gesetzgebung eine mächtige Förderung erfahren hat.

Digitized by Google

Die rein wirtschaftlichen Fachvereine, sowohl die der Unternehmer als die der Arbeiter, haben seit Erlaß und auf dem Boden des Gesetzes den erfreulichsten Aufschwung genommen. Allerdings wurden die Präfekten schon in einem Ministerialreskript von 1884 angewiesen, die Entwicklung von Fachvereinen nach Möglichkeit zu fördern. Dabei war ihnen aber ausdrücklich untersagt, sich in die innern Angelegenheiten der Vereine zu mischen, und als leitender Gedanke der Regierung ausgesprochen: vertrauensvoll und unter Nichtachtung der Gefahr einer gemeingefährlichen Organisation des Arbeiterstandes korporative Bildungen in diesem zu stärken und zu verbreiten. So ist in den Jahren 1884–1890 die Zahl der Unternehmervereine von 283 auf 1004 mit 22 Vereinsverbänden und insgesamt 87000 Mitgliedern, die der Arbeiterfachvereine in derselben Zeit von 248 auf 1006 mit 24 umfassenden Verbänden und insgesamt 124000 Mitgliedern gewachsen.

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf den heutigen Stand der Vereinigungsbestrebungen in Deutschland. Auf Seiten der Unternehmer zeigt die Großindustrie neben verschiednen ausgebreiteten, doch locker organisirten und mehr den allgemeinen Interessen gewidmeten Verbänden einige kleine, aber mächtige Organisationen zur Regelung der Produktion (Kartelle). Die Festsetzung der Arbeitsbedingungen hatte, abgesehen von örtlichen Koalitionen der Arbeitgeber gegen drohende oder ausgebrochene Arbeiterausstände, nur der Prinzipalsverein deutscher Buchdrucker schon längst in sein Programm aufgenommen. Dagegen sind im Kleingewerbe an 360000 selbständige Gewerbetreibende in etwa 11000 alten und neuen Innungen mit etwa 150 örtlichen Innungsausschüssen, 26 Innungsverbänden und einer gemeinschaftlichen Zentralstelle in Berlin vereinigt. Ein stattlicher Erfolg — wenn Zahlen bewiesen! Leider täuscht sich heute niemand mehr darüber, daß die deutschen Innungen trotz allen Entgegenkommens der Gesetzgebung, trotz der Privilegien der §§ 100e und f der Gewerbeordnung durchaus des frischen, schaffensfreudigen Geistes entbehren. Ob ihn wohl der sehnlichst verlangte Zunftzwang und der Befähigungsnachweis bringen werden? Schlimmer noch freilich ist der namentlich in Süddeutschland sich ausbreitende pessimistische Zug, der die Innungen antreibt, ihre Organisation mit eigner Hand zu zertrümmern. Auch die Hoffnung, daß sich den durch das Unfallversicherungsgesetz geschaffenen Berufsgenossenschaften neue lebenskräftige Gebilde angliedern würden, ist nicht in Erfüllung gegangen. Man hört die Besorgnis, daß diese Genossenschaften, obwohl recht eigentlich auf Selbstverwaltung gegründet, einem selbstgeschaffenen Büreaukratismus verfallen. Umgekehrt ist die Gewerkschaftsbewegung auf Seiten der Arbeiter seit Aufhebung des Sozialistengesetzes wieder im mächtigen Vorwärtsstreben begriffen. Zwar steht sie hinter ihrem Vorbilde, den englischen Trade unions mit über einer Million Mitgliedern noch weit zurück. Doch wurde schon zu Ende des Jahres 1890 die Zahl der deutschen gewerkschaftlich

Digitized by Google

organisirten Arbeiter auf über 270000 geschätzt, ungerechnet 60000 sogenannter Hirsch-Dunckerscher Gewerkvereinler, denen erst kürzlich und nicht ganz ohne Grund der Vorwurf des marasmus senilis gemacht worden ist. Ein auf den 14. März d. J. nach Halberstadt einberufener allgemeiner deutscher Gewerkschaftskongreß, der sich hauptsächlich mit der Organisationsfrage befassen soll, verdient die ernsteste Beachtung. Bezeichnend für den jetzigen streng sozialdemokratischen Zug der Bewegung ist das in dem Einladungsschreiben enthaltene Bekenntnis: die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Gewerkschaftsorganisation werde heute auch von den parteigenössischen (!) Kreisen anerkannt; bis dahin sei diesen die Gewerkschaftsbewegung unsympathisch gewesen, weil sie fürchteten, sie werde Selbstzweck werden (!). Also genau der umgekehrte Gang der Entwickelung wie in Frankreich. Dort ein allmähliches Losreißen der Bewegung von politischen Einflüssen, ein gewaltiger Aufschwung, sobald die rein wirtschaftlichen Syndikate gesetzliche Anerkennung gefunden haben. Hier ein immer rascheres Heruntergleiten in die Arme der Sozialdemokratie, obwohl auch die deutschen Gewerkvereine in erster Linie auf Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage bedacht sind. Darf dies Wunder nehmen? So lange staatsfeindliche und staatstreue, oder sagen wir lieber politische und nicht politische Arbeitervereinigungen mit gleichem Maße gemessen werden, das heißt, so lange beide gleichmäßig der mehr oder weniger wohlwollenden Willkür veralteter einzelstaatlicher Vereinsgesetze überliefert sind, so lange wird der Arbeiter lieber dort Anschluß suchen, wo er außer wirtschaftlicher Sicherung auch Befriedigung mächtiger politischer Instinkte zu finden hofft. Entschlösse sich die Reichsgesetzgebung, den Arbeitervereinigungen Korporationsrechte und damit die unentbehrliche Grundlage genossenschaftlichen Gedeihens zuzugestehen, unter der Bedingung, daß sie sich beschränken — um mit dem französischen Gesetz zu reden — auf l'étude et la défense des intérêts économiques, industriels, commerciaux et agricoles: gewiß die große Masse der deutschen Arbeiterschaft würde diese Bedingung gern annehmen. Ein großer Gewinn, die Scheidung der politischen und der wirtschaftlichen Bewegung, würde, wie in Frankreich, auch bei uns die fast unausbleibliche Folge sein. Es ist dringend zu wünschen, daß der jetzt versammelte Reichstag nicht auseinandergeht, ohne diese bedeutungsvolle Frage gelöst zu haben. In der Sitzung vom 2. Dezember 1891 hat er eine Kommission zur Beratung eines vom Abg. Hirsch eingebrachten Gesetzentwurfes ähnlicher Tendenz wie das französische Syndikatsgesetz berufen, nachdem sich die Redner des Zentrums, des Freisinns und der Sozialdemokratie wohlwollend, die nationalliberale und die beiden konservativen Parteien mehr oder weniger ablehnend hierzu geäußert hatten. Aus der Rede des sozialdemokratischen Abgeordneten Molkenbuhr verdient bemerkt zu werden, daß er es für eines der größten Verbrechen der Berufsvereine erklärte, wenn sie parteipolitische Tendenzen verfolgen wollten.

Digitized by Google

Kehren wir zu v. d. Osten zurück. Nach seinem Zeugnis wächst in Frankreich innerhalb der Arbeitervereine die gemäßigte Richtung zusehends, wenn auch der alte revolutionäre Geist noch nicht ganz verschwunden ist, die Beziehungen zu den Unternehmerverbänden sind dauernd freundlich. Bereits 1889 hatten 29 Arbeitgebervereine und 312 Arbeitervereine die Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten durch Vereinbarung der beiderseitigen Verbände in ihre Satzungen aufgenommen. Daß die Fachvereine der Arbeiter dem Widerstande der Großindustrie begegnen, wo diese sich kräftig genug fühlt, ihrerseits das Bedürfnis nach Zusammenschluß nicht zu empfinden, darf nicht Wunder nehmen. Noch immer wird von Unternehmern der Austritt aus den Fachvereinen durch Drohung mit Entlassung erzwungen. Dies hat eine noch jetzt im Flusse begriffne Bewegung zur Folge gehabt, wonach jedermann — also auch der Arbeiter —, der die Beteiligung an Arbeiterfachvereinen oder an Koalitionen gegen Unternehmervereinigungen hindert, bestraft werden soll.

v. d. Osten giebt noch eine Übersicht über das außerordentlich reichhaltige gesetzgeberische Programm der französischen Regierung wie der Kammern, das das ganze sozialpolitische Gebiet umfaßt, vorläufig freilich einen ziemlich chaotischen Anblick gewährt. Er tritt mit voller Wärme für die Fachvereine sowohl der Arbeitgeber als der Arbeiter ein. Wie Brentano verspricht auch er sich von festen Organisationen das beste für die Beilegung von Arbeitsstreitigkeiten sowie für die Stetigkeit der Arbeitsbedingungen überhaupt, besonders auch für das Zurückdrängen der sozialrevolutionären Richtung zu Gunsten nüchterner praktischer Bestrebungen. Die staatliche Förderung der Fachvereine erscheint ihm auch für Deutschland als dringend erforderlich, um so mehr, als unsre großartige staatliche Regelung des Versicherungswesens, „an deren Erfolge die Bemühungen der Arbeiter aller Länder nicht entfernt hinanreichen," den bestehenden deutschen korporativen Bildungen ein Gebiet entzogen habe, das sie innerlich zu befestigen geeignet sei. Dies ist insofern nicht ganz zutreffend, als die Krankenversicherung auf Seiten der Unternehmer auch den Großbetrieben und den Innungen, auf Seiten der Arbeiter den freien Hilfskassen überlassen ist, während für die Unfallversicherung die Berufsgenossenschaften zur ausgedehntesten Mitwirkung berufen sind. Den Kern der Sache trifft v. d. Osten, wenn er in der „Befreiung der Arbeiterschaft von Assoziationsschranken, die sie an der Einwirkung auf den Arbeitsvertrag und auf die Festsetzung der Arbeitsbedingungen hindert, einer Befreiung, die den Drang nach sozialer Anerkennung und Achtung der Persönlichkeit des Arbeiters zu befriedigen geeignet ist, die sittliche Triebkraft der sozialen Bewegung erblickt. In der That ist man kaum berechtigt, über Undankbarkeit der Arbeiter gegenüber den großartigen Leistungen materieller Fürsorge für die notleidenden Massen zu klagen, so lange nicht auch diese ihre sittlichen Bedürfnisse Anerkennung gefunden haben. Auch v. d. Osten genügt es nicht,

Digitized by Google

um dem sozialen Kampfe seine Bitterkeit zu nehmen, wenn Staat und Gesellschaft bloß aus philanthropischer, wenn auch noch so anerkennenswerter Gesinnung heraus Opfer bringen. Es sei in unsrer ja so segensreichen historischen Entwicklung begründet, daß wir uns zu einer grundsätzlichen Anerkennung der Fachvereine und ihrer wirtschaftlichen Bestrebungen schwer entschließen könnten, schwerer als in Frankreich, das schon in der großen Revolution rücksichtslos mit seiner ganzen Vergangenheit gebrochen habe. Und doch müsse dieser Schritt versucht werden, wenn die Verquickung politischer, d. h. revolutionärer mit den rein wirtschaftlichen Interessen innerhalb der deutschen Arbeiterschaft gesprengt werden solle. Der Verfasser schließt mit der gewiß von jedem Vaterlandsfreunde geteilten Hoffnung, daß sich „unter gerechter und entschlossener Handhabung einer nicht nur über den Parteien, sondern über den Gesellschaftsklassen stehenden Staatsgewalt, unter sittlich freier, hingebender Arbeit aller von sozialem Pflichtbewußtsein erfüllten positiven Kräfte unsre weitere innere Entwicklung ohne zu heftige Erschütterungen vollziehen und die Morgenröte des sozialen Friedens uns wenigstens von ferne noch leuchten werde."

Die preußische Justizverwaltung

Während den meisten sachlichen Maßnahmen der neuen Regierung von der Bevölkerung zweifellos volles Vertrauen entgegengebracht wird und man sich mit dem Geiste, der sich im Regierungs- und Verwaltungsapparat an den höchsten wie an den untern Stellen kundgiebt, überwiegend gern und dankbar einverstanden erklärt, ist dies beides bei einem, und zwar dem grundlegendsten Zweige des Staatslebens, nicht der Fall. Während ferner besonders in Preußen mit den Ministern Herrfurth, Miquel, Thielen, Berlepsch u. s. w. in die betreffenden Ressorts richtiges Schaffen eingezogen ist, das auf weitgehende Sympathien rechnen kann, beginnen über ein ebenfalls neu besetztes Ressort die Klagen und Beschwerden immer lauter und unabweisbarer zu werden: über die Justizverwaltung und die Rechtspflege.

Es könnte zunächst nahe liegen, wie dies ja auch von minder kundiger Seite schon geschehen ist, wo man den Dingen nicht auf den Grund zu sehen vermag, für diese Thatsache die neuen Justizgesetze vom Jahre 1877 verantwortlich zu

Digitized by Google

machen. Und in der That ist ja auch heute kaum noch ein Zweifel darüber möglich, daß diese Gesetze neben vielen Vorzügen und unleugbaren Vorteilen auch manche Schattenseiten haben. Aber auf diese so gut wie allein die erwähnten Klagen abzuwälzen geht schon aus einem Grunde nicht an: weil man in den übrigen Bundesstaaten, obwohl auch sie dieselben Gesetze haben, entweder überhaupt gar keine oder doch überwiegend andre Klagen geltend macht, als es in Preußen von Tag zu Tage mehr geschieht.

Und dieser Unterschied ist auch durchaus erklärlich. Es wird bei weitem nicht genug gewürdigt, daß auch in der Justiz, d. h. in der Art und Ausübung der Rechtspflege, die Verwaltung eine sehr bedeutende Rolle spielt. Es ist irrig, anzunehmen, daß hierfür ebenfalls das Gesetz und seine Beobachtung und Anwendung wie für die Rechtsprechung im engern Sinne maßgebend seien. Das Wesen jeder Staatsthätigkeit ist schließlich mehr oder weniger administrativ, und diese Thatsache tritt auch im Justizressort klar zu Tage. Die Verwaltung spielt darin eine viel bedeutendere Rolle, als der Fernerstehende annimmt, der nur die äußerliche Ausübung der Rechtspflege kennen zu lernen und zu beobachten Gelegenheit hat. Die nachfolgenden Ausführungen werden dies klar beweisen. Damit wird aber auch gleichzeitig der Schlüssel für viele Mißstände gefunden werden.

Zunächst wird die Frage zu beantworten sein, von wem denn überhaupt die Klagen erhoben werden. Die Antwort lautet: vom rechtsuchenden Bürgertum nicht minder wie von dem die Rechtspflege ausübenden Beamtenpersonal.

Was das Bürgertum angeht, so sehen wir von gewissen Einzelheiten, wo politische oder verwandte Vorkommnisse Anlaß zur Kritik, namentlich auf strafrechtlichem Gebiet, gegeben haben, vollständig ab, um keiner Voreingenommenheit und keiner Vertretung von Partei- oder Sonderinteressen geziehen zu werden. Wir begeben uns sofort auf das rein sachliche Gebiet.

Da stehen in erster Linie die Beschwerden über die Verschleppung der Prozesse. Es ist kaum möglich, ein Zeitungsblatt, namentlich in den verkehrsreichern Gegenden, in die Hand zu nehmen, das nicht mit den beweglichsten Klagen über diese Frage angefüllt wäre. Und diese Klagen bewegen sich nicht etwa in allgemeinen Redensarten, sondern sie sind fast regelmäßig mit Statistiken und bestimmten Vorkommnissen belegt, die, soweit wir solche Mitteilungen zu verfolgen imstande gewesen sind, nicht ein einziges mal eine amtliche Berichtigung zur Folge gehabt haben. Aus einer großen Reihe von Beispielen sei nur erwähnt, daß das Kammergericht in Berlin seine Termine auf mehr als ein volles halbes Jahr hinaus ansetzt. Wer sich näher über diese Frage unterrichten will, dem sei die Stettiner Zeitung empfohlen, die periodisch eine Zusammenstellung solcher Fälle bringt, und zwar anscheinend auf Anregung der kaufmännischen Welt selbst. Es ist selbst für den Laien klar, daß, wenn Prozesse der allergewöhnlichsten Art mit Fristen von sechs, sieben, acht und noch

Digitized by Google

mehr Monaten zwischen den einzelnen Terminen verhandelt werden, dies in zahlreichen Fällen geradezu dasselbe wie Rechtsverweigerung ist und mit der völligen Unmöglichkeit einer reellen Gestaltung des Kredits verknüpft sein muß. Daß sich Prozesse nur aus diesen Gründen zwei, drei, vier und noch mehr Jahre hinschleppen, ist bereits eine Erscheinung geworden, die — leider — für das Publikum nichts befremdendes mehr hat; die alte preußische Überlieferung einer „prompten Justiz" ist in vielen Fällen vollständig zur Mythe geworden.

Diese Erscheinung ist aber um so bedenklicher, als sie oft begleitet ist von einer nicht minder bedenklichen, nämlich der der Urteilsfällung gegen das im Volke wurzelnde lebendige Rechtsbewußtsein. In wie weit hier unser veraltetes positives Recht sowohl auf dem Gebiete des gemeinen Rechts wie des allgemeinen Landrechts die Schuld trägt, wollen wir nicht entscheiden, wir wollen von dem bürgerlichen Gesetzbuche das beste hoffen. Wohl aber steht fest, daß auch in dieser Beziehung die Verwaltung in der Justiz eine große Rolle spielt hinsichtlich der Ausbildung der Richter im Vorbereitungsdienst und der an sie gestellten Anforderungen in Bezug auf rechtswissenschaftliche und praktische wirtschaftlich-soziale Kenntnisse. Daß das juristische Studium selbst wie die Prüfungen und die Ausbildung der Referendare im höchsten Grade zu wünschen übrig läßt, und daß die Justizverwaltung nicht zur Klarheit in Bezug auf den Sitz des Übels, geschweige denn über seine Abstellung gekommen ist, bedarf bei dem unaufhörlichen Experimentiren mit Prüfungsordnungen, Änderung der Vorschriften über den Vorbereitungsdienst u. s. w. keiner weitern Darlegung. Es herrscht augenscheinlich in dieser Beziehung sowohl bei den Provinzialbehörden wie in der Zentrale eine Unklarheit, wie sie die Maßnahmen keines andern Ressorts aufweisen. Daß die Klagen des Publikums begründet sind, unterliegt angesichts zahlreicher Urteile in Preß-, Börsen-, Handels-, Strafsachen u. s. w. keinem Zweifel. Wir werden also zu untersuchen haben, wo die Schäden eigentlich sitzen.

Als drittes tritt eine glücklicherweise verhältnismäßig noch selten sich kundgebende büreaukratische Behandlung in der praktischen Rechtspflege zu Tage, die wohl mit Recht auf eine gewisse allzu autoritative Richtung der letzten Jahre zurückgeführt wird und ihre Wurzel in der Amtsauffassung der innern Verwaltung unter dem Minister Puttkamer hat. Doch ist sie offenbar im Absterben begriffen, und das ist bei der Verwirrung, die in den Köpfen zahlreicher jüngerer Juristen über „Feudalität," „Schneidigkeit," „Patentheit" u. s. w. einzureißen begann, nur in hohem Grade erfreulich; solche Richter hätten für das Land geradezu unheilvoll werden können.

Damit kommen wir zum zweiten Teil unsers Themas, zu den Klagen aus dem Richterstande selbst. Wir wollen hier die drei Klassen der etatsmäßigen Richter selbst, der Assessoren und der Referendare durchgehen.

Digitized by Google

Entsprechend der Verzögerung in der Entscheidung der Prozesse wird an zahlreichen Gerichten von den Richtern mit vollstem Recht darüber Beschwerde geführt, daß die Kräfte ganz ungebührlich in Anspruch genommen würden. Die öfter gehörte Ansicht, daß die Anwälte selbst die Streitigkeiten durch Terminversäumnisse und Verlegungen hinzögerten, ist gegenüber der Unmöglichkeit zahlreicher Kammern und Senate, die Sachen auch nur einigermaßen rechtzeitig zum Austrag zu bringen, kaum von Bedeutung, namentlich angesichts der Strafbefugnisse der Gerichte. Ganz anders steht es mit der Frage der Überlastung, und wer die Geschäftsthätigkeit der Gerichte kennt, wird durchaus dem vor einiger Zeit in den Zeitungen mitgeteilten Bericht des Kammergerichtspräsidenten zustimmen, der erklärte, daß es einfach eine Unmöglichkeit sei, mit den zur Verfügung stehenden Kräften die Geschäfte rasch zu erledigen. Hier mag nur noch erwähnt sein, daß auch die Strafrechtspflege in vielen Fällen, namentlich was die Vorbereitung und die Frist bis zur Hauptverhandlung angeht, geradezu hinfällig wird, da das Haupterfordernis einer auch sittlich wirkenden Strafrechtspflege — Schnelligkeit der Ahndung — bei den monatelangen Fristen innerhalb der einzelnen Prozeßstufen ebenfalls unerfüllt bleibt. Daß andrerseits an einzelnen Orten, namentlich an den kleinern Gerichtssitzen, die Richter lange nicht genug beschäftigt sind, ist eine Thatsache, die sich im Interesse des rechtsbedürftigen Publikums meist nicht vermeiden läßt, da ja womöglich jeder Ort von tausend oder mehr Einwohnern nebst seiner Umgebung mit Recht einen Richter verlangt. Um auf die Überbürdung zurückzukommen, so wird namentlich bei großen Gerichten durch die Stellvertretung erkrankter oder verhinderter Richter bisweilen unglaubliches gefordert, was namentlich bei Schwurgerichtsperioden manchmal zu einer vollständigen Kalamität an Land- wie Amtsgerichten ausartet, ja bisweilen die ganze übrige Thätigkeit zum Stillstand bringt.

Für überwiegend unberechtigt dagegen müssen wir die Forderung der Gehaltserhöhung bei den Richtern erklären, wenigstens bei den Gerichten erster Instanz. Die allerdings unleugbar ungünstige Lage namentlich der jüngern Klassen entspringt einerseits aus der Neuorganisation, andrerseits aus der großen Zahl von Assessorenanwärtern und berechtigt nicht zu der Forderung einer allgemeinen Aufbesserung. Damit soll nicht gesagt sein, daß eine Gleichstellung mit den Gehalten der untern Regierungsbeamten nicht im höchsten Grade wünschenswert sei. Ebenso entbehren die Beschwerden über zu langsames Aufrücken in gewissem Sinne der Begründung: es liegt in der Natur und Organisation der Rechtspflege, daß von „Karrieremachen" hier nur sehr bedingt die Rede sein kann, da es der höhern Stellen überhaupt nur wenig giebt. Aber andrerseits ist es allerdings ebenso unbestreitbar, daß mit der Schaffung von höhern Posten — Landgerichtsdirektoren, Oberlandesgerichtsräten u. s. w. — in einer Weise gespart wird, die bisweilen geradezu komisch wirkt. Daß

Digitized by Google

Strafkammerurteile über zehn und noch mehr Jahre Zuchthaus von einem Landrichter als Vorsitzendem, einem Amtsrichter und drei Assessoren als Beisitzern unterzeichnet werden, während thatsächlich ein Landgerichtsdirektor und vier etatsmäßige Landrichter oder Landgerichtsräte zu Gericht gesessen haben sollten, geschieht an vielen Orten ganz regelmäßig.

Hand in Hand mit dieser Sparsamkeit an Personen geht eine von oben herab aufs eindringlichste eingeschärfte und beaufsichtigte Sparsamkeit in sachlichen Ausgaben für den Dienst der Gerichte, die schon mehr als einmal nicht nur Stoff zu beißender Satire gegeben hat, sondern bisweilen geradezu die Würde der Rechtsprechung gefährdet. Hier wird bisweilen eine Kleinigkeitskrämerei in Pfennigen getrieben, die in jedem andern Ressort geradezu eine Unmöglichkeit wäre, und Präsidialerlasse über zu sehr gebrauchte Handtücher, ein Verbot der Anschaffung von Bürsten zur Reinigung der Kleidung sind nicht etwa Erfindungen von lustigen Themisjüngern, sondern gehören dem Gebiete der Wirklichkeit an.

Verwandt mit dieser übertriebenen Sparsamkeit ist der Ton, der in dem schriftlichen Verkehr zwischen der vorgesetzten Behörde und den untergebnen Dienststellen herrscht. Hier wird überwiegend eine Schreibart beliebt, gegen die der militärische Befehlston noch höfisch und höflich genannt werden muß, und die gegen die Form des Verkehrs der Verwaltungsorgane, selbst der höchsten mit den tiefsten, in fast unglaublicher Weise absticht. Das Fortiter in re, suaviter in modo ist ein in der preußischen Justizverwaltung längst überwundner Standpunkt. Dies ist aber trotz der verhältnismäßigen Äußerlichkeit dieser Thatsache doch von recht ungünstigem Einfluß gewesen. Gerade den Richterstand und das Richteramt zierte sonst eine gewisse Urbanität, die sich ja auch im Dienste selbst bethätigen soll; statt dessen ist jetzt ein mehr als autoritativer Ton von oben herab eingeführt worden, der sich natürlich nach bekannten Erfahrungen nach unten zu nicht abschwächt, sondern in „geometrischer Progression“ verstärkt. Von materiellem Einfluß ist die Thatsache noch insofern, als dadurch das Bewußtsein der eignen Würde nur zu leicht geschmälert wird, ein Umstand, der namentlich gegenüber einem Heere von zweitausend auf Anstellung harrenden und dazu von den Vorgesetzten völlig abhängigen Assessoren nicht genug gewürdigt werden kann. Es scheint zahlreichen maßgebenden Persönlichkeiten vor allem wünschenswert zu sein, dem Richterstande das Bewußtsein seiner Unabhängigkeit nach Möglichkeit zu beschneiden, wofür das beabsichtigte Gesetz der Bestallung von aufsichtführenden Amtsrichtern den bündigsten Beweis lieferte. Wenn nicht alles trügt, stehen möglichst geschmeidige und anpassungsfähige Richter höher im Kurse, als charaktervolle und ideale Persönlichkeiten. Es ließen sich dafür namentlich in der jüngern Juristenwelt aus den letzten zehn Jahren Dutzende von Beispielen beibringen.

Die nächste notwendige Folge dieser Erscheinung ist die allmähliche Auf-

Digitized by Google

lösung des Kollegialitätsgefühls, das einst zu den hervorragendsten Tugenden des preußischen Richterstandes gehörte, namentlich da es sich fast durchgehend mit großer Urbanität auch im sonstigen dienstlichen Verkehre verband. Das gegenwärtige Richtertum wird von Tag zu Tag mehr von einem immer deutlichern Aufblicken nach oben beherrscht; wird doch auf alle mögliche Weise dem Einzelnen klar gemacht, daß möglichste Wohlgelittenheit bei dem Vorgesetzten der sicherste Weg, aber auch die unerläßliche Voraussetzung für das bescheidenste Aufrücken, ja selbst für die Versetzung an einen Ort ist, der bessere Lebensbedingungen bietet. Dazu kommt noch zweierlei: erstens, daß das Einzelrichteramt, wie es im Wesen der Amtsgerichtsverfassung liegt, schon an sich auf das kollegiale Verhältnis ungünstig einwirken muß, da ein Zusammenwirken und -Arbeiten durch die Natur der Geschäftsverteilung gänzlich ausgeschlossen ist; zweitens daß sich die Landgerichtspräsidenten in Wirklichkeit durch eingehenden Verkehr und durch genauere, auf Beobachtung beruhende Anschauung über die Person der ihrem eignen Amtssitz fernwohnenden Richter so gut wie gar nicht zu unterrichten vermögen, denn die aller zwei oder drei Jahre stattfindenden Geschäftsrevisionen, die noch dazu häufig durch einen Beauftragten des Landgerichtspräsidenten vorgenommen werden, können zwar in Verbindung mit der mehr oder minder zufälligen Kenntnisnahme von einem Urteil ein leidliches Bild von der äußerlichen Geschäftsführung des betreffenden Amtsrichters geben, aber von seiner eigentlichen Persönlichkeit nur sehr zum Teil. Und doch ist für die Bevölkerung dies gerade die Hauptsache: gelehrte, theoretische Urteile, von Richters Gnaden erlassene Beschlüsse sind es nicht, die die Rechtsprechung dem Volke vertrauenswürdig machen, sondern die Person, der Mensch im Richter ist es, der den wahren Richter macht. Zu welchen Mitteln moderne richterliche Vorgesetzte greifen, um ihre untergebenen Beamten kennen zu lernen, dafür ist die Mitteilung ein klassisches Beispiel, die der Oberlandgerichtspräsident von Holleben im Jahre 1891 im Herrenhause machte: er unterrichte sich über die Richter und ihre Aufführung bei dem Landrat! Diese Thatsache überhebt uns wohl aller weitern Ausführungen. An den Sitzen der Landgerichtspräsidenten selbst aber treten die Autoritätserscheinungen noch drastischer zu Tage; ist doch der Landgerichtspräsident das vollständige Fatum für jede Hoffnung auf Aufrücken, da der Chefpräsident der Provinz alles in der Beleuchtung sieht, in der ihm der Richter vorgestellt wird; jede unmittelbar zu den Augen des Chefs kommende dienstliche Thätigkeit ist ja eben durch die Natur der Instanzen und den großen Umfang der Geschäfte fast ausgeschlossen. Während in der Verwaltung der Bericht eines Landrats unter Umständen unmittelbar den höchsten Instanzen vorgelegt wird und so diesen auch ein Urteil über die Person des betreffenden Beamten nicht nur ermöglicht, sondern in vielen Fällen geradezu aufnötigt, kommt dieser Fall in der Justiz so gut wie gar nicht vor.

Digitized by Google

Alles dies aber muß um so nachteiliger wirken und um so bitterer empfunden werden, als es dafür nirgends ein Äquivalent giebt. Man könnte annehmen, daß die Rigorosität in der dienstlichen Behandlung und die geforderte Bescheidenheit in dem Selbstbewußtsein als Mensch und Richter vielleicht herstamme aus einer übergeordneten sozialen Stellung des Richterstandes und aus einer maßgebenden politischen Rolle, nach dem geflügelten Worte: Der Kreisrichter ist es, der den Staat regiert. Aber diese Annahme wäre sehr irrig. Die Stellung, die namentlich seit Ende der siebziger Jahre das Richteramt sozial und politisch bekommen hat, sinkt von Jahr zu Jahr, und zwar ist diese Erscheinung mit hervorgerufen worden durch die außerordentliche Bedeutung, die die Chefs der verschiednen andern Verwaltungszweige ihren Ressorts und in richtigem Verständnis infolge davon auch ihren Beamten zu geben verstanden haben. Im Gegensatz dazu trat durch die Reorganisation von 1879 und die damit verknüpfte Neuordnung der Rangverhältnisse eine vollständige Zurücksetzung der richterlichen Beamten hinter der Verwaltung ein, trotz einiger Rangerhöhungen in den Chefstellen. Diese Verhältnisse sind schon vor einiger Zeit trefflich dargelegt worden sowohl in einem Aufsatze des Amtsrichters Dr. Schwartz in Schmollers Jahrbuch, wie in mehrfachen Abhandlungen in der Zeitschrift des preußischen Beamtenvereins.*) Auch die Tagesblätter bringen unablässig Artikel über diese allmählich immer brennender werdende Frage, freilich ohne daß Abhilfe geschafft oder auch nur in Aussicht gestellt würde. Das einzige, wozu man sich entschlossen hat, ist das, daß jetzt anstatt eines Drittels die Hälfte der Land- und Amtsrichter den persönlichen Rang der Räte vierter Klasse erhält, doch erst nach mindestens zwölfjähriger richterlicher Dienstzeit, d. h. frühestens nach achtzehn bis zwanzig Dienstjahren, während die Verwaltungsbeamten dieselbe Stufe gerade noch einmal so zeitig erreichen. Und dabei besteht noch der — auch materiell und pekuniär außerordentlich wichtige — Unterschied zwischen beiden Klassen, daß die Räte stets nur charakterisirte, die Regierungsräte aber patentirte Räte vierter Klasse sind, ein Umstand, der bei Versetzungen und den Kompetenzen dabei eine große Rolle spielt. Wegen der übrigen Rangunterschiede sei auf die angeführte Arbeit von Schwartz verwiesen und hier nur noch bemerkt, daß der Verwaltungschef einer Provinz Rat erster Klasse ist, ja sogar eo ipso den Titel Exzellenz führt, während dem Justizchef desselben Bezirks nur der Rang des räumlich und sachlich viel beschränktern Regierungspräsidenten zugewiesen worden ist. So besitzt z. B. die preußische Monarchie jetzt nicht einen einzigen Provinzialjustizchef, der als solcher das erwähnte hohe Prädikat erhalten hätte, sondern wenn er es besitzt, liegt eine Besonderheit vor, wie

*) Vergleiche auch den Aufsatz im 38. Hefte der vorjährigen Grenzboten: Der Richterstand und die öffentliche Meinung.

Digitized by Google

bei der Kanzlerwürde im Königreich Preußen oder der frühern Ministereigenschaft des betreffenden Präsidenten. Wenn nun aber der Staat durch die Rangordnung seiner Beamten kundgiebt, welchen Wert er den einzelnen Ämtern beilegt, so bedarf es wohl keiner weitern Darlegung, daß die richterlichen Staatsdiener hierbei schlecht weggekommen sind. Der Einwand, daß dies nur Äußerlichkeiten seien, ist deshalb durchaus unzutreffend, weil erstens die Hintansetzung bei vielen Gelegenheiten auch nach außen zur Erscheinung kommt, und weil andrerseits dadurch natürlich auch bei den Richtern selbst die Meinung von ihrem Amte notwendig herabgedrückt wird. Daß aber damit die gesellschaftliche und soziale Stellung des ganzen Standes gemindert wird, ist wohl selbstverständlich, und ob damit dem Interesse der Staatserhaltung gedient sein kann, mag sich jeder Unparteiische selber sagen.

Die geschilderten Verhältnisse sind deshalb um so unverständlicher, als die große Staatsprüfung für das Richteramt von selbst — oder nach Verlauf von gewisser Zeit — auch für jedes Verwaltungsamt befähigt, während umgekehrt die Reife für den höhern Verwaltungsdienst nach den Gesetzen auch nicht ein einziges Richteramt eröffnet, in Wirklichkeit also doch dem erstern ein weit größerer Wert beigelegt wird, als dem letztern. Diese Thatsache erhält auch dadurch ihre Bestätigung, daß zahlreiche Verwaltungszweige erster Ordnung, z. B. die Reichszentralstellen, das Auswärtige Amt, das Patentamt, das Landwirtschaftsministerium, das Eisenbahnministerium u. s. w., ihren Ersatz mit Vorliebe aus den richterlichen Anwärtern statt aus den Regierungsassessoren entnehmen.

Daher ist es denn auch kein Wunder, daß, zumal da der Übertritt in die Verwaltung doch mehr oder minder Sache persönlicher Beziehungen ist und nur einem verschwindend kleinen Teil offen steht, die wahre Strebsamkeit und der Wunsch, durch Leistungen gediegner Art dienstlich vorwärts zu kommen, in erschreckender Weise unter den jüngern Richtern und den Assessoren im Schwinden begriffen ist. Wer die wissenschaftlichen Veröffentlichungen aus diesen Kreisen verfolgt und damit die Fülle von Intelligenz vergleicht, die doch in diesen Tausenden von frischen Köpfen vermutet werden sollte, kann unmöglich in Abrede stellen, daß die auch hierüber von Tag zu Tag lauter werdenden Klagen nur zu begründet sind. Und zwar werden diese Klagen nicht nur erhoben vom Publikum, das hier oft geradezu vor Rätseln steht, sondern sogar von einer den höchsten und maßgebendsten Behörden selbst, nämlich von der Berufungskommission für den höchsten Justizdienst. Die alljährlich veröffentlichten Berichte dieser Kommission sind voll von Klagen dieser Art, freilich ohne daß der wahre Grund der Erscheinung an maßgebender Stelle erkannt oder gewürdigt würde. Es ist eine Thatsache, daß in den Kreisen der jüngern Richterwelt die Ansicht verbreitet ist, daß wissenschaftliche Bestrebungen an den Zentralstellen schlechterdings keine Würdigung oder

Digitized by Google

Förderung fänden, und mehrfach bekannt gewordene Beschwerden bei derartigen Anlässen lassen diese Ansicht auch als begründet erscheinen. Im günstigsten Falle kann eine Studie über irgend einen Paragraphen oder über eine theoretische Frage auf ein platonisches Wohlwollen rechnen, die Bearbeitung großer praktischer Fragen aber findet eine kaum glaubliche Beurteilung in maßgebenden Kreisen. Natürlich kommen bei solchen Themen heute fast immer die wirtschaftlichen und sozialen Fragen unsrer Zeit mit ins Spiel, und diese sind den Herren der alten Schule ein Feld, dem sie schlechterdings keine Sympathien entgegenbringen können. Ja es sind Fälle bekannt geworden, wo derartige Bestrebungen, obwohl sie in ihren Erfolgen und Ergebnissen von andern Seiten aufs günstigste beurteilt worden sind, für die Verfasser von den größten persönlichen Nachteilen im Dienst begleitet waren.

Und diese Erscheinung führt nun zu der schwersten Klage, die in den Kreisen der Richter erhoben wird: zu der Klage über den Mangel an Verständnis für einzelne Persönlichkeiten, einer Klage, die übrigens auch vom Publikum erhoben wird und hier namentlich in den Urteilen ihre Illustration findet, die das Vorgehen und die Maßnahmen und Äußerungen einiger Provinzialjustizchefs hervorgerufen haben. Hier geht in der That die Behauptung nicht zu weit, daß von den obersten bis zu den untersten Stellen bei Vorschlägen zu Ernennungen Mißgriff auf Mißgriff begangen worden ist.

Die Annahme ist wohl zweifellos richtig, daß die Behörde, die eine Ernennung verfügt oder vorschlägt, bei jedem Beamten gehörig individualisiren muß, denn sowohl die betreffenden Persönlichkeiten selbst wie die von ihnen zu leistende Thätigkeit und der Kreis der Bevölkerung können und dürfen nicht schablonenhaft einander aufgedrängt werden. In dieser Beziehung ist aber in den letzten Jahren außerordentlich viel gefehlt worden. Die Vorkommnisse im Herrenhause bei den Reden des Königsberger Oberlandesgerichtspräsidenten wegen des aufsichtsführenden Amtsrichters, die Maßnahmen des Kammergerichtspräsidenten bei der Enthüllung des Kaiser-Friedrich-Bildes im Kammergericht, die bekannten Vorgänge bei der ersten Selbstvorstellung des Frankfurter Oberlandesgerichtspräsidenten an einigen Orten seines Bezirks sind Beweis genug, daß bei den Vorschlägen zur Besetzung solcher Stellen nicht immer die richtigen Grundsätze beobachtet worden sind. Es ist hier klar zu Tage getreten, daß man möglichste Schroffheit der Amtsführung für eine der wesentlichsten Forderungen zu halten beginnt. Diese Mißgriffe setzen sich aber fort auf Präsidenten und Richter auch bei den untern Behörden. Die sozialen Verhältnisse, die dadurch geschaffen werden, sind denn auch bereits derart, daß sie an manchen Orten kaum noch einer Verschlechterung fähig sind. Zu Präsidenten von Landgerichten werden völlig stumpfe Herren vorgeschlagen, die zu einer Wahrnehmung ihrer zahlreichen Obliegenheiten schlechterdings nicht

Digitized by Google

mehr fähig sind; desgleichen strebsame Direktoren, die es verstanden hatten, sich bei dem vorgesetzten Präsidenten durch brüskes Auftreten den Beisitzern und Referendaren gegenüber in den Ruf der Schneidigkeit zu bringen; auch Oberlandesgerichtsräte, die sich den geschilderten Ansichten ihrer Chefs nach Möglichkeit anzubequemen gewußt hatten. Charaktervolle Beamte haben heute weniger denn je Aussicht, befördert zu werden, und in welchem Umfange bisweilen selbst der Urteilsfindung eine gewisse Richtung zu geben versucht wird, dafür laufen in den Richterkreisen höchst seltsame Mitteilungen ein. Natürlich setze sich dies bei den Vorschlägen zu Amtsrichterernennungen und Versetzungen an sozial bessere Orte verstärkt fort. Noch weit weniger als oben wird dort die einzelne Persönlichkeit und der Ort ihrer Anstellung gewürdigt: Schablone oder persönliche Beziehungen sind das einzige, was hier waltet — praktische Tüchtigkeit, gediegene Leistungen auch auf dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften gelten entweder für nichts oder sogar für schädlichen Ballast. „Bei Anstellungen und Beförderungen bilden heute ganz andre Punkte als Leistungen und Kenntnisse die ausschlaggebenden Faktoren" — so äußerte sich jüngst einer der höchsten richterlichen Beamten der alten Schule öffentlich in einer juristisch zusammengesetzten Gesellschaft, ohne Widerspruch zu finden.

Bei solcher Lage der Dinge ist es nicht verwunderlich, daß das Niveau des Richterstandes von Jahr zu Jahr sinkt. Diese tief bedauerliche Thatsache wird besonders noch dadurch herbeigeführt, daß gerade bei den Vorschlägen für die kleinern Städte und die Versetzungen aus diesen die persönlichen Anlagen der Bewerber fast gar nicht berücksichtigt werden. Der Königsberger Chefpräsident mag nicht Unrecht haben, wenn er die jungen Richter bei jeder sich darbietenden Gelegenheit vor dem Trunke warnte. Wenn aber unter den geschilderten Verhältnissen charakterschwache Naturen dieser Leidenschaft zum Opfer fallen, so ist das doch begreiflich. Die Neigungen und Anlagen der Menschen sind verschieden, und so sondern sie sich schon durch die Berufswahl zu großen Gruppen. Aber auch innerhalb der Berufsstände selbst ist wieder die persönliche Anlage von größter Bedeutung. Während sich aber im freien Erwerbs- und Verkehrsleben des geschäftstreibenden Teiles der Bevölkerung die weitere Gliederung durch das Interesse am eignen Fortkommen fortgesetzt vollzieht, ist bei den Beamten der Wille der Vorgesetzten und ihr Urteil das einzig ausschlaggebende. Mit Recht sollte es daher als die allererste, ja als eine heilige Pflicht der Vorgesetzten betrachtet werden, ihre Untergebenen möglichst gerecht zu würdigen und sie möglichst in solche Stellungen zu bringen, für die sie nach ihrer ganzen Anlage berufen sind. Und doch wird gerade hier außerordentlich oft und schwer gefehlt. Männer im Vollbesitz der ersten Schaffenskraft werden in Flecken angestellt, die allenfalls einem altersmüden Emeriten genügende Beschäftigung gewähren können,

Digitized by Google

die aber für einen arbeitsfrohen Dreißiger Orte der Qual sind; die lebhaftesten und intelligentesten Köpfe, die das unabweisbare Bedürfnis nach geistiger Bethätigung und wissenschaftlicher Fortbildung kundthun, werden in Einöden geschickt, wo sie die einzigen Inhaber einer den täglichen Broterwerb überragenden geistigen Bildung sind; Leute, denen das Schicksal den Segen der Häuslichkeit versagt, werden in Orten untergebracht, die überhaupt nur das Gasthaus und die Kneipe als erträgliche Wohnungsgelegenheit bieten. Kurz, es mangelt so gut wie jegliche Individualisirung, und die Folge davon ist der traurige Rückgang eines großen Teiles des ganzen Standes. Nicht die beklagenswerten Opfer, sondern die betreffenden Zentralstellen und leitenden Persönlichkeiten sollte man dafür verantwortlich machen.

Das allerseltsamste und widerspruchsvollste aber bei diesen Erscheinungen, die nun doch bei der regelmäßigen Wiederkehr ihrer Erwähnung in den Landtagsverhandlungen und in den Zeitungen als notorisch angenommen werden müssen, ist zweierlei: erstens daß offene und freimütige Charaktere, die diese Mißstände schildern und den vorgesetzten Stellen zur Kenntnis bringen, alles andre eher ernten, als Förderung und Dank, sodann daß doch das Ministerium selbst wieder öffentlich zu Vorschlägen zur Erfüllung der Wünsche der Richter auffordert, wie dies noch im Februar vorigen Jahres bei der Gehaltsfrage vom Regierungskommissar im Abgeordnetenhause geschehen ist. Freilich unsers Wissens bis jetzt ohne Erfolg, und in der That möchten wir auch nach den Erfahrungen, die andre Männer bei Besprechung der in diesem Aufsatz behandelten Fragen gemacht haben, dringend abraten, diesem Wunsche zu willfahren.

Wir wenden uns nunmehr dem Teile des Richterstandes zu, der zwar noch nicht etatsmäßig angestellt ist, d. h. Gehalt bezieht, doch im Staatsdienste bereits volle Rechte und Pflichten der Richter hat — nämlich den Gerichtsassessoren. Was wir schon beklagt haben, daß nämlich das Bewußtsein der eignen Würde und Selbständigkeit immer mehr schwinde, ist bei dieser Klasse von Beamten noch viel mehr der Fall. Kann schon die Aussicht auf ein fünf- bis sechsjähriges Warten auf Anstellung nicht gerade charakterbefestigend wirken, so wird diese Zeit für die Ausbildung des innern Menschen geradezu verhängnisvoll, wenn damit ein ununterbrochener Ambitus um die besoldete Beschäftigung, ein ewiges Hoffen und Harren in den Vorzimmern der Vorgesetzten auf die Befürwortung dieses Wunsches verknüpft ist. Daß bei solcher Sachlage von Bildung eigner Anschauungen und Auffassungen nur selten die Rede sein kann, bedarf wohl keiner Darlegung; weiß doch der oft schon in der Mitte der dreißiger Jahre stehende Mann recht gut, daß jede mißfällige Bemerkung zugleich sein Urteil in den Qualifikationsberichten ausmachen kann, die nach jeder kommissarischen Beschäftigung nach oben erstattet werden. Dazu kommt, daß eine viele Jahre hindurch fortgesetzte angeblich (?) völlig

Digitized by Google

überflüssige Beschäftigung, die noch dazu die Arbeitszeit und -Lust nicht ausfüllt, ein Gefühl der Leere erzeugt, das je mit der Bedeutung und dem Werte der Persönlichkeit wachsen muß. Es kommt ferner hinzu, daß in Wirklichkeit nur die unbesoldete Arbeit der fast 2000 Assessoren an vielen Orten die einigermaßen prompte Erledigung aller Geschäfte ermöglicht, da, wie wir schon bemerkten, zahlreiche Gerichte etatsmäßig so schwach besetzt sind, daß sie den regelmäßigen Dienst nicht bewältigen können, wenn nicht anderweite Hilfe zugreift. So kommt es, daß sich immer mehr die Ansicht verbreitet, daß auf diese Weise die definitive Anstellung geradezu künstlich hintangehalten werde. Diese Ansicht findet ja auch ihre Bestätigung, wenn man die Vermehrung der Bevölkerung innerhalb der letzten zwölf Jahre mit der Vermehrung der Richterstellen vergleicht. Sind doch zur Zeit allein bei dem Amtsgericht I in Berlin neben 113 etatsmäßigen Richtern 44 Assessoren thätig, von denen die volle Hälfte nicht vertretungsweise, sondern selbständig organisirte Dezernate und Abteilungen versieht, also Arbeiten leistet, die einzig von etatsmäßig und auf Lebenszeit unabsetzlich angestellten Richtern, nicht von stehenden Hilfsarbeitern erledigt werden sollten, ein Punkt, der sogar verfassungsmäßig im höchsten Grade bedenklich werden kann. Und der neue Etat für 1892/93 weist trotz des nachgewiesenen Notstandes der Rechtspflege in der Hauptstadt sage und schreibe drei (!) neu kreirte Amtsrichterstellen auf, obwohl der Minister erst jüngst wieder Anlaß genommen hat, Beschleunigung bei Erledigung namentlich von Strafsachen zu verlangen. Und was die „Unabhängigkeit" der Gerichte angeht, so mag nur darauf hingewiesen sein, daß am Kammergericht, also einer Art preußischen obersten Landesgerichts, die „Hilfsrichter," die auf Zeit einberufen sind, jedoch absolut unabkömmlichen Senaten zugeteilt sind, sich bereits bald auf Dutzende belaufen. Das sind Dinge, die doch endlich im Landtage zur Sprache gebracht werden sollten, zumal da sie sich bei politischen und verwandten Prozessen doch unter Umständen recht fühlbar machen könnten. Während die Volkszahl der Gerichtssprengel oft um Hunderttausende zugenommen hat, ist die Zahl der Richter entweder dieselbe geblieben oder so unbedeutend vergrößert worden. Daß auch die Besoldung der Assessoren, die mit Kommissorien bedacht werden, im Vergleich zu andern Ressorts und unter Berücksichtigung der Bedürfnisse selbst der einfachsten Lebensführung völlig unzulänglich ist, mag nur nebenher bemerkt werden.

Endlich erheben auch die Referendare berechtigte Klagen. Alles, was bisher gesagt ist, gilt in gewissem Sinne auch von ihnen und vor allem von der Absicht, schon in ihnen nach Möglichkeit jede Selbständigkeit zu unterdrücken. Dazu kommt, daß wirklich juristisch-pädagogisch begabte Richter eine außerordentliche Seltenheit sind, daß fähigere Köpfe unter den Referendaren oft ohne jede gediegene Anleitung bleiben. Und auch daß ihre Kräfte oft zur Ersparung von Gerichtsschreibern ausgenutzt werden, ist ein Mißbrauch, der

Digitized by Google

auf die wissenschaftliche und praktische Ausbildung von nachteiligem Einfluß sein muß.

Im Vorstehenden glauben wir in der Hauptsache die Schäden dargelegt zu haben, an denen die preußische Justiz nunmehr seit bald zwölf Jahren krankt. Es ist der Mangel an Fühlung zwischen den maßgebenden Vorgesetzten einerseits und Publikum und richterlichen Beamten andrerseits, auf den diese Schäden zum guten Teile zurückzuführen sind. Dazu kommt eine unzweifelhaft unglückliche Wahl in der Berufung der maßgebendsten Personen an die höchsten Stellen, ein Mangel, der heute noch viel empfindlicher zu Tage tritt, als unter dem Minister Friedberg. Seit Leonhardt hat das preußische Justizministerium in seinen drei Hauptämtern, dem Minister selbst, dem Unterstaatssekretär und dem Ministerialdirektor, keine schöpferische Persönlichkeit von scharfem und unbefangnem Blick und wirklicher Energie gehabt. Dies macht sich immer fühlbarer. Ganz besonders gilt dies von den so wichtigen Entschließungen in Personenfragen. Dazu kommt, daß in der Zentralstelle augenscheinlich ein Ressortpartikularismus und eine feudale Abgeschlossenheit herrschen, denen für den Zusammenhang zwischen Rechtspflege in sozialen und wirtschaftlichen Fragen fast jegliches Verständnis fehlt. Es möge zum Schluß ein Beispiel dafür angeführt sein. Der Justizminister eines Staates von dreißig Millionen Einwohnern und der höchste Vorgesetzte von mehr als zwanzigtausend Beamten ist für die Gesamtheit dieser Interessenten nun schon seit fast drei Jahren allwöchentlich eine einzige Stunde zu sprechen! Diese Thatsache sagt wohl mehr als hundert Zeitungsartikel. Jede Unmittelbarkeit der Fühlung ist völlig ausgeschlossen: der höchste Justizbeamte ist fast allein auf die Vorträge seiner Räte angewiesen. Zahlreiche Bewerber versuchen daher gar nicht erst eine Sekunde Gehör zu erlangen, sondern tragen bitter und mißmutig ihr wirkliches oder vermeintliches sachliches oder persönliches Unrecht.

Bei dieser Sachlage kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Stimmen immer lauter und lauter werden, die da hoffen und bitten, der höchste Schirmherr des Rechts, der König selbst, möge eingedenk der Überlieferung seiner großen Vorfahren wie andern Zweigen der Staatsverwaltung auch den Zuständen in der Justizverwaltung selbst sein hohes Interesse zuwenden. Die Klagen, die wir zusammenzufassen uns bemüht haben, erschallen von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, Beweis genug, daß das Auge des Staatsoberhaupts auf diese Verhältnisse gelenkt werden muß. Wenn selbst im preußischen Herrenhause ein Mann von der Bedeutung Dernburgs von dem Niedergange des Richteramts sprechen konnte, ohne Widerspruch zu finden, so ist wohl die Zeit zum kräftigen Eingreifen gekommen. Denn heute gilt mehr denn je der Satz: Justitia est fundamentum regnorum.

Digitized by Google

Wandlungen in unserm höhern Schulwesen

Ein Rückblick als Wegweiser für die Zukunft

Die gegenwärtige Bewegung für eine Schulreform, die langsam auch schon an die Universitäten, die konservativsten aller Institutionen, hinantritt, beruht gewiß nicht nur auf der Unzufriedenheit mancher Kreise mit manchen Einzelheiten der bestehenden Verhältnisse, sondern im tiefsten Grunde auf einer Veränderung der Weltanschauung und also auch des Bildungsideals. Daß nun jede Zeit das Recht hat, nach diesem Ideal ihr Unterrichtswesen zu gestalten, ist an sich ein selbstverständlicher Satz, der um so weniger bewiesen zu werden braucht, als jede Zeit nach ihm gehandelt hat. Aber andrerseits hat sich eine wirklich probehaltige Umgestaltung dieser Art jeder Zeit gehütet, mit dem Bestehenden zu brechen, vielmehr sind die Grundlagen der höhern Bildung mit erstaunlicher Zähigkeit festgehalten worden; fast nur das Verhältnis der Bildungsstoffe zu einander und ihre Behandlung hat sich geändert, und immer nur langsamen Schrittes ist die Schule den Strömungen der Zeit gefolgt. Aber sie ist gefolgt, und gewiß, „die Entwicklung der Gesellschaft stellt sich schwerlich an einem Punkte greifbarer dar, als in der jedesmaligen Stellung der gelehrten Schulen zu der Gliederung der Gesellschaft," also überhaupt zur Kulturentwicklung. Im Hinblick auf die gegenwärtige Bewegung wird es daher nicht uninteressant sein, einmal in kurzen Zügen vorzuführen, in wie engem Zusammenhange von den ältesten Zeiten an in Deutschland Schule und Kultur zu einander gestanden haben. So wird sich einerseits manches in der Schulreformbewegung besser erklären, andrerseits sich auch manche ernste Warnung ergeben, und zwar nach beiden Seiten hin.

Von einer Schule kann in Deutschland erst von der Zeit an gesprochen werden, wo die deutschen Stämme dem Christentume gewonnen waren; vorher gab es nur eine häusliche Erziehung, keine Schule. Nun schied sich seitdem die deutsche Gesellschaft des frühern Mittelalters immer schärfer in drei Stände, die allerdings nichts weniger als kastenmäßig abgeschlossen waren, in den Wehrstand, das ist der Adel oder später die Ritterschaft, den Nährstand,

Digitized by Google

die Bauern, und den Lehrstand, die Geistlichkeit, die übrigens, obwohl sie geschichtlich der jüngste Stand war, doch in dieser Gliederung die erste Stellung einnahm. Der Staat wurde ausschließlich vom Adel und von der Geistlichkeit, also auch im Interesse beider regiert. Die Bauern nahmen an ihm einen thätigen Anteil nur in den immer seltneren Fällen, wo sie zum Landesschutze aufgeboten wurden; aber obwohl sie ihre alte Gemeinfreiheit fast überall eingebüßt hatten und meist unter den Schutz mächtiger Grundherren getreten waren, so standen sie doch in diesen sehr verschiedenartigen Abhängigkeitsverhältnissen unter dem sichern Schutze der kirchlichen und adligen Hofrechte, hatten an der Verwaltung ihrer eignen Angelegenheiten einen sehr wesentlichen Anteil und entwickelten eine wirtschaftliche Kraft, der Deutschland die Grundlagen seiner materiellen Kultur und die östliche Hälfte seines gegenwärtigen Nationalgebiets verdankt. Es war eine durchaus gesunde, einfache gesellschaftliche Gliederung, wie sie den wirtschaftlichen Verhältnissen eines Zeitalters reiner, fast verkehrloser Naturalwirtschaft entsprach.

Für Adel und Bauernstand gab es daher auch jetzt noch nur eine häusliche Erziehung, keine Schule. Was der junge Sohn des Edelhofes und des Bauernhauses, die sich beide in ihren Daseinsformen wenig unterschieden, an Bildungsstoffen in sich aufnahm, das war fast ausschließlich auf heimischem Boden gewachsen. Die stark germanisirten Vorstellungen und Glaubenslehren der Kirche, die volkstümlichen Sagen, die fahrende Spielleute von Hof zu Hof trugen, und eine geringe Anzahl von Rechtsbegriffen und Rechtsformeln, die er bei den gerichtlichen Verhandlungen als Beamter oder als Schöffe nicht entbehren konnte, das alles wurde ihm gelegentlich und mündlich vermittelt. Die Kenntnis der Schrift gehörte also keineswegs zu den Bildungsbedürfnissen des Mannes, denn was er fürs Leben brauchte, das war die Wehrhaftigkeit in Wort und Waffen.

Anders die Kirche. Sie war nur ein Glied der allgemeinen Kirche, stand also mitten in einem großen Zusammenhange, in einem zwar schwerfälligen, aber sehr lebhaften Verkehr mit Italien und Frankreich. Diese allgemeine abendländische Kirche aber betrachtete Rom als ihre Hauptstadt, sie sprach lateinisch, sie lebte als Körperschaft nach römischem Rechte, nicht nach dem sehr verschiednen Rechte der Landschaften, sie war die Erbin der lateinischen Litteratur, der christlichen wie der antiken. Also konnte sich die deutsche Geistlichkeit nicht mit den heimischen Bildungsstoffen begnügen, die sie vielmehr grundsätzlich ablehnte, weil sie im tiefsten Grunde heidnisch waren, sie mußte ihrem Nachwuchs eine lateinische Bildung geben. So wurde die deutsche Schule eine Stiftung der römischen Kirche im Anschluß an die Klöster, die Dom- und Kollegiatstifter, ausschließlich auf die Heranbildung der künftigen Geistlichen berechnet und eine lateinische Bildungsstätte. Als Ziel des Unterrichts hielt sie zweierlei fest: die möglichste Beherrschung der lateinischen

Digitized by Google

Sprache in Wort und Schrift, die sobald wie möglich auch Unterrichtssprache wurde, und eine gewisse Kenntnis der lateinischen Litteratur, namentlich der Dichter und Geschichtschreiber, aber wesentlich von dem Gesichtspunkte aus, daß sie Vorbilder für die eigne lateinische Darstellung boten. Dem entsprechend wurden sie nur als rhetorisch-stilistische Kunstwerke behandelt und zergliedert; in die eigentümliche Kultur, aus der sie erwachsen waren, einzudringen war dem Mittelalter schon deshalb ganz unmöglich, weil seine eigne Kultur dafür noch viel zu unreif war, also tief unter der antiken stand. Der Hauptzweck der ganzen kirchlichen Bildung war also rein formell, wie sich schon aus den Gegenständen des Triviums (Grammatik, Rhetorik, Logik) ergiebt. Der höhere Kursus des Quadriviums (Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik) gab dazu eine realistische Ergänzung, eine mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung, die sich zwar thatsächlich auf etwas Rechnen, einige geometrische Sätze und ein paar Formeln zur Berechnung der kirchlichen Feste (Computus ecclesiasticus) beschränkte, aber doch den Bedürfnissen völlig genügte. Sind doch selbst die großartigsten romanischen Dome von geistlichen Baukünstlern und Werkmeistern aufgeführt worden.

So blieb es bis tief ins zwölfte Jahrhundert. Wie die damalige Welt nach der geistlichen Anschauung in ein Gottesreich und ein Reich der Sünde, in die Kirche und die Laienschaft, zerfiel, so standen zwei völlig getrennte Bildungskreise neben einander, der eine national, halb heidnisch, ohne Schrift, der andre römisch, geistlich, litterarisch. Aber sie waren durch die praktischen Interessen so eng mit einander verflochten, daß der innere Gegensatz selten und immer nur stoßweise zum Bewußtsein kam.

Diese naiven Zustände begannen sich zu ändern, als mit der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts der weltfeindliche, rücksichtslose Idealismus der französischen Cluniacenser die praktischen Folgerungen aus jener Weltanschauung zog. Als ein Gottesreich sollte sich die Kirche von der sündigen Welt trennen und sie sich unterwerfen. Für den mittelalterlichen Staat und namentlich für Deutschland, dessen Verwaltung auf der engsten Verbindung des Königtums und der Kirche beruhte, bedeutete das eine Umwälzung ohne gleichen. Für diese Ideen galt es die Geister zu schulen. Daher wichen zuerst in den nordfranzösischen Bildungsanstalten die klassischen Schriftsteller vor moralischen Handbüchern, und die stilistisch-rhetorische Behandlung der Autoren trat völlig zurück hinter der logisch-dialektischen, denn der Zweck war jetzt, die Zöglinge tüchtig zu machen zur verstandesmäßigen Erfassung, Begründung und Verteidigung der Kirchenlehre. Selbst die Grammatik wurde jetzt durchaus als angewandte Logik und als Vorschule für die systematische Behandlung der Logik betrieben. So bildete sich jene eigentümliche Schulsprache, das scholastische Latein, das mit der klassischen Latinität fast nichts mehr gemein hatte, sondern ganz den Bedürfnissen der Zeit angepaßt, daher aber auch

Digitized by Google

eine wirklich lebendige Sprache war, die man wesentlich aus der Praxis, nicht aus Grammatiken lernte. Dies Unterrichtssystem fand dann seine vollständige Durchbildung auf den französischen und englischen Universitäten, die seit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts aus Privatschulen neben, nicht aus den kirchlichen Anstalten erwuchsen, aber allerdings recht eigentlich zur Verteidigung der Kirchenlehre begründet wurden. Obwohl Deutschland erst mehr als ein Jahrhundert später selbständige Hochschulen erhielt, so ergriff doch die französische Scholastik rasch auch die deutschen geistlichen Schulen, denn ihre Lehrer holten mittelbar oder unmittelbar aus Frankreich ihre Bildung; Paris war die große Zentralschule des ganzen Abendlandes.

Zu derselben Zeit bildete sich das Rittertum ebenfalls, nach französischem Muster, als eine Genossenschaft zum Dienste der Kirche, des Lehnsherrn und der Frauen. Aus diesen Anschauungen erwuchs zum erstenmale unter der Herrschaft des Christentums eine reiche Dichtung in der Volkssprache. Doch während die Kirche die Weltflucht predigte, wollte das Rittertum die Weltverklärung. Unmöglich also konnte die Ritterschaft ihrer Jugend eine Erziehung geben, wie sie die geistlichen Schulen boten, vielmehr blieb die ritterliche Ausbildung rein praktisch und schriftlos; die Kenntnis des Schreibens und Lesens, die der einfachste Mönch besaß, galt selbst dem ritterlichen Dichter nicht als unbedingt erforderlich. Dagegen beweist der Eifer, den man auf die Erlernung des Französischen verwandte, daß sich der deutsche Ritterstand als Glied einer allgemeinen abendländischen Genossenschaft fühlte.

Die bisherige wirtschaftliche Isolirung der Nation verschwand unter dem Einfluß derselben Bewegung, die durch das Rittertum hervorgerufen wurde, der Kreuzzüge. Seit der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts trat Deutschland in den Welthandel ein, mit reißender Schnelligkeit gestalteten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse um, die Geldwirtschaft begann die alte Naturalwirtschaft zu verdrängen, es entstand ein selbständiges, freies Handwerk, ein weltumspannender Handel, und der Träger aller dieser Veränderungen wurde ein neuer Stand, das Bürgertum, ihr Schauplatz wurden die Städte unter der Selbstverwaltung ihres kaufmännischen und grundbesitzenden Patriziats. Als das Rittertum von seiner Höhe herabgesunken war, als das Kaisertum und mit ihm die Einheit der Nation zusammenbrach, war mindestens das west- und norddeutsche Bürgertum vollkommen ausgebildet.

Eine verwickelte Verwaltung wie die einer größern Stadt und eine schwierigere kaufmännische Rechnung ließ sich nur schriftlich führen und setzte überhaupt einen höhern Bildungsgrad voraus. Die rein praktische Ausbildung der frühern Zeit genügte also nicht mehr, mindestens die leitenden Elemente des Bürgerstandes bedurften einer gewissen wissenschaftlichen Schulung. Daher entstanden überall da, wo geistliche Anstalten fehlten oder wo das Bürgertum besonders kräftig war, Stadtschulen, d. h. Anstalten nicht unter dem

Digitized by Google

Patronat der Kirche, sondern der Stadt, deren Rat den „Schulmeister“ anstellte und die Schule zunächst für die Stadtkinder bestimmte. Im übrigen galten dieselben Lehrgegenstände und Lehrweisen wie in den geistlichen Schulen, denn die praktische Beherrschung des Lateinischen, die so erzielt wurde, war für die städtische Geschäftsführung ebenso notwendig wie für die staatliche und geistliche. Auch traten diese Schulen meist in enge Verbindung mit der Kirche. Sie nannten sich oft nach einer Stadtkirche, der Kirchendienst gewährte ihren Lehrern einen guten Teil ihres Einkommens und nahm auch die Schüler vielfach in Anspruch, die Lehrer galten als Angehörige des geistlichen Standes und blieben unverheiratet. Da sie höchstens die auf die eigentlichen Fachstudien vorbereitende artistische Fakultät einer Universität durchgemacht und hier das Baccalaureat oder wenn es hochkam den Magistertitel erworben hatten, so ergab sich von selbst, daß sie in ihrer gesellschaftlichen Geltung hinter den Graduirten der sogenannten „obern Fakultäten,“ den Medizinern, Juristen und Theologen, weit zurückstanden und eine untergeordnete Stellung einnahmen, die der Art ihres kärglichen Einkommens und ihrer mühseligen Beschäftigung entsprach. Daß diese Anstalten freilich nicht ganz den Bedürfnissen des Bürgerstandes genügten, das beweist das Aufkommen der sogenannten deutschen oder Schreibschulen, die neben Schreiben, Lesen und Rechnen den schriftlichen Gebrauch der Muttersprache lehrten. Wie wacker sie ihre Aufgabe lösten, beweist vor allem die Ausbildung einer selbständigen städtischen Geschichtschreibung und Dichtung in deutscher Sprache.

So bot das höhere deutsche Unterrichtswesen am Ausgange des Mittelalters etwa folgendes Bild. An der Spitze standen jetzt auch in Deutschland die Universitäten, ohne daß übrigens die Erwerbung eines akademischen Grades oder auch nur akademische Vorbildung für irgend welche öffentliche Stellung (außer für die Ärzte) geradezu gefordert worden wäre, obwohl sie in der Wertschätzung immer höher stieg. Ohne strenge Scheidung von ihnen standen ihnen zunächst die lateinischen Kloster-, Dom- und Stadtschulen, die, die einen für die zukünftigen Geistlichen, die andern für die Bürger, ebenso gut wie die Universitäten keineswegs eine nationale, sondern eine internationale Bildung vermittelten. Aber bereits zeigten sich in den „deutschen Schulen“ die Anfänge einer nationalen Volksschule, allerdings nur für den Bürgerstand.

Diese Gliederung des Unterrichtswesens entsprach den allgemeinen Verhältnissen der Zeit. Die herrschende geistige Macht war noch immer die Kirche; sie drückte daher, wie dem ganzen Leben, so auch dem Unterrichtswesen ihren einheitlichen Stempel auf. Aber dieser Unterricht beschränkte sich nicht mehr, wie in den frühern Jahrhunderten des Mittelalters, auf künftige Geistliche, vielmehr war jetzt das Bürgertum zur litterarischen Bildung übergegangen, obgleich es zwar vielfach eigne Schulen, aber noch keine selbständige Unterrichtsweise hervorgebracht hatte, sondern im wesentlichen die geistliche

Digitized by Google

einfach annahm. Ebenso bedurfte das Reichsfürstentum, je mehr es über die bloße Wahrung des innern und äußern Friedens hinausging und eine umfassende, von festen Mittelpunkten aus geleitete schriftliche Landesverwaltung ausbildete, um so mehr eines wissenschaftlich gebildeten Beamtentums, das sich überwiegend aus dem Bürgerstande ergänzte und seine Fachbildung nur auf den Universitäten erhalten konnte. So wirkten die beiden herrschenden Mächte der Zeit, das Reichsfürstentum und das Bürgertum, bestimmend auch auf die Gestaltung des höhern Unterrichtswesens ein. Adel und Bauernstand blieben von dieser Bewegung noch fast ganz unberührt, soweit sie sich nicht dem geistlichen Stande zuwandten.

So entstand allmählich, zumeist aber durch die Universitäten, eine neue Aristokratie, eine Aristokratie der Bildung, die strebsame Elemente aller Berufszweige in sich aufnahm und auch der Kirche gegenüber eine selbständige Stellung einzunehmen begann. Denn obwohl die Universitäten unter geistlicher Leitung standen, sie beruhten doch auf dem ganz neuen Gedanken, daß die Wissenschaft als solche eine selbständige Macht sei, die ihren eignen Gesetzen zu folgen habe. So bereiteten sie die Überwindung der mittelalterlichen Ordnungen vor, aus denen sie doch hervorgegangen waren.

Freilich, der erste grundsätzliche Angriff auf diese ging keineswegs von ihnen aus, sondern von durchaus unzünftigen Gelehrten, den Humanisten, und erscheint recht eigentlich als ein Kampf gegen die alten Universitäten. Denn mit einer Leidenschaftlichkeit des Hasses, wie er nur in Zeiten des Übergangs auftritt, bekämpften die Humanisten alles, was die Eigentümlichkeit der Lehrmethode und der Lehrgegenstände an den Universitäten ausmachte, ohne eine Ahnung davon, daß sie grundsätzlich mit ihnen auf demselben Boden standen, nämlich auf dem Boden der Anschauung, daß die Wissenschaft ihren eignen Gesetzen folgen müsse, also frei sei. Sie verwarfen die gesamte logisch-dialektische Ausbildung, sie verachteten die mühselig zu erwerbenden akademischen Grade, sie verhöhnten das scholastische Latein, das gewiß nicht klassisch, aber eben deshalb eine lebendige Sprache war; sie wollten statt dessen die römischen und bald auch die griechischen Klassiker und die in ihnen enthaltene freiere, menschliche Lebensauffassung zur Geltung bringen. Aber was sie an ihnen hauptsächlich lehren und lernen wollten, das war doch eigentlich nicht die antike Kultur, sondern das echte Latein an Stelle des verdorbnen mittelalterlichen, die Schönheit und Leichtigkeit der Darstellung in Vers und Prosa, und ihre Erklärungs- und Behandlungsweise unterschied sich von der mittelalterlichen nicht sonderlich, denn sie erörterten den Inhalt des behandelten Buches meist von dem Standpunkte seines Wertes für die Gegenwart aus, knüpften logische Erörterungen an und zergliederten den Text grammatisch und theoretisch. Sie wollten also auch, obwohl viele von ihnen warmherzige und stolze Patrioten waren, keine eigentlich nationale, sondern eine lateinische, internationale

Digitized by Google

Bildung, gerade wie die Scholastik, nur mit andern Mitteln und in andern Formen, sie standen dem eigentlichen Volksleben gerade so fremd gegenüber wie diese, und es bestand eine innere Verwandtschaft zwischen den Bestrebungen der Humanisten und dem wesentlich romanischen Weltreiche Karls V., geradeso wie zwischen der scholastischen Gelehrsamkeit und der das Abendland überspannenden römischen Kirche.

So selbstbewußt daher die Humanisten auftraten, so lebhaft sie sich als die Männer einer neuen Zeit fühlten, sie hätten weder die mittelalterliche Kirche noch das mittelalterliche Unterrichtswesen aus den Angeln gehoben. Beides vermochte erst der religiöse Genius, der tiefe deutsche Gewissensernst des deutschen Volksmannes Martin Luther und zwar mit Hilfe der politisch führenden Mächte in Deutschland, des Fürstentums und des Bürgertums. Er war es denn auch, der rasch die Bedeutung einer Umgestaltung des höhern Unterrichtswesens für sein eignes Werk begriff.

Mit genialem Blicke stellte Luther schon 1523 in jenem Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte in deutschen Landen, das ein geistvoller Schulmann als den Stiftungsbrief der deutschen Gymnasien bezeichnet hat, den höhern Schulen die Aufgabe, durch die Pflege der alten Sprachen, der Geschichte und Mathematik, der Musik und der körperlichen Ausbildung nicht nur Diener der Kirche, sondern auch der Gemeinde und des Staates zu erziehen und eine allgemeine höhere Ausbildung überhaupt zu geben. Doch die Zeit war für sein Ideal nicht reif; hier so wenig wie in der thatsächlichen Gestaltung der evangelischen Kirche wurde es verwirklicht, und das politische Ergebnis der Reformationszeit war für Deutschland nicht der nationale, sondern der ständisch-territoriale, konfessionell geschlossene Staat. In ihm herrschten der Adel, die städtischen Patriziergeschlechter und die lutherische oder die katholische Geistlichkeit über die Massen der Bauern und der zünftigen Handwerker; er stellte demnach eine lose Verbindung fürstlicher Domänen, adliger oder kirchlicher Güter und städtischer Gebiete dar, über denen sich eine schwache landesherrliche Gewalt erhob. Das einst so starke, noch in der Reformationszeit so kräftige Nationalgefühl war in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts im Absterben, seitdem der politische Zerfall und der kirchliche Zwiespalt die Nation von jeder gemeinsamen Teilnahme an der großen europäischen Politik ausschloß; das geistige Leben beherrschte auf der einen Seite die bald in scholastische Erstarrung versinkende lutherische Theologie, auf der andern der Jesuitismus und in beiden Lagern das römische Recht. Mit Verachtung schauten diese „Gelehrten“ auf das Leben des Volkes und auf alles Volkstümliche herab, die nationale Litteratur verkümmerte. Diesen Zuständen entspricht genau, was die höhern protestantischen Schulen damals waren und leisteten. In engster Verbindung mit der Kirche, wie vielfach bisher, daher auch oft in alten kirchlichen Gebäuden untergebracht und mit kirchlichen

Digitized by Google

Gütern oder Einkünften ausgestattet, mit Ausnahme etwa der sächsischen Fürstenschulen und der württembergischen Stiftsschulen überwiegend städtischen Patronats, daher jede auf sich selbst gestellt, obwohl eine fast unbeschränkte, auch durch die Staatsgrenzen keineswegs beengte Freizügigkeit der Lehrer sie immer wieder unter sich verband, hatten sie die künftigen Geistlichen und Lehrer, Richter und Verwaltungsbeamten zu bilden, überhaupt alle aufzunehmen, die über bloße Elementarkenntnisse hinausstrebten. Da nun zwar der deutsche Staat und die evangelischen Landeskirchen damals schon deutsch sprachen, die Wissenschaft sich aber noch ganz, der diplomatische Verkehr wenigstens zum großen Teile des Lateinischen bediente, überdies als Quellen des Wissens ausschließlich noch die Alten galten, so war eben das damalige Gymnasium reine Lateinschule, es verfolgte als wichtigsten, fast ausschließlichen Zweck nicht etwa die Einführung in die antike Kultur, deren geschichtliches Verständnis dieser Zeit ja noch gänzlich abging, sondern die praktische Übung im Latein, es wollte lateinisch schreibende Gelehrte, Redner und Dichter bilden, ganz wie im Mittelalter, nur mit dem Unterschiede, daß diese Übungen jetzt mit bessern Lehrbüchern und auf Grund der Lektüre der klassischen Schriftsteller selber betrieben wurden. Das Griechische wurde nur des Neuen Testaments halber gelehrt. Die Muttersprache war ausgeschlossen, selbst ihr Gebrauch in der Schule geächtet, die Realien kamen kaum in Betracht, denn sie waren in der That noch nicht so weit in sich selber gefestigt und geordnet, daß sie als Bildungsmittel hätten Verwendung finden können. So stellte z. B. Jakob Sturm in Straßburg seine Schule hin. Die Abgrenzung nach der Universität hin wurde schärfer; die Gelehrtenschule, oft schon Gymnasium genannt, übernahm dabei aber einen guten Teil dessen, was früher die artistische Fakultät geleistet hatte. Diese protestantische Lateinschule war thatsächlich die Einheitsschule für die höhern Stände, auch für den Adel, der sich jetzt mehr und mehr der wissenschaftlichen Bildung zuwandte, und sie war es in noch höherm Grade als die mittelalterliche, denn entsprechend dem evangelischen Kirchenbegriff war im protestantischen Deutschland jeder Unterschied zwischen der Ausbildung der Geistlichen und der Laien aufgehoben, und zwar für immer, eine der bedeutsamsten und folgenreichsten Umgestaltungen, die die Reformation bewirkt hat. Anders im katholischen Deutschland. Die Jesuiten, die hier seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Erziehung der höhern Stände in die Hand nahmen, bauten ihre Schule ganz auf dieselben Grundsätze, wie Johann Sturm, aber sie dehnten die geistliche Schule auch auf die Laien aus und erzogen sie ausschließlich oder vor allem zu Söhnen der Mutter Kirche, nicht zu Bürgern eines bestimmten Staates, eine ganz folgerichtige Fortbildung der katholischen Idee. Überlegen blieb das protestantische Deutschland in der Volksschule, deren Begründung sich mit Notwendigkeit aus dem evangelischen Kirchenbegriffe ergab. Nur in ihr kam die nationale Tendenz Luthers zu wirklicher Entfaltung.

Digitized by Google

Die Trennung des Volkes in Gelehrte und Ungelehrte, die diese Bildung zwar nicht begründete, aber verschärfte, trug mit die Schuld an der schrecklichen Katastrophe des siebzehnten Jahrhunderts.

Der dreißigjährige Krieg brachte das ganze Leben der Nation zum Stillstand und warf sie den Fremden unter die Füße. Aber er vernichtete nicht ihre zähe Lebenskraft. Der ständische Unterbau des Staates blieb unverändert, doch über dem verarmten Adel, den herabgekommenen Städten, den mißhandelten Bauern, über diesem ganzen zertretnen und verschüchterten Geschlecht erhob sich das Fürstentum vielfach zu höherer Macht; neben die verknöcherte ständische und städtische Verwaltung stellte es eine streng monarchische und schuf damit die Grundlagen zur modernen Staatseinheit. In gesteigerter Selbstsucht stehen sich diese Einzelstaaten gegenüber, doch die Nation erwehrt sich trotzdem der Franzosen und Osmanen, der Schweden und Polen. Das französische Übergewicht freilich vermag sie erst am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts im Bunde mit halb Europa zu brechen, und dauerhafter als die Macht des bourbonischen Königtums erweist sich die der französischen Kultur. Die Bildung der Höfe und des Adels wird in Deutschland französisch, das Französische wird die Sprache des diplomatischen Verkehrs und hie und da sogar der Wissenschaft, in Anlehnung an französische und holländische Muster sucht die verkümmerte deutsche Dichtung ihr Heil. Damit verbindet sich eine tiefgreifende Umgestaltung des gesamten geistigen Lebens. Das Naturrecht bricht den Bann des überlieferten Rechtes, der Pietismus macht die Religion aus einem Tummelplatze dogmatischer Spitzfindigkeiten und erbitterter Polemik wieder zu einer Sache des Gemütes, zunächst in den westeuropäischen Ländern entfaltet sich eine neue selbständige Philosophie und Naturwissenschaft, und in den lateinischen Panzer der Universitätsgelehrsamkeit schlägt ein Leipziger Professor, Christian Thomasius, die erste Bresche.

Das alles drang unwiderstehlich auf die alte Lateinschule ein. Schon am Anfange des Jahrhunderts hatten vereinzelte Reformer, wie Ratich und Comenius, die Berücksichtigung der Muttersprache und der Realien und die lebendige Anschaulichkeit des Unterrichts gefordert, der Pietismus folgte ihnen und gestaltete praktisch namentlich die Volksschule um. Das Ideal der höhern Ausbildung war jetzt nicht mehr der Gelehrte, sondern der Weltmann, der galant homme, der in den neuern Sprachen ebenso bewandert sein mußte wie in der Naturwissenschaft und Philosophie und für alles ein offnes Auge haben sollte. Alle diese Bestrebungen ließen den Kern des Unterrichts der Lateinschulen, das Latein, noch unberührt, nur einzelne Rektoren betonten bereits, besonders mit Rücksicht auf den Adel, die neuern Sprachen, und der eine oder andre von ihnen suchte wohl gar dem ganzen Unterricht einen weltmännisch-praktischen, ja encyklopädischen Charakter zu geben. Wo das nicht

Digitized by Google

gelang, da bildeten sich gesonderte „Ritterakademien," und bereits regte sich der Gedanke der „Realschule."

Kein Zweifel: trotz aller Rückschläge und Verluste war die Nation wieder im Aufstreben, und sie fühlte das: Ereignisse, wie die Wegnahme Straßburgs oder die Verwüstung der Pfalz, erregten durch ganz Deutschland leidenschaftliche Entrüstung. Aber über die Wege, die zu einer Erneuerung der verfallnen Reichsordnung führten, bestand keinerlei feste Meinung, und als Friedrich II. mit der Begründung der preußischen Großmacht die Grundlage für diese Neugestaltung schuf, da fehlte den Zeitgenossen das historische Verständnis dieser Thatsache um so mehr, als der große König sein Werk im feindlichen Widerspruche mit den alten Reichsordnungen und im heftigen Kampfe mit halb Deutschland aufrichtete und verteidigte. Auch die Kräftigung des deutschen Selbstbewußtseins knüpfte sich ausschließlich an die Bewunderung seiner Persönlichkeit, sie war deshalb vorübergehend und nicht allgemein. Die Deutschen als solche hatten noch immer kein Vaterland, und Lessing war völlig im Rechte, wenn er ihnen noch nach dem siebenjährigen Kriege die Bezeichnung einer „Nation" rundweg absprach. Inmitten nun dieses von alten und neuen Gegensätzen zerklüfteten Volkes erhob sich eine neue Form oder vielmehr eine neue Auffassung der Monarchie. Für sie war das Fürstentum nicht nur und nicht vorzugsweise, wie im vorhergehenden Jahrhundert, ein Inbegriff von Rechten, sondern von Pflichten. In solcher Auffassung schuf sie Großes mit einem zweckmäßig geschulten und musterhaften Beamtentume, das sich als ein geschlossener Stand fühlte, aber die besten Kräfte aller Bevölkerungsklassen in sich aufnahm. Sie verhinderte die völlige Knechtung des Bauernstandes und bereitete seine zukünftige Befreiung vor, sie ermöglichte durch ihre energische und planvolle Volkswirtschaftspolitik die Entstehung eines wohlhabenden bürgerlichen Mittelstandes, der freilich am Welthandel noch keinen selbständigen Anteil zu gewinnen vermochte, sie zwang alle Stände unbedingt unter den Willen des Staates, ja sie schrieb jedem seine Aufgabe gebieterisch vor, verlangte von jedem Einzelnen nur Gehorsam und Arbeit, sie erzog also den Staatsangehörigen nur zu einem Unterthanen, einem Privatmenschen, durchaus noch nicht zum Staatsbürger. Sie stand dabei unter der Herrschaft einer ganz bestimmten theoretischen Anschauung, die ihr als „Aufklärung" schlechtweg erschien. Die ganze Zeit glaubte an Ideale, die ein für allemal, für alle Völker, Zeiten und Kulturstufen giltig seien, an eine Vernunftreligion und ein Vernunftrecht. In diesem Glauben räumte sie vielfach radikal auf mit den überlebten Resten der Vergangenheit, die ihr als sinnlos und unberechtigt erschienen, und eine Menge schwerer Übelstände wurde so beseitigt, ein natürlicher und gesunder Rückschlag eingeleitet. Freilich verfuhr diese aufgeklärte Staatskunst durch und durch despotisch, sie entbehrte jedes Verständnisses historischer Entwicklung und volkstümlicher Eigenart, sie stellte nur zu oft die

Digitized by Google

trodne Nützlichkeit obenan. War es ein Wunder, wenn die Unterthanen, und zumeist die höchstgebildeten, die von jeder selbstthätigen Teilnahme am Staatsleben ausgeschlossen waren, diesem Staate durchaus gleichgiltig und verständnislos gegenüberstanden, ja wenn sie sich von ihm widerwillig abwandten als von einer zwar notwendigen, aber lästigen und geistlosen Zwangsanstalt?

So erwuchs die neue Bildung nicht eigentlich in diesem neuen Staate, sondern neben dem neuen Staate, auf dem Boden eines idealen Weltbürgertums und der griechischen Antike, die eben damals Winckelmann und Lessing zu neuem Leben erweckten. Sie faßte den Menschen, allerdings im schärfsten Gegensatze zu der straffen Bürgertugend des Griechentums, die sie unbeachtet ließ, nicht als Glied eines großen Ganzen, sondern als Einzelwesen, sie sah demnach ihr höchstes Ziel in der allseitigen harmonischen Ausbildung der freien Persönlichkeit zur „Humanität." Als der ideale Typus der Menschheit aber erschien den begeisterten Verkündigern des neuen Ideals, einem Herder, Goethe, W. v. Humboldt, das griechische Volk; der Deutsche sollte zum Hellenen werden, um Mensch zu sein.

Dem vereinigten Drängen dieser Mächte wich die alte Lateinschule. Wie sie im vorhergehenden Jahrhundert besondre Anstalten für die Ausbildung des Adels neben sich hatte entstehen sehen, so versuchte jetzt der aufstrebende bürgerliche Mittelstand zunächst in Preußen die seinen praktischen Bedürfnissen entsprechende Schule zu schaffen, die Realschule (zuerst 1747 in Berlin). Aber damit nicht genug. Es entsprach nur dem unhistorischen Charakter der „Aufklärung," wenn in dieser Zeit der erste Gedanke an eine radikale Schulreform auftauchte. Nach Rousseaus Vorbilde wollte Basedow in seinem Philanthropinum den, wie er annahm, von Natur guten Menschen im engsten Anschluß an die „Natur" durch liebevolle Anleitung zum Weltbürger erziehen, und in der That fand er in weiten Kreisen jenen lauten Beifall, der stets radikale Vorschläge zu begleiten pflegt. Doch die Flut wich rasch zurück, denn die Gelehrtenschulen fanden in sich selber die Kraft, sich zu verjüngen, indem sie das neue humanistische Ideal aufnahmen, zuerst in Sachsen. Gesner, Ernesti, Heyne, Voß stellten zuerst das neue Ziel des klassischen Unterrichts fest: Wir lesen die alten Schriftsteller nicht mehr hauptsächlich, um sie in ihrer eignen Sprache nachzuahmen, sondern um an ihnen Urteil und Geschmack zu bilden und uns für ähnliche Hervorbringungen in der eignen Sprache zu befähigen. Sie gaben deshalb der griechischen Sprache einen etwas breitern Raum und gewährten auch den Realien eine wenn auch noch immer recht bescheidne Stellung.*)

*) Der Stundenplan eines kursächsischen Gymnasiums sah z. B. 1775 so aus: in I von 31 Stunden 8 Religion, 14 Latein, 3 Griechisch, 2 Hebräisch, 1 Geschichte, 1 Geographie, 1 schriftliche emendatio (wohl auch Latein); in II von 30 Stunden 10 Religion, 14 Latein, 2 Griechisch, 1 Deutsch, 3 schriftliche emendatio; also waren in I 15, fast 50 Prozent, in II fast 57 Prozent aller Stunden dem Latein gewidmet.

Digitized by Google

Und das alles war jetzt nicht mehr nur abhängig von dem Willen einzelner Männer, vielmehr griff jetzt zum erstenmale der Staat mit allgemeinen Vorschriften regelnd ein, in Sachsen mit der Ernestischen Schulordnung vom Jahre 1773, in Preußen 1779. Auf dieser Entwicklungsstufe traf unser Volk die Napoleonische Zwangsherrschaft. Was hatte dies weltbürgerliche, durch und durch unpolitische, genietrunkene Geschlecht diesem Weltreiche eines genialen Gewaltherrschers innerlich entgegenzusetzen? Und welche ungeheure Wandlung wurde ihm zugemutet, wenn es sich losringen sollte! Aus den goldnen Wolken dichterischer Gebilde sollte es wieder hinabsteigen auf die düstre, blutige Erde, die eigne freie Persönlichkeit sollte es als den bescheidnen Bruchteil seines Volkes auffassen, von dem sich kein Glied lösen könne noch dürfe, und sie wohl gar der harten Zucht des Heeres unterwerfen! Doch nur in Preußen und einigen andern Teilen Norddeutschlands vollzog sich wirklich diese Wandlung, und alle antike Heldengröße schien erreicht oder übertroffen, als Deutschlands beste Mannes- und Jugendkraft in unvergeßlichen Kämpfen „das Höllenjoch, das von Eisenerz geprägt," in Splitter schlug.

Fortan war der vaterländische Gedanke ein unverlierbares Erbteil der gebildeten deutschen Jugend, und vielleicht wurde er umso wärmer von ihr erfaßt, je weniger er sich zunächst verwirklichen ließ. Dafür gestalteten allmählich die deutschen Einzelstaaten ihre Verwaltung völlig neu durch die Verbindung strenger Staatseinheit mit bürgerlicher Selbstverwaltung und einer wirksamen Volksvertretung, sie beseitigten die rechtlichen Standesunterschiede und befreiten den Bauernstand, sie schufen mit dem allen die Grundlage für einen mächtigen wirtschaftlichen Aufschwung, wie er dann seit der Begründung des Zollvereins und der schnell wachsenden Verwendung der Dampfkraft für Handel und Verkehr wirklich eintrat. Die Führung in diesem neuen Staatswesen aber behauptete nicht mehr ein geschlossener Stand, sondern eine aus allen Berufsklassen sich beständig ergänzende Aristokratie der Bildung.

Diese suchte und fand ihre Vorbildung zunächst wesentlich noch in der neuen Gelehrtenschule, die deshalb jetzt allerorten der Staat, ohne überall ihre Verwaltung selbst zu übernehmen, durch einheitliche Gesetzgebung regelte. Er stand dabei unter dem Einfluß der an den Universitäten glanzvoll aufblühenden deutschen Wissenschaft. Durchaus historisch-empirisch, auf die Erkenntnis der Thatsachen und nicht zuletzt auf die liebevolle Vertiefung in das eigne Volkstum gerichtet, verwandelte sie auch das Wissen vom Altertum in die Altertumswissenschaft. Von der Höhe des Ideals rückten damit die antiken Völker in den Rahmen der allgemeinen menschheitlichen Entwicklung, und in ihren Schriftstellern sah man nicht mehr so sehr unsre Lehrer, als die Gegenstände wissenschaftlicher Erkenntnis. Aber der neue Humanismus erhielt davon neuen Antrieb. Auf den Grundlagen, die F. A. Wolf gelegt hatte, baute sich das neue deutsche Gymnasium auf, wie es sich in den zwanziger und

Digitized by Google

dreißiger Jahren in Preußen unter der Verwaltung von Johannes Schulze und darnach überhaupt in den deutschen Staaten gestaltete. Es lehrte die alten Sprachen als das vorzüglichste Mittel zu formaler, d. i. logischer Bildung und wollte durch sie einführen in die antike Kultur als eine in sich abgeschlossene, harmonisch ausgebildete Welt, es verband damit die Einführung in die vaterländische Litteratur und in eine moderne Sprache, in Geschichte, Naturwissenschaften und Mathematik, es beschränkte endlich die lateinische Unterrichtssprache auf die Verwendung bei der Interpretation und bei den Disputationen. Es that damit einen weitern Schritt auf der Bahn der Modernisirung und Verdeutschung, aber es geriet in einen innern Widerspruch, wenn es mit der starken Vermehrung des jetzt sehr verschiedenartigen Lehrstoffs und mit der veränderten Behandlung der alten Sprachen und Schriftsteller die freie schriftliche und mündliche Beherrschung mindestens des Lateinischen verbinden wollte, und dies in einer Zeit, wo die sozusagen naive Anwendung dieser Sprache, wie sie noch das achtzehnte Jahrhundert geübt hatte, durch die immer tiefer eindringende philologische Kritik des antiken Sprachgebrauchs mehr und mehr unmöglich gemacht wurde und die geistige Lebensluft immer weniger diese Stilübungen trug. Trotzdem blieb dies so umgestaltete Gymnasium nicht nur die Vorschule für die Universitäten, sondern überhaupt die Einheitsschule für alle höhern Berufsarten, die irgendwelche wissenschaftliche Vorbildung erforderten, und zwar besonders infolge des Berechtigungswesens, das sich vor allem in Preußen daran schloß. Daher trat eben hier eine ungesunde Vermehrung der Gymnasien, zumal in kleinen Städten, ein.

Aber ein bürgerlicher Mittelstand, der in dem immer schärfer angespannten, wirtschaftlichen Wettbewerb aller Völker leistungsfähig bleiben wollte, konnte unmöglich die große Masse seiner Söhne einen Bildungsweg gehen lassen, der für den Übergang ins praktische Leben zu lang und zu stark mit fremdartigem Wissensstoff beladen war. Ebensowenig konnte er sich freilich jetzt mit der elementaren Schulung begnügen, die früher genügt hatte. Die Folge war, daß sich, abgesehen von den verschiedenartigsten Fachschulen, höhere Bürgerschulen oder Realschulen ausbildeten, die auf die Aneignung einer antiken Sprache, also auf wirklich wissenschaftliche sprachliche Ausbildung verzichtend, sich wesentlich auf moderne Sprachen und deutsche Litteratur, Mathematik und Naturwissenschaften begründeten und diesen Bildungsgang in einem Lebensalter abschlossen, das den unmittelbaren Übertritt zu einem höhern praktischen Berufe gestattete. Da diese Anstalten aus den Bedürfnissen des Bürgerstandes hervorgingen, so wurden sie selbstverständlich nicht Einrichtungen des Staates, sondern der Stadtgemeinden, doch gab ihnen der Staat — in Preußen seit 1832 — eine feste gesetzliche Grundlage und wahrte sich die Oberaufsicht. Darüber hinaus aber strebten bald Anstalten, die in der Dauer ihres Lehrganges den humanistischen Gymnasien gleichkamen und zu den

Digitized by Google

beiden modernen Sprachen noch das Latein fügten, um mit der mehr auf die Vorbereitungen für das praktische Leben gerichteten Bildung der Realschulen ein humanistisches Element zu verbinden, das ihre Bildung als eine der gymnasialen sich nähernde, ebenfalls allgemeine hinstellen sollte, ohne daß sie allerdings noch den Anspruch erhoben, ihre Zöglinge zur Universität entlassen zu dürfen. Das preußische Regulativ vom 1859 bezeichnete sie als Realschulen erster Ordnung im Gegensatze zu den sechsklassigen Realschulen zweiter Ordnung ohne Latein; anderwärts — so in Sachsen — begnügte man sich noch mit den letztern und schloß sich erst nach der Umwälzung von 1866 den preußischen Einrichtungen allmählich an.

Diese entscheidende politische Umgestaltung und die Neugründung des deutschen Reiches mußte auch das höhere Bildungswesen mächtig beeinflussen, äußerlich und innerlich. In äußerer Beziehung blieb zwar das gesamte Unterrichtswesen der Reichsgesetzgebung und der Reichskompetenz entzogen, indem aber das preußische Berechtigungswesen auf ganz Deutschland ausgedehnt wurde, mußten sich die Lehrziele überall einheitlicher gestalten. Wichtiger waren die innern Wandlungen. Auf Grund der übermächtig angewachsenen exakten Wissenschaften, deren Methode alle andern Wissenszweige jetzt ebenso durchdrang, wie in den Tagen der Scholastik die formale Logik, hatte sich eine neue Weltanschauung ausgebildet. Ihr erschienen die humanistischen Bildungsmittel als veraltet, die modernen, d. h. die mathematisch-naturwissenschaftlichen, als mindestens ebenbürtig, wenn nicht als höher oder gar als allgemein berechtigt. Zugleich forderte das gehobene Nationalgefühl für die heimischen Bildungsmittel eine größere Geltung neben den antiken, die plötzlich von dem ganz neuen, früher kaum jemals aufgestellten Gesichtspunkte des fremden, ausländischen betrachtet wurden. Und aus all der Gährung heraus hob sich mit wachsender Bestimmtheit ein neues Bildungsideal. Das bisherige Ideal war der gelehrte, der „studirte" Mann gewesen, der seinem Berufe lebte und der eben auf der Gelehrtenschule seine Vorbildung empfing; das moderne Ideal ist nicht mehr der Gelehrte, sondern der gebildete, weltgewandte Bürger seines Staates und seiner Nation, der allen öffentlichen Angelegenheiten mit Verständnis zu folgen, unter Umständen thätigen Anteil daran zu nehmen vermag. Man hat das wohl auch so ausgedrückt: das Ideal des gebildeten Deutschen sei der Reserveoffizier, und ein Körnchen Wahrheit liegt ja darin.

So ergab sich ein ganz neuer Gesichtspunkt. Wenn sich bis jetzt die realistische Bildung damit begnügt hatte, selbständige Anstalten zu schaffen, so erhoben ihre Vertreter jetzt mit steigendem Nachdruck den Anspruch auf innerliche und äußerliche Gleichberechtigung der humanistischen und realistischen Schulen. Und gewiß, war es nicht eine Unbilligkeit, den Zöglingen der Realschulen, die denselben neunjährigen Kursus zurückgelegt hatten wie die

Digitized by Google

der Gymnasien, so ungleich weniger Aussichten zu eröffnen als diesen? Und konnte nicht behauptet werden, daß diese Realschulen für neuere Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften sogar eine bessere Vorbildung gewährten als die Gymnasien? Der Staat gab diesen Erwägungen Recht, indem er 1870 die Zöglinge der neunklassigen Realschulen zu dem Universitätsstudium dieser Fächer zuließ. Aber er ging noch weiter. Im Jahre 1882 stellte er die Realschulen erster Ordnung als Realgymnasien mit einer Verstärkung des Latein neben die humanistischen Gymnasien und gab ihren Lehrern denselben Rang. Damit erkannte er grundsätzlich die Gleichberechtigung der beiden Bildungswege an. Aber indem er den Abiturienten der Realgymnasien die Pforten der Universität nicht wesentlich weiter aufthat als bisher, stellte er ein Verhältnis her, das vielen durchaus widerspruchsvoll erschien und der Forderung, den Realgymnasiasten mindestens noch das Studium der Medizin freizugeben, nur neue Nahrung gab.

Der augenblickliche Stand der Dinge ist also der: Nebeneinander stehen zwei gymnasiale Anstalten, beide mit neunjährigem Lehrgange, beide mit Latein, das bei beiden als Grundlage für allen fremdsprachlichen Unterricht behandelt wird, beide mit wenig verschiednen Unterrichtszielen in den exakten Fächern und in den Realien, das humanistische Gymnasium von dem Realgymnasium unterschieden durch den Betrieb des Griechischen, wofür das Realgymnasium das Englische setzt. Beide erheben den Anspruch, eine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung zu vermitteln. Die lange festgehaltene Einheit dieser wissenschaftlichen Vorbildung ist also grundsätzlich und thatsächlich aufgegeben, aber beide Anstalten haben so wichtige Grundlagen gemeinsam, haben namentlich den Zusammenhang mit der altsprachigen Grundlage aller höhern Bildung, dem Latein, so entschieden festgehalten, daß das, was sie einigt, stärker ist, als das, was sie trennt, nur daß eben die eine mehr die — kurz gesagt — sprachlich-historischen, die andre die modernen Bildungsmittel betont. Unter ihnen stehen „lateinlose“ Schulen mit verschieden bemessener Kursusdauer, die gar nicht die Vorbereitung für wissenschaftliches Studium, sondern unmittelbar für das praktische Leben anstreben, demnach, sie mögen Realschulen oder anders heißen, mit dem modernen Realgymnasium innerlich nichts gemein haben, als den ersten Bestandteil ihres Namens. Diese Gestaltung der Dinge entspricht genau den allgemeinen Kulturverhältnissen: dem mächtigen Aufschwunge der naturwissenschaftlich-mathematischen Fächer und dem Aufstreben eines bürgerlichen Mittelstandes, der die Führung auf wirtschaftlichem Gebiete besitzt, in den Parlamenten sich zu den liberalen Parteien organisirt hat, eine oft äußerst verwickelte städtische Verwaltung leitet und an der Rechtsprechung wie an der Kirchenverwaltung einen bedeutenden Anteil gewonnen hat. Die gegenwärtige Gliederung des höhern Unterrichtswesens ist also ganz organisch erwachsen und kann daher nicht willkürlich geändert werden.

Digitized by Google

Neben diesen innern Wandlungen haben sich aber auch die äußern Verhältnisse gründlich umgestaltet. Bis vor wenigen Jahrzehnten befanden sich die Gymnasien meist noch in denselben wenig veränderten Räumen, die ihnen einst das sechzehnte Jahrhundert eingeräumt hatte, oft in engen Straßen oder hinter einer hohen, Licht und Luft versperrenden Kirche, in niedrigen Zimmern mit kleinen Fenstern, engen Gängen und Treppen, dumpfigen Höfen, und die Ausstattung mit Bibliotheken, Sammlungen und Anschauungsmitteln war meist dürftig genug. An die Stelle dieser längst ungenügenden Räumlichkeiten sind seit zwanzig bis dreißig Jahren fast überall stattliche, oft prächtige Neubauten getreten, für genügende Unterrichts- und Studienmittel ist gesorgt, und nicht wenige Anstalten besitzen ausgedehnte Spiel- und Turnplätze. Ebenso hat sich die Stellung der Lehrer verändert. Bis in die ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts hinein waren sie teilweise angewiesen auf das Schulgeld, auf Einkünfte aus dem Kirchendienst, auf kleine Naturalleistungen und auf Gehalte, die auch damals nicht als reichlich gelten konnten. Von der Welt hatten die meisten wenig gesehen, und die wenigsten kamen jemals über die Stadt ihrer Wirksamkeit weit hinaus. Daher war in der öffentlichen Meinung der herrschende Typus des Gymnasiallehrers der unbeholfene, linkische Pedant, der sich in seine eigne abgelegne Gedankenwelt einspann, bis er sie beinahe für wirklicher hielt als die ihn umgebende Wirklichkeit, und der im öffentlichen Leben oder in der Gesellschaft kaum zu verwenden war. Es ist der Typus, der in den „Fliegenden Blättern" noch heute sein schattenhaftes Dasein fristet. Gewiß gedieh in diesem stillen Leben viel tüchtiges Wissen, viel treuer Fleiß und eine opferwillige Hingebung, um die wir jene Zeit unsrer Väter und Großväter vielleicht beneiden können, und gewiß gab es damals eigenartige, selbständige, wuchtig wirkende Lehrernaturen in größerer Anzahl als heute, aber an der öffentlichen Schätzung des Lehrerstandes wurde dadurch wenig geändert. Heute sind alle jene unwürdig und anstößig gewordnen Einnahmequellen beseitigt, die längst fixirten, wenngleich noch keineswegs reichlich bemessenen Gehalte geben dem Lehrerstande eine größere Unabhängigkeit von gewissen Rücksichten, als er sie jemals früher genossen hat, Weltkenntnis und Welterfahrung sind ungleich größer geworden, und auch von dem äußern Auftreten des Gymnasiallehrers wird heute vorausgesetzt, daß er, um einen englischen Begriff anzuwenden, ein Gentleman sei, schon um der Jugend willen, die er nicht nur unterrichten, sondern auch erziehen soll. Das alles entspricht durchaus der mächtig gehobnen Lebenshaltung aller Stände und nicht zum wenigsten der Thatsache, daß das Studium in der philosophischen (artistischen) Fakultät nicht mehr wie im Mittelalter nur eine für die Fachwissenschaften vorbereitende Bildung gewährt, sondern ebensogut wie das der frühern „obern" Fakultäten ein selbständiges Fachstudium geworden ist, seitdem das, was früher artes liberales hieß, wesentlich auf die Gymnasien

Digitized by Google

übergegangen ist. Mit demselben Rechte, wie heute an den Universitäten die Professoren der philosophischen Fakultät denen der andern im Range durchaus gleichstehen, kann der moderne akademisch gebildete Gymnasiallehrer, dessen sittliche Verantwortlichkeit wahrhaftig schwer genug wiegt, fordern, daß er nicht geringer geschätzt werde, als der Jurist oder der Arzt. Wo das noch nicht geschieht, da ist das noch die innerlich unberechtigt gewordene Nachwirkung eines längst überwundenen Zustandes.

Freilich fehlt offenbar noch viel, daß eine allgemeine Zufriedenheit mit dieser Gestaltung des höhern Schulwesens herrschte. Das Gegenteil ist der Fall, und auch die Berliner Konferenz im Dezember 1890, die deshalb berufen wurde, hat daran nichts geändert, sie ist überhaupt trotz alles Geistes und aller Erfahrung, die sich in ihr vereinigten, zu keinem eigentlich greifbaren Ergebnisse gelangt. Innerhalb des humanistischen Gymnasiums hat sich mit voller Schärfe herausgestellt, daß das alte Ziel des klassischen Sprachunterrichts, die Beherrschung des Lateinischen in Wort und Schrift, thatsächlich bereits aufgegeben und also auch grundsätzlich aufzugeben ist zu Gunsten eines tiefern Verständnisses der Klassiker, und daß deshalb das Griechische in den Oberklassen dem Lateinischen ebenbürtig zur Seite zu treten hat. Damit ist an die Stelle des formalen Prinzips im wesentlichen das sachliche getreten. Aber es machen sich auch bereits gewichtige Stimmen geltend, die den allgemeinen Bildungswert der Mathematik in der bisherigen Ausdehnung des Betriebes bezweifeln und zu Gunsten der weit überwiegenden Mehrzahl aller Schüler eine Entlastung in dieser Beziehung fordern, weil die erst seit einigen Jahrzehnten erhobne Forderung einer gleichmäßigen Ausbildung in den sprachlich-historischen und in den exakten Fächern zugleich eine drückende Schablone sei. Andrerseits kehrt sich die moderne realistische Strömung gegen die humanistischen Gymnasien überhaupt, sei es, weil ihre Wortführer wirklich von der Verwerflichkeit dieses ganzen Bildungsganges überzeugt sind, sei es, weil sie von der mehr taktischen Ansicht ausgehen, daß jeder Schlag gegen das humanistische Gymnasium ein Schlag für das Realgymnasium sei. Dazwischen drängt sich ein rein äußerlicher Gesichtspunkt, das Verlangen nämlich, daß, um den Übergang von der einen Anstalt zur andern zu erleichtern, und zwar nicht nur zwischen dem humanistischen und dem Realgymnasium, sondern auch zwischen diesen und den Realschulen, um also die Notwendigkeit für die Eltern, die Entscheidung über die Wahl des Berufes ihrer Söhne möglichst weit hinauszuschieben, ein so einheitlicher Unterbau für alle höhern Anstalten etwa nach schwedischem Muster hergestellt und somit der fremdsprachige Unterricht mit den modernen Sprachen begonnen werde. Diese Forderung ist wesentlich aus den vielfach verfahrnen Schulverhältnissen Preußens entsprungen, wo die Gymnasien in unzweckmäßiger Weise vermehrt worden sind und durch ihre „Vorschulen“ eine verfrühte Sonderung ihrer

Digitized by Google

Zöglinge von denen der Volksschule herbeigeführt haben. Anderwärts ist die Volks- und Bürgerschule der gemeinsame Unterbau für alle höhern Schulen, und auch die drei untern Klassen der humanistischen und der Realgymnasien bilden schon jetzt für diese beiden Anstalten einen solchen, da ihre Unterrichtsfächer und Lehrziele fast genau dieselben sind. Mit alledem verbindet sich die Forderung einer Verringerung der geistigen Anspannung überhaupt und einer stärkern Pflege der körperlichen Ausbildung. Schließlich ist das Verlangen der Lehrer an den höhern Schulen nach Gleichstellung mit den juristisch gebildeten Beamten überall in der entschiedensten Weise zum Ausdruck gelangt.

Was folgt nun aus diesen Betrachtungen für die Schulreformbewegung? Ziehen wir zunächst die Summe, so ergiebt sich dreierlei. Erstens hat die höhere deutsche Schule von allem Anfang an starke fremde, nämlich antike Bildungsmittel aufgenommen. Diese überwiegen lange Zeit derart, daß die einheimischen völlig zurücktreten. Erst mit der Erstarkung der nationalen Kultur und des nationalen Bewußtseins haben sich diese Elemente allmählich Eingang in die höhere Schule verschafft, haben diese selbst umgestaltet, und es ist sogar ein zweiter Weg für die wissenschaftliche Vorbildung entstanden. Aber an der Grundlage der alten Sprachen, die schon der historische Zusammenhang unsrer Bildung fordert, ist stets und zwar bis heute festgehalten worden; nur daß entsprechend der modernen historischen Weltauffassung die sachliche Behandlung der antiken Litteraturen an Stelle der bloß formalen getreten ist. Zweitens hat sich die Vorbildung für die höhern praktischen Berufsarten, die ursprünglich von der wissenschaftlichen nicht geschieden war, von dieser seit dem vorigen Jahrhundert mit immer größerer Entschiedenheit getrennt und eigne, ihrem Zweck entsprechende Schulen begründet. Drittens sind Lebenshaltung und Lebensansprüche der Lehrer überall gestiegen, wie es ihrer wissenschaftlichen Vorbildung und der allgemeinen Kulturentwicklung entspricht. Das alles aber hat sich sehr langsam und allmählich, ohne jeden Sprung vollzogen.

Daraus scheinen sich uns folgende Forderungen zu ergeben: 1. Die Doppelheit der wissenschaftlichen Vorbildung, wie ihn die Gymnasien beider Gattungen vermitteln, ist als historisch geworden und mit den modernen Kulturverhältnissen übereinstimmend unumwunden anzuerkennen, die Berechtigungen des Realgymnasiums sind demnach zu erweitern, vorausgesetzt, daß das Latein in ihm seine Stellung behält. 2. Auf den humanistischen Gymnasien muß der altklassische Unterricht sein Übergewicht behaupten, aber mit den neuen Zielen. Der Betrieb der Mathematik ist auf den obern Stufen zu beschränken oder freier zu gestalten. 3. Ein einheitlicher Unterbau für die Gymnasien und die Realschulen ist zu verwerfen, weil er eine ganz unlogische und der geschichtlichen Entwicklung widersprechende Vermischung zweier innerlich durchaus verschiednen Schulgattungen herbeiführen und den Organismus

Digitized by Google

der Gymnasien zerstören würde; dafür sind die Realschulen ohne Latein und mit Progymnasialklassen möglichst zu vermehren, unter Umständen auf Kosten der Gymnasien. 4. Die Examina sind im Sinne größerer Freiheit der Bewegung zu vermeiden und zu vereinfachen. 5. Den Lehrern ist eine entsprechende gesellschaftliche Stellung und materielle Ausstattung zu gewähren, aber sie ganz und gar als Beamte zu behandeln, wie die juristischen Beamten, erscheint weder in ihrem Interesse noch in dem der Schule, weil sich die strenge Disziplin des Beamtentums mit der individuellen Freiheit, die der Lehrer nicht entbehren kann, nicht vertragen würde, und weil der Staat an ihre Zeit nicht dieselben Ansprüche stellt, wie bei jenen.

Die neuen preußischen Lehrpläne, die soeben amtlich veröffentlicht worden sind, stimmen mit den hier aufgestellten und begründeten Gesichtspunkten teilweise überein, aber in sehr wichtigen Punkten stehen sie damit in Widerspruch. Wenn sie in den Realgymnasien das Latein zu der Bedeutung einer Nebensache herabdrücken, so ist damit diesen Schulen als wissenschaftlichen Vorbereitungsanstalten das Urteil gesprochen, denn eine Erweiterung der Berechtigungen wird ihnen damit abgeschnitten, sie werden also thatsächlich auf den Aussterbeetat gesetzt, und zwar keineswegs nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland, denn diese Frage müßte einheitlich gelöst werden. Wir bedauern das nicht nur im Interesse der Realgymnasien und der folgerichtigen geschichtlichen Entwicklung überhaupt, sondern auch im Interesse der humanistischen Gymnasien. Denn es ist zu fürchten, daß das realistische Prinzip, das nun doch einmal Geltung verlangt, noch tiefer in das humanistische Gymnasium eindringen und es schließlich von innen heraus zerstören wird. Das wäre aber ein schwerer Schade für unsre ganze Kultur; denn wenn auch heute das humanistische Prinzip nicht mehr die Alleinherrschaft beanspruchen kann, es ist eine Notwendigkeit, daß es überhaupt in einer Schulgattung zu kräftigem Ausdrucke gelangt. Jene Gefahr aber wird sehr in die Nähe gerückt durch die starke Beschränkung, die der klassische Unterricht in den neuen preußischen Plänen erfährt. Denn künftig wird er nur etwa 38 Prozent aller Pflichtstunden beanspruchen (98 von 252, bisher 117 von 268, also über 43 Prozent, in Sachsen auch künftig über 43 Prozent). Wir fürchten, es wird dem ganzen Unterricht das feste Rückgrat fehlen. Für ganz unglücklich, schon weil rein äußerlichen Gründen entsprungen, halten wir den „Abschluß“ nach der Untersekunda mit der leidigen besondern Prüfung. Dadurch wird das Gymnasium in zwei ganz verschiedenartige Anstalten zerspalten, eine sechsklassige für die Masse derer, die gar keine wissenschaftliche Vorbildung suchen oder brauchen, und eine dreiklassige Oberschule für die, die eine wissenschaftliche Bildung erstreben. Daß mit dem „lateinlosen Unterbau“ praktische Versuche auch bei uns gemacht werden sollen, kann man nur mit Freuden begrüßen, denn ehe dieses Ideal nicht durch die Erfahrung ad absurdum geführt, d. h.

Digitized by Google

eben bewiesen worden ist, daß man den Gaul nicht am Schwanze aufzäumen kann, wird dieses Steckenpferd der neuesten Pädagogik immer wieder vorgeritten werden. Weit konservativer als Preußen sind die deutschen Mittelstaaten Baiern, Württemberg und Sachsen in ihren Umgestaltungsplänen verfahren. Das soll man ihnen nicht als Partikularismus auslegen, der hat hierbei ganz wo anders geherrscht. Sie wissen vielmehr, daß sie ein kostbares Erbe deutscher Kultur zu hüten haben. Es zeigt sich hier aber wieder, daß die Vielheit der Unterrichtsverwaltungen in Deutschland ein Segen ist, denn die Bildung zentralisiren hieße sie vergewaltigen.

Zur Geschichte der napoleonischen Kriege

Es giebt in der Weltgeschichte nur wenig Abschnitte, die eine solche Fülle bedeutender Menschen aufweisen, wie die Zeit der napoleonischen Kriege. Der Sturm der französischen Revolution hatte nicht nur in den gemeinen Kreaturen alle rohen Leidenschaften, Zerstörungswut, Raubgier und Grausamkeit entfesselt, sondern auch die edeln Gemüter bis zum Grunde aufgewühlt und in ihnen die erhabensten Empfindungen der Vaterlandsliebe, des Heldenmuts und der Aufopferung wachgerufen. Urwüchsige Gestalten entstehen nur auf frischem Boden, und der war durch die politischen und kriegerischen Ereignisse nach der großen Staatsumwälzung überall vorhanden oder durch rücksichtslose Gewalt geschaffen worden.

Man mag mit Taine über Napoleon den Stab brechen und ihn nach Geist, Charakter und Seelenleben als ein Ungeheuer bezeichnen, man mag die Triebfedern für alle seine staatsmännischen Schöpfungen und militärischen Großthaten in krankhafter Eitelkeit und in erbarmungslosem Egoismus suchen, man mag ihn für einen argwöhnischen und deshalb gehässigen Emporkömmling, für einen bloßen officier de fortune halten, die Thatsache kann niemand leugnen, daß Napoleon zwanzig Jahre lang ganz Europa in sklavischer Furcht, aber auch in maßloser Begeisterung gehalten, daß er die alten schwerfälligen Staatsmaschinen zu einer beschleunigten Gangart angetrieben hat, daß er die Völker bis zu den untersten Schichten aus ihrem Dämmerleben aufgeschreckt und zur Anspannung aller geistigen und moralischen Kräfte gezwungen hat. Er war ein Unglück für Frankreich, aber, sagen die Franzosen: il a fait la guerre pendant vingt ans; cela veut dire, que pendant vingt années, il a tenu haut l'âme de ce peuple en exaltant chez lui le courage, la fierté, l'esprit de sacrifice.

Digitized by Google

Es ist wahr, Napoleons Zeitalter hat unmittelbar keine neue Wissenschaft, keine neue Kunst, keine neue Litteratur geschaffen, aber die napoleonischen Kriege waren für viele Menschen selbst Wissenschaft, Kunst und Poesie. Man braucht nur einige von den unzähligen Memoiren zu lesen, die nach jener Zeit wie Pflanzen nach einem Gewitterregen emporwuchsen, um zu erkennen, welche geistige Kraft, welche dichterische Phantasie und stolze Begeisterung in jenem Geschlechte herrschte. In den Memoiren hat sich der ganze Geist des ersten Kaiserreichs niedergeschlagen, in ihnen liegt thatsächlich die wahre Litteratur dieser Zeit. Die französischen Memoiren bilden den eigentlichen Übergang von dem kunstgerechten Epos zum modernen Roman. Die Persönlichkeit des Erzählers tritt in ihnen überall hervor; überall handelt sichs um eigne Erlebnisse, um scheinbar unwichtige, von der Geschichte kaum gewürdigte Episoden, um persönliche Eindrücke, Anschauungen und Urteile. Das macht die Memoiren freilich als Quellen für den Geschichtschreiber verdächtig; dennoch wird sie der Forscher dann nicht umgehen, wenn sie von einem Manne herrühren, der Augenzeuge wichtiger Begebenheiten gewesen ist, der überall Wahrheit von Dichtung zu trennen versteht und Geist genug besitzt, die leitenden Ideen und versteckten Absichten bei wichtigen Vorgängen zu erkennen.

Zu solchen Männern gehört der General Marcellin de Marbot, an den Napoleon in seinem Testament die Worte richtete: J'engage le colonel Marbot à continuer à écrire pour la défense de la gloire des armées françaises et à en confondre les calomniateurs et les apostats. Dieser Aufforderung eingedenk hat Marbot seine Memoiren schon im Jahre 1844 geschrieben; aber erst jetzt haben es seine Nachkommen für gut befunden, sie zu veröffentlichen (Paris, bei Plon, Nourrit u. Cie.). Was uns Marbot in seinen Denkwürdigkeiten bietet, das sind keine großen Kriegsgemälde oder pragmatischen Darstellungen der politischen Geschichte, er begnügt sich mit seinen persönlichen Erlebnissen, mit kleinen Beobachtungen und merkwürdigen Episoden, die oft ohne rechten Zusammenhang aneinandergereiht werden. Aber alles trägt so den Stempel der Wahrheit und Überzeugung, alle Geschichtchen sind mit so viel Kenntnis, Feinheit und Geschmack vorgetragen, daß das Werk jedem Leser Genuß und Belehrung verschaffen wird.

Marbot machte die napoleonischen Kriege von 1800 bis 1815 in sehr günstigen Stellungen mit. Er war nach einander Adjutant bei Bernadotte, Augereau, Murat, Lannes und Massena und wurde von Napoleon wiederholt zu wichtigen diplomatischen Sendungen benutzt. Sein Vater war während der Revolution Offizier; und da Marcellin bei ihrem Ausbruch erst sieben Jahre alt war, so steckte ihn der Vater zur Sicherheit während der stürmischen Jahre in ein Mädchenpensionat, wo er bis zum zwölften Jahre blieb. Mit Rührung denkt Marbot an diesen idyllischen Aufenthalt zurück, der von allen Schrecken der Zeit so wenig berührt wurde und im Grunde wenig geeignet

Digitized by Google

war, in der Seele des Knaben heroische Tugenden zu erwecken. Er wurde von den sechzehnjährigen Mädchen geradezu verhätschelt und verzärtelt. „Bei meiner Ankunft, erzählt er, lief mir die ganze weibliche Herde entgegen und empfing mich mit solchem Freudengeschrei und so vielen Zärtlichkeiten, daß ich über meine Reise ganz glücklich war. Ich dachte übrigens, daß mein Aufenthalt nur von kurzer Dauer sein würde, und bedauerte schon im Geheimen, daß ich nicht länger mit den jungen Damen zusammen sein könnte. Meine Mutter reiste fort und begab sich zu meinem Onkel. Die Ereignisse nahmen einen rasend schnellen Verlauf. Die Schreckenszeit brachte Tod und Verderben über Frankreich. Der Bürgerkrieg brach aus in der Vendee und der Bretagne. Es war unmöglich, eine Reise zu unternehmen. Mein Vater kämpfte in dieser Zeit in den Pyrenäen und in Spanien, wo ihn seine Fähigkeiten und sein Mut zum Range eines Divisionsgenerals erhoben hatten. Es waren Jahre des reinsten Glückes, die ich dort im Mädchenpensionat verbrachte. Als ich viele Jahre später Greffets Geschichte Vert-Vert las, rief ich aus: So gerade ging es mir im Pensionat von Türenne. Wie er (der Papagei) wurde auch ich von den Lehrerinnen und den jungen Mädchen verwöhnt. Ich brauchte nur einen Wunsch auszusprechen, und er wurde erfüllt; nichts war gut und schön genug für mich. In den Erholungspausen, die in einem großen Park stattfanden, bekränzten mich die Mädchen mit Blumen, stellten mich auf eine mit Rosen bedeckte Trage und gingen mit mir singend umher. Ich erinnere mich, daß die Vorsteherin bei der Nachricht von der Hinrichtung des Königs das ganze Pensionat niederknieen ließ, um für die Seelenruhe des unglücklichen Fürsten zu beten. Ein unüberlegtes Wort hierüber hätte uns große Unannehmlichkeiten bereiten können: aber alle Schülerinnen waren in dem Alter, die Gefahr zu begreifen, und auch ich ahnte, daß man nichts darüber reden durfte."

Zwölf Jahre alt kam Marcellin auf die Militärschule von Sorèze, wo er einen tiefen Widerwillen gegen die inspizirenden Volksvertreter einsog. Im Jahre 1799 trat er als gemeiner Soldat in das erste Husarenregiment, das zu der von seinem Vater befehligten Division gehörte und bald nach Italien rückte. Zu den Generalen dieser italienischen Armee gehörten damals Leute, die nur durch furchtlose Tapferkeit oder durch irgendwelchen Zufall auf der militärischen Stufenleiter emporgeklommen, ihrer ganzen Bildung nach aber wenig zu solcher Stellung geschaffen waren. So erzählt Marbot vom General Macard sehr komische Dinge. Bevor dieser seine Truppen in die Schlacht führte, pflegte er auszurufen: Allons, je vais m'habiller en bête! Dann zog er Rock, Weste und Hemd aus und behielt nur seinen Federhut, die Lederhosen und die gewaltigen Stiefel an. So bis zum Gürtel nackt, zeigte er einen behaarten Körper wie ein Bär, was seiner Person etwas Abschreckendes gab. „Als Bestie verkleidet," stürzte er sich mit dem Säbel in der Faust auf die

Digitized by Google

feindlichen Reiter. Aber es kam selten zum Handgemenge, denn die Feinde ergriffen gewöhnlich die Flucht, sobald sie diesen behaarten, halbnackten Riesen erblickten, der wie toll drauf losjagte und dabei ein entsetzliches Geheul ausstieß.

Als einen andern merkwürdigen Typus jener napoleonischen Kriegshelden stellt Marbot den General Augereau hin, der von allen das abenteuerlichste Leben geführt hat. Die Angaben und Urteile der Geschichtschreiber über ihn sind sehr verschieden, scheinen aber zum größten Teile falsch zu sein. Marbot giebt hier wohl zuerst eine wahrheitsgetreue Darstellung von den Schicksalen und dem Charakter dieses merkwürdigen Mannes. Augereau wurde 1757 zu Paris geboren, wo sein Vater ein großes Fruchtgeschäft hatte. Seine Mutter stammte aus München und brachte den Knaben die deutsche Sprache bei, was ihm später von großem Vorteil war. Mit seinem siebzehnten Jahre trat er in das Karabinierregiment zu Saumur und wurde bald Unteroffizier, da er ein vortrefflicher Reiter und Schütze war. Damals herrschte unter den Unteroffizieren der verschiednen Regimenter eine wahre Duellwut, und Augereau wurde verschiedenemale vorgeschickt, um die Würde des Regiments zu wahren. Immer kehrte er siegreich zurück. So stieg sein Selbstbewußtsein immer höher; und als eines Tages ein junger Offizier vor der Front seine Reitpeitsche gegen ihn erhob, schlug sie ihm Augereau aus der Hand. Der Leutnant zog seinen Säbel und hieb wie wütend auf ihn ein. Nun zog dieser gleichfalls blank und schlug seinem Vorgesetzten vor der Front nieder. Der Regimentskommandeur ließ Augereau nach der Schweiz fliehen, da ihn sonst unfehlbar die Todesstrafe hätte treffen müssen, und er den tüchtigen Unteroffizier retten wollte. Augereau ging nach Genf und trat dort als Buchhalter in ein Uhrengeschäft, das große Verbindungen mit dem Orient unterhielt. Bald darauf begab er sich mit einem Geschäftsreisenden nach Griechenland und von dort nach Konstantinopel, nach Kleinasien und nach der Krim. Nun war damals gerade ein Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochen. Augereau trat sogleich in russische Dienste und wurde beim Sturm auf Ismailoff verwundet. Nach dem Friedensschluß wurde sein Regiment nach Polen geschickt. Hier desertirte er und ging nach Preußen, wo er in das Regiment des Prinzen Heinrich gesteckt wurde. Bei einer Musterung fiel Augereau dem König Friedrich auf: Voilà un beau grénadier: de quel pays est-il? — Il est Français, Sire. — Tant pis, tant pis! car s'il eût été Suisse ou Allemand, nous en eussions fait quelque chose. In Preußen war also für ihn auch nichts zu erreichen. So desertirte er denn auch hier wieder und zwar mit sechzig seiner Kameraden; sie waren alle bewaffnet, wehrten sich verzweifelt gegen ihre Verfolger und schlugen sich nach Sachsen durch. In Dresden erfuhr Augereau, daß die Geburt des Dauphin durch eine allgemeine Amnestie in Frankreich gefeiert werden sollte. Er kehrte sofort nach seinem Vaterlande zurück und trat wieder

Digitized by Google

in sein Regiment ein. Aber sein Abenteurerleben sollte noch nicht zu Ende sein. Als im Jahre 1788 der König von Neapel seine Truppen nach französischem Muster ausbilden wollte und von Frankreich Offiziere und Unteroffiziere erbat, wurde Augereau nach Neapel geschickt und dort zum Unterleutnant befördert. In Neapel lernte er die Tochter eines griechischen Kaufmanns kennen und lieben, und da einer Verheiratung alle möglichen Hindernisse im Wege standen, floh er mit dem Mädchen nach Lissabon, wo er bis zum Jahre 1792 ungestört lebte. Beim Ausbruch der französischen Revolution wurde er aber von der portugiesischen Regierung verhaftet und eingesperrt. Glücklicherweise lief bald ein französisches Schiff in den Hafen ein. Augereaus entschlossene Gattin eilte zum Kapitän und bewog ihn, den französischen Bürger zurückzufordern, und da die Regierung die Auslieferung verweigerte, erklärte das Kauffahrteischiff (!) im Namen Frankreichs den Krieg an Portugal. Nun erst wurde Augereau freigegeben. Er kehrte nach Frankreich zurück und kämpfte in der Vendee mit, wo er das Heer des unfähigen Generals Roucin rettete. Überall zeichnete er sich durch Entschlossenheit, Scharfblick und Ausdauer aus; in Italien wurde er General und entschied den für Napoleon wichtigen Sieg bei Castiglione. In der Schlacht bei Saalfeld nahm er das preußische Regiment, worin er früher als Grenadier gedient hatte, gefangen. Er erkannte unter den Gefangnen seinen alten Kompagnieoffizier, der noch immer Hauptmann war, während er, der Taugenichts, es bis zum Feldmarschall und Herzog gebracht hatte!

Marbot war während des Feldzuges von 1805 Augereaus Adjutant und hatte die bei Bregenz dem österreichischen Korps des Feldmarschalls Jellachich abgenommenen Fahnen nach Brünn, Napoleons Hauptquartier, zu schaffen. Einige Tage später erschien dort auch der preußische Gesandte von Haugwitz. Welch ein diplomatisches Possenspiel Napoleon mit diesem unfähigen Menschen trieb, davon giebt uns Marbot zum erstenmale einen ausführlichen Bericht. Herr von Haugwitz, erzählt er, kam einige Tage vor der Schlacht bei Austerlitz in Brünn an; er hatte die Absicht, den Ausgang der gewaltigen Schlacht, zu der man sich rüstete, abzuwarten. Sein König sollte sich nicht rühren, wenn wir Sieger sein würden, uns aber angreifen, wenn man uns schlagen würde. Da Napoleon wußte, daß Haugwitz alle Abende einen Kourier nach Berlin sandte, so wollte er, daß man in Preußen die Niederlage und Gefangennahme von Jellachichs Korps von Haugwitz erführe. Daher griff er zu folgendem Mittel. Der Hofmarschall Duroc wies uns an, was wir zu thun hatten, und ließ alle Fahnen, die wir von Bregenz gebracht hatten, wieder in unser Quartier zurückschaffen. Während der Kaiser bald darauf in seinem Zimmer mit Haugwitz verhandelte, wiederholten wir die ganze Feierlichkeit der Fahnenübergabe in derselben Weise, wie es zuerst geschehen war. Als der Kaiser die Musik im Schloßhof hörte, heuchelte er großes Erstaunen und eilte mit

Digitized by Google

dem Gesandten ans Fenster. Er erblickte die von Unteroffizieren getragnen Trophäen, rief den diensthuenden Adjutanten und fragte ihn, was es denn gäbe. Dieser antwortete, zwei Offiziere des Marschalls Augereau seien angekommen und brächten dem Kaiser die bei Bregenz eroberten Fahnen des Jellachichschen Korps. Man ließ uns eintreten, und ohne mit der Wimper zu zucken, als wenn er uns noch nie gesehen hätte, empfing Napoleon den Brief Augereaus, den man wieder zugesiegelt hatte, und las ihn, obwohl er den Inhalt schon seit vier Tagen kannte. Dann stellte er Fragen an uns und ließ uns über die kleinsten Einzelheiten berichten. Duroc hatte uns gesagt, daß wir laut sprechen müßten, weil der preußische Gesandte etwas schwerhörig sei. Ich gab die Antworten und ging auf Napoleons Gedanken ein. So malte ich denn mit den lebhaftesten Farben die Niederlage der Österreicher, ihre völlige Entmutigung und dagegen die Begeisterung der französischen Truppen. Dann zeigte ich die Trophäen nach einander vor und nannte alle feindlichen Regimenter, denen sie gehört hatten. Zwei hob ich besonders hervor, weil ihre Erbeutung eine große Wirkung auf den preußischen Gesandten ausüben mußte. Hier ist, sagte ich, die Fahne des Infanterieregiments Seiner Majestät des Kaisers von Österreich, und dort ist die Standarte der Ulanen des Erzherzogs Karl. Die Augen Napoleons leuchteten und schienen mir zu sagen: Sehr gut gemacht, junger Mann! Endlich entließ er uns, und beim Fortgange hörten wir ihn zum Gesandten sagen: Sie sehen, Herr Graf, meine Heere sind an allen Stellen siegreich. Die österreichische Armee ist vernichtet, und mit der russischen wird es bald ebenso sein. Haugwitz schien wie zerschmettert, und Duroc erzählte uns, als wir aus dem Zimmer waren: Dieser Diplomat wird heute Abend nach Berlin schreiben, um seiner Regierung die Niederlage des Jellachichschen Korps mitzuteilen; das wird die kriegslustigen Geister etwas abkühlen und dem König von Preußen neue Gründe zum Abwarten geben; nun, das ists ja, was der Kaiser besonders wünscht. So spielte sich die Komödie ab. Um sich des gefährlichen Augenzeugen zu entledigen, der über die Stellungen seines Heeres berichten könnte, redete Napoleon dem Gesandten ein, daß es für ihn wenig sicher sei, zwischen zwei kampfbereiten Heeren zu verweilen. Er nötigte ihn, sich nach Wien zu Talleyrand, seinem Minister des Auswärtigen, zu begeben, was Haugwitz auch noch an demselben Abend that. Am nächsten Tage sprach der Kaiser zu uns kein Wort über die gut gespielte Szene; da er aber unzweifelhaft seine Zufriedenheit über die Art ausdrücken wollte, wie wir seinen Gedanken aufgefaßt hatten, so erkundigte er sich bei meinem Kameraden Massy angelegentlich nach dessen Befinden, und mir kniff er ins Ohr, was eine seiner Liebkosungen war.

Von der Schlacht bei Austerlitz giebt Marbot eine sehr klare Darstellung. Es würde uns zu weit führen, seine Schilderung, die reich ist an interessanten

Digitized by Google

Episoden, ganz wiederzugeben. Nur eine Stelle wollen wir hervorheben. Er sagt: Der Maler Gérard hat in seinem Gemälde der Schlacht bei Austerlitz den Augenblick dargestellt, wo General Rapp verwundet und mit Blut bedeckt aus dem Kampfe eilt und dem Kaiser die Fahnen überreicht, die soeben erbeutet worden sind. Als Gefangnen führt er den Fürsten Repnin mit sich. Ich war bei diesem großartigen Schauspiel zugegen, das dieser Maler mit wunderbarer Genauigkeit wiedergegeben hat. Alle Köpfe sind Porträts, selbst der von jenem wackern Jäger, der von einer Kugel durchbohrt, ohne einen Schmerzenslaut bis an den Kaiser vordringt, ihm die soeben eroberte Standarte überreicht und dann tot zusammenbricht. Napoleon wollte das Andenken an diesen Jäger ehren und befahl dem Maler, ihm einen Platz in seinem Kunstwerke zu geben. Man bemerkt auch einen Mameluken auf dem Bilde, der in der einen Hand eine feindliche Fahne hält und in der andern die Zügel seines sterbenden Pferdes. Dieser Mann, mit Namen Mustafa, war in der Garde bekannt wegen seines Mutes und seiner Wildheit. Er hatte sich bei dem Angriff auf den Großherzog Konstantin gestürzt, der sich nur dadurch von ihm befreien konnte, daß er seine Pistole auf ihn abdrückte und das Pferd des Mameluken schwer verwundete. Mustafa war betrübt, dem Kaiser nur eine Standarte darbringen zu können; als er sie überreichte, sagte er in seinem Jargon: Ah! si moi joindre prince Constantin, moi couper tête et moi porter à l'empereur! Napoleon fuhr ihn entrüstet an mit den Worten: Veux-tu bien te taire, vilain sauvage!

Nach der Schlacht bei Austerlitz wurde Marbot mit einer Depesche Napoleons an den König von Preußen geschickt. In Berlin hatte er Gelegenheit, den Prinzen Louis Ferdinand kennen zu lernen, der einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Er schildert das Hofleben, charakterisirt den König, die Königin und die preußischen Offiziere und macht sich über die lärmende Prahlerei der Kriegspartei lustig, deren Anhänger auf der steinernen Treppe der französischen Gesandtschaft herausfordernd ihre Säbel wetzten. Marbot mußte Berlin verlassen und überbrachte Napoleon die Antwort des preußischen Königs, zugleich erzählte er ihm von jener lächerlichen Großthuerei. Napoleon geriet darüber in Wut und rief aus: Les insolents fanfarons apprendront bientôt, que nos armes sont en bon état. Marbot kehrte dann zu Augereau zurück und machte das Gefecht bei Saalfeld mit. Der Prinz Louis, erzählt er, hätte sich aus seiner ungünstigen Stellung noch auf das preußische Korps zurückziehen können, das Jena besetzt hielt. Da er aber der Hauptanstifter des Krieges war, so schien es ihm ungehörig, sich ohne Kampf zurückzuziehen. Er wurde für seine Tollkühnheit schwer gestraft. Der Marschall Lannes benutzte geschickt die Höhenzüge, an deren Fuß der Prinz seine Truppen entfaltet hatte, und ließ diese von seiner Artillerie beschießen. Sobald er die Schlachtordnung erschüttert hatte, stürzte sich die französische Infanterie von

Digitized by Google

den Höhen hinunter auf die preußischen Bataillone und warf sie in einem Ansturm zurück. Der Prinz Louis verlor alle Ruhe, er erkannte seinen Fehler und wollte ihn mit seiner Reiterei wieder gut machen. Mit Ungestüm warf er sich auf das neunte und zehnte Husarenregiment und gewann anfangs einige Vorteile. Als aber die französischen Reiter nochmals angriffen, warfen sie die Preußen in die Sümpfe. Im Handgemenge war der Prinz mit dem Unteroffizier Guindet von den zehnten Husaren zusammengeraten, der ihn aufforderte, sich zu ergeben. Der Prinz beantwortete das mit einem wuchtigen Säbelhiebe, der den Franzosen ins Gesicht traf. Dieser stieß nun dem Prinzen den Säbel durch die Brust, sodaß er auf der Stelle tot vom Pferde sank. Nach dem Kampfe und der vollständigen Flucht der Preußen wurde der Körper des Prinzen gefunden und auf Befehl des Marschalls Lannes in ehrenvoller Weise auf das Saalfelder Schloß gebracht, wo er der fürstlichen Familie, die mit Preußen verbündet war, übergeben wurde.

Interessant ist eine Mitteilung, die Marbot über die Schlacht bei Jena macht; er behauptet, daß sie ohne den Verrat des Jenischen Pfarrers für Napoleon nicht siegreich ausgefallen wäre. Um den Feind zu erreichen, blieb Napoleon nur eine Straße übrig, die von Weimar durch das Mühlthal führt. Die Straße, ein Engpaß, der in ein Wäldchen auslief, war am Endpunkte von sächsischen Truppen besetzt, die auf Preußens Seite standen. Diese zu umgehen schien unmöglich. Da bot dem Kaiser, erzählt Marbot, l'heureuse étoile ein unerwartetes Hilfsmittel, das von keinem Geschichtschreiber erwähnt wird, über das ich aber mit Genauigkeit berichten kann. Ein Pfarrer aus Jena, der die Preußen haßte und sie als die eigentlichen Feinde seines Vaterlandes ansah, glaubte Napoleon das Mittel angeben zu können, wie die Preußen zu vernichten wären. Er verriet ihm einen geheimen Pfad, auf dem Fußsoldaten die steile Höhe des Landgrafenberges erklettern konnten. Dorthin führte er eine Abteilung und einige Offiziere des Generalstabs. Die Preußen hatten diesen Weg für unbenutzbar gehalten und ihn nicht bewacht. Aber Napoleon urteilte anders; auf den Bericht, den ihm die Offiziere erstatteten, machte er sich, von dem Marschall Lannes begleitet und von dem sächsischen Pfarrer geführt, auf den Weg. Er erkannte sofort die Wichtigkeit dieses Weges über den Landgrafenberg und ließ schnell alle Bataillone heranrücken, um den schmalen Pfad auch für die Artillerie gangbar zu machen. Jedes Bataillon mußte eine Stunde in der Nacht bei Fackelbeleuchtung arbeiten, und da das dahinterliegende Jena in Brand stand, so fielen die beleuchteten Stellen auf dem Berge den Preußen nicht auf. Noch ehe der Tag anbrach, standen die Korps der Marschälle Lannes und Soult, die erste Division Augereaus und die Garde zu Fuß auf dem Landgrafenberge bereit. Während des Morgennebels rückten die französischen Truppen die andre Seite des Berges hinunter auf das freie Gelände, wo sie die überraschten Preußen und Sachsen sofort

Digitized by Google

zurückwarfen. Marbot teilt noch mit, daß Napoleon den Pfarrer von Jena mit Wohlthaten überhäuft habe, und daß auch der Kurfürst von Sachsen darin nicht zurückgeblieben sei. Im Jahre 1814 habe der Pfarrer vor der Rache der Preußen nach Paris fliehen müssen, sei dort von ihnen ergriffen und auf die Festung geschickt worden. Nach zwei oder drei Jahren habe ihn der König wieder freigemacht, und der Pfarrer habe sich dann unbehelligt in Paris niedergelassen.

Nach der Schlacht bei Jena erhielt Bernadotte, der sich mit seinem Korps am Kampfe nicht beteiligt hatte, den Befehl, den geschlagnen Feind zu verfolgen. Er drang bis Lübeck vor und nahm diese Stadt in dem Augenblick ein, wo eine schwedische Division, die Gustav IV. den Preußen zur Hilfe schickte, ans Land gesetzt wurde. Die Schweden mußten die Waffen strecken. Bernadotte behandelte die Mannschaften nicht als Kriegsgefangne, sondern gestattete ihnen alle möglichen Freiheiten. Er lud die schwedischen Offiziere zu sich und überhäufte namentlich ihren kommandirenden General, den Grafen von Moerner, mit aller erdenklichen Höflichkeit. Die Schweden vergaßen Bernadotte diese Züge des Edelmuts nicht, und als im Jahre 1810 der schwedische Thronfolger starb, lenkte der Graf von Moerner die Aufmerksamkeit des Königs und der Stände auf Bernadotte, den Fürsten von Pontecorvo. Bernadotte wurde fast einstimmig zum schwedischen Thronfolger ernannt, und Napoleon bestätigte Bernadottes Entlassung, da es zwischen beiden zu manchen Unzuträglichkeiten gekommen war. Die Episode bei Wagram, wo Napoleon den Marschall auf der Stelle vom Schlachtfelde fortschickte, ein Vorgang, der nach Marbot von keinem französischen Geschichtschreiber erzählt wird, ist sehr bezeichnend für das zwischen beiden herrschende Verhältnis. Bernadotte befehligte während des Feldzuges im Jahre 1809 das aus sächsischen Truppen bestehende Korps. Er kam fast bei jeder wichtigen Operation zu spät und zeigte gleich am ersten Schlachttage bei Wagram, am 5. Juli, so wenig Umsicht und Entschlossenheit, daß das Dorf Deutsch-Wagram, dessen Besitz für Napoleons Plan außerordentlich wichtig war, an die Österreicher verloren ging. Trotzdem schob Bernadotte die Schuld auf Napoleons schlechte Führung und sagte von sich zu seinen Offizieren: S'il eût commandé, il aurait par une savante manœvre, et presque sans combat, réduit le prince Charles à la nécessité de mettre bas les armes. Napoleon kamen diese Äußerungen zu Ohren, und als am zweiten Schlachttage das Bernadottische Korps von der feindlichen Reiterei in die Flucht geschlagen wurde und Bernadotte mit seinem ganzen Stabe über das Schlachtfeld jagte, um die Spitze des Korps zu erreichen und es zum Halten zu zwingen, stieß er mit Napoleon zusammen. Dieser rief ihm ironisch zu: Est-ce par cette savante manœvre que vous comptez réduire le prince Charles à la nécessité de mettre bas les armes? Bernadotte suchte seinen fluchtähnlichen Ritt zu erklären, aber der Kaiser schrie ihn

Digitized by Google

an: Ich entziehe Ihnen den Befehl über das Korps, das Sie so schlecht führen! Entfernen Sie sich auf der Stelle und verlassen Sie die Armee in vierundzwanzig Stunden! Dann übernahm er selbst das Kommando über die Sachsen und führte sie wieder gegen den Feind. Als Bernadotte trotzdem nach der gewonnenen Schlacht einen Tagesbefehl an das sächsische Korps richtete, worin er dessen vorzügliche Haltung und damit auch seine eigne lobte, hatte er es mit Napoleon vollständig verdorben; er mußte sofort nach Frankreich zurückkehren.

An solchen Erzählungen, die sich fast immer über das Anekdotenhafte erheben, ist Marbots Memoirenwerk reich; die Geschichtschreibung wird über dieses Werk nicht ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen dürfen. Und auch der Laie wird nicht nur in dem Inhalte vielfache Anregung und Belehrung, sondern auch in der bestechenden Form, dem eleganten Stil und dem echt aristokratischen Geiste des Verfassers Genuß finden. Aus welchem Geiste heraus das Buch geschrieben ist, das ersehen wir aus den Worten der Einleitung: Presque tous les hommes se plaignent de leur destinée. La Providence m'a mieux traité, et quoique ma vie n'ait certainement pas été exempte de tribulations, la masse de bonheur s'est trouvée infiniment supérieure à celle de peines, et je recommencerais volontiers ma carrière sans y rien changer.

Das Volksschulgesetz

2

ir kommen nun zu der Verwaltungsordnung der Schule, dem Teile des Gesetzes, der wichtiger und dessen Erledigung dringlicher ist, als die Entscheidung von Prinzipienfragen. Der Minister bezeichnet das Gesetz als eine Kodifikation des bestehenden Rechtes, und das ist es auch wirklich. Man begegnet überall alten guten Bekannten. Gegen den Goßlerschen Entwurf hatten wir gerade in Bezug auf die Organisation der Schulverwaltung dringende Bedenken zu erheben. Diese bedenklichen Punkte sind in dem gegenwärtigen Entwurfe beseitigt. Dagegen hat ein glücklicher Gedanke, der in den vorjährigen Kommissionsverhandlungen geltend gemacht wurde, in dem Gesetz Aufnahme gefunden. Es wurde vorgeschlagen, den Schwerpunkt der Verwaltung auf den Kreis zu legen und die Schulverwaltung mit der Selbstverwaltung in Ver-

Digitized by Google

bindung zu bringen. Dies ist nun insofern geschehen, als eine neue Kreisbehörde oder Stadtbehörde eingerichtet worden ist, was wir aus mehr als einem Grunde willkommen heißen.

Es ist vor einiger Zeit in den Grenzboten gezeigt worden, daß in der preußischen Verwaltung die Neigung herrscht, den Einfluß der untern Instanzen durch die obern aufzusaugen. Das muß im Interesse einer kräftigen, sachlich unterrichteten und sachlich entscheidenden Verwaltung beklagt werden. Wir können heutzutage nichts weniger brauchen als den grünen Tisch und den juristischen Formalismus. Eine Dezentralisation der Verwaltung ist also wünschenswert. Eine solche wird in dem vorliegenden Gesetzentwurf eingerichtet. Die Kreisbehörde besteht aus dem Kreislandrate und dem Kreisschulinspektor. Ihr treten in einer Anzahl von Fällen, die in dem Gesetze bestimmt werden, gewählte Mitglieder des Kreisausschusses bei. Diese Behörde überblickt einen genügend großen Kreis und steht zugleich den konkreten Dingen nahe genug, unter persönlicher Kenntnis der Lage der Dinge urteilen zu können. Gegenwärtig sind die Kreisinstanzen nur Durchgangsstationen, und was das übelste ist, die rechte Hand weiß nicht, was die linke thut, da Landrat und Kreisschulinspektor nicht mit einander in Verbindung stehen.

Die Städte bilden ihre eignen Schulbezirke. An Stelle der Kreisbehörde tritt hier der Bürgermeister und der Kreisschulinspektor. Bedenklich erscheint, daß der Minister keinen Unterschied in Bezug auf die Größe der Stadt machen will. Es ist nach Einführung der Gemeindeordnung eigentlich kein Grund vorhanden, die kleine Stadt günstiger zu behandeln als das daneben liegende ebenso städtische Dorf. Daß in der Hand eines Bürgermeisters einer kleinen Stadt die Befugnisse zweier Instanzen vereinigt werden, ist nicht zu billigen.

Die staatliche Verwaltung des Regierungsbezirks soll in den Händen des Regierungspräsidenten ruhen. Damit fällt die Schulabteilung der Regierung weg. Doch das ist mehr eine formale als eine sachliche Anordnung.

Träger der Rechtsverhältnisse der öffentlichen Volksschulen sind die bürgerlichen Gemeinden. Ihnen liegt also die Aufbringung der Kosten für die Errichtung und Erhaltung der Schulen ob; die Kosten werden wie die Kosten der allgemeinen Verwaltung aufgebracht, also nicht durch besondre Schulsteuer, sondern durch Gemeindesteuer. Vermögensverwaltung, Rechnung und Beschlußfassung fallen also in das Gebiet des Gemeindehaushaltes und unter die Bestimmungen der Gemeindeordnung. Die von dem allgemeinen Landrecht eingeführte Schulgemeinde fällt weg, was an sich kein Schade ist, aber mit der scharfen Betonung des konfessionellen Charakters der Schule nicht zusammen passen will. Der konfessionellen Schule entspricht doch eigentlich nur die Körperschaft der Hausväter gleicher Konfession.

Für jede einzelne Schule wird ein besondrer Schulvorstand eingesetzt. Der Schulvorstand hat die Interessen der Schule wahrzunehmen und den

Digitized by Google

Gemeinde- und Schulbehörden helfend zur Seite zu stehen. Er hat aufmerksam zu machen, er hat Gutachten abzugeben, er hat mitzuwirken, Anzeige zu erstatten, er wird — eine Null sein. Leider läuft auch hier das Schulgesetz auf eine Kodifikation bestehender Verhältnisse hinaus. Die gegenwärtigen Schulvorstände auf dem Lande sollen auf Grund eines Etats die Schulkosten bestreiten. Es ist aber vielfach von der Aufsichtsbehörde nachgelassen worden, eine besondre Schulkasse zu haben, ja vielmehr gestattet, daß diese Schulkasse mit der Gemeindekasse vereinigt werde. Dadurch sind Verhältnisse entstanden, die genau den Absichten des Schulgesetzentwurfes entsprechen. Aber diese Verhältnisse sind nichts weniger als erfreulich und haben den Wunsch entstehen lassen, die Trennung der Gemeindekassen von den Schulkassen wieder eintreten zu lassen. Es gereicht der Verwaltung nicht zum Vorteile, daß der Gemeindevorstand Mitglied des Schulvorstandes ist, wenn die Entscheidung bei der Gemeindevertretung liegt. Der Schulze hütet sich wohl, sich durch den Schulvorstand die Hände binden zu lassen, und lehnt alles ab, was nicht strikte geboten wird. Es wäre besser gewesen, den Schulvorstand in Form einer technischen Kommission dem Gemeindevorstande beizugeben und ihm einen Kreis wirklicher Geschäfte zuzuweisen. Wer nichts zu sagen hat, hat auch nichts zu raten. Der Gesetzentwurf fußt auf der Voraussetzung, daß die Gemeinden, wenn man ihnen das Vertrauen erweist, sie zu Trägern der Schulrechte zu machen, bereit seien, die Lasten zu übernehmen und die Schule zu pflegen. Ob man sich darin nicht täuscht? In Geldsachen pflegt die Gemütlichkeit aufzuhören. Man läßt den Schulvorstand „gutachten" und behält sein Geld in der Tasche. In Wirklichkeit dürften sich die Dinge so gestalten, daß der Schulvorstand — der es doch auch mit der Gemeinde nicht verderben darf — die Sachen verschleppt, daß sie die Gemeindevertretung ablehnt und der Regierungspräsident auf Anzeige der Kreisschulinspektion befiehlt. Das ist denn ein ziemlich geringes Maß von Selbstverwaltung, ein geringeres als gegenwärtig ausgeübt wird. In den Städten dürften sich die Verhältnisse günstiger gestalten.

Über die Besetzung der Lehrerstellen wird folgendes bestimmt. Die Lehrer und Lehrerinnen an den öffentlichen Volksschulen werden von dem Regierungspräsidenten aus der Zahl der Befähigten angestellt. Alle bisherigen Rechte ohne Unterschied werden aufgehoben. Der Gemeindevorstand hat das Recht, dem Regierungspräsidenten eine oder mehrere Personen in Vorschlag zu bringen. Dieser Vorschlag unterliegt der Begutachtung der Kreis- (Stadt-) Schulbehörde. Glaubt der Präsident die Vorschläge nicht berücksichtigen zu können, so ist dem Schulvorstande ein Bescheid unter Angabe der Gründe mitzuteilen. Nur ausnahmsweise und nur bei den Stellen, die bisher von der Regierung besetzt wurden, darf als Grund angegeben werden, daß die Stelle durch einen disziplinarisch zu versetzenden Lehrer besetzt werden solle. Gegen die Entscheidung

Digitized by Google

steht entweder Beschwerde beim Unterrichtsminister oder die Erklärung frei, daß eine andre Präsentation erfolgen solle.

Es will uns scheinen, daß in Wirklichkeit nicht der Regierungspräsident, sondern die Gemeinde das Anstellungsrecht hat, und daß der Staat zum Nachteile der Schule zuviel Recht aus der Hand giebt. Es wird nicht mehr möglich sein, einem Lehrer, der es bedarf, weiter zu helfen oder den rechten Mann an den rechten Ort zu stellen. Die Regierung hat nur ein Vetorecht. Daß aber die Gründe angegeben werden müssen, wird in jedem Falle, besonders aber wenn es sich um eine Strafversetzung handelt, böses Blut machen. Wer nicht präsentirt wird, kommt nicht weiter. Es wird also bei jeder frei werdenden Stelle ein Sturmlauf entstehen, die Lehrer werden immer auf dem Sprunge stehen, was ihrer Thätigkeit nicht zum Nutzen gereichen wird; die übeln Erscheinungen, die beim Pfarrwahlgesetz hervorgetreten sind, werden sich hier in noch höherm Grade zeigen. Wäre es nicht einfacher und besser, die Stellen einmal um das andre von der Regierung und von den Gemeinden besetzen zu lassen? Die Frage hat eine ernste Bedeutung. Die Regierung verliert viel Einfluß, wenn sie das thatsächliche Recht der Besetzung aufgiebt.

Wir kommen nun auf den Geldpunkt, der, wie überall, so auch hier der nervus rerum ist. Was hilft uns der Streit über konfessionelle oder Simultanschule, wenn es schließlich an Lehrern überhaupt mangelt! Dieser Mangel ist aber bereits vorhanden, und er wird durch die Bestimmungen des Gesetzes, daß bei gewissen Minderheitszahlen neue konfessionelle Schulen eingerichtet werden sollen, noch vermehrt werden. Der Grund dieses Mangels ist die schlechte Besoldung der Lehrer. Eine Vermehrung der Seminarien oder Präparandenschulen ist vielleicht an sich nötig, kann aber dem Lehrermangel nicht abhelfen, vielmehr ist es dringend nötig, daß das Einkommen des Lehrers verbessert werde. Man hat ja nie aufgehört, es aufzubessern, ist aber immer um einen Posttag zu spät gekommen. Einen ganz falschen Weg hat das Schullastenerleichterungsgesetz von 1888 eingeschlagen. Man überwies nämlich die staatliche Beihilfe ohne Berücksichtigung der Bedürftigkeit der Gemeinden diesen Gemeinden zur freien Verwendung, indem man vertrauensvoll annahm, daß die Mittel in erster Linie zum Besten der Lehrer verwendet werden würden. Das ist aber in vielen Fällen nicht geschehen. Gerade reiche Gemeinden, solche, die wenig Schullasten haben und wenig Kommunalsteuern erheben, haben sich gründlich entlastet und ihre Lehrer ruhig auf dem Minimalgehalt sitzen lassen. Man kann sich denken, welche Bitterkeit das in Lehrerkreisen hervorgerufen hat.

Der gegenwärtige Entwurf vermeidet diesen Fehler, er bestimmt, daß die Staatsbeihilfe zuerst zum Lehrergehalt verwendet werden soll. Er ordnet einen Grundgehalt und Alterszulagen an. Der Grundgehalt soll bei alleinstehenden und einzelnen Lehrern nicht unter 1000 Mark betragen und nach

Digitized by Google

den örtlichen Verhältnissen, der Wichtigkeit und Schwierigkeit der Geschäfte abgemessen werden. Bei einer Verbindung mit einem kirchlichen Amte soll die Entschädigung für diese Mühwaltung in angemessener Weise festgesetzt werden und zum Grundgehalt hinzutreten. Die Alterszulagen sollen mindestens in Stufen von fünf Jahren gewährt werden, nicht unter je 100 Mark betragen und bis 600 Mark steigen. Da den Gemeinden die Festsetzung der Alterszulagen überlassen ist, so werden sie in der Regel nicht über die Minimalhöhe hinausgehen. Einen rechtlichen Anspruch haben die Lehrer auf die Alterszulage nicht, doch kann sie nur bei unbefriedigender Dienstführung versagt werden. Die Aufbringung des Geldes liegt der bürgerlichen Gemeinde ob. Der Staat zahlt als Unterstützung zum Gehalt des ersten Lehrers 600 Mark, des zweiten 400 Mark, des dritten 300 Mark. Warum zahlt er für die erste Stelle mehr, da diese in der Regel durch Land oder einen Beitrag aus den Kirchenkassen fundirt ist, und da die Unterhaltung einer zweiten und dritten Stelle den Gemeinden schwerer wird als einer ersten? Stellen wir einmal eine Rechnung an. Eine Gemeinde habe drei Lehrerstellen, die mit 1200 Mark, 1100 Mark und 1000 Mark Grundgehalt bedacht sind, wozu noch — um den Durchschnitt zu nehmen — je 300 Mark Alterszulagen kommen. Dies giebt 4200 Mark. Wir nehmen ferner an, daß die Fundation für die erste Stelle 400, für die zweite 200 Mark betrage, die dritte aber keine Fundation habe. Es kommen also 600 Mark in Abzug, ferner die 1300 Mark, die der Staat zuschießt. Demnach bleiben 2300 Mark übrig, was ungefähr einer Aufwendung von zehn Mark für das Kind gleichkommt. Dies ist, wenn nicht sonst ungünstige Verhältnisse vorliegen, keine zu schwere Belastung der Gemeinde. Der Staat muß zu seinen Zuwendungen noch neun Millionen Mark haben. Daß diese bei der gegenwärtigen Finanzlage nicht aus den laufenden Einnahmen gewonnen werden können, ist klar. Das Ministerium beabsichtigt die Summe den etwaigen Überschüssen, die die Selbsteinschätzung zur Steueranlage ergeben wird, zu entnehmen. Diese Überschüsse waren aber eigentlich zur Durchführung der Steuerreform bestimmt. So wird also Miquels Plan durch das Schulgesetz gekreuzt. Dies ist ein Punkt, an dem das ganze Gesetz scheitern könnte.

Wir haben es unterlassen, den Schulgesetzentwurf von dem Standpunkte der allgemeinen Politik aus zu betrachten, der bei den gegenwärtigen Verhandlungen im preußischen Landtage fast ausschließlich zur Geltung kommt. Es lag uns daran, die wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes herauszuheben und sie an den konkreten Verhältnissen zu prüfen. Wir glauben, daß es möglich sein wird, den Entwurf derart zu bessern, daß auch die freikonservative Partei wird zustimmen können, ohne daß die vorhandne Mehrheit gesprengt wird. Der schwierigste Punkt ist die Frage der missio canonica, die die katholische Kirche in Schuldingen fordert. Was wir im vorigen Hefte an-

Digitized by Google

deuteten, daß nämlich katholischerseits das Bestreben herrschen werde, über die Bestimmungen des Gesetzes hinauszugehen, ist bereits mit voller Schärfe hervorgetreten. Man folgert und fordert, daß, wer das Recht hat, eine Erlaubnis zu erteilen, zugleich das Recht habe, sie zurückzuziehen. Mit Genehmigung des Regierungspräsidenten — potest tolerari, aber lieber ohne sie. Herr Graf Zedlitz verwies in der Donnerstagssitzung voriger Woche auf das badische Schulgesetz vom Jahre 1888, worin es heißt: Der Religionsunterricht wird von der Kirche und den Religionsgemeinschaften besorgt und überwacht. Die Geistlichen werden durch den zum Religionsunterricht als befähigt erklärten Lehrer unterstützt. Den geistlichen wie den staatlichen Behörden ist es vorbehalten, in bestimmten Fällen den Religionsunterricht nicht mehr durch den Lehrer erteilen zu lassen. Dies geht also noch über den preußischen Entwurf hinaus, enthält aber ein Wort, das auch für den Entwurf wichtig ist und zur Verständigung führen könnte: „in bestimmten Fällen." Dasselbe gilt vom Privatunterricht. Wenn auch hier bestimmte Fälle festgesetzt werden, wie Störung des konfessionellen oder staatlichen Friedens, bei denen die Privatschule geschlossen werden kann, so dürfte die konservative Partei ihren Widerspruch gegen diesen Paragraphen fallen lassen können. Die übrigen vorgebrachten Bedenken sind technischer Natur und nicht von ausschlaggebender Bedeutung.

Es wäre sehr wünschenswert, wenn ein Gesetz wie das Schulgesetz von einer Mehrheit, die alle monarchischen Parteien umfaßt, angenommen werden könnte. Aber es scheint unmöglich zu sein. Der Streit dreht sich um die Religion. Was heißt alles Religion! Hier eine Kirchensatzung, dort ein Lehrbegriff, da ein Zeitbewußtsein, dort eine Philosophie. Man spricht die Forderung aus, daß der Staat die Religion als Staatssache auffassen soll. Und es giebt wirklich eine solche Staatsreligion, der der amor patriae das höchste Gut und Neujahr und Königs Geburtstag die höchsten Feste sind. Diese Anschauung ist der positiven Religion feindlicher, als die darüber hinausgehende, die die Religion als Privatsache ansieht. Eine Einigung dürfte also hier unmöglich sein. Aber wäre es darum nicht besser gewesen, das Schulgesetz noch zu vertagen? Es kommt aber noch die ernstere Frage hinzu: Erwartet man nicht vielleicht von der Schule, mag sie nun konfessionell sein oder nicht, mehr, als sie zu leisten vermag?

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine Doktorfrage. In Nummer 4 der Grenzboten heißt es, der medizinische Doktortitel sei nicht mehr der Lohn eines schwierigen Examens, sondern nur noch eine Arabeske, die den praktischen Arzt zieren solle, der Wissenschaft

Digitized by Google

aber garnicht diene. Ist es denn aber in den übrigen Fakultäten anders? Besonders beliebt ist der Doktortitel jetzt bei den Juristen. Da schickt der neubackene Referendar seine Examenarbeit mit ein paar Thesen und einigen Hundertmarkscheinen nach Heidelberg, reist dann selbst zu einem Kolloquium hin, und der Dr. jur. utr. ist fertig. Wo ist das schwierige Examen und was hat die Wissenschaft gewonnen? Aber auch in der philosophischen Fakultät, in der im allgemeinen etwas mehr gearbeitet wird, ist es nicht viel besser, denn hier fallen beim Staatsexamen viele durch, bei dem sogenannten Rigorosum aber so wenige, daß sie sich für Geld sehn lassen könnten. Wir kennen einen Historiker, der das Doktorexamen summa cum laude bestand und wenige Monate später beim Staatsexamen in seinem Hauptfache nur die Fakultät für Cuinta erlangte. Das geschah auf einer Universität, die im Rufe der Strenge steht. Wie viele Universitäten begnügen sich aber mit einem Kolloquium, ja es ist auch heute noch in Deutschland möglich, daß einer Doktor wird, ohne das Reifezeugnis zu besitzen! Also mit der Schwierigkeit des Doktorexamens ist es nicht weit her. Und die Wissenschaft? Wie wenig die den Doktoren verpflichtet ist, kann man sehn, wenn man nachzählt, wie oft Dissertationen in wissenschaftlichen Werken genannt werden. Herzlich selten, noch seltner als Programme. Also auch bei der Philosophie ist der Doktortitel nichts als eine Arabeske, und wer ihn führt, beweist damit nicht, daß er ein Mann der Wissenschaft sei, nicht einmal, daß er die Abiturientenprüfung bestanden habe, sondern nur, daß er eine Universität besucht und einmal ein paar Hundert Mark übrig gehabt hat. Es giebt eine recht stattliche Reihe von Gelehrten, die, ohne die summi honores zu besitzen, sehr bedeutendes für die Wissenschaft geleistet haben.

Sollte nun daher der Doktortitel ganz verschwinden wie der Magister und der Baccalaureus? Das wünschen wir nicht; aber wenn der Titel wirklich wieder zu Ehren kommen soll, dann muß er nur auf Grund eines schwierigen Examens oder honoris causa verliehen werden. Das letzte wäre das beste, denn Examina haben wir gerade genug. Unsern Professoren würde ihr oft gerühmter Idealismus ganz gewiß über den Ausfall an Examengebühren hinweghelfen.

Die Bebelsche Resolution. Von der in dem ersten Aufsatz dieses Heftes erwähnten Aufforderung an die deutschen Gewerkschaften, in das sozialdemokratische Lager überzutreten, hat die sozialdemokratische Parteileitung bereits wohlwollend Akt genommen. Eine am 21. Januar d. J. in einer Berliner Parteiversammlung von dem Abgeordneten Bebel vorgeschlagene Resolution macht soeben die Runde durch das ganze sozialdemokratische Deutschland. Sie lautet: „Gegenüber dem Bestreben der Unternehmer, die wirtschaftliche Lage der Arbeiterklasse immer tiefer herabzudrücken, und die letztere (?) in die vollständige ökonomische Abhängigkeit von der Unternehmerklasse zu bringen, ist die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterklasse eine Notwendigkeit. Da aber die gewerkschaftliche Bewegung ihrer Natur nach auf die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterklasse innerhalb der bestehenden Gesellschaft gerichtet ist, so genügt sie nicht, um (?) auch die Befreiung der Arbeiterklasse aus den Fesseln des Kapitalismus herbeizuführen. Dieses ist vielmehr eine Aufgabe des politischen Kampfes, wie ihn die Sozialdemokratie führt, eines Kampfes, dessen Endziel die Aufhebung des Klassenstaates, die Verwandlung des Privateigentums an den Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der privaten Produktion in eine sozialistische für und durch die Gesellschaft betriebne ist."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Nordweſtafrika und die transſahariſche Bahn

Die Augen der politiſchen Welt ſind wieder einmal nach der Nordküſte Afrikas gerichtet. Hier ſind es zwei Staaten, die von Zeit zu Zeit das Intereſſe Europas in Anſpruch nehmen: Ägypten und Marokko.

In dem Weſtreiche haben ſich mit Jahresanbruch Kabylen des Rifgebirges und der angrenzenden Ebene gegen Tanger, den Sitz der europäiſchen Vertreter, in Bewegung geſetzt, um dadurch zu erlangen, daß der Sultan von Marokko den ungerechten und grauſamen Statthalter, Hadſchi Mohamed ben Ali es Sadok, abrufe. England, Spanien und Frankreich haben nun ſchleunigſt Schiffe abgeſandt zum Schutze ihrer bedrohten Unterthanen; in Wahrheit aber nur, um ſich gegenſeitig zu überwachen. Es ſpielt ſich da vor unſern Augen wieder dasſelbe Schauſpiel ab, das vor einigen Jahren, als der Sultan krank war, ein Franzoſe folgendermaßen beſchrieb: „Der Sultan von Marokko liegt im Sterben, und ganz Europa iſt in Aufregung! Die dort beteiligten Mächte haben Kriegsſchiffe in die Gewäſſer von Tanger geſchickt, und man genießt den Anblick von habſüchtigen Erben, die ſich um das Sterbelager eines im Todeskampfe liegenden ſcharen. Alles ſtößt und drängt ſich, um ſeinen Teil zu erhalten, aber auch in der Hoffnung, Erbe des Ganzen zu ſein! Spanien, ſeiner Gewohnheit gemäß, ſchreit lauter als die andern; es thut, als wäre es hier zu Hauſe, und hat ſich bis an die Zähne bewaffnet, um ſein angebliches Eigentum zu verteidigen. Frankreich iſt entſchloſſen, ruhig und ſchweigſam, aber dieſe Ruhe wirkt gewaltiger als die kaſtilianiſchen Prahlereien. Das brave England predigt Mäßigung und ſucht zu vermitteln, hat aber dabei den Hintergedanken, einen Zuſtand in Marokko beſtehen zu laſſen, von dem es allein Nutzen hat. Es wünſcht Erhaltung

Digitized by Google

dieses alten kranken Staates, dessen Schwäche es besser auszubeuten versteht, als irgend eine andre Macht."

In Ägypten schien der plötzliche Tod des Khediven Mehmed Tewfik Pascha Verwicklungen ernster Art herbeizuführen. Die Franzosen glaubten nun den Zeitpunkt gekommen, wo sie etwas gegen die verhaßte Schutzherrschaft der Engländer unternehmen könnten. Doch hat hier der eben mündig gewordene Abbas den väterlichen Thron am 15. Januar bestiegen, und das jugendliche Alter des Thronfolgers wird England guten Grund zur Verlängerung der Besetzung geben.

Hier wie dort haben sich diesmal die Verhältnisse ruhig geordnet, doch wird den beiden Staaten unausgesetzt besondre Aufmerksamkeit von England und den Mittelmeermächten gewidmet werden. Namentlich dürften in Marokko Verwicklungen ernsterer Art bevorstehen, wenn der seit 1873 regierende Sultan Muley Hassan stürbe, denn hier übt keine Macht so beherrschenden Einfluß aus wie England in Ägypten; dann ist auch die Erbfolge hier nicht so geregelt. Sprach es doch auch Lord Salisbury offen in einer Wahlrede zu Glasgow am 20. Mai 1891 aus: Früher oder später wird Marokko eine ebenso große Bedrohung des europäischen Friedens werden, wie es die mohammedanischen Gemeinwesen weiter im Osten vor zwanzig und dreißig Jahren waren.

Welches Interesse können nun England, Spanien und Frankreich an diesem Reiche haben, das es bisher am besten von allen mohammedanischen Staaten verstanden hat, sich europäischem Einfluß zu entziehen?

Für England hat das Land und besonders Tanger und Umgegend große Bedeutung, da ja sein Besitz England vollständig zum Herrn der Straße von Gibraltar, des Schlüssels zum Wege nach Ostindien, machen würde. Und es ist bemerkenswert genug, daß jüngst der konservative Standard eine Betrachtung anstellte über die Erwerbung Tangers durch England.

Spanien glaubt die begründetsten Ansprüche auf Marokko zu haben, erstens wegen seiner Nachbarschaft, sodann wegen seiner jahrhundertelangen Beziehungen. Stehen doch die Spanier schon mit einem Fuße im Lande, denn sie besitzen an der Nordküste die einst von dem König Johann den Mauren abgenommenen Presidios, darunter das starkbefestigte Ceuta. An der marokkanischen Küste haben sie außerdem einige Inseln besetzt, die sie meist als Strafkolonien benutzen, und schließlich sind die im Lande ansässigen Europäer zum großen Teile Spanier. Besonders zahlreich sitzen sie in Tanger und Tetuan, wo sie sich vor allem mit Korkschneiderei befassen.

Den Franzosen, den östlichen Nachbarn, erscheint Marokko als ein sehr erstrebenswertes Ziel, denn erstens ist es fast doppelt so groß als Algier, sodann ist es aber auch viel fruchtbarer und wasserreicher; besonders gilt dies von der großen Ebene El Gharb. Schon seit längerer Zeit lebt Frankreich

Digitized by Google

in fortwährenden Grenzstreitigkeiten mit Marokko. Veranlassung dazu giebt die die Grenzlandschaften beider Staaten bewohnende nomadisirende Bevölkerung. Es wird hier nicht eher Ruhe einkehren, als bis Frankreich die Gegend bis zum Mulujafluſſe beſetzt haben wird.

In neuerer Zeit sind nun auch die Tuat-Oasen als Gegenstand des Streites zwischen Marokko und Frankreich oft erwähnt worden. Diese Verwicklung hängt aber in keiner Weise mit der sogenannten marokkanischen Frage zusammen, sondern sie ist die Folge des französischen Planes des Baues einer transsaharischen Eisenbahn. Möglich ist es, daß die Bewohner der Tuat-Oasen von diesem Plane der Franzosen gehört haben, vielleicht ist es aber auch nur die Angst vor den immer näher rückenden Franzosen, die sie gezwungen hat, sich Marokko zu nähern. In der That haben die Bewohner von Tuat bisher ebensowenig in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem ungefähr 700 Kilometer entfernten Marokko gestanden, wie zu Frankreich. Wenn nun nach Nachrichten, die im November 1891 aus Tanger kamen, sich die Bewohner von Tuat unter den Schutz Marokkos stellten, so trieb sie dazu jedenfalls das Vorschieben eines französischen Kamelreiterpostens nach dem 400 Kilometer entfernten El Goleah. Sie wollten sich für vorkommende Fälle die Hilfe eines mächtigern mohammedanischen Staates sichern. In der That wollten sie ebensowenig von einer Oberherrschaft Marokkos wie Frankreichs etwas wissen; denn als eine Gesandtschaft des Sultans kam, um mit der Unterwerfung Ernst zu machen, mußte sie unverrichteter Sache wieder abziehen. Zwar hat vor kurzem der Sultan in einem Schreiben dem französischen Geschäftsträger mitgeteilt, daß er trotz dieses Mißerfolgs seine Ansprüche auf Tuat festhalte und sich verpflichte, in Zukunft für die Ruhe und Ordnung in diesen Oasen zu sorgen, aber der französische Vertreter hat kurz erklärt, daß er jede Erörterung dieser Frage ablehne, denn Frankreich behalte sich in diesem keineswegs von Marokko abhängigen Landstriche vor, nach eignem Ermessen vorzugehen. Wie wollte auch der Sultan, der nur mit bewaffneter Macht die Steuern im eignen Lande eintreiben kann, jene ungefähr tausend Kilometer von der Hauptstadt entfernten Oasen im Zaume halten!

Marokko kann durch dieses Vorgehen nur bewirken, daß die Franzosen einen Plan früher ausführen, den sie sich erst für spätere Zeiten aufbewahrten. Wußte doch auch die France schon zu melden, daß eine Expedition nach dem Tuatgebiete eine beschlossene Sache sei, und zwar wären dazu sämtliche verfügbare Truppen der Division von Oran unter dem General Thomassin bestimmt.

Wie dem auch sei, jedenfalls steht soviel fest, daß sich Frankreich über kurz oder lang der Tuat-Oasen bemächtigen wird. Es hängt dies mit dem Plane zusammen, den die Franzosen jetzt mit großem Eifer verfolgen, ihren gesamten westafrikanischen Kolonialbesitz in Algerien, Senegambien, Guinea

Digitized by Google

und Gabun zu einem Ganzen zuſammenzuſchweißen. Das dazwiſchenliegende Gebiet vom Tſad bis zum Meere ſoll dann zuerſt in wirtſchaftliche Abhängigkeit gebracht werden, der dann vorausſichtlich bald auch die politiſche folgen wird. In ähnlicher Weiſe wird von ihnen ja jetzt ſchon das portugieſiſche Senegambien aufgezehrt.

Wie ſehr dieſer Gedanke den Franzoſen ſchon in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, mag folgender Vorſchlag einer franzöſiſchen Zeitung beweiſen, den Hauptmann Tanera vergangnen Herbſt in Tunis las: Wir müſſen den Sklavenhändlern den Weg ſperren, d. h. die Tuaregs unterwerfen, Ghadames nehmen, Ain Salah beſetzen, am Tſad herrſchen, mit Gewalt auf Tripolitanien und Marokko drücken und uns mit England in Ägypten verſtändigen.

Einige Sorge bereitet den Franzoſen nur das Vorgehen der Deutſchen von Togo und Kamerun aus. Dies beweiſen die Auslaſſungen des Deputirten vom Senegal, des Admirals Vallon, der im Eclair vom 5. Januar 1892 unter anderm folgendes ſchreibt: Es würde uns dann unmöglich ſein, unſre Beſitzungen in Dahomeh, wie wir hoffen konnten, mit denen im Sudan zu vereinigen. Wenn die Deutſchen die Herren von Togo und den verſchiednen Gebieten ſein werden, mit deren Beſitzergreifung ſie beſchäftigt ſind (Graf Pfeil und Kling), wird ſich ihr Gebiet gerade zwiſchen unſern Kolonien im Sudan und Dahomeh erſtrecken.

Die Abſichten der Franzoſen ſind jetzt vor allem auf das Gewinnen des Tſadgebietes gerichtet. Daß ſie rüſtig bei der Arbeit ſind, iſt bekannt. An Stelle der im vorigen Jahre verunglückten Unternehmung Crampels, die von Süden her, von Gabun aus, den Tſad gewinnen ſollte, iſt nun in aller Stille mit großer Macht de Brazza ausgeſandt worden. Von Norden her, von Algerien aus, ſoll der Tſad durch den Bau der transſahariſchen Bahn gewonnen werden.

Schon ſeit ſechzig Jahren trägt man ſich mit dem Plane, Algerien und die Kolonien am Senegal und Niger zu verbinden. Aber erſt neuerdings hat der Gedanke, den man für undurchführbar hielt, feſte Geſtalt angenommen. Es war der durch ſeine in der algeriſchen Sahara ausgeführten Bauten und Anlagen rühmlichſt bekannte Grubeningenieur Georg Rolland, der auf Grund zehnjähriger Beobachtungen und Aufnahmen mit einem Entwurfe hervortrat. Er bringt nun drei Saharalinien in Vorſchlag, die alle eine Länge von 2500 bis 3000 Kilometer haben; und zwar läßt er ſie von den drei Hauptſtädten der Provinz Algerien ausgehen. Die weſtliche Linie ſoll von Oran im Thale des Ued Mekerra aufwärtslaufen, ſich in der Nähe der Grenze von Marokko halten, um dann über Tuat in ſüdweſtlicher Richtung Timbuktu, den nördlichſten Punkt des Niger, zu gewinnen. Die mittlere Linie nimmt Algier zum Ausgange und ſoll El Goleah berühren; während die dritte, öſtliche Linie von Conſtantine über Tugurt, Wargla, längs des Wadi Ighargar, nach

Digitized by Google

Amgid, über Air Asben nach Sokoto oder dem Tsad verlaufen soll. Ein Ingenieur Blanc hat auch noch eine vierte Linie vorgeschlagen, die vom südlichen Tunis unter Berührung der Bucht von Gabes nach Ghadames und Ghat durch tripolitanisches Gebiet dem Tsad zustreben soll. In einer Schrift traten der General Philibert und der Ingenieur Rolland aufs nachdrücklichste für die Ausführbarkeit der transsaharischen Bahn ein, und so kam es, daß die Regierung eine Prüfung der einschlägigen Fragen durch Sachverständige veranlaßte, die sich für die dritte, östliche Linie Constantine-Wargla-Amgid aussprachen; den Bau der Bahn nach dem Tsad bezeichneten sie als dringend, während sie die Strecke nach Timbuktu für aufschiebbar erklärten. Sofort gingen die Franzosen ans Werk, und schon sind 239 Kilometer der Bahn in Betrieb; allerdings ein kleiner Teil der auf ungefähr 3000 Kilometer berechneten Strecke!

Die transsaharische Bahn zweigt sich bei El Guerrah, 37 Kilometer südlich von Constantine, von der Linie Philippeville-Constantine-Setif ab und geht von da in südwestlicher Richtung durch weite Steppengebiete, die mit großen Salzseen (Schotts) besetzt sind. Dann windet sich die Bahn von Batna an in großen Bogen durch das rotbraune, zerrissene und kahle Felsgebirge des Aurès, um dann durch den Joum es Sahara, den Mund der Wüste, in die Schlucht des Ued el Kantara einzutreten.

Zwischen Quitten, Aprikosen und Orangebäumen, durch die auch hier und dort schon die Häuser von europäischen Kolonisten hindurchschauen, durch schönen Dattelpalmenwald geht es nun von Oase zu Oase an den letzten Ausläufern des Aurèsgebirges und an dem Col de Sfa vorbei, hinein in die violettschimmernde, still und regungslos daliegende Wüste, aus der sich die Oasen wie dunkle Inseln abheben, bis der Zug in Biskra, der Perle der Wüste, hält. So weit geht vorläufig der Schienenweg!

Daß die transsaharische Bahn von größter militärischer, handelspolitischer und Kulturbedeutung ist, läßt sich schon jetzt erkennen. Überall neben der Bahn sind durch Anlage von artesischen Brunnen und durch Anpflanzen von Eukalypten und Dattelpalmen günstige Stationsorte geschaffen worden. Die Sicherheit des Landes nimmt mit dem Vordringen der Bahn zu. Schon jetzt wird, obwohl die Strecke Batna-Biskra erst vor kurzem dem Verkehr übergeben worden ist, der Handel mächtig gehoben. Lange Karawanen, getrieben von Tuaregs, schleppen die Schätze der Oasen nach Biskra herbei. Unter den fast 8000 Einwohnern zählt man — abgesehen von den Soldaten — schon 200 Europäer! Und wie hat sich das Ansehen Biskras verändert! Stolz nennt es der Soldat sein Paris du Sahara. Durch die Bahn nach Biskra ist es den Franzosen auch möglich geworden, eine Besatzung bis nach Tugurt, das 200 Kilometer weiter in der Wüste liegt, vorzuschieben. So werden allmählich durch zahlreiche französische Posten die wilden Tuaregs, in deren

Digitized by Google

Händen der ganze Handel zwischen dem Mittelmeere und dem mittlern und westlichen Sudan liegt, unter französischen Einfluß gestellt werden.

Was nun den Weiterbau der transsaharischen Bahn anlangt, so sollen die nächsten tausend Kilometer von Biskra bis Amgid keinerlei Hindernisse bieten, von dort aber dürften die Schwierigkeiten nach Gerhard Rohlfs Ansicht nicht gering sein. Mag man nun auch eine schmalspurige Decauville-Bahn anlegen, die nur geringe Bau- und Betriebskosten verursacht und doch die größten Lasten zu tragen vermag, so dürften doch die Baukosten für die ganze Linie eine gewaltige Höhe erreichen. Nach Napoleon Ney, der darüber auf dem internationalen geographischen Kongreß in Bern (im August 1891) berichtete, sollen sich die Kosten für einen Kilometer auf 100 000 Franken belaufen. Für die ganze Linie rechnete er die Summe von etwa 400 Millionen Franken heraus, die Kosten des Suezkanals. Die Einkünfte aus dem Waren- und Personenverkehre berechnete Ney unter Abzug der Ausgaben für Unterhalt und Verzinsung auf 100 000 Franken für das Jahr und den Kilometer. Daß diese hohen Kosten den Franzosen kein Hindernis für die Verwirklichung ihres Planes sind, geht daraus hervor, daß allein vier Gesuche um Bauerlaubnis bei der Regierung eingereicht worden sind.

Wie viel Unternehmungsgeist in Kolonialsachen beweisen doch die Franzosen! Und wie wenig Lust und Vertrauen zu kolonialen Unternehmungen zeigt sich dagegen bei uns! Verlautet doch jetzt, daß sich das Unternehmen der Usambarabahn zerschlagen werde, und hier handelt es sich nur um hundert Kilometer von Tanga bis Korogwe!

Ziehen wir den Schluß aus dem Gesagten, so müssen wir gestehen, daß die Franzosen auf dem besten Wege sind, Nordwestafrika für sich zu gewinnen. Hat sich doch der Kolonialbesitz Frankreichs in Afrika nach der Angabe des Mouvement geographique von 733 470 Quadratkilometer im Jahre 1876 auf 5 956 914 im Jahre 1890 erweitert! Jedenfalls können wir der Thatkraft, die die Franzosen überall in Afrika bei ihren Ausdehnungsversuchen an den Tag legen, unsre Anerkennung nicht versagen.

Digitized by Google

Ein Buchhändlerprozeß

Von O. Bähr

Das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel vom 7. Dezember 1891 veröffentlicht in Verbindung mit einer von dem Vorstande des Börsenvereins der deutschen Buchhändler erlassenen Bekanntmachung fünf gerichtliche Urteile, darunter zwei des Reichsgerichts, die in einer die Interessen des gesamten deutschen Buchhandels tief berührenden Rechtssache ergangen sind. Um diese Urteile zu besprechen, müssen wir die Verhältnisse des Buchhandels, auf die sie sich beziehen, kurz darstellen, obwohl diese in weiten Kreisen wohl schon genügend bekannt sind.

Der Buchhandel beruht auf der Teilung des Geschäfts zwischen Verlagshändler und Sortimentshändler. Der Verlagshändler übernimmt das Buch von dem Schriftsteller, sorgt für dessen Herstellung und verteilt es zum Vertrieb an die Sortimentshändler. Die Sortimentshändler besorgen den Vertrieb des Buches an die einzelnen Käufer. Nur durch diese Teilung des Geschäfts ist es möglich, litterarische Erzeugnisse schnell zur Kenntnis des ganzen Publikums und zum allseitigen Angebot zu bringen. Bei der Lieferung des Werkes an die Sortimenter setzt der Verleger den Ladenpreis des Buches fest, über den hinaus der Sortimenter nicht verkaufen darf. Da aber der Sortimenter für die mit seinem Geschäft verbundnen nicht geringen Mühwaltungen und Gefahren eine Vergütung haben mußte, so versteht sichs von selbst, daß der Verleger dem Sortimenter das Werk zu einem geringern als dem Ladenpreise, zu dem sogenannten Buchhändlerpreise liefert.

Seit geraumer Zeit hat sich in dieser Beziehung die Übung festgesetzt, daß der Verleger dem Sortimenter einen Rabatt von 25 bis 33 Prozent, unter Umständen auch einen noch höhern, auf den Ladenpreis gewährt. Nach der Ansicht der großen Mehrzahl der Buchhändler ist eine Vergütung in diesem Umfange für die Sortimenter notwendig, wenn überhaupt der Buchhandel in gesunden Verhältnissen bestehen und in der Lage sein soll, die Vermittlung zwischen dem geistigen Schaffen der Schriftsteller und dem litterarischen Bedürfnis des Publikums in genügender Weise herzustellen. Ist dies

Digitized by Google

richtig, dann dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß auch das Publikum ein großes Interesse dabei hat, daß diese Verhältnisse des Buchhandels aufrecht erhalten bleiben.

Nun haben sich aber seit einiger Zeit Sortimentsgeschäfte aufgethan, die den von den Verlegern ihnen gewährten hohen Rabatt dazu benutzen, die übrigen Sortimenter zu unterbieten. Sie verkaufen die ihnen gelieferten Bücher, zumal solche, die reichlichen Absatz finden, nicht zu dem dafür gesetzten Ladenpreise, sondern weit unter diesem Preise, indem sie sich an einem Gewinn von wenigen Prozenten des ihnen gewährten Rabatts genügen lassen. Natürlich ziehen sie dadurch viele Käufer an sich und ersetzen so das, was ihnen an dem höhern Ladenpreise entgeht. Durch diese Art des Betriebs üben sie aber eine für die übrigen Sortimentsbuchhändler verderbliche Konkurrenz aus. Insbesondre können, wenn an den größern Orten Buchhändler der fraglichen Art für alle gutgehenden Werke den Vertrieb an sich reißen und namentlich auch ihre Bücher nach auswärts verschicken, Buchhändler an den kleinern Orten gar nicht mehr bestehen. Von dem Bestande zahlreicher Sortimentsbuchhandlungen ist aber die Verbreitung litterarischer Erzeugnisse überhaupt abhängig. Und deshalb haben auch die Verleger und das große Publikum ein Interesse daran, daß nicht der Bestand des ganzen Buchhandels durch den Betrieb einzelner untergraben werde. Im Buchhandel ist zur Bezeichnung derer, die in der geschilderten Weise das Geschäft betreiben, der Name „Schleuderer" üblich geworden.

Der in Leipzig bestehende Börsenverein der Buchhändler hat sich nun die Aufgabe gestellt, diesen Schleuderbetrieb zu bekämpfen. Ein einfaches Mittel, diesen Betrieb zu hindern, liegt darin, daß die Verleger ihre Werke den Schleuderern entweder gar nicht oder nur gegen einen so geringen Rabatt liefern, daß diese die Bücher nicht mehr zu Schleuderpreisen abgeben können. Ein Beschluß der Hauptversammlung des Börsenvereins vom 11. Mai 1884 ermächtigte den Vorstand, festzustellen, welche Firmen Preisschleuderei trieben, und darnach die Verleger aufzufordern, an diese Firmen nur mit verkürztem Rabatt oder gar nicht mehr zu liefern. Diesem Beschlusse ist der Vorstand in den Jahren 1884 bis 1887 mehrfach nachgekommen, wobei die Handlung Mayer und Müller in Berlin als „prinzipielle Schleuderer" bezeichnet wurde. In der Hauptversammlung des Börsenvereins vom 25. September 1887 wurde beschlossen, noch strenger gegen die Schleuderer vorzugehen; und durch eine Bekanntmachung vom 17. Dezember 1887 veröffentlichte der Vorstand die Maßregeln, die er in dieser Beziehung ergreifen werde. Zu diesen Maßregeln gehört auch „Aufforderung im Börsenblatte, vollständige Auslieferungssperre gegen die Schleuderer eintreten zu lassen." Von dieser Maßregel hat dann in dem folgenden Jahre der Vorstand, abermals unter Bezeichnung der Handlung Mayer und Müller als Schleuderer, Gebrauch gemacht.

Digitized by Google

Hierauf hat nun die Handlung Mayer und Müller (die übrigens gar nicht bestreitet, ein Schleudergeschäft in dem obigen Sinne des Wortes betrieben zu haben) gegen zwei in Berlin wohnhafte Mitglieder des Vorstandes, die die gegen die Schleuderer gerichteten Erklärungen mit unterzeichnet hatten, wegen der ihnen dadurch zugefügten geschäftlichen Nachteile Klage auf Schadenersatz erhoben. Bei dem Landgerichte und bei dem Kammergerichte ist diese Klage abgewiesen worden. Das Urteil des Landgerichts vom 23. Juni 1889 spricht aus: „Beklagte haben, indem sie die fraglichen Maßregeln gegen die Klägerin zur Ausführung brachten, nur gemäß § 88 Einl. A. L.-R., die ihnen zustehenden Rechte in den gesetzlichen Schranken ausgeübt. Die Aufforderung an die Verleger im Börsenblatt, über Klägerin vollständige Auslieferungssperre eintreten zu lassen, ist, da sie weder formell noch materiell der klägerischen Handlung zu nahe tritt, durchaus erlaubt, denn es wird dadurch weder ein rechtlicher noch ein moralischer Zwang auf die Willensfreiheit der Verleger ausgeübt; es bleibt einem jeden derselben überlassen, nach seinem Befinden die Aufforderung zu befolgen oder sie abzulehnen." Das Urteil des Kammergerichts vom 4. März 1890 spricht aus: „Wenn der Vorstand an die Verleger die Aufforderung erlassen hat, der Klägerin nichts mehr zu liefern, so kann diese sich nicht darüber beschweren. Denn die Nichtlieferung war Sache der freien Entschließung der Verleger, und wenn dadurch der Klägerin ein Vorteil entging, so hatte sie doch auf diesen keinen Anspruch. Es bestand für ihn nur eine rechtlich nicht geschützte Aussicht, daß die Verleger den Geschäftsverkehr mit ihr fortsetzen würden, und deshalb war die Aufforderung der Beklagten, diesen Verkehr einzustellen, nicht widerrechtlich." Das sind sehr klare und verständige Entscheidungsgründe, und man sollte glauben, sie wären unwiderleglich.

Nun kam aber die Sache an das Reichsgericht, dessen erster Senat am 5. Juli 1890 ein Urteil gab. Dieses Urteil hob die Entscheidung des Kammergerichts auf und wies die Sache zur nochmaligen Verhandlung an die Vorinstanz zurück. In den Entscheidungsgründen wurde der Klageanspruch wenigstens teilweise für begründet erklärt. Zwar wurde ausgesprochen, daß der vom Börsenverein verfolgte Zweck, dem Schleuderbetriebe entgegenzutreten, durchaus erlaubt sei. Aber das vom Börsenverein gewählte Mittel sei nicht das richtige. Die Entscheidungsgründe, die dies darzulegen bestimmt sind, müssen wir wörtlich hierher setzen, weil sonst aus ihrer Besprechung leicht der Verdacht einer „Suggestion" hervorgehen könnte. Zugleich geben diese Entscheidungsgründe (die übrigens nur etwa den fünften Teil des ganzen Urteils ausmachen) ein Bild von der Sprache, in der sich das Urteil bewegt, ein Punkt, auf den wir noch zurückkommen werden. Die Gründe lauten:

Ist seitens des Vorstandes des Börsenvereins an seine Mitglieder die Aufforderung ergangen, an die Klägerin überhaupt nichts mehr zu liefern, und ist

Digitized by Google

diese Aufforderung in dem bereits gekennzeichneten Sinne zu verstehen, so ist nicht abzusehen, wie dieser Maßregel die Bedeutung einer unter Erfolg versprechenden Umständen vorsätzlich bewirkten Veranstaltung, um der Klägerin den Betrieb des Sortimentsbuchhandels überhaupt unmöglich zu machen, abgesprochen werden kann. Vermochte Klägerin Verlagsartikel überhaupt nicht mehr zu erlangen, so konnte sie solche auch nicht mehr vertreiben. Daß die Aufforderung sich nur an die Vereinsmitglieder richtete, rechtfertigt es nicht, diese Auffassung mit dem Hinweise darauf, daß danach noch Gewerbsgenossen verblieben, an welche die Aufforderung nicht gerichtet war, sodaß Klägerin immer noch von diesen Bücher beziehen konnte, abzulehnen.

Dem Börsenverein, einem Verein mit nicht geschlossener Mitgliederzahl, mußte nach seiner ganzen Tendenz daran liegen, möglichst viele Gewerbsgenossen für seine Zwecke zu vereinigen und die Zahl der denselben Entgegenhandelnden möglichst zu vermindern. Je geringer die Zahl der Letztern wurde, desto vollkommener wirkte es gegen dieselben, wenn die Uebrigen der Aufforderung zur Sperre entsprachen. Die Beurteilung kann demnach nicht eine nach dem Maße fortschreitenden Gelingens der Lahmlegung des Geschäftsbetriebs verschiedene sein. Vielmehr kann es nur darauf ankommen, ob die Veranstaltung überhaupt zur Herbeiführung des Erfolges geeignet ist. Bei dieser Prüfung ist der Umstand, daß die Mitglieder der Aufforderung zu völliger Lieferungssperre nachzukommen nach den Satzungen nicht verpflichtet waren, nicht erheblich, sofern nur nach der autorativen Stellung, welche der Börsenverein thatsächlich einnahm, eine erhebliche Wirkung seiner Aufforderung zu gewärtigen war. Wenn auch diese Unterbindung des Geschäftsverkehrs der Klägerin nur als Mittel für den Zweck der Einhaltung der vom Verein normirten Verkaufspreise seitens desselben gewollt war, so war sie doch eben als eine dauernde gewollt, so lange nicht Klägerin sich in irgend einer — bisher nicht zur Erörterung gekommenen — für die zukünftige Einhaltung jener Preise Gewähr bietenden Weise den Vereinsnormen unterwarf. Ein solches Handeln kann, sofern das Verhalten der Klägerin, gegen welches es gerichtet war, weder rechtswidrig noch unsittlich war, nicht für berechtigt erachtet werden.

War auch, wenn einmal der Börsenverein in Bezug auf den Rundenrabatt seinen Zweck als einen erlaubten verfolgen konnte, die Bekämpfung der demselben Entgegenhandelnden seine naturgemäße Aufgabe, so wird dem Gesichtspunkte, daß demselben danach doch auch Mittel zu solchem Kampfe zur Verfügung stehen müßten, schon in weitem Maße Rechnung getragen, wenn als nicht zu beanstandende Mittel des Kampfes neben dem Ausschluß der zu Bekämpfenden von den Vereinsanstalten und Vereinseinrichtungen die satzungsgemäße und durch die eventuelle Strafe des Ausschlusses, und der Behandlung gleich den zu Bekämpfenden bestärkte Verpflichtung der Mitglieder, denselben gegen den Willen der Verleger den Bezug ihres Verlags nicht zu vermitteln, sowie das etwaige Betreiben der Erlangung von Verlegererklärungen seitens des Vereins, wonach die Verleger ihren Verlag nicht oder nur mit verkürztem Rabatt den zu Bekämpfenden zukommen zu lassen erklärten, erachtet werden. Für die Nichtbeanstandung dieser Kampfesmittel ist, was ihre Verschärfung durch eine eventuelle Betreibung der Verlegererklärungen anlangt, die Voraussetzung ausschlaggebend, daß die durch das Provoziren solcher Erklärungen geschehene Einwirkung nicht auf die Lieferungssperre im Gegensatze zur Lieferung mit Rabattverkürzung gerichtet, sondern die Wahl in dieser Beziehung in das Gutdünken der Verleger gestellt war. Hier entspricht das Mittel im Wesentlichen dem verfolgten Zweck. Klägerin unterbietet, wie behauptet ist,

Digitized by Google

andere Sortimentshandlungen beim Absatz der Bücher. Deshalb betreibt es der Verein, daß die Verleger ihr, bis sie dies unterläßt, nur mit entsprechender Rabattverkürzung liefern.

Nun mag dieses System des Kampfes Unvollkommenheiten haben, und es mag für den verfolgten Zweck von vollkommener Wirkung sein, wenn dem Entgegenhandelnden überhaupt jeder buchhändlerische Vertrieb unmöglich gemacht wird. Wenn es sich aber nicht um Abwehr eines rechtswidrigen Angriffs handelt, sondern ein frei gewählter, wenn auch durchaus erlaubter und vielleicht sogar löblicher Zweck verfolgt wird, so kann selbst der Umstand, daß ein bestimmtes Mittel sich als das allein wirksame für den Zweck erweist, die Wahl dieses Mittels nicht rechtfertigen, wenn dieses ein rechtsverletzendes ist. In Veranstaltungen, mit welchen in für einen Erfolg geeigneter Weise vorsätzlich darauf abgezielt wird, einem Gewerbetreibenden die Möglichkeit seiner Versorgung mit den Erzeugnissen, die er für seinen Gewerbebetrieb nicht entbehren kann und die auch, für den Eintritt in den Verkehr bestimmt, in einem für das Bedürfnis zureichenden Maße vorhanden sind, gänzlich zu verschließen, liegt, soweit sie ganz oder teilweise Erfolg haben, eine rechtswidrige Vermögensbeschädigung. Freilich sind die den natürlichen Verhältnissen entsprechenden Erwartungen keine erworbene Vermögensstücke. Aber die Erhaltung und Nutzbarmachung eines Gewerbsvermögens beruht zu einem wesentlichen Teile darauf, daß natürliche Beziehungen des gewerblichen Lebens die natürlichen Wirkungen, die sich für alle gleichmäßig zu vollziehen pflegen, äußern. Wenn nun jemand diese natürlichen Wirkungen geflissentlich in andrer Weise als durch Bethätigung eines Konkurrenzbetriebes zum Nachteil eines bestimmten Gewerbetreibenden in der Absicht, dessen Gewerbebetrieb zu untergraben, verhindert, und dadurch dessen Gewerbsvermögen eine Beeinträchtigung erfährt, so liegt eine vorsätzliche rechtswidrige Vermögensbeschädigung vor. Vergleiche § 8 Teil I Titel 6 des preußischen allgemeinen Landrechts, §§ 116, 121, 773, 774 des sächsischen bürgerlichen Gesetzbuchs. Rechtswidrig ist dieselbe, sobald der Beschädigende dazu kein Recht hat. Das in der Konkurrenzberechtigung liegende Recht, mittels des eignen Konkurrenzbetriebes in solche Beziehungen einzugreifen, kommt hier nicht in Frage, da die getroffenen Veranstaltungen keine der Klägerin ihre Beziehungen abwendig machenden Handlungen eines Konkurrenzbetriebes sind.

Der zweite Gesichtspunkt ist der, daß bei Unterstellung der Kundgebung im Börsenblatte, daß gegen Klägerin Thatsachen vorlägen, welche bei Mitgliedern die Einleitung des Ausschlußverfahrens nach sich ziehen würden, ferner einer sich anschließenden Kundgebung aller sich hieran knüpfenden Folgen, also des Ausschlusses von der Benutzung aller Vereinsanstalten und Vereinseinrichtungen, des Ausschlusses aller Geschäftspapiere der Klägerin von der Bestellanstalt, der Sortimentslieferungsenthaltung des Vereins Leipziger Kommissionäre, sei es nun speziell jeder einzelnen Folge oder im Wege eines zusammenfassenden Hinweises und endlich der Aufforderung zur vollständigen Lieferungssperre unter Mitteilung entsprechender Namenslisten an die Mitglieder, das Ganze sich als öffentliche Verhängung des Ausschlusses der Klägerin aus der Gemeinschaft der Gewerbsgenossen darstellen würde. (Hier folgen einige Ausführungen über die Publizität des Börsenblattes.) Daß die Kennzeichnung derjenigen Personen, gegen welche die Mitglieder entsprechend ihren Erklärungen und übernommenen Verpflichtungen verfahren sollen, nicht leicht anders als in einer für den gesamten Buchhandel unmittelbar offenkundig werdenden Art verfolgen kann, wäre eben nur die Konsequenz des eingeschlagnen Systemes, welches unberechtigt wäre, wenn es eben nur in solcher Art

Digitized by Google

zur Geltung gebracht werden könnte. Nach dieser Art ließe sich der Eindruck eines öffentlich verkündeten Verdiktes mit Strafenverhängung nicht leugnen. Der Zulässigkeit solcher Maßregelungen widersprechen insbesondre Nichtmitglieder mit Recht. Sie verletzen das Recht auf Achtung der Person und das Ansehen des individuellen Geschäftsbetriebes, auf dessen Wahrung jeder Gewerbetreibende, so lange er nicht rechtswidrig oder unsittlich handelt, einen Anspruch hat. Es ist das Charakteristische des Mittels der Achterklärung, daß der Anlaß zu derselben gegen den peinlichen Eindruck, den die Anwendung des Mittels an sich in der Hand einer ansehnlichen Körperschaft hervorruft, indem die betreffende Person als ein Gemiedener und zu Meidender gekennzeichnet wird, für die Genossen zurücktritt. Beim Gewerbetreibenden kommen aber noch ganz reale Momente in Betracht. Er wird nicht ohne Grund unansehnlich, wenn er öffentlich zu einem in den Verkehrsbeziehungen nach den verschiedensten Richtungen erheblich gehinderten Manne gemacht wird. Das Vertrauen in seine Fähigkeit, den Anforderungen von Kunden zu genügen, wird damit erschüttert. Eine unmittelbare oder analoge Anwendung des § 193 des Strafgesetzbuchs kann Anwendung finden, wenn der Verein das geschäftliche Verhalten des einzelnen Buchhändlers als unheilvoll oder rücksichtslos in Wort oder Schrift darstellt und hierbei der Geschäftsbetrieb desselben eine herabsetzende Beleuchtung erfährt. Aber das vom Verein frei gewählte System über das Nichtmitglied zu verhängender Maßregeln, welches das Nichtmitglied zu verletzen geeignet ist, stellt nicht die Wahrnehmung berechtigter Interessen dar, welche die Rechtsverletzung ausschlösse oder für die Rechtsordnung indifferent erscheinen ließe.

Suchen wir aus dem Wortreichtum dieser Begründung den Kern herauszuschälen und in wenigen Worten wiederzugeben, so ist es folgender. Das Reichsgericht sagt: Der Zweck, den der Börsenverein verfolgt, die Preisschleuderei zu bekämpfen, ist erlaubt. Er hätte dazu auch das Mittel wählen können, daß er die Verleger aufforderte, an die Schleuderer entweder gar nicht oder nur mit verkürztem Rabatt zu liefern. Er hat aber seine Aufforderung auf Lieferungssperre im Gegensatz zur Lieferung mit Rabattverkürzung gerichtet. Das ist eine Achtserklärung, durch die dem betroffenen Buchhändler sein Geschäftsbetrieb unmöglich gemacht wird. Eine solche Achtserklärung ist rechtswidrig. Daß es in dem freien Willen der Verleger stand, der Aufforderung Folge zu geben, ist unwesentlich, weil der Börsenverein eine autoritative Stellung einnimmt. Einem Gewerbetreibenden dürfen nicht die natürlichen Bezugsquellen für seinen Gewerbebetrieb untergraben werden. Nur auf dem Wege des eignen Konkurrenzbetriebes kann ein Gewerbetreibender dem andern entgegentreten.

Mit dieser Entscheidung des Reichsgerichts kam die Sache wieder an das Kammergericht. Dieses eignete sich nun (wohl nicht ohne sacrificium intellectus) die Entscheidungsgründe des Reichsgerichts an und erklärte in dem Urteile vom 17. Februar 1891 die von dem Vorstande des Börsenvereins vor der Statutenänderung von 1887 erlassenen Aufforderungen, weil sie alternativ auf Nichtlieferung oder auf Lieferung unter verkürztem Rabatt gerichtet gewesen seien, für statthaft, die später ergangenen aber, weil sie allein auf Nicht-

Digitized by Google

lieferung gerichtet gewesen seien, für rechtswidrig. Darnach sprach es aus, daß der Anspruch der Klägerin auf Schadenersatz hinsichtlich der nach der Statutenänderung erfolgten Veröffentlichungen dem Grunde nach gerechtfertigt sei.

Auf die von den Verklagten erhobene Revision, der sich dann auch die Klägerin anschloß, kam nun die Sache nochmals an das Reichsgericht. Dieses wies aber durch Urteil vom 24. Juni 1891 unter wiederholtem Ausspruch seiner frühern Ansichten sowohl die Beschwerden der Verklagten als die der Klägerin zurück.

Wir wollen hier von vornherein erklären, daß wir in der wirtschaftlichen Frage, die die Unterströmung dieses Prozesses bildet, nicht unbedingt für die eine oder die andre Seite Partei nehmen. Wir lassen es dahingestellt sein, ob es zur Erhaltung eines gesunden Buchhandels wirklich notwendig sei, den den Sortimentshändlern gewährten Rabatt so hoch zu stellen, wie bei manchen Verlagsartikeln geschieht, und ob es nicht richtiger wäre, den Gewinn, den hiernach die Verleger den Sortimentern vielleicht allzu reichlich zuwenden, zu einem entsprechenden Teile dem Publikum durch Setzung geringerer Ladenpreise zukommen zu lassen. Wir beurteilen den vorliegenden Streit hier lediglich vom Rechtsstandpunkte.

Nach unserm Dafürhalten setzt sich die ergangene Entscheidung des Reichsgerichts in hohem Maße mit dem, was man juristisches Denken und Fühlen nennen kann, in Widerspruch. Und dies in einer Sache, die die Interessen eines zahlreichen, aus gebildeten Männern bestehenden Standes tief berührt.

Zuvörderst drängt sich die Frage auf: Wie kommt das Reichsgericht dazu, in dem großen, zwischen den Buchhändlern sich abspielenden gewerblichen Kampfe eine Unterscheidung zu machen zwischen der an die Verleger gerichteten Aufforderung, den Schleuderern gar nicht zu liefern oder nach Wahl gar nicht oder nur mit verkürztem Rabatt zu liefern? Die letztere Aufforderung erklärt es für statthaft, die erstere nicht. Welcher rechtliche Unterschied ist zwischen beiden? Für den gewöhnlichen Verstand ist das unbegreiflich! Das Reichsgericht sagt: „Die Schleuderer haben ein Recht darauf, zu Schleuderpreisen zu verkaufen.“ Unzweifelhaft! Niemand kann es ihnen wehren, natürlich vorausgesetzt, daß sie Bücher dazu haben. Zieht man daraus aber die Folgerung, daß die Schleuderer auch ein Recht darauf hätten, Bücher zu ihrem Schleuderbetriebe zu bekommen, dann wird dieses Recht eben so beeinträchtigt, wenn die Verleger erklären: „Wir liefern euch gar nicht,“ als wenn sie erklären: „Wir liefern euch nur zu einem Preise, bei dem ihr den Schleuderverkauf nicht mehr betreiben könnt.“ Das eine wie das andre hindert die Schleuderer an einem Betriebe, auf den sie doch nach Ansicht des Reichsgerichts ein unverletzliches Recht haben. Und wenn eine an die Verleger gerichtete Aufforderung, in der erstgedachten Weise zu verfahren, eine wider die Schleuderer begangene Rechtsverletzung ist, dann ist es auch eine Aufforderung der zweit-

Digitized by Google

gedachten Art, und ebenso eine Aufforderung, die den Verlegern die eine oder die andre Art des Handelns zur Wahl stellt, also dadurch für die Verleger immerhin einen Anreiz gewährt, gar nicht zu liefern. Warum nun soll das eine statthaft, das andre unstatthaft sein? Ist etwa das, was dem Börsenverein an „Kampfmitteln“ gestattet sein soll, eine von dem Ermessen des Reichsgerichts abhängige Gnadensache?

Weit schwerer noch wiegt aber die durch das Urteil angeregte Frage: Hat denn irgend ein Gewerbetreibender ein Recht darauf, daß andre Gewerbetreibende ihm die Waren liefern, die er zu seinem Gewerbebetriebe bedarf? Die Bejahung dieser Frage würde dahin führen, daß jeder Gewerbetreibende, wenn ihm ein andrer den Verkauf solcher Waren verweigerte, gegen diesen eine Entschädigungsklage hätte. Man braucht diesen Gedanken nur auszusprechen, um seine ganze Ungeheuerlichkeit vor Augen zu haben.

Auf den Buchhandel angewendet, folgt aus diesen Sätzen: kein Verleger ist verpflichtet, irgend einem Sortimentshändler seine Werke zum Vertriebe zu überlassen. Er kann sie ihm verweigern, aus welchem Grunde er will. Und er kann sie ihm um so mehr verweigern, wenn der Sortimenter damit einen Geschäftsbetrieb übt, den der Verleger für den ganzen Buchhandel als verderblich ansieht.

Ist aber jeder Verleger berechtigt, einem Sortimentshändler die Lieferung von Werken zu verweigern, so kann auch die von einem Dritten ergehende Aufforderung, dies zu thun, unmöglich eine Rechtsverletzung sein, zumal wenn diese Aufforderung für die Aufgeforderten keine Nötigung enthält, ihr Folge zu leisten. Wenn das Reichsgericht sagt: die natürlichen Beziehungen des gewerblichen Lebens dürfen in ihren natürlichen Wirkungen, die sich für alle gleichmäßig zu vollziehen pflegen, von keiner Seite gehindert werden; und wenn es ferner sagt: bei der autoritativen Stellung des Vorstandes des Börsenvereins habe die von ihm ergangene Aufforderung die Bedeutung einer Achtserklärung, die über keinen Gewerbetreibenden verhängt werden dürfe, so ist es wirklich schwer, solche Aussprüche eines höchsten Gerichtshofes ihrem wahren Werte nach zu charakterisiren.

Das Reichsgericht will freilich von seinem Satze, daß die natürlichen Wirkungen des gewerblichen Lebens nicht zum Nachteil einzelner Gewerbetreibender untergraben werden dürften, eine Ausnahme gestatten. Durch Bethätigung eines Konkurrenzbetriebes dürfe man auch einen andern Gewerbetreibenden schädigen. Aber läßt sich denn irgend verkennen, daß in dem vorliegenden Kampfe der Buchhändler ein Konkurrenzkampf größten Maßstabes enthalten ist? Was will denn die Mehrheit der Buchhändler, die ihre Vertretung in dem Börsenvereine findet? Sie will die Konkurrenz unterdrücken, die ihr nach ihrer Ansicht zum Verderben des Buchhandels die Schleuderer mit ihren Schleuderpreisen machen. Insofern ist es auch ganz unzweifelhaft,

Digitized by Google

daß der Vorstand des Börsenvereins als Vertreter berechtigter Interessen gehandelt hat. Versteht das Reichsgericht seinen Satz von der „Bethätigung eines Konkurrenzbetriebes“ dahin, daß die übrigen Buchhändler den Schleuderern nur dadurch entgegentreten dürften, daß auch sie zu Schleuderpreisen verkauften (!), so wollen wir dieser Ansicht nur folgenden einfachen Fall gegenüberstellen. Gesetzt, in einer Stadt hat für gewisse Waren bisher nur ein Geschäft bestanden. Nun will ein zweiter Kaufmann für dieselben Waren ein Geschäft gründen. Er verlangt aber von dem ersten, daß dieser ihm die Waren dazu liefere. Dieser verweigert es. Darauf verklagt ihn jener wegen Störung in den natürlichen Beziehungen des gewerblichen Lebens auf Schadenersatz. Das Gericht verurteilt den Verklagten, weil dieser nur durch Bethätigung des eignen Konkurrenzbetriebes, nicht aber durch Verweigerung der Waren den Kläger an seinem Gewerbe hätte verhindern dürfen. Das wäre eine Entscheidung nach den Sätzen des Reichsgerichts. Daß die angezogenen Stellen des preußischen Landrechts und des sächsischen Gesetzbuchs so etwas nicht enthalten, wird wohl kaum jemandem zweifelhaft sein.

Auch noch bei einer andern Stelle seiner eignen Entscheidungsgründe hätten dem Reichsgericht wohl einige Bedenken gegen seine Entscheidung kommen können. Um darzulegen, daß der Geschäftsbetrieb der Schleuderer rechtlich unanfechtbar sei, wird in dem Urteile vom 24. Juni 1891 gesagt: „Ohne Eingriff in eine fremde Rechtssphäre kann von einer illoyalen Konkurrenz im Rechtssinne nicht gesprochen werden. In einem andern als dem Rechtssinne ist der Begriff auf dem Rechtsgebiete ohne Bedeutung. Es besteht für den Buchhändler keine Rechtspflicht, auf die Erhaltung seiner Konkurrenten in der Provinz oder darauf, daß für Autoren weniger kurrenter Werke ein lebenskräftiger Sortimentshandel wirksam bleiben kann, Bedacht zu nehmen.“ Das ist unzweifelhaft richtig. Aber eben so richtig ist es auch, daß keine Rechtspflicht für die Verleger besteht, durch Lieferung von Werken auf die Erhaltung der Schleuderer in ihrem Betriebe Bedacht zu nehmen, und daß auch, wenn sie diese Lieferung verweigern, oder wenn sie andre auffordern, dies zu thun, von einem Eingriff in die Rechtssphäre im Rechtssinne nicht gesprochen werden kann. Dem Rechte des einen steht das Recht des andern gegenüber, und man kann nicht jenes Recht hochhalten, dieses aber verurteilen. Nicht darauf kommt es an, ob die Schleuderer durch ihren Betrieb Rechte der andern Buchhändler verletzt haben, sondern darauf, ob die andern Buchhändler durch Verweigerung ihrer Verlagsartikel oder durch die Aufforderung zu dieser Verweigerung Rechte der Schleuderer verletzt haben.

So viel über den sachlichen Inhalt der Reichsgerichtsurteile. Wir haben aber auch noch ein Wort über ihre Sprache zu sagen. Oben sind bereits Proben dieser Sprache mitgeteilt worden. In dem daraus ersichtlichen Stile läuft das Urteil von 1890 durch elf, das Urteil von 1891 durch sieben eng-

Digitized by Google

gedruckte Spalten des in Großquartformat erscheinenden Börsenblattes hindurch. Wir glauben nicht zuviel zu sagen, wenn wir aussprechen, daß schon etwa der vierte Teil dieses Raumes ausgereicht hätte, alles Wesentliche eben so gut oder vielmehr weit klarer und deutlicher zu sagen. Manche der langgebauten Perioden sind bei einmaligem Durchlesen gar nicht zu verstehen. Nur mühsam kann man durch Auseinanderlegung der unzähligen ineinander verschlungenen Sätze ein Verständnis dafür gewinnen, was damit gesagt sein soll. Man wird dadurch unwillkürlich an den Geschäftsstil vergangener Jahrhunderte erinnert. Ist denn bei unserm höchsten Gerichtshofe der Sinn für deutsche Sprache und für Kürze des Ausdrucks noch nicht so lebendig geworden, daß solche Ausarbeitungen nicht in die Öffentlichkeit ergehen?

Sehen wir endlich auf den Erfolg der Reichsgerichtsentscheidung, so ist dieser für den großen Kampf, in den sie einzugreifen bestimmt ist, äußerst gering. Der Vorstand des Börsenvereins darf die Verleger nun nicht mehr auffordern, an die Schleuderer gar nicht zu liefern. Aber er darf sie auffordern, entweder gar nicht oder gegen verkürzten Rabatt zu liefern. (Nach einer Bemerkung im Börsenblatte hat der Vorstand schon seit der Ostermesse 1889 nur in der letztern Weise verfahren.) Was für ein Unterschied ist nun praktisch zwischen beiden Aufforderungen? Verleger, die sich an dem Kampfe mit Eifer beteiligen wollen, werden auch nach einer Aufforderung der zweiten Art gar nicht liefern. Solche, die das nicht wollen, würden auch nach einer Aufforderung der ersten Art den Schleuderern Werke geliefert haben, sei es gegen vollen oder gegen verkürzten Rabatt. Die ganze Entscheidung ist also in dieser Beziehung de lana caprina ergangen.

Immerhin ist es aber doch von Bedeutung, daß Männer, die in der berechtigten Überzeugung gehandelt haben, etwas völlig erlaubtes zu thun und für ihre Berufsgenossen eine Pflicht zu erfüllen, durch einen Ausspruch des höchsten Gerichtshofs für Leute, die rechtswidrig gehandelt haben, erklärt werden, und daß sie deshalb an einen solchen, der sich durch seinen Betrieb mit der großen Mehrzahl seiner Berufsgenossen in Widerspruch gesetzt hat, eine Entschädigung zahlen sollen, darnach auch einen namhaften Teil der nicht unbedeutenden Prozeßkosten zu tragen haben werden. Vielleicht ist es von allgemeinem Interesse, wenn wir, um ein Bild von dem heutigen Prozeßverfahren zu geben, auch auf diesen letztern Punkt noch etwas näher eingehen.

Der hier besprochene Prozeß ist durchaus nicht verwickelt. Abgesehen von dem Betrage der geforderten Entschädigung sind die thatsächlichen Verhältnisse völlig unbestritten. Es hat daher auch bisher kein Beweisverfahren (das oft die Prozesse sehr verteuert) stattgefunden. Wenn wir nun versuchen, die bisher entstandnen Kosten zu berechnen, so müssen wir natürlich von der Berechnung aller Nebengebühren absehen, da uns hierfür der Stoff fehlt. Sind die Anwaltsschriften ebenso ausführlich ausgefallen, wie die fünf

Digitized by Google

Urteile, so werden schon die in dem Prozeß erwachsenen Schreibgebühren nicht ganz gering sein. Berechnen wir aber nur die Hauptsätze der Gebühren, so ergiebt sich folgendes. Die Klägerin hatte ihren angeblichen Schaden auf 27 899 Mark 79 Pfennige berechnet, erklärte aber, davon nur 1600 Mark einklagen zu wollen. Diese Summe würde also für die Höhe der Kosten maßgebend gewesen sein, wenn nicht die Verklagten sofort Widerklage erhoben hätten, darauf gerichtet, festzustellen, daß sie die berechneten 27 899 Mark nicht schuldig seien. Welches Interesse die Verklagten bei Erhebung dieser Widerklage hatten, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls hatte sie die Folge, daß nun diese größere Summe für die Gebühren maßgebend wurde. Darnach betrugen die Kosten erster Instanz allein für die beiden Anwalte 400 Mark, für das Gericht 360 Mark, zusammen 760 Mark. In der Berufungsinstanz erklärte dann die Klägerin, daß sie ihren Entschädigungsanspruch überhaupt auf 2100 Mark beschränke. Darnach wurde für den weitern Verlauf des Prozesses diese Summe maßgebend. Darnach betrugen die Kosten beim Kammergericht an Anwaltsgebühren 144 Mark, an Gerichtsgebühren 88 Mark, zusammen 232 Mark; die Kosten beim Reichsgerichte an Anwaltsgebühren 187 Mark, an Gerichtsgebühren 88 Mark, zusammen 275 Mark. In den ersten beiden Instanzen war die Klägerin zu sämtlichen Kosten verurteilt worden. Das Reichsgericht hob diese Verurteilung insoweit auf, daß es nur in Betreff von vierzehn Fünfzehnteln der Kosten erster Instanz und der Hälfte der Kosten zweiter Instanz bei der Verurteilung der Klägerin verblieb. Im übrigen wurde die Entscheidung über die Kosten dem weitern Verfahren vorbehalten.

Da nun das Reichsgericht, wie dies in der großen Mehrzahl der Fälle bei ihm üblich ist, den entscheidenden Ausspruch nicht selbst gab, sondern nötig fand, die Sache in die Vorinstanz zurückzuverweisen, so kam es nun bei dem Kammergericht von neuem zur Verhandlung. Bei dieser durften die Anwälte (nach einer gesetzlichen Bestimmung) die Verhandlungsgebühr nicht noch einmal beziehen, und daher beschränken sich in dieser Instanz die Kosten auf die Gerichtsgebühren im Betrage von 88 Mark. In der hierauf folgenden neuen Instanz beim Reichsgericht entstanden wiederum, wie früher, 275 Mark Kosten. Das Reichsgericht legte diese Kosten zu zwei Dritteln den Beklagten, zu einem Drittel der Klägerin auf.

So ist denn dieser Prozeß, der schon über zwei Jahre gedauert hat, bisher durch fünf Instanzen gegangen. Es sind fünf Urteile darin gegeben worden, die zusammen vierzig Spalten in Großquartformat füllen. Der Prozeß hat allein an Hauptgebühren 1630 Mark gekostet. Und doch ist die Hauptfrage, auf die sich die bisherigen Entscheidungen beschränkt haben, im Grunde genommen so einfach, daß sie für jeden natürlich denkenden Menschen in wenigen Sätzen hätte beantwortet werden können. Nur bei der Justiz ist es möglich, so einfache Dinge mit solchen Weitläufigkeiten zu behandeln. Mit diesen fünf

Digitized by Google

Verhandlungen und Urteilen ist aber die Sache noch nicht abgethan. Schon bei der ersten Verhandlung hatte das Kammergericht durch Gerichtsbeschluß angeordnet, daß die Verhandlung zunächst auf den Grund des Anspruchs beschränkt werden solle. Darnach ist denn auch bis jetzt nur über den Grund des Anspruchs entschieden worden. Über den Anspruch selbst, d. h. über die Frage, welchen Betrag die Verklagten der Klägerin als Entschädigung zu zahlen haben, muß nun noch ein neuer Prozeß geführt werden. Der Entschädigungsanspruch wird schwer zu begründen sein; und wenn es der Klägerin nicht gelingen sollte, nachzuweisen, daß ihr überhaupt ein Schaden zugefügt worden sei, so würde auch der ganze bisherige Prozeß um nichts geführt sein. Kommt es aber zu dem neuen Prozesse, so kann dieser wieder eben so lange dauern und eben so oft durch die Instanzen laufen, wie der bisherige. Er kann dann auch ebenso teuer, und wenn Beweisverhandlungen gepflogen werden, noch weit teurer werden.

Das sind die Segnungen des heutigen Rechtsverfahrens und der heutigen Jurisprudenz.

Albrecht Dürer

Von Konrad Lange

Der größte Künstler Deutschlands hat einen neuen Biographen gefunden. Anton Springer hat uns noch kurz vor seinem zu frühen Tode mit einer Biographie Dürers beschenkt.*) Wie manchmal mußte ich beim Lesen des Buches zurückdenken an den Winter 1876/77, wo der gefeierte Lehrer, damals noch in voller Kraft, vor seinen Leipziger Schülern ein Bild von Dürers Schaffen entwarf, nicht dasselbe, das jetzt vor uns liegt, aber ein ebenso fesselndes, belebt noch durch den Zauber seiner Rede, seines ganzen Wesens. Von neuem ist mir dabei wieder klar geworden, daß Springers Bedeutung nur zum geringern Teil in seinen Schriften weiterlebt. Von der plastischen Kraft und Eindringlichkeit seiner Sprache giebt das gedruckte Wort nur einen schwachen Abglanz. Mit seiner ganzen Persönlichkeit trat er ein für das, was er sagte. Nicht leere Thatsachen wollte er mitteilen, sondern Überzeugungen, Gefühle. Nur wer sich dessen immer bewußt bleibt, hat das Recht, an seinen gedruckten Worten Kritik zu üben.

*) Albrecht Dürer von Anton Springer. Mit Tafeln und Illustrationen im Text. Berlin, Grotische Verlagsbuchhandlung, 1892. (184 S.)

Digitized by Google

Das Bedürfnis nach einer volkstümlichen Biographie Dürers lag auch nach dem bekannten und in seiner Weise verdienstvollen Buche Thausings noch vor. Noch immer gehört Dürer zu den Künstlern, die mehr genannt als gekannt werden. Die Mahnung, die Springer vor sechs Jahren aussprach: „Ein gebildeter Deutscher sollte wie seinen Goethe auch seinen Dürer genau kennen," ist noch immer ein frommer Wunsch geblieben. Ich behaupte, daß unter hundert gebildeten Deutschen kaum einer ist, der von Dürer mehr kennt als ein oder das andre Bild, das er zufällig auf seinen Reisen gesehen hat, daß unter tausenden, die mit seinen Werken vertraut sind, sich kaum einer als aufrichtigen Verehrer des Meisters bekennen würde. Hat man doch auch unsrer modernen Kunst neuerdings nicht Dürer, sondern Rembrandt als Erzieher vor Augen gehalten.

Gründe für diese Erscheinung giebt es mehrere. Dank unsrer einseitigen Erziehung steht die ästhetische Bildung unsrer höhern Kreise noch immer auf dem Standpunkte Winckelmanns und Lessings, das heißt der antiken Kunst. Noch immer ist für uns die antike Plastik das unübertroffene Ideal, neben dem wir höchstens die klassische Formenschönheit der italienischen Hochrenaissance gelten lassen. Noch immer werfen wir in kindlicher Verwirrung die künstlerische Schönheit und die natürliche Vollkommenheit durcheinander. Daß die Kunst nur „das Schöne," d. h. das Naturschöne darzustellen habe, ist nicht nur ein Dogma vieler Ästhetiker, sondern auch der meisten Gebildeten. Daß damit Shakespeare und Rembrandt und Rubens und so viele andre aus der Reihe der großen Künstler ausgestrichen werden, macht man sich nicht klar. Wie soll man da zu einer richtigen Würdigung Dürers kommen?

Leider hat auch Thausings Biographie in dieser Beziehung nicht viel gebessert. Thausing gehörte zu den Kunsthistorikern, die mit Verachtung auf die Ästhetik herabsehen. Wie Wilhelm Scherer in seiner Poetik, so wollte auch er (hier spricht er nicht davon, aber anderwärts) den Begriff „schön" aus der Kunstbetrachtung womöglich ganz ausschließen. Die Frage, ob ein Werk schön sei, habe der Kunsthistoriker nicht zu entscheiden, nur kunsthistorische Thatsachen habe er festzustellen und zu erklären. Das Wort „schön" brauche in einer Kunstgeschichte gar nicht vorzukommen. Kein Wunder, daß seine Biographie mehr die Kenntnis vieler wissenschaftlichen Einzelfragen als das Verständnis der Dürerschen Kunst befördert hat. In der Zeit, wo sein Dürer erschien (1876), war diese Behandlung ja in gewisser Weise berechtigt, und es ist Thausings Verdienst, viele damals noch zweifelhafte Fragen aus dem Leben und Schaffen des Meisters endgiltig erledigt zu haben. Aber das Bedürfnis weiterer Kreise war damit nicht befriedigt worden. „Der historische und litterarische Sinn — sagt Springer — sträuben sich gleichmäßig gegen den reichen Überguß einer einfachen Erzählung mit mannichfachen Einzelheiten, gegen den häufigen Einschub besonderer Untersuchungen in die Schilderung, wie sich ein Held entwickelt hat, oder

Digitized by Google

welche Strömungen ein Zeitalter beherrschen. Leicht wird der lebendige Fluß der Erzählung unterbrochen, die Aufmerksamkeit von dem Wesentlichen abgelenkt." Man kann es weitern Kreisen nicht zumuten, sich 718 Seiten lang durch schwierige kritische Streitfragen hindurchzuarbeiten, die ohne ein genügendes Anschauungsmaterial doch nicht verständlich sind. So wird wohl mancher mit Freuden zu Springers Werke greifen, das auf 164 Seiten ein zusammenhängendes und auch dem Nichteingeweihten verständliches Lebensbild darbietet.

Damit ist aber keineswegs gesagt, daß die neue Biographie ein abgekürzter Thausing wäre. Im Gegenteil, sie beruht, wie das bei Springer selbstverständlich ist, vollständig auf eignen Forschungen. Bekanntlich hat sich der berühmte Kunsthistoriker in seinen jüngern Jahren lange mit der Absicht getragen, eine Biographie Dürers zu schreiben. An Dürers Rosenkranzfest im Kloster Strahof zu Prag hefteten sich die ältesten Kunsterinnerungen des Klosterbräuersohnes. Die Mitteilungen der k. k. Zentralkommission enthalten mehrere Aufsätze von seiner Hand, die sich auf Dürer beziehen. Als er aber hörte, daß Thausing die Vorbereitungen zu einer ähnlichen Biographie getroffen habe, ließ er seine Absicht fallen. Denn er sah wohl ein, daß der Vorstand der Albertina in Wien bessere Gelegenheit habe, sich mit den Werken des Meisters bekannt zu machen, als der Dozent in einer kleinen rheinischen Universitätsstadt. Als das erwartete Werk erschien, war er zwar in vielen Beziehungen befriedigt, mußte aber doch gestehen, daß er in manchen Dingen abweichender Ansicht sei. Ich erinnere mich, daß er in jenem Kolleg über Dürer, das ich vor nunmehr fünfzehn Jahren in Leipzig bei ihm hörte, die Behauptungen Thausings der Reihe nach durchnahm und vielfach zu ganz andern Ergebnissen kam. Den Entschluß, seine abweichenden Anschauungen zu veröffentlichen, faßte er, wie es scheint, erst, nachdem 1883 die zweite Auflage von Thausings Dürer erschienen war. Thausing hatte, wie er selbst im Vorworte sagt, gezweifelt, „ob er zu einer durchgreifenden Veränderung des nun einmal in der Welt verbreiteten Werkes noch berechtigt sei, und ob es ihm heute gelingen würde, etwas besseres an die Stelle des alten zu setzen." Wir wollen darüber mit dem unglücklichen Verfasser, der damals schon leidend war, nicht rechten. Aber wir begreifen, daß Springer bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, nämlich als die zweite Auflage seiner „Bilder aus der neuern Kunstgeschichte" (1886) erschien, einen Aufsatz über „Dürers Entwicklungsgang" veröffentlichte, worin er sich vielfach in einen Gegensatz zu Thausing stellte. Später ist dann Conway in seinen Literary remains of Albrecht Dürer (Cambridge, 1889), die manches verdienstvolle Material enthalten, in allem wesentlichen wieder auf Thausings Forschungen zurückgegangen. Die jetzt erschienene Biographie endlich ist keineswegs eine bloße Erweiterung des Essays von 1886. Beide Schriften haben selbständige Bedeutung. Der Essay ist mehr forschend, die Biographie mehr schildernd. Erst beide zusammen geben

Digitized by Google

ein vollständiges Bild von dem, was Springer am Ende seines Lebens und seiner Forschungen über Dürer gedacht hat. Wenn ich das Kollegienheft von 1876 mit diesen beiden Arbeiten vergleiche, so kann ich verfolgen, wie sich Springers Ansichten ganz allmählich offenbar unter dem anregenden Einfluß der akademischen Thätigkeit, entwickelt haben. Um so größer ist für uns das Gewicht seines Urteils, um so dringender aber auch die Verpflichtung, seine Ergebnisse zu prüfen, ehe wir sie annehmen.

Mit Einzelheiten brauchen wir uns dabei wenig aufzuhalten. Gelehrte Anmerkungen, monographische Exkurse fehlen dem Buche vollständig. Zwar beabsichtigte Springer seinem Werke „Kritische Anhänge" beizufügen, und die drei Seiten davon, die er noch am Tage vor seinem Tode niedergeschrieben hat, sind von dem Herausgeber, Dr. Jaro Springer, dem Sohne des Verstorbnen, mit abgedruckt worden. Aber diese Anhänge sollten, wie es scheint, keinen gelehrten Charakter haben, sondern nur die Entstehungsgeschichte einzelner Kompositionen Dürers mit Hilfe der Handzeichnungen verfolgen. So wird es denn auch im Sinne des Verfassers sein, wenn sich die Kritik nicht mit unwichtigen Einzelheiten beschäftigt, sondern gleich zu den vier wichtigsten Fragen übergeht, die das Schaffen Dürers bestimmen: Wie verhält er sich zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen? wie stellt er sich zu den wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit? welches ist sein Standpunkt gegenüber der Reformation? und wie lautet sein ästhetisches Glaubensbekenntnis?

Es war vorauszusehen, daß Springer Dürers Verhältnis zu der ältern deutschen Kunst weniger betonen würde als das zur italienischen Renaissance. Der Verfasser des Rafael und Michelangelo hatte zu der deutschen Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts weniger gefühlsmäßige Beziehungen als zu der italienischen Kunst des Cinquecento. In seinen Augen war das fünfzehnte Jahrhundert wenigstens in Deutschland vorwiegend eine Zeit des „Verfalls der mittelalterlichen Bildung, auch im Kreise der künstlerischen Entwicklung," und nur soviel wollte er zugeben, daß sich damals „neben Spuren des Absterbens auch die Keime neuer Bildungen offenbaren." So mußte er denn auch Dürer mehr in einen Gegensatz zu seinen deutschen Vorgängern stellen, als in ihm den Abschluß der vorangegangnen Entwicklung erkennen. Aber ich glaube, Springer würde auch nicht viel dagegen gehabt haben, wenn man die „Keime neuer Bildungen," die er dem fünfzehnten Jahrhundert zuerkennt, als das eigentlich Wesentliche in diesem Jugendzeitalter der modernen Menschheit betrachten und die Bedeutung Dürers vielmehr darin erkennen wollte, daß er einerseits zwar noch im Mittelalter wurzelt, einen Abschluß der mittelalterlichen Bestrebungen darstellt, andrerseits aber auch durch seine Beziehungen zum italienischen Humanismus und zur Reformation dem modernen Zeitalter angehört.

Von einem Einflusse des Lehrers Michael Wolgemut auf Dürer will der

Digitized by Google

neue Biograph nicht viel wissen. Wir erkennen darin eine gesunde Reaktion gegen Thausings Bemühungen, den Lehrer Dürers zu einem hervorragenden Künstler, einem geistig bedeutenden Manne, einem der ersten Vertreter humanistischer Anschauungen und kirchlichen Freisinns in Nürnberg zu stempeln. Diese Ansicht Thausings gründete sich auf eine Hypothese betreffs des vielbesprochnen Meisters W. Eine Anzahl humanistisch beeinflußter Kupferstiche aus Dürers Jugendzeit sind auch in Exemplaren erhalten, die mit der Chiffre W bezeichnet sind. Diese Exemplare, die man früher meistens als Kopien des Wenzel von Olmütz nach den Originalen Dürers betrachtete, wollte Thausing umgekehrt als die Originale der Dürerschen Stiche auffassen, und indem er nun in der Chiffre W Wolgemut erkannte, fiel der Ruhm dieser Kompositionen natürlich ganz dem ältern Nürnberger Meister zu. Seitdem jedoch Lehrs in seinem „Wenzel von Olmütz“ endgiltig nachgewiesen hat, daß diese Stiche in der That Kopien nach Dürer sind, und daß sie mit Wolgemut nichts zu thun haben, ist die Thausingsche Hypothese, wie es scheint, auch von denen aufgegeben worden, die sie in geschickter Weise weitergebildet hatten. Ist aber Wolgemut nicht der Erfinder dieser Kompositionen, ist er überhaupt kein Kupferstecher, sondern einfacher Altarmaler und Holzschneider gewesen, so gilt, was Springer von ihm sagt: „Er war nicht ein Mann, welcher sich über die Kunst besondre Gedanken machte und die Seele des Lehrlings in gährende Unruhe versetzte.“ Vollkommen negativ ist Springers Stellung zu dem neuerdings gemachten Versuche, statt Wolgemuts dessen Stiefsohn und Mitarbeiter Wilhelm Pleydenwurff als eigentlichen Lehrer Dürers hinzustellen. Nicht einmal der Name kommt in der Biographie vor, und wir finden Dürers Verhältnis zu den Gesellen Wolgemuts nur in folgender Weise charakterisirt: „Daß er die letztern mit den kurzen harten Worten abspeist, er hätte viel von den Knechten leiden müssen, spricht nicht für ein besonders inniges Verhältnis zu ihnen oder für eine dankbare Anerkennung ihrer Verdienste um seine künstlerische Erziehung.“

Immerhin hätte hervorgehoben werden können, daß Wolgemut wenigstens im Holzschnitt sicher Dürers Lehrer gewesen ist, und daß sich Dürers Jugendstil im Porträt sowohl wie in der Landschaft vielfach mit dem berührt, der in dem Atelier seines Meisters herrschte. Auch die ältern Nürnberger Bildschnitzer und Erzgießer, vor allen Veit Stoß, hätten in einer populären Schilderung Dürers vielleicht eine Erwähnung verdient. Denn sie waren älter als Dürer und künstlerisch bedeutender als Wolgemut. Und wenn man auch darauf verzichten wird, Einzelheiten in seinem Stil auf ihr Vorbild zurückzuführen, so war es doch für seine stilistische Entwicklung nicht gleichgiltig, daß er als Jüngling plastische Werke vor seinen Augen entstehen sah, an denen er den Sinn für energische Formgebung entwickeln konnte.

Bedauert habe ich besonders, daß Springer Schongauers Einfluß auf

Digitized by Google

Dürer so gering angeschlagen hat: nur „Einzelheiten der Linienführung“ habe der jüngere Künstler dem ältern abgelernt. Aber wie häufig mag Dürer schon als Knabe die weit verbreiteten Blätter des berühmten Kupferstechers betrachtet und nachgezeichnet haben, wie er ja überhaupt in seiner Jugend die Handzeichnungen oder Kupferstiche älterer rheinischer Meister nachweislich kopirte. Ist es doch auch ganz unwahrscheinlich, daß Christoph Scheurl und Neudörffer, die ja beide Dürer persönlich kannten, die Nachricht aus der Luft gegriffen haben sollten, der alte Dürer habe den Sohn eigentlich zu Schongauer in die Lehre geben wollen, sich aber dann (wahrscheinlich aus Bequemlichkeitsgründen) für den heimischen Meister entschieden. Und sollte nicht die Reise nach Colmar, die Dürer während seiner Wanderschaft unternahm, thatsächlich den Zweck gehabt haben, das Versäumte nachzuholen, den berühmtesten Kupferstecher seiner Zeit wenigstens nachträglich kennen zu lernen? Dabei will ich noch ganz absehen von zwei angeblichen Jugendwerken Dürers, die, wenn sie wirklich von ihm stammten, geradezu eine Schongauersche Epoche in seinem Leben nachweisen würden. Ich meine die Madonna mit der Nelke im Kölner Museum und den Kupferstich mit der Doppeldarstellung Adams und Evas. Die Madonna freilich erwähnt Springer nicht, wahrscheinlich weil er ihre Zurückführung auf Dürer (ebenso wie die dreier andern Bilder, die man neuerdings auf Dürer getauft hat) nicht billigte. Doch an dem Kupferstich, den er selbst kurz zuvor zum erstenmal als Jugendarbeit Dürers angesprochen hatte, hält er auch in der Biographie fest. Kupferstichkenner wie Lehrs wollen ihn übrigens einem niederrheinischen Monogrammisten PM zuschreiben, der „in hohem Grade abhängig von Schongauer“ sei. Aber selbst wenn man von diesen zweifelhaften Jugendwerken absieht, bleibt die Thatsache bestehen, daß Dürer in seiner Jugend fast mehr von Schongauer als von Wolgemut angeregt worden ist. Der Einfluß des Colmarer Meisters ist sowohl in den Blättern der Apokalypse und der großen Passion als auch in einzelnen spätern Kompositionen wie der Flucht nach Ägypten deutlich zu erkennen. Vor allen Dingen hat Dürer in der Kupferstichtechnik — was ja auch Springer zugiebt — an seinen großen Vorgänger angeknüpft. Was übrigens Dürers Kupferstichtechnik betrifft, so will ich nebenbei erwähnen, daß Springer im Anschluß an Thausing die Behauptung aufstellt, Dürer habe bei den Kupferstichen seiner Blütezeit, z. B. der „Melancholie“ und dem „Hieronymus im Gehäus“, ein gemischtes Verfahren von Ätzung und Grabstichelarbeit angewendet. Ich habe mich nach wiederholter Vergleichung der in der Göttinger Kupferstichsammlung befindlichen Abdrücke dieser beiden Platten nicht von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen können. Im Gegenteil scheint mir der gleichmäßig dünne Zug der Linien, den Dürer hier angewandt hat, und auf dem ja vor allen Dingen der matte silbergraue Ton dieser Blätter beruht, eher auf eine gesteigerte Verwendung der kalten Nadel als auf eine

Digitized by Google

vorbereitende Ätzung hinzuweisen. Auch Lehrs, den ich um seine Meinung befragte, bestätigte mir, daß er sowohl wie die Fachleute, mit denen er darüber gesprochen habe, hier eine Ätzung nicht erkennen könnte.

Stärker als den Einfluß der ältern deutschen Meister betont Springer den der italienischen Zeitgenossen. Dürers Beziehungen zu Jacopo de' Barbari sind ja durchaus nicht zu bezweifeln, wenn auch Springer vorsichtigerweise nicht entscheiden will, in welchem Maße der eine der Spendende, der andre der Empfangende gewesen sei. Daß Meister Jakobus den jungen Maler zuerst zu Proportionsstudien angeregt habe, sagt dieser ja selber, und daß er es war, der ihn wahrscheinlich zum erstenmale auf die Antike hinwies, erkennt man an mehreren Zeichnungen. Ob Springer an seiner Hypothese festgehalten hat, daß Dürer auf seiner Wanderschaft in Venedig als Holzschneider oder Kupferstecher in die Werkstatt des venezianischen Malers eingetreten sei, geht aus der Biographie nicht deutlich hervor.

Den ersten Lehrer von durchgreifendem Einfluß erblickt Springer dagegen in dem großen Andrea Mantegna, dessen Wahrheit und Kühnheit den jungen Künstler mächtig gepackt, ihn auf die Wiedergabe kräftiger Leiber, heftiger Bewegungen, erregten Mienenspieles hingewiesen habe. In der That nimmt Mantegna neben Schongauer und Wolgemut in Dürers Entwicklung die erste Stelle ein.

Dagegen hat wohl der Einfluß Leonardo da Vincis eine zu starke Betonung erfahren. Allerdings scheint sich Dürer bei seinem seltsam barocken Bilde: Christus unter den Schriftgelehrten (in der Galerie Barberini zu Rom) ein echt Leonardosches Problem, das des lebhaften Ausdrucks der Hände, gestellt zu haben. Auch kann man in den Holzschnitten der sogenannten Knoten und in einigen Zeichnungen Dürers Anklänge an Leonardo nachweisen. Endlich finden sich in Dürers theoretischen Schriften einige Sätze, die, wie es scheint, Leonardo zum erstenmale vorgetragen hat. Aber das genügt nicht, mit Springer zu behaupten, an Leonardo habe Dürer (im Gegensatz zu den andern Meistern) „seine ganze Künstlerschaft hingegeben." Nicht einmal das phantastische Element in Dürer möchte ich (wie es Springer thut) auf Leonardos Einfluß zurückführen. Im Gegenteil glaube ich, daß dies bei dem deutschen Maler von vornherein viel stärker entwickelt gewesen sei als bei dem vorwiegend verstandesmäßigen Italiener. Auch der Hang zum Grübeln und Träumen war Dürer gewiß schon eigen, ehe er mit Leonardo, sei es unmittelbar, sei es mittelbar, in Beziehungen trat. In dieser Hinsicht waren beide offenbar Geistesverwandte. Auch schränkt Springer seine Behauptung schon selbst ziemlich stark ein, wenn er hinzufügt, daß dabei „die eigentliche Kunst der Malerei aus dem Spiele bleibe." Offenbar will er damit andeuten, daß es mehr die theoretische Seite von Dürers Thätigkeit sei, die auf Anregungen Leonardos zurückgeführt werden müsse. In der That ist es ja sehr

Digitized by Google

wahrscheinlich, daß Dürer während seines zweiten venezianischen Aufenthalts Zeichnungen des großen Florentiners und Abschriften aus seinem Malerbuche zu Gesicht bekommen hat, wie sie damals in den Kreisen der oberitalienischen Künstler umliefen. Aber trotz einiger Anknüpfungspunkte sind die theoretischen Schriften beider Künstler weit entfernt, sich zu decken. Auch die Vermittlerrolle, die man dem Freunde Leonardos, Fra Luca Pacioli, zusprechen will, bringt uns nicht viel weiter. Denn die Behauptung, „der Kryſtallkörper mit lauter (?) fünfwinkligen Flächen (Ikosaeder) in dem Stiche der Melancholie geht auf Paciolis Lehre von den regelmäßigen Körpern zurück," ist schon deshalb unhaltbar, weil der fragliche Körper kein Ikosaeder, sondern ein an den Polen abgestumpfter Rhomboeder ist. Wenn man bedenkt, daß damals Perspektive und Proportionslehre in vielen italienischen Malerschulen getrieben, Mathematik aber auch an den Universitäten und in den Hörsälen der Wunderlehrer gelehrt wurde, und daß wir im ganzen von den vordürerischen Studien dieser Art nur sehr wenig wissen, so wird man vorläufig wohl darauf verzichten müssen, Dürers Kenntnisse dieser Art aus einer ganz bestimmten Quelle herzuleiten, umsomehr, als ja auch diese italienischen Studien mehr oder weniger an gemeinsame Quellen wie Vitruv und Euklid anknüpften, die natürlich gewisse Übereinstimmungen von vornherein mit sich brachten. Dazu kommt, daß Dürer selbst in Betreff seiner Proportionsstudien ganz ausdrücklich sagt, daß er die Anregung dazu durch Jacopo de' Barbari erhalten, sich aber dann teils mit Hilfe des Vitruv, teils durch eigenes Studium weitergebildet habe. „Jedoch so ich keinen fand, der da etwas beschrieben hätt von menschlicher Maß zu machen, denn einen Mann Jakobus genannt, von Venedig geborn, ein lieblicher Maler, der wies mir Mann und Weib, die er aus der Maß gemacht hatt, daß ich auf diese Zeit lieber sehen wollt, was seine Meinung wär gewest denn ein neu Königreich. . . . Denn mir wollt dieser vorgemeldete Jacobus seinen Grund nicht klärlich anzeigen, das merket ich wohl an ihm. Doch nahm ich mein eigen Ding vor mich und las den Vitruvium, der beschreibt ein wenig von der Gliedmaß eines Manns: Also von oder aus den zweien obgenannten Mannen hab ich meinen Anfang genommen und hab darnach aus meinem Fürnehmen gesucht von Tag zu Tag." Hätten Leonardos Forschungen auf Dürer einen wesentlichen Einfluß gehabt, so würde er seinen Namen an dieser Stelle wohl genannt haben. Weniger klar können wir über die Quelle von Dürers perspektivischen Kenntnissen urteilen. Den einzigen Anhalt giebt hierüber seine Bemerkung in einem der venezianischen Briefe, er wolle, ehe er Italien verlasse, noch einen Abstecher nach Bologna machen, „um Kunst willen in heimlicher Perspektiva, die mich einer lehren will." Daraus geht wenigstens soviel hervor, daß Dürer seine perspektivischen Kenntnisse weder aus Venedig noch aus dem benachbarten Padua geschöpft hat, wenn es auch auffallend bleibt, daß an dieser Stelle gerade die Städte, deren

Digitized by Google

Malerschulen sich besonders mit perspektivischen Studien beschäftigten, Florenz, Padua und Mailand, nicht genannt werden. Doch bleibt die Möglichkeit offen, daß Dürer die perspektivischen Kunstgriffe, um die es sich bei diesem Unterricht wahrscheinlich handelte, gar nicht von einem Maler, sondern von einem Mathematiker gelernt habe. Und deren gab es ja in der Universitätsstadt Bologna so viele, daß es im Grunde willkürlich ist, Leonardo selbst oder „einen oder den andern von Leonardos Schülern und Akademiegenossen, welche nach dem Sturze Sforzas ein Wanderleben in Oberitalien führten," hier mit Dürer zusammentreffen zu lassen.

Richtig ist es ohne Zweifel, wenn Springer die Einwirkung der venezianischen Kunst und der Antike auf Dürer sehr gering anschlägt. Die Antike hat — von einigen vorübergehenden Anwandlungen der Jugendzeit abgesehen — gewiß nur in inhaltlicher Beziehung auf ihn eingewirkt. Dies gilt unter anderm von zwei Kupferstichen der frühern Zeit, dem sogenannten „großen Pferd" und dem vielumstrittenen Blatte, das gewöhnlich als „die Eifersucht" bezeichnet wird. Das erste Werk, dessen mythologische Bedeutung schon durch die Statue auf der Säule, die der Szene hinzugefügt ist, nahe gelegt wird, ist von Thausing mit vollem Recht als Herkules, der die Rosse des Diomedes wegführt, gedeutet worden. Ist die Deutung richtig, so liegt auch kein Grund vor, warum man das Blatt nicht mit dem „Herkules" des niederländischen Tagebuchs für eins halten soll. Denn wenn dieser „Herkules" unter den „ganzen Bogen" genannt wird und das große Pferd kleiner als die andern zu diesem Format gehörigen Blätter ist, so weiß man doch, daß Dürer seine Kupferstiche auf größere Bogen mit breitem Rande druckte, sodaß also auch das große Pferd, das seiner Plattengröße nach etwa in der Mitte zwischen dem großen und kleinen Format steht, recht gut zu den ganzen Bogen gehören konnte.

Ist dies aber richtig, so fällt jeder Grund weg, die „Eifersucht" mit dem „Herkules" des niederländischen Tagebuchs zusammenzubringen. Man ist also auch nicht an die übliche Deutung dieses Blattes als Herkules mit Nessus und Dejanira gebunden. Die richtige Deutung hat kürzlich Veit Valentin gegeben: es ist die Liebschaft des in einen Satyr verwandelten Zeus mit der Antiope unter dem Beisein des Merkur und der eifersüchtigen Juno (oder ist es Dirke, die spätere Peinigerin der Antiope?). Springer scheint diese Deutung anzunehmen, spricht aber nur im allgemeinen von einer Götterliebschaft. Leider ist er Valentin auch in einer andern Deutung gefolgt, die ich für ganz unmöglich halte. Da nämlich durch die richtige Deutung der „Eifersucht" der „Herkules" frei geworden war, hat Valentin ihn statt auf das große Pferd vielmehr auf das sogenannte „Meerwunder" übertragen. Es ist dies das bekannte Blatt, das einen Triton darstellt, der ein nacktes Weib durch die Fluten trägt. Freilich kostet es Springer „große Mühe, in

Digitized by Google

dem wohlbeleibten alten Türken, der hilflos am Ufer des breiten Stromes hin und her läuft, während am jenseitigen Ufer (?) Dejanira gemütlich in den Armen eines Flußgottes ruht, Herkules zu erkennen." Mich kostet das auch große Mühe, zumal da in dem Kupferstich so gut wie nichts mit der Erzählung übereinstimmt, wonach Herkules den Kentauren Nessus mit dem Pfeile tötet, weil er sich beim Übersetzen über einen Fluß an Dejanira vergreift. Auch wissen wir ja aus andern Kupferstichen der Zeit und einem Gedichte des Hans Sachs, daß man sich im sechzehnten Jahrhundert diese Geschichte vollkommen korrekt und der antiken Schilderung entsprechend vorstellte.

Die richtige Deutung des „Meerwunders" habe ich vor einem Jahre gegeben. *) Der Humanist Poggio erzählt in seinen Facetien, die um 1438 entstanden sind und bis zum Jahre 1500 in nicht weniger als sechsundzwanzig Auflagen, auch deutschen, verbreitet waren, folgende Geschichte: „Kürzlich wurde die Nachbildung eines Seewunders (monstrum marinum), das an der Küste von Dalmatien gefunden worden ist, nach Ferrara gebracht. Oberhalb bis zum Nabel hatte es menschliche Gestalt, von da an abwärts die Gestalt eines Fisches, und zwar so, daß der untere in einen Fisch ausgehende Teil zwiegespalten war. Der Bart hing weit herab, über den Ohren ragten zwei hornartige Auswüchse hervor. Die Brüste waren dick, das Maul breit, die Hände hatten nur vier Finger. Von den Händen bis zu den Achseln und am untersten Teil des Bauches ragten Fischflossen zum Schwimmen hervor. Man erzählt, es sei in folgender Weise gefangen worden. Es waren mehrere Frauen am Ufer beschäftigt, Leinen zu waschen. Zu einer von ihnen kam das Fischwesen heran und suchte sie, wie es heißt, um sie zu fressen, mit den Händen an sich zu ziehen. Sie aber, indem sie sich widersetzte — das Wasser war nämlich seicht —, rief mit lautem Geschrei die übrigen zur Hilfe herbei. Indem sie nun, fünf an der Zahl, herbeiliefen, schlugen sie das Ungeheuer, da es nicht in das Wasser zurückkonnte, mit Knüppeln und Steinen tot. Aufs Land gezogen, bot es den Beschauern einen schrecklichen Anblick dar. Sein Körper hatte etwas übermenschliche Länge und Dicke. Eine Nachbildung davon aus Holz, die nach Ferrara gebracht worden ist, habe ich gesehen." **) Eine ganz ähnliche Geschichte sollte sich im sechzehnten Jahrhundert nicht weit von Dalmatien, in Epirus, zugetragen haben.***) „An einer Quelle, zu der sich die Frauen aus dem Städtchen zu begeben pflegten, um Wasser zu holen, lauerte ihnen

*) Der Papstesel. Ein Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte des Reformationszeitalters. Göttingen, 1891. S. 21.

**) Poggii Florentini Facetiarum liber. Cracoviae, 1592. S. 29.

***) Weinrich, De ortu monstrorum. 1595. Bl. 60b. Vgl. auch Joannis Eusebii Nierembergii Madritensis Historia naturalis. 1635. S. 81. Beispiele für denselben Aberglauben giebt es in der Litteratur des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in großer Menge. Er knüpft natürlich an die antiken Tritonen und Nereiden an.

Digitized by Google

ein Triton oder Meermensch in einer Höhle auf, in deren Besitz er zufällig gelangt war. Und wenn er einmal eine sah, die allein zur Quelle kam oder am Ufer spazieren ging, so schlich er sich aus dem Wasser und aus seiner Höhle leise von hinten herbei, umfaßte sie und zerrte sie zum Meere hin, wo er sie dann unter das Wasser zu ziehen pflegte. Da dies den Einwohnern des Ortes bekannt geworden war, beobachteten sie das Meerwunder sorgfältiger, legten ihm längere Zeit Schlingen und fingen es bald darauf durch List. Nun enthielt es sich der Speise, und da es außerhalb des Wassers nicht leben konnte, zehrte es sich durch Kummer immer mehr auf, bis es starb. Man sagt, diese Geschöpfe seien sehr verliebt und heftige Weiberfreunde. Deshalb hatten auch die Einwohner der Stadt einen Befehl ergehen lassen, daß sich künftig keine Frau mehr ohne Begleitung von Männern zu der Quelle wagen dürfe. Dies und ähnliches ist mir sehr häufig von solchen erzählt worden, die in verschiedenen Meeren gereist waren und gesehen hatten, wie derartige Ungeheuer bei ruhigem Wasser spielten oder den Schiffern mit aus den Wellen emporgerichtetem Kopfe entgegenkamen und Töne von sich gaben."

Es scheint darnach, daß besonders das östliche Gestade des Adriatischen Meeres als Schauplatz solcher Geschichten, die an unsre Seeschlange erinnern, beliebt war. Allerdings stimmt die Szene auf dem Dürerschen Kupferstich mit keiner der beiden erzählten Geschichten genau überein, aber das türkische Kostüm des Mannes am Ufer und die äußere Erscheinung des Ungeheuers erinnert doch so lebhaft daran, daß wir keinen Augenblick in Zweifel sein können, Dürer habe den Stoff zu dieser Komposition aus einer ähnlichen vielleicht in Venedig ihm zugetragenen Geschichte geschöpft. Vorübergehend habe ich auch daran gedacht, daß Dürer durch eine um 1470 in Unterfranken niedergeschriebene Heldensage von dem Meerwunder und der Königin Theodolinde, die später auch Hans Sachs bearbeitet hat, zu seinem Stiche angeregt worden sein könnte. Doch ist die Übereinstimmung mit dieser Sage geringer als die mit den oben erzählten Geschichten. Wir werden also Dürers Meerwunder künftig nicht mehr als „Raub der Amymone" deuten und als Beweis für Dürers Bekanntschaft mit der griechischen Mythologie herbeiziehen dürfen, sondern den Stich vielmehr als einen Ausfluß das damals herrschenden Aberglaubens auffassen und mit dem achtbeinigen Schwein von 1496, den zusammengewachsenen Zwillingen von 1512, dem Frauenraub auf dem Einhorn u. s. w. zusammenstellen müssen.

Die Periode Dürers, aus der diese Blätter stammen, wird von Springer als die humanistische bezeichnet, womit wenigstens eine Richtung in seinen damaligen Bestrebungen treffend charakterisirt ist. Die folgende will er die erasmische nennen, weil mehrere bedeutende Kupferstiche, die damals entstanden sind, auf Anregungen erasmischer Schriften zurückzuführen seien. Sicher ist das ja der Fall bei dem Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel," den schon

Digitized by Google

Hermann Grimm vollkommen überzeugend aus dem Handbuch des christlichen Ritters von Erasmus abgeleitet hatte. Springer schließt sich dieser Deutung jetzt an, während er früher mehr im allgemeinen an die damals gebräuchlichen Totentanzbilder erinnert hatte. Was Dürer hier vorgeschwebt hat, ist gewissermaßen eine Umkehrung der Totentanzidee. Nicht die Macht des Todes über den Menschen soll geschildert werden, sondern die Macht des Menschen über Tod und Teufel und Welt, die der christliche Glaube verleiht.

(Schluß folgt)

Joseph Joachim der Bauerndichter

Die deutsche Dorfgeschichte, die in unserm Jahrhundert so reiche Pflege und so hohe Ausbildung erfahren hat, ist ursprünglich das Werk der Bildung. Berthold Auerbach war kein Bauer, er kam auf Umwegen, nachdem er schon seinen Spinoza in sich aufgenommen hatte, zur Dorfgeschichte. Er erfaßte in ihr zunächst den Gegensatz von Stadt und Land. Auch Jeremias Gotthelf, Anzengruber und Rosegger waren sämtlich keine Bauern. Gotthelf war ein gelehrter Pfarrer, Anzengruber ein erfolgloser Schauspieler und sehr seßhafter Städter. Rosegger stammt allerdings aus dem Bauernhause, aber er war seines Zeichens ein Schneiderlein, ehe er in die Stadt kam und zu studiren anfing, und jetzt ist er Schriftsteller, ja sogar Redakteur; sein Verhältnis zum Bauernvolk ist ein wesentlich ästhetisches. Und die andern Dorfgeschichtschreiber: Joseph Rank, Hermann von Schmidt, Maximilian Schmidt, Ludwig Ganghofer und wie sie alle heißen, sind sämtlich keine Bauern, sondern lauter „studirte Herren," die sich, von außen kommend, ins Bauerntum eingelebt und daraus soviel poetisches Kapital geschlagen haben, als sie konnten. Der Schöpfer der schönsten Dorfgeschichte, „Romeo und Julia auf dem Dorfe", war Staatsschreiber von Zürich, und die Dichterin der Dorf- und Schloßgeschichten, Marie Ebner stammt aus einer alten Gutsbesitzerfamilie, von den Grafen Dubsky auf Zdislavic in Mähren. Kurz, wo man hinsieht im ganzen Bereich der Dorfgeschichtenpoesie, tritt uns kein Bauer als Dorfgeschichtenschreiber entgegen (auch in der ausländischen Litteratur nicht: Björnson, Turgenjew waren keine Bauern und haben doch die berühmtesten Dorfgeschichten geschrieben). Dichter, zumal Liederdichter, sind allerdings auch in unserm Jahrhundert aus dem Bauernstand aufgetreten, aber keine Sittenmaler des Dorfes. Und das läßt sich recht wohl erklären. Wer das Dorf als Dorf, den Bauer als Bauer

Digitized by Google

erfassen will, der muß mehr Leute und andre Stände als die Bauern kennen, der muß aus dem engen Dorfe hinaus in die weite Welt gekommen sein. Wer sich einmal so objektiv zum Bauerntum gestellt hat, daß er es in seiner Beschränktheit erfaßt hat, der ist innerlich kein Bauer mehr und wird zu dem harten und schweren Berufe und in die empfindliche Enge des Bauernlebens nicht mehr zurückkehren können. Ergänzt doch der Bauernstand, wenn er es einmal zu einiger Wohlhabenheit gebracht hat, seit den ältesten Zeiten die vornehmern Stände des Klerus und der Staatsbeamten, ist doch sein Ehrgeiz geradezu eine seiner typischen Eigenschaften.

Wenn wir nun in der neuesten Litteratur auf einen Mann stoßen, der sich als ein Ebenbürtiger an die Seite der Besten stellen darf, die je Dorfgeschichten geschrieben haben, an die Seite Gotthelfs, Anzengrubers und Roseggers, und der dabei in voller Wirklichkeit ein Bauer geblieben ist, ein Mann, der den Pflug nicht aus der Hand gestellt hat, auch nachdem er kunstvoll mit der Feder hatte schaffen lernen, so dürfen wir billig über den seltsamen Bauer verwundert sein, und es ist wohl gerechtfertigt, wenn wir ihn uns etwas näher betrachten. Joseph Joachim heißt dieser seltne Bauersmann, von dem im vorigen Jahre in rascher Folge mehrere Bücher*) erschienen sind, darunter eines („Die Brüder"), das ganz besondre Aufmerksamkeit verdient.

Zu Hause ist Joachim in der Schweiz, und da im Kürschnerischen Allerweltskalender nicht einmal sein Name angeführt ist, so geben wir einige biographische Mitteilungen über ihn. Er wurde als das jüngste von sechs Geschwistern in Kestenholz, einem freundlichen Bauerndorfe des solothurnischen Buchsgaus, am 4. April 1835 geboren. „In der Anfangsschule — schreibt er selbst — verriet der an einem Augenübel leidende Knabe nur wenig Talent; desto rascher und kräftiger begann er sich in der damals noch sehr primitiv gestalteten Sekundärschule (Neuendorf), die gleichzeitig auch von dem nachmaligen Lehrer und Volksdichter Bernhard Wyß, dem frühverstorbnen Maler B. Studer und andern wohlbegabten Knaben besucht wurde, zu entwickeln. Allzugerne wäre der wissensdurstige Knabe »studiren gegangen,« allein das eben wollte sein Vater, ein eingefleischter und jedem »Herrentum« abholder Bauersmann, nicht zugeben. Nachdem ihm noch gestattet worden, ein Jährchen »Welschland« zu genießen, wurden dem angehenden Jünglinge, anstatt der Feder und des Schulbuches, Hacke, Dreschflegel und Pflugsterze in die Hand gegeben, und ihm die Aufgabe gestellt, als angehender Landwirt gegen die anbrechenden schlechten Zeiten anzukämpfen. Er verbauerte vollständig,

*) Lonny, die Heimatlose. Erzählung aus dem schweizerischen Kultur- und Volksleben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von Joseph Joachim. Basel, Schwabe, 1889. — Erzwungene Sachen, Novelle. Ebenda, 1890. — Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern. 2 Bde. Ebenda, 1891. — Fünfzig Jahre auf dem Erlenhofe. Erzählung. Ebenda, 1891.

Digitized by Google

kaum daß er sich in den Feierstunden mit dem Lesen belletristischer Schriften belehren und unterhalten und gelegentlich für Fachzeitungen kleine Abhandlungen über land- und volkswirtschaftliche Zeitfragen schreiben konnte. Da wollte es der sonderbare Zufall, daß der bereits in den vierziger Jahren stehende Bauersmann bei der Redaktion eines politischen Blattes beteiligt wurde, und geärgert durch die gewöhnlich sehr geringwertige Kost, die den Lesern in den Feuilletons unsrer Presse geboten wurde, begann er (1881) seine erste Bauerngeschichte (Ein Erntetag) zu schreiben, und aufgemuntert durch den Beifall, mit dem sie aufgenommen wurde, unter dem Titel »Aus Berg und Thal« eine Reihe andrer, zumeist im Dialekt gehaltner, kleiner Volkserzählungen folgen zu lassen. Hierauf versuchte er sich auch — alles ohne je die Pflugsterze völlig aus der Hand zu legen — in großen Erzählungen, Bauernromanen, vaterländischen Dramen" u. s. w.

Die Herbheit, mit der Joachim jetzt noch, in seinem Alter, von dem Zwange berichtet, der ihn, den lernbegierigen Knaben, gegen seinen Willen ins Bauerntum zurückwarf, ist charakteristisch für den ganzen Mann. Denn wenn man seine poetischen Werke überblickt (soweit wir sie in den angeführten Büchern haben kennen lernen) so sieht man, daß es vor allem andern die geistige und gemütliche Enge, die Beschränktheit des Bauernvolkes ist, die ihm am meisten zu schaffen macht und gegen die sich seine satirische Muse am nachdrücklichsten richtet. Er hat unter der spezifisch bäurischen Beschränktheit wohl sehr viel gelitten. Er mutet uns wie ein Gefangener an, der sich über den Mangel an körperlicher Freiheit dadurch hinwegtäuscht, daß er die Mauern selbst, die ihn umschließen, zum Gegenstande des Studiums macht und sich so eine Beschäftigung schafft, die ihn innerlich befreit. War Joachim durch sein Schicksal an die Scholle gebunden, so hat er auf diese Scholle selbst so eindringlich seinen Blick gerichtet, daß sie ihm dabei zerstob, so wie nach dem Märchen der Tod überwunden wird, wenn man ihm nur fest ins Auge sieht. Joachim hat seinem engen Dorfe einen Wert abgerungen, den es einem gleich leidenschaftlichen, aber nicht dichterisch begabten Menschen niemals offenbart hätte. Und daß man diesen Kampf gegen die Enge des Dorfes und seiner Bewohner als einen aus der Tiefe dieser dichterischen Persönlichkeit quellenden empfindet, das ist der eigentümlichste Charakterzug an Joseph Joachim. Er zieht sich durch alle seine Dichtungen hindurch; die bäurische Beschränktheit wird in allen ihren Erscheinungsformen aufgedeckt, angegriffen, gegeißelt, lächerlich gemacht. Es offenbart sich darin ein freier Geist, ein nach großherziger und klassischer Humanität strebender Sinn. Wer ihm dieses bessere Ideal vom Menschendasein mitgeteilt hat, das sagt er nicht. Er hat es wohl durch Lesen großer Dichter kennen lernen. Er brauchte ja nur seine wirkliche Umgebung mit dem zu vergleichen, was er, allein mit seinen Büchern, von den Städten draußen erfuhr, um zur

Digitized by Google

Erkenntnis des Rechten zu gelangen. Aber er hatte auch in seiner eignen Brust einen Quell von rechter Weisheit und brauchte nicht viel von den andern zu lernen. Man merkt es seinen Dichtungen an, daß ihm die Poesie eingeboren ist, und daß er in ihr sein wahres Lebensglück, seinen rechten Trost und seine Zuflucht gefunden hat, die ihn über die Schranken seines Daseins hinaushob.

In seinem Hauptwerke „Die Brüder" schildert uns Joachim (übrigens etwas romantisch) einen einsamen Mann, der weit und breit bei der im kindischen Aberglauben verharrenden Bauernschaft als ein Hexenmeister verschrieen und gefürchtet ist. Sylvan, der Unchrist, hat kaum zwei Menschen, mit denen er verkehrt, und auch diese sind nicht geeignet, sein Herz auszufüllen, ihn zu traulicher Mitteilung dessen, was in ihm vorgeht, zu veranlassen. Aber Sylvan hat auch kein Bedürfnis darnach, er erträgt vierzig Jahre die Einsamkeit auf seinem gemiednen Hofe. Sein Gemüt wird durch den Genuß der schönen Natur, durch die gedankenvolle Betrachtung des erhabnen Sternenhimmels befriedigt, und den Überschuß an gegenstandsloser Liebe, die sein Herz erfüllt, überträgt er auf die Tiere. Er liebt sie und behandelt sie wie minder vernünftige Menschen. Er vertieft sich in ihr geheimnisvolles Seelenleben, er versteht ihre Sprache, wie er den Gesang der Vögel und das Rauschen des Waldes versteht, und sie gehorchen ihm aufs Wort. Ohne es zu wissen und zu wollen, ist der Mann ein Dichter. Einen solchen Mann zu erfinden und zu zeichnen vermochte aber auch nur ein rechter Dichter, der in ihm zugleich einen Teil seines eignen Wesens darstellte. Die Einsamkeit, in der Joachim im Grunde seiner Seele lebte, machte ihm die Natur verständlich, in ihr fand er sich, fand er Trost und Stärkung, fand er die Religion wieder, die ihm in den Formen eines zelotischen Katholizismus verleidet war. In einer andern Gestalt seiner Volksgeschichte, in der des Schulmeisters Barthel, verrät Joachim das andre Mittel, das ihm zur Freiheit über die Enge des Bauerngeistes verholfen hat. Der kleine, schon geschwächte alte Mann ist der Humorist des Dorfes Mattweil. Er ist der verkörperte Widerspruchsgeist, dem nichts recht ist, der an allem etwas zu tadeln hat, den Tadel aber immer so witzig ausspricht, daß ihm die Bauern trotz ihres Ärgers doch nicht gram sein können. Dieser alte Schulmeister ist einer von den ernsthaften Spaßmachern. Er ist ein Todfeind der Pfaffen, und die Bauern, die ihn nicht verstehen, halten ihn darum für einen Ketzer. Als sich aber einmal ein frivoles Stadtherrlein in seiner Gegenwart über die Religion als „einen überwundnen Standpunkt" lustig macht, da gerät Barthel in einen solchen Eifer der Verteidigung, daß die Bauern ganz verdutzt dreinschauen. Barthels Humor ist eben echt, er ist nur der Ausdruck eines freien, unbefangnen Geistes, keines frivolen Spaßmachers, und darum eben ist er bezeichnend für Joachim, der sich in gleicher Weise zu den Bauern stellt. Nur ihre Dummheit, ihr Fanatismus, ihr Aberglaube, ihr Eigensinn, ihre blinde Wut und blinde Liebe,

Digitized by Google

ihr Argwohn und ihre Voreingenommenheit gegen alles, was neu ist, sind ihm widerwärtig, und dagegen richtet sich die Tendenz seiner Geschichten.

Denn ein Tendenzdichter in der Art des Jeremias Gotthelf ist auch Joseph Joachim. Er schreibt, um zu bessern. Er hält seinen Bauern einen Spiegel vor, damit ihnen ihre Fehler recht sichtbar und erkennbar werden. Unter diesem Streben leidet sogar oft sein Humor, von dem er doch sonst goldne Proben giebt. Er wird in seinem Eifer leicht bitter. Daß er trotz dieser moralisirenden Neigung doch das Spiel der menschlichen Leidenschaften frei und unbefangen darstellt, das ist es, was seine Bedeutung als Dichter ausmacht. Man kann ihm kaum irgendwo nachweisen, daß er der Tendenz zuliebe die Natur und Wahrheit der Charaktere verletzt hätte. Er sieht das menschliche Leben von einer solchen Höhe an, daß er allen Parteien menschlich gerecht werden kann. Man hat das vollkommene Gefühl der Lebenswahrheit seiner Gestalten und eine echt poetische Lust an ihrer kräftigen und folgerichtigen Durchführung. Diese künstlerische Seite offenbart am schönsten die Volksgeschichte „Die Brüder," sie tritt auch sonst zu Tage, doch nirgends so klar und warm wie hier.

In den „Brüdern" hat Joseph Joachim ein Volksbuch geschaffen, das wohl zu den besten Werken gehört, die in dieser Art vorhanden sind. Sein Horizont ist hier der weiteste, die Fülle der Figuren, Motive und Gedanken scheint unerschöpflich, die Kraft der Gestaltung scheint nie zu erlahmen, das Ganze, wenn manchmal auch durch ein zuviel des Guten, eine übrigens echt epische Ausführlichkeit ermüdend wirkt, ist doch ein Werk aus einem Guß, und der Mann, der diese reiche Welt vor unsern Augen entfaltet, scheint sie von dem Gipfel eines hohen Berges ruhig und doch mit mächtiger, inniger Erregung und Teilnahme zu überschauen. Wir kennen keinen Volksdichter, der ein so reiches Gedicht geschaffen hätte; es mutet uns wie ein modernes Epos an. Wir wissen wohl, wie viel Lob wir mit diesen Worten auf das Haupt des noch wenig oder gar nicht bekannten Mannes häufen, aber man bedenke, daß Joachim in den „Brüdern" ein Abbild des gesamten schweizerischen Volkslebens in seinen Höhen und Tiefen geschaffen hat. Wir sehen hinein in das sogenannte freie politische Leben des republikanischen Volkes; wir sehen es bei der Politik, am Konferenztisch, bei den alle Leidenschaften entfesselnden politischen Wahlen; wir sehen es in Handel und Wandel, am Wirtstisch und auf dem Jahrmarkt, in der Kirche und vor der Kirche, auf dem Tanzboden und in der Familie. Wir sehen es mit an, wie in ein altes, weltabgelegenes Dorf die neue Zeit mit ihren Eisenbahnen und Fabriken, mit ihren Aktien und verführerisch hohen Prozenten einzieht, aus dem ackerbauenden Dorfe einen Fabrikort macht und damit das ganze Dorf für eine Weile auf den Kopf stellt. Wir blicken in die Gemeinderatssitzung hinein, wo Leute, die weder lesen noch schreiben können, über Schulangelegenheiten beraten. Der

Digitized by Google

Kampf des Ultramontanismus gegen die freiern Geister entfesselt sich vor uns in seiner ganzen Heftigkeit und Leidenschaft. Dorf und Stadt, alte Überlieferung und modernstes Strebertum, Einfalt und Raffinirtheit stehen sich gegenüber — das alles bietet der reiche Inhalt dieser Volksgeschichte, die uns bis auf die letzte Zeile nicht losläßt und mit ungewöhnlichem künstlerischem Sinn komponirt ist. Denn sie zerfällt in zwei an Umfang und Tonart grundverschiedene Teile. Der erste, der die Geschichte des leidenschaftlicheren und thatkräftigen Bruders giebt, ist ebenso reich bewegt, gleichsam übersprudelnd, wie der zweite, der die Geschichte des beschaulichen und philosophischen Bruders enthält, still und idyllisch dahinfließt, die Vergangenheit vom Standpunkte eines beruhigten und geklärten Weisen überschaut. Nachzuerzählen ist die Geschichte nicht, wir wollen nur kurz berichten, um was es sich darin handelt.

Die beiden Brüder Peter und Sylvan Krüger sind ungleich an Begabung und Temperament. Sylvan hat Lust am Studiren und soll nach rechter bäurischer Sitte „geistlich" werden. Die fromme Mutter freut sich schon auf den zukünftigen Pfarrherrn, der aus ihrem Blut entsprossen ist. Aber er gewinnt auf der Universität eine besondre Neigung für die Naturwissenschaft und will lieber Arzt werden. Der gute ehrwürdige Pfarrer von Mattweiler ist selbst ein eifriger Botaniker, hat seine eignen Gedanken über den Stand des katholischen Geistlichen und unterstützt das Gesuch Sylvans bei dessen Eltern; denn diese haben als rechte Bauern nicht das geringste Interesse und Verständnis für ein Studium, das einem andern Berufe als dem des Gottesmannes gewidmet sein soll. Sie geben also nach, aber im Grunde hat Sylvan durch sein Abschwenken zur Medizin die Bande, die ihn an die Eltern knüpfen, zerrissen. Sie unterstützen ihn nicht mehr mit Geld, und als er gar wegen eines unglücklichen Duells zu ihnen flüchtet, jagen sie ihn ganz fort. In diesem Streit zwischen Eltern und Sohn nimmt Peter, der Bruder, eine kühle Haltung ein. Er ist ein echter Bauernsohn, er versteht seinen Bruder gar nicht, und als ihm nach Bauernsitte das ganze nicht geringe Erbe seiner Eltern zufällt, da nimmt er es auch an; mehr Gedankenlosigkeit als wirklich übler Wille bringt ihn so zu seinem Bruder in ein schiefes Verhältnis. Peter bleibt also im Dorfe, übernimmt die Wirtschaft, und allmählig treten auch seine guten und tüchtigen Geistesgaben und Willenskräfte zu Tage. Er hat das Glück, eine kluge und arbeitsfrohe Frau zu finden, die freilich nach bäurischen Begriffen unter dem Stande ihres Mannes ist, da sie kein Vermögen hat, und mit dieser Frau hauft Peter, der Leuenwirt, wie er nach dem Schilde seines Wirtshauses genannt wird, viele Jahre in Eintracht, Zufriedenheit und steigendem Wohlstand. Ohne sein Bemühen fallen ihm die höchsten Würden der Dorfgemeinschaft zu, und zu der Zeit, wo wir ihn kennen lernen, ist er Bürgermeister oder „Ammann", nach der ortsüblichen Bezeichnung und die Seele der Gemeinde. Er ist ihr Ratgeber und sehr oft, im Stillen

Digitized by Google

und öffentlich, ihr Geldgeber. Sein Wirtshaus ist der Mittelpunkt des Mattweiler Volkslebens, hier kommt man bei allen wichtigen und unwichtigen Anlässen zusammen, und der stattliche Mann, kurzweg der Leu genannt, mit seinem gesunden Verstande, seiner unerschütterlichen Redlichkeit und seiner trefflichen Frau, wird widerspruchslos geehrt und geschätzt. Er hat auch das Glück, zwei Söhne und eine Tochter zu besitzen, und hier setzt nun das Schicksal ein, um eine schöne Menschenexistenz zu Falle zu bringen. Seine Söhne sind ebenso ungleich geraten wie seines Vaters Söhne. Der eine, Fritz, studirt, der andre, Adolf, ist und bleibt ein Bauer. Der studirende Sohn thut nicht gut, wird von der Universität relegirt und muß nun zu Hause beschäftigt werden. Zum Bauer ist er verdorben; was also mit ihm anfangen? Da bietet sich eine Gelegenheit, ihm zu einem Berufe zu verhelfen. Ein reicher Handelsherr und Spekulant kommt ins Dorf mit dem Plane, mit Hilfe des vorhandnen guten Wassergefälls und billiger Arbeitskräfte eine Papierfabrik zu errichten. Natürlich setzt er sich mit dem reichen, angesehenen Ammann, dem Leuenwirt, in Verbindung. Dieser denkt, eine Fabrik könne dem armen Dorfe nicht schaden, und setzt bei den widerhaarigen, zäh konservativen Mitgliedern des Dorfgemeinderats die Bewilligung zum Bau der Fabrik durch. Er selbst beteiligt sich an dem Unternehmen, unterstützt es mit seinem Kapital und hofft so den Sohn, der vom Studium weggerissen worden ist, gut zu versorgen. Nachdem aber einmal das Dorf in den Gesichtskreis der spekulativen Geschäftswelt gerückt worden ist, kommen neue Unternehmer. Als vor vielen Jahren die große Eisenbahn gebaut wurde, da hatten sich die Mattweiler und das ganze Thal dagegen gewehrt, daß die Bahn an ihren Gehöften vorbeigeführt würde. Jetzt macht sich diese Dummheit doch fühlbar, und als sich nun ein Konsortium meldet, das eine Zweigbahn durch das Thal führen will, hält es der Leuenwirt für geboten, auch dieses Unternehmen zu unterstützen, trotz des erneuten Widerspruchs der Bauernschaft, und kauft selbst einen schönen Teil der Aktien. Der Plan hat leider nur den einen Fehler, daß diese Zweigbahn eine Sackbahn ist. Immerhin ist des Leuenwirts Handlung sehr löblich, und allmählich dringt sein guter Ruf in die Weite. In den Kreisen der Regierung denkt man seiner und beruft ihn auf die ehrenvollste Weise in den Großrat. Von diesem Gipfel seines Lebensglücks führt nun aber die Geschichte abwärts. Peters treffliche Frau, sein guter Engel, stirbt, und mit ihr die Hälfte seiner Kraft. Die Tochter und der relegirte Sohn bewähren sich nicht; die Tochter hat eine garstige Liebelei mit dem Sohne des reichen Wollsack, der die Papierfabrik gegründet hat; dieser junge Siegfried Wollsack ist ein Lump, versteht nichts von der Papierfabrikation, so wenig wie der Sohn des Leuenwirts, der zugleich mit ihm Direktor der Fabrik ist. Das schöne Geld ist verloren; die Tochter Babette, die Siegfried hat heiraten müssen, stirbt im Kindbett. So von allen Seiten enttäuscht, ausgebeutet und

Digitized by Google

betrogen, wird Peter der Leu nun das Opfer der politischen Leidenschaft, in die ihn seine Stellung hineinreißt. Der alte, ehrwürdige Pfarrer aus seiner Jugendzeit hat sich endlich in den wohlverdienten Ruhestand, ins städtische Chorherrenstift zurückgezogen. An seine Stelle tritt ein zelotischer Pfaff, mit dem man es nirgends ausgehalten hat, ein finstrer Geselle, der von der Regierung nur deswegen nach Mattweil gesetzt worden ist, weil man gehofft hatte, gegen den prächtigen That- und Kraftmenschen Peter werde dieser Pfaffe nicht aufkommen. Und nun zeigt uns die Erzählung mit außerordentlicher Klarheit, wie gegen den Kleinkrieg des Pfaffentums auch die besten Kräfte des Volks nicht aufkommen, wie dieser elende Kampf eines beschränkten, stierköpfigen Priesters auch die besten Männer zerreibt, wie er alles vernichtet, den öffentlichen und den häuslichen Frieden, wie er in der nutzlosesten Weise die Bürgerschaft aufhetzt und verwirrt und das Volk zu Grunde richtet. Nicht an der Papierfabrik, nicht an der Eisenbahn, nicht an dem betrügerischen Schwiegersohne geht der Leuwirt unter, sondern an der politischen Leidenschaft, in die ihn die pfäffischen Umtriebe hinein gehetzt haben. Er ist ein wahrhaft frommer Mann, ein guter Christ gewesen, aber der Pfaffe hat ihm die Kirche derart verleidet, daß er nicht einmal mehr für seine geliebte tote Frau eine Messe lesen lassen will.

Die Kraft und Klarheit, mit der Joachim, aus dem Vollen seiner Erfahrungen schöpfend, dieses erschütternde Schicksal gestaltet, verdient aufrichtige Bewunderung. Die Ironie, daß der Mann, der seinem Bruder zürnte, weil er nicht Pfaff werden wollte, selbst am Pfaffentum zerschellt, spät am Abend seines Lebens, dieser Grundgedanke der Erzählung wirkt wahrhaft tragisch. Hierin trifft Joachim mit Anzengruber zusammen, von dem er sich im übrigen durch seinen minder reichlichen Humor unterscheidet; dem Wiener Dramatiker kam eben das heitere Wiener Naturell mit seiner sinnlichen Lebensfreudigkeit doch sehr zu Statten. Joachim ist kein radikaler Gegner der Kirche, er ist keiner jener Aufklärer, die von Religion überhaupt nichts wissen wollen, er erkennt rückhaltlos ihre Bedeutung an. Aber er hat geläuterte Begriffe von der Religion, sein Christentum fühlt sich empört bei dem Anblick des Treibens der Hetzkapläne, und darum weist er nach, was für Unheil sie anrichten.

Der Darstellung seiner reineren Anschauung von dem Wesen der Religion ist der zweite Teil der „Brüder" gewidmet, von dem wir nur sagen wollen, daß er den zweiten Sohn des Leuenwirts in den Mittelpunkt der Geschichte stellt. Adolph trifft mit Sylvan zusammen, der ein romantisches Einsiedlerleben führt, und schließlich kommt es zu einer Versöhnung der alt gewordenen Brüder und zu einer Wiederaufrichtung des Ansehens der vom Schicksal so hart mitgenommenen Leuenwirtfamilie. Wir hören zum Schlusse, daß Adolph Bürgermeister von Mattweil, wie sein Vater, wird, nachdem sich die kurze Herrschaft der „schwarzen" Partei als unfähig und heillos erwiesen hat.

Digitized by Google

So bedeutend wie diese Volksgeschichte sind die andern Erzählungen Joachims nicht; man schreibt nicht oft solche Universalgeschichten. Immerhin verdienen sie als gute und anziehende Erzählungen Beachtung. Der Charakter des Dichters bleibt sich überall treu: Bekämpfung bäuerlicher Engherzigkeit; herbe Lebensanschauung, gemildert durch eine unversiegliche Menschenliebe und durch einen zuweilen (leider nur zuweilen) goldig aufblitzenden Humor; vertraute Kenntnis des Bauernvolks in Geist und Beruf; Liebe zur Natur; eine auffallend ruhige sachliche Darstellung, die Haltung und Sprache eines Mannes, der über den Dingen steht, weiß, was er will, und konkret denkt, ein echter Künstler, wenn auch mitunter etwas zu kühl und zu überlegen. Joachim ist herb, aber beileibe kein Pessimist; er ist künstlerisch ein Realist, er verschönert das Bauernvolk nicht um ein Titelchen, er vermeidet alle Sentimentalität, aber er entläßt seinen Leser auch nicht verstimmt, sein Realismus ist keine modische Wahrmalerei. Er hat auch romantische Neigungen, und merkwürdig ist es, wie er die Romantik des zigeunernden Wanderlebens einer zur Zeit schon ausgestorbenen Menschengattung mit der Ruhe und Sorgfalt des kleinmalerischen Realisten darzustellen vermag. Diese Mischung von Nüchternheit und Phantasie bietet namentlich die Erzählung „Lonny die Heimatlose".

Der Leser kennt die Szene in Gottfried Kellers Dorfgeschichte, wo Sali und Vroni bei Mondscheinbeleuchtung inmitten des vagirenden Volkes ihr Hochzeitsfest feiern, und einer der vagirenden Geiger ihnen dazu aufspielt. Dieses Volk von Hausirern, diese schweizerischen Zigeuner, schildert Joachim auf Grund genauer Kenntnisse in der „Lonny." Was man dem Stoffe nur abgewinnen kann, hat er ihm abgewonnen, ohne sich von dem Stil einer historischen Charakteristik zu entfernen und ohne der Versuchung zu erliegen, Phantasten phantastisch zu schildern. Mit seinem dichterischen Streben nach Gerechtigkeit weist er auch die guten Seiten des Zigeunervolkes nach. Mit dem Hasse gegen alle Seßhaftigkeit ist nicht alles sittliche Gefühl bei ihnen untergraben. So gut wie der Bauer an seiner Familienüberlieferung festhält, so gut pflegen auch die Heimatlosen ihre Tradition. Joachim führt uns Typen der verschiedensten Art vor, in der Gestalt der Großmutter ein Prachtexemplar einer durchtriebnen alten Hexe, dem es nicht an Humor fehlt. Dieses Weib versteht sich noch meisterlich aufs Wahrsagen und Betteln; die jüngere Generation verliert dieses Talent und fällt der alles gleichmachenden Polizei in die Hände. Denkt man an den humoristischen Schulmeister Barthel in den „Brüdern," an die Ausfälle Sylvans des Unchristen gegen die Allmacht des Staates, an seinen Spott über die Bureaukratie, dann erkennt man die Brücke, die von Joachim zu dem außer dem Gesetze stehenden Vagantenvolke führt; man begreift, wie es einen Mann, der sich im Geiste hoch über die ihn einengenden Schranken erhebt, dichterisch interessiren konnte, eine Geschichte der Heimatlosen zu schreiben; ihn, den nicht ganz freiwillig seßhaften, reizte es, sich in das

Digitized by Google

Gemüt der ruhelos wandernden zu vertiefen. Joachim hat sich wohl auch auf litterarischem Wege mit ihnen bekannt gemacht, denn die Sprache seiner Erzählung ist reichlich durchsetzt mit Ausdrücken aus der Zigeunersprache. Die einfache Handlung ist geschickt erfunden und dient dazu, das Wandervolk und die Bauern recht kräftig einander gegenüberzustellen.

Lonny, die Heimatlose, liebt einen jungen Bauernsohn aus guter Familie. Die Liebe entfremdet sie ihren Stammesgenossen, ohne sie den Bauern zu nähern. Die Verbindung zwischen einer Vagantin und einem Bauernsohn erscheint als die bare Unmöglichkeit, als eine Tollheit. Und dennoch heiraten sie sich nach allerlei Hindernissen. Natürlich ist das ganze Dorf empört darüber; in der Gemeinderatssitzung, die sarkastisch geschildert wird, kommt der Skandal zur Sprache. Die Geschichte verläuft traurig, ihr Abschluß fällt aber mit der endgiltigen Unterdrückung und Seßbarmachung des Wandervolks zusammen.

Die dritte der größern Erzählungen Joachims: „Fünfzig Jahre auf dem Erlenhofe“ ist sehr hübsch erfunden, reich an idyllisch schönen Einzelheiten und kräftig gezeichneten sympathischen und unsympathischen Figuren. Das Thema ist: Der Bauer ist unverbesserlich. Er hat eine wahre Leidenschaft nach reichem Besitz und wehrt sich mit aller Gewalt und Rücksichtslosigkeit dagegen, den Besitz zu teilen. Eine arme Frau darf ein Großbauernsohn nicht heimführen, wenn er sich nicht mit der Familie verfeinden will. Wenn aber die arme Bäuerin selbst einmal reich geworden ist, dann macht sie es geradeso wie die, die ihr den Zutritt zum Reichtum verwehrt haben; Bauer bleibt Bauer, das Spiel wiederholt sich in jeder Generation von neuem. Die Erlenhofbäuerin ist ein Prachtweib, etwas herrisch, aber auch thatkräftig und verständig. Sie hat sich ihren Mann mit Not erkämpft, denn er war von seinem Vater, einem gewaltig eigensinnigen, übrigens aber guten Manne zur Ehelosigkeit bestimmt; der große Besitz sollte nach altem Brauch und Herkommen dem jüngern Bruder ungeteilt zukommen. Joseph wollte aber von seiner Käthe nicht lassen, sie heirateten, und der rasende Vater warf seinem Sohne einen Knochen hin, indem er ihm den unfruchtbaren Erlenhof zuwies. Mit unermüdlichem Fleiße haben es die zwei Leute dahingebracht, daß ihr Erlenhof einträglich geworden ist. Die Käthe überlebt Mann und Sohn und Schwiegertochter. Als Achtzigjährige leitet sie, gelähmt, von dem hochlehnigen Sorgenstuhle aus die Wirtschaft. Inzwischen hat sich auch der Haß, der zwischen den Familien der Brüder entstanden war, verflüchtigt; alles geht gut, bis der Enkel eine schöne Waise, der nichts als der Reichtum mangelt, heiraten will; da wird die alte Erlenhofbäuerin eigensinnig. Aber schließlich nimmt sie doch, in der Erinnerung an ihre eigne Jugend, Vernunft an, und die Geschichte schließt glücklich. In dieser Erzählung fesseln namentlich die schönen Einzelheiten und Episodenfiguren, die Joachim mit liebevoller Feinheit und Anmut gezeichnet hat. Große

Digitized by Google

Kraft offenbart der Erzähler gleich in den ersten, leidenschaftlich bewegten Kapiteln, und wie Anzengruber, nimmt er gern Partei für die Stiefkinder des Geistes, die er liebevoll verklärt, wie z. B. den alten Götti, den unverheirateten Bruder des Waldhofbauern. Auch die Anmut seiner Frauenbilder ist sehr bemerkenswert; eine stille Passionsblume wie die Schwiegertochter der Erlenhofbäurin zeichnet Joachim mit großer Innigkeit.

Die sozialdemokratische Presse.

Seit Neujahr lese ich regelmäßig zwei sozialdemokratische Zeitungen: den „Vorwärts“ und die „Magdeburger Volksstimme.“ Eine sehr unerquickliche Lektüre! Tag für Tag Bilder des grauen Elends, Äußerungen des verbissensten Klassenhasses und die Predigt der materialistischen Weltansicht, die freilich für die Leser aus dem Arbeiterstande durch einen falschen Optimismus einigermaßen genießbar gemacht wird, während sie den logischen Denker, der daran glaubt, nur in den Abgrund des allertraurigsten Pessimismus stürzen kann. Und keine tröstliche Zugabe aus dem Schatze des Wahren, Schönen und Guten, der in den religiösen, patriotischen und ästhetischen Erinnerungen unsers Volkes aufgespeichert liegt! Wie sind die Millionen zu bedauern, deren tägliche Geistesnahrung eine der 128 sozialdemokratischen Zeitungen und Zeitschriften bildet, die in Deutschland erscheinen! Die Proletarier unter sich, die Armut an äußern Gütern ohne Entschädigung durch Gemütsreichtum, das ist der Gipfel der Armut! Das scheußlichste Erzeugnis dieser Presse, den Kalender, der alle dem christlichen Deutschen heiligen Erinnerungen durch die an Reinsdorf und Genossen verdrängt und von den Monarchen nur die ermordeten erwähnt, kennen die Grenzbotenleser wohl schon aus verschiednen Zeitungen.

Und doch, wie die Dinge nun einmal liegen, muß man die sozialdemokratische Presse noch als eine nützliche Einrichtung betrachten, denn sie enthüllt ein Elend, das auch ohne sie vorhanden sein, aber den obern Schichten unbekannt bleiben würde, und ermöglicht also die Kenntnis des Übels, den ersten Schritt zur Heilung. Auch im einzelnen stiftet sie Nutzen. Sie bringt so manches zur Kenntnis der höhern Behörden, was diese weder aus amtlichen Berichten noch aus den übrigen Zeitungen erfahren können. Berichte wie die über verschiedne Versammlungen der Arbeitslosen in Magdeburg — die Zahl der dortigen Arbeitslosen wird von der „Magdeburgischen Zeitung“ auf 1700, von der „Volksstimme“ auf 8000 angegeben — sucht man in Blättern der bürger-

Digitized by Google

lichen Parteien vergebens. Gehen sie auch in solche über, so ist doch der Redakteur durch die Rücksicht auf seinen Verleger gezwungen, das allzu aufregende zu streichen. So erhalten also die Regierungen wenigstens auf diesem Wege Kenntnis davon, daß im deutschen Reiche Zustände vorkommen, die schlechterdings unhaltbar sind. Und wenn die zahlreichen Skandale, durch die sich die „bessere Gesellschaft" im vergangnen Jahre ausgezeichnet hat, von den Sozialdemokraten gründlich ausgebeutet werden, so mag ihnen diese bessere Gesellschaft dafür nur dankbar sein, denn ihre eigne Presse darf es selbstverständlich nicht wagen, ihr den Spiegel vorzuhalten.

Sehr interessant sind die Berichte der ausländischen „Genossen," und zwar darum interessant, weil sie nur bestätigen, was wir schon aus andern Quellen über die sozialistische Bewegung in den übrigen Staaten erfahren haben; wenn Freund und Feind über einen Gegenstand dasselbe sagen, dann muß es wohl richtig sein. Sehr unzufrieden sind die entschiednen Sozialisten mit den Arbeitern in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten. In einem Schreiben aus der Schweiz heißt es: „Die verhältnismäßige Freiheit, die wir in gewisser Hinsicht genießen, hat leider dazu beigetragen, den Gang der Bewegung und den Fortschritt der Organisation zu verlangsamen. Der Druck, den eine Gesetzgebung, die auf die Wünsche des Volkes kaum Rücksicht nimmt, auf die Massen ausübt und sie zum Zusammenschluß und zum gemeinsamen Vorgehen veranlaßt, ist bei uns viel schwächer als in Deutschland; unsre Verfassung räumt uns einige Freiheiten ein, daher kommt unser Freiheitsdusel. Das ist der stärkste Nachteil, den unsre Institutionen mit sich bringen." Über dasselbe Übel einer zu großen Freiheit wird in den Vereinigten Staaten geklagt und außerdem darüber, daß die dortigen Arbeiterführer „weit hinter den Anschauungen der klassenbewußten deutschen Arbeiter zurückstehen." Das erklärt sich leicht genug aus zwei Umständen. Erstens drücken die amerikanischen Knaben die Schulbank nicht so lange, werden weniger zum Grübeln als zum Arbeiten erzogen, oder vielmehr überhaupt nicht erzogen, sondern ihrem guten Glück und der Tüchtigkeit ihrer Hände überlassen. Und zweitens erfreuen sich die dortigen Arbeiter durchschnittlich immer noch einer bessern Lage als die europäischen, obwohl die Zeit, wo Land billig und Arbeit gesucht, daher teuer war, längst vorüber ist. Auch der von unsern Sozialisten hart gescholtene Kongreß der American Federation of Labour klagt: „Heute giebt es kein Gewerbe, bei dem nicht übermäßig viel Arbeitskräfte angeboten würden." Der oben genannte Gewerkschaftsverein ist die eine der beiden großen Arbeiterorganisationen Nordamerikas, Powderlys Knights of Labour bilden die andre.

Das Königreich Sachsen hatte schon in den Jahren 1831 bis 1835 — soweit reichen die Tabellen in A. von Öttingens Moralstatistik zurück — unter allen Staaten Europas die höchste Selbstmordziffer. Darüber wundern kann sich niemand, da man ja weiß, wie dichtbevölkert das Land, wie knapp also

Digitized by Google

der Boden ist, und daß es sich einer höchst entwickelten Industrie und der vortrefflichsten allgemeinen Schulbildung erfreut. Dazu ist dann noch seit Ausbruch der sozialdemokratischen Bewegung das strammste Polizeiregiment getreten. Es giebt zwar Leute, die sich anstellen, als bemerkten sie den ursächlichen Zusammenhang zwischen den genannten vier Faktoren und der Menge der Selbstmorde nicht, aber es giebt sicherlich niemanden, der ihn nicht sofort sähe, sobald seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt wird. Ganz eben so klar ist es aber, daß diese vier Faktoren zusammen eine soziale Bewegung hervorbringen müssen, mag sie nun Sozialdemokratie oder sonstwie heißen, und zwar läßt sich vermuten, daß die zuerst hervorgetretne Wirkung, die Selbstmordsucht, in dem Maße abnehmen werde, als sich die soziale Bewegung verbreitet. Ob eine Abnahme bereits eingetreten ist, weiß ich nicht; schon wenn die Selbstmorde in den Industriebezirken seit 1860 nicht sehr zugenommen hätten, würde ich darin eine Bestätigung meiner Ansicht finden. Drei der genannten Faktoren wirken zusammen, die Ärmern in eine an allerhand Pein reiche Zwangslage zu versetzen, die vierte, die Schulbildung, macht, daß der Arme sein Elend nicht allein im vollen Umfange erkennt und empfindet, sondern auch noch übertreibt und unerträglich findet. Selbstmord ist die Flucht des Einzelnen aus diesem unerträglichen, oft vielleicht nur in der Einbildung unerträglichen Zustande. Ist aber die Schulbildung so weit gediehen, daß sie im Verein mit der Presse eine Organisation zum gemeinsamen Widerstande gegen die bedrückenden Mächte ermöglicht, so kann der Einzelne in der Hoffnung auf den Erfolg der Bewegung seinen Fluchtversuch verschieben. Selbst wo keine Hoffnung auf Besserung vorhanden ist, macht schon der Kampf den Zustand erträglicher. Denn reine Passivität ist für den geweckten Menschen das schlechthin unerträgliche. Den Druck mit Stoß und Schlag abwehren, selbst schon in Gemeinschaft mit Genossen auf den Gegner schimpfen dürfen, das flößt sofort neue Lebensluft ein. Wer das Material dazu hat, der mag sich eine Tabelle oder eine farbige Karte anfertigen, in der die Größe der genannten vier Faktoren für die einzelnen Länder in Ziffern oder schattirten Farben angegeben ist, und daneben die Verbreitung der Sozialdemokratie, und er wird finden, daß diese mit dem Produkt jener vier Faktoren zunimmt. Wenn seit einiger Zeit die englischen Gewerkvereine mehr und mehr ins sozialdemokratische Fahrwasser geraten, so ist daran ohne Zweifel der seit zwei Jahrzehnten wirkende mäßige Schulzwang schuld, der die bis dahin ganz tierischen, fürs öffentliche Leben gar nicht vorhandnen Proletariermassen organisationsfähig macht; deren Überzahl droht nun die in den Gewerkvereinen organisirte Arbeiteraristokratie zu verschlingen.

Die Bekämpfung der Sozialdemokratie, von der jetzt so unendlich viel geschrieben wird, hat demnach nur dann einen Sinn, wenn man darunter die Beseitigung jener vier Ursachen versteht, d. h. nicht aller vier zugleich, sondern

Digitized by Google

entweder der Schulbildung, oder der andern drei: entweder die Armen dumm machen, oder ihnen Besitz, eine sichere Existenz und möglichste Freiheit der Selbsthilfe gewähren, ein drittes giebt es nicht. Otto von Leixner, den ich übrigens sehr hoch schätze, wirft dem „Fabrikarbeiter" Göhre Unreife vor, weil er von Veredlung der Sozialdemokratie spreche; eine durch und durch schlechte Sache könne weder verbessert noch veredelt, sondern müsse unbedingt „bekämpft" werden. Diese ewige Aufforderung zum Kampf, worunter man einerseits Unterdrückung durch Zwangsmaßregeln und andrerseits Widerlegung der sozialdemokratischen Meinungen zu verstehen scheint, beruht doch wohl auf Unkenntnis der Lage. Die Unterdrückung der Arbeiterbewegung würde, wenn sie gelänge, die körperliche Entartung des deutschen Volkes zur Folge haben. Wenn zuguterletzt der Kriegsminister Einspruch erhöbe, würde es zu spät sein; denn bei der sehr unvollständigen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht kann die Entartung schon sehr weit um sich fressen, ehe sie die Aushebung erschwert. Ohne die sozialdemokratische Bewegung hätten wir noch kein einziges Gesetz für die arbeitenden Klassen, und wie wenig wirksam der eingeführte Arbeiterschutz auch jetzt noch ist, sieht man an den Schwierigkeiten, die dem Fabrikinspektor Wörrishofer in Mannheim bereitet worden sind, als er die Wahrheit der Angabe eines sozialdemokratischen Blattes untersuchen wollte, daß in einer Fabrik, noch dazu unter gesundheitsschädlichen Umständen, oft vierundzwanzig, zuweilen sogar sechsunddreißig Stunden hinter einander gearbeitet würde. Und was die Widerlegung anlangt, so bin ich zwar nicht allein in philosophischer, sondern als Freund der ständischen Gliederung und des Kleinbetriebes auch in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung ein ganz entschiedner Gegner der Sozialdemokratie, aber eine Polemik mit den Sozialdemokraten halte ich trotzdem für die einfältigste Zeitverschwendung. Die Wahl der Weltanschauung ist ein Glaubensakt; der Glaube aber wurzelt im Willen und läßt sich nicht andemostriren. Und die Ungläubigen unter den Armen für den Glauben gewinnen, das haben zu allen Zeiten nur solche Apostel vermocht, die über den Verdacht erhaben waren, daß sie im Auftrage der herrschenden Klassen kämen. Die Schönheit der ständischen Gliederung sodann den Arbeitern zu predigen wäre geradezu albern in einer Zeit, wo die Reste der alten Stände vollends zertreten, wo alle Leute unter 2000 Mark Einkommen, sie mögen Kaufleute oder Handwerksgesellen oder Fabrikarbeiter oder Tagelöhner sein, aus dem natürlichen Verbande mit ihren Berufsgenossen herausgerissen, in den Brei der versicherungspflichtigen „Arbeitnehmer" gestopft und gestampft und den „Arbeitgebern" als Klasse gegenübergestellt werden. Nicht den Arbeitern, sondern den Regierungsräten muß man klar machen, wie verderblich es ist, das Volk in zwei Klassen zu spalten, die gar nicht anders können, als sich auf Tod und Leben bekämpfen, da ihre Interessen in unversöhnlichem Gegensatze gegen einander stehen. Und am allerlächerlichsten

Digitized by Google

wäre es, den Proletariern den Segen eines kleinen Besitztums anzupreisen, denn weiter wollen sie ja gar nichts, als ein solches. Schenkt jedem Sozialdemokraten ein Bauerngut oder eine eigne Werkstatt, und ihr habt die Sozialdemokratie mit einem Schlage aus der Welt geschafft! Nicht ihnen muß man den Segen des Besitzes schildern, sondern den Gesetzgebern, Verwaltungsbeamten und Juristen, die nur zu oft durch ihre Thätigkeit den verhängnisvollen Zug der Zeit noch verstärken und dazu beitragen, die Reichen immer reicher und die kleinen Besitzer zu besitzlosen Proletariern zu machen.

Proben aus den Blättern, von deren Charakteristik wir etwas abgeschweift sind, mitzuteilen, ist kaum nötig; weiß doch ohnehin jedermann, wie Demagogen reden und schreiben. Nur eine Kraftstelle wollen wir anführen, als Warnung vor Dummheiten, wie neulich der „Kölnischen Zeitung“ eine begegnet ist. Wir meinen den berühmten Artikel, worin sie den Reichskanzler auffordert, umzukehren von seinen bösen Wegen, widrigenfalls die Nation sich von der Monarchie ab- und der Republik zuwenden würde. Die Drohung war um so unvorsichtiger, als dasselbe Blatt kurz vorher die Steuerbehörden angefleht hatte, doch ja bei der Selbsteinschätzung ein Auge zuzudrücken, sodaß also angesichts der Bochumerei jedermann deutlich sehen konnte, woher die Schmerzen der rheinischen Herren rührten. In jenem Artikel heißt es nun: „Wir verstehen unter Nation die nach Besitz und Bildung maßgebenden Schichten des deutschen Volkes.“ Darauf antwortet der „Vorwärts“: „Ihr habt euch bisher als Nation aufgespielt. Ihr wart alles, und wir waren nichts. Das muß anders werden. Das ist eine freventliche Umdrehung des Rechts und der Thatsachen. Ihr lebt von uns, ihr besteht nur durch unsre Gnade. Ihr seid überflüssig im Staat. Wir, die wir bisher nichts waren, wir wollen alles sein. Wir wollen euch aber nicht vergewaltigen — wir bieten euch gleiches Recht bei gleichen Pflichten. Wollt ihr ehrlich mitarbeiten, dann gut. Wo nicht, so geht nach Ostafrika oder ins Land, wo der Pfeffer wächst — Deutschland verliert nichts, wenn es euch verliert — es kann nur gewinnen. Wo wir sind, da ist der Staat, da ist die Gesellschaft. Wir sind die Nation!“

Es ist ja sehr fraglich, wie weit die Arbeiter ohne die herrschenden Klassen kommen, ob sie auch nur den technischen Aufgaben der Produktion, geschweige denn den höhern Kulturaufgaben gewachsen sein würden. Aber richtig bleibt es immerhin, daß Rumpf und Gliedmaßen noch eher einen klugen Kopf, als kluge Köpfe des Rumpfes und der Gliedmaßen entbehren können, und darum ist es wirklich recht unklug, wenn sich einige Herren, die noch dazu nur einen kleinen Teil der deutschen Intelligenz ausmachen, als die Nation aufspielen. Ja wenn wir wenigstens belgisches Wahlrecht hätten oder das englische aus der Zeit vor der Parlamentsreform! Dann könnte sich so eine Auffassung in der Praxis allenfalls noch hervorwagen.

Digitized by Google

Auch von der populärwissenschaftlichen Wochenschrift der Sozialdemokraten habe ich den letzten Jahrgang durchgeblättert. Ihr Titel lautet: „Die Neue Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens." (Stuttgart, J. H. W. Dietz.) Es wäre interessant, zu wissen, wie viel sie unter den Arbeitern Leser zählt. Von den übrigen deutschen Wochenschriften unterscheidet sie sich nur durch ihre Einseitigkeit, steht aber sonst nach Inhalt und Form auf gleicher Höhe mit den bessern unter ihnen. Die Zahl der gelehrten Proletarier ist eben nicht gering, und die Engherzigkeit vieler Verleger treibt auch manchen, der gar nicht daran denkt, Sozialdemokrat zu werden, den Redaktionen dieser Partei in die Arme. So z. B. mußte der konservative Dr. Rudolf Meyer mit seinem Artikel gegen die Ringe der Agrarier vorigen Sommer in den ultramontanen „Historisch-Politischen Blättern" Unterschlupf suchen, und als er dann noch mehr auf dem Herzen hatte, was auch dem genannten bairischen Zentrumsorgan zu stark war, so hat er es vor einigen Wochen in der „Neuen Zeit" abgelagert (Nr. 11 und 12 des laufenden Jahrganges). Manche Artikel, wie Lafargues Charakteristik der schönen Litteratur Frankreichs in einer Besprechung von Zolas letztem Romane, „Das Geld," sind vortrefflich. Gegen einen Punkt in Plechanows Aufsatz „Zu Hegels sechzigstem Todestag" (wie grausam, den großen Philosophen sechzig Tage lang sterben zu lassen!) wollen wir ein wenig polemisiren, weil es sich dabei nicht um den Glauben handelt, sondern um Thatsachen, die jedermann wissen kann. Die deutsche Philosophie wird darin angeklagt, daß sie Hegel schmählich vernachlässige, und das wird dann sehr natürlich gefunden, da Hegels Philosophie durch und durch revolutionär und Marx der einzige sei, der sie folgerichtig fortgebildet habe. Es ist in den Grenzboten schon hervorgehoben worden, daß die von Marx begründete wissenschaftliche Sozialdemokratie auf der in ihrer Einseitigkeit falschen Umschlagetheorie Hegels beruhe; nach Hegels Grundsatz kann man sich den zukünftigen Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung gar nicht anders vorstellen, als daß der Kapitalismus auf die Spitze getrieben wird und dann in Kommunismus umschlägt. Ganz richtig erinnert Plechanow an Hegels Auffassung der Kirchengeschichte: es habe sich bei der Reformation nicht etwa um die Beseitigung von Mißbräuchen, um Verbesserungen im einzelnen gehandelt, sondern die katholische Kirche sei durchaus verdorben gewesen, und der Katholizismus habe in ein neues, in den Protestantismus umschlagen müssen. Mit dem Parallelismus zwischen Hegels Religions- und Marxens Wirtschaftsgeschichte hat es seine Richtigkeit, aber Hegels Ansicht ist falsch. Zu seiner Zeit war es verzeihlich, wenn er und viele mit ihm den Katholizismus für tot hielten und glaubten, daß auch der Protestantismus schon im Begriff stehe, in die Philosophie umzuschlagen. Wir Heutigen wissen, daß neben der Philosophie Katholizismus und orthodoxer Protestantismus noch ganz lebendig sind und allem Anschein nach lebendig bleiben werden. So lösen einander auch die verschiednen

Digitized by Google

Produktionsformen nicht ab, sondern zu den alten treten neue, und neben diesen neuen leben selbst die allerältesten fort.

Was die Stellung der sozialistischen Presse zu den Parteien anlangt, so kommt in ihr keine so schlecht weg wie die deutschfreisinnige; sehr natürlich: der Haß zwischen Blutsverwandten ist der erbittertste. Eugen Richter namentlich wird von Mehring, der bekanntlich eine Widerlegung der „Zukunftsbilder" geschrieben hat, in dem dadurch hervorgerufenen Federkampfe greulich verhauen. Daß die Sozialdemokraten niemals ein Wort gegen die Juden sagten, wie die Konservativen immer behaupten, ist doch nicht ganz richtig. In einem Aufsatz der „Neuen Zeit" über den Antisemitismus heißt es: „Vor allem aber ist es aufs innigste zu wünschen, daß der Gegensatz zwischen Antisemitismus und Philosemitismus »bis in den letzten Winkel erleuchtet« werde. So weit dieser Gegensatz wirklich besteht, besteht er nur auf dem Boden der heutigen Wirtschaftsordnung; über die Brutalitäten, welche der Antisemitismus, mehr in Worten als in Thaten, gegen die Juden begeht, darf man die Brutalitäten nicht übersehen, welche der Philosemitismus, mehr in Thaten als in Worten, gegen jeden begeht, der, sei er nun Jude oder Türke, Christ oder Heide, dem Kapitalismus widerstrebt. Der Philosemitismus ist nur in sofern ein Gegensatz zum Antisemitismus, als der Antisemitismus ein Gegensatz zum Kapitalismus ist. Der Antisemitismus ist der Kapitalismus avec phrase, der Philosemitismus aber der Kapitalismus sans phrase. Jener kokettirt mit den Forderungen der Arbeiterklasse, wie dieser mit den Forderungen kokettirt, welche die bürgerlichen Klassen im aufsteigenden Aste ihrer geschichtlichen Entwicklung vertreten haben. Aber Herr Stöcker ist keine grellere Satire auf Karl Marx, als Herr Eugen eine grellere Satire auf Lessing ist."

Die Romane und Novellen in dem unterhaltenden Teile der drei Organe sind, so weit ich bei flüchtigem Durchblättern sehen konnte, bürgerlich anständiger Art; die „Volksstimme" brachte sogar um Neujahr die zuerst in den Grenzboten erschienene gemütliche Geschichte von Ahlgren: Herrn Tobiassens Weihnachtsabend.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Berlin und „die Provinz". In gewissen Kreisen Berlins scheint man vergessen (oder nie gewußt?) zu haben, daß es eine über alles schwere Arbeit gewesen ist, die deutschen Fürsten und Völker unter einen Hut zu bringen, daß neben dem Haupthindernis: dem zähen Festhalten der einzelnen Stämme an ihrer eignen Art und ihrem Selbstbestimmungsrechte, der Anhänglichkeit an ihre Regentenhäuser

Digitized by Google

und der jahrhundertalten Gewöhnung an den Zustand der Zersplitterung und Ohnmacht des Reiches — die Abneigung gegen preußisches Wesen, die Furcht vor der berufnen preußischen Zucht dem Werke der Einigung im Wege standen, und daß diese Abneigung und Furcht ganz besonders durch die Anmaßlichkeit der reisenden und der schreibenden Berliner genährt waren, nach denen die Mittel- und Süddeutschen alle Preußen beurteilten. Der große Krieg und die gemeinsame Arbeit am Staate haben nach und nach manches Vorurteil beseitigt oder abgeschwächt, obwohl der alles besser wissende Berliner, der unlängst in diesen Blättern aus dem Munde eines Schweizers zitirt wurde, nach wie vor beflissen war, die Thaten Bismarcks und Moltkes sich persönlich anzurechnen und dafür Ehrerbietung zu fordern. Jetzt haben bekanntlich kluge Leute entdeckt, daß Bismarcks staatsmännische Thätigkeit eigentlich eine ununterbrochene Kette von Irrtümern und Mißgriffen gewesen ist, und es kann uns nicht wunder nehmen, wenn es auch als ein Fehler erkannt wird, daß er eine gewaltsame Unterwerfung der süddeutschen Bundesgenossen im Jahre 1870 nicht zugab. Was er verhindert hat, das wollen nun Berliner Zeitungsschreiber durchsetzen. Mediatisiren, Landesverfassungen und Reservatrechte aufheben — das wäre wohl schön, aber nicht so einfach. So soll denn allen Deutschen zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie in geistigen Beziehungen nur Nullen hinter der Eins Berlin sind, daß Länder und Provinzen sich von Berlin Losung und Feldgeschrei zu holen, und ehe Berlin gesprochen hat, sich bescheidentlich jeder Meinung zu enthalten haben. Sie sollen lernen, sich als „Provinz" zu fühlen gegenüber der Hauptstadt.

Daß die „lobebaeren helden sich mit großer arebeit" grade auf das Theater stürzten, hatte wohl zwei Gründe; offenbar ist dies ihrem Herzen am teuersten, und dann mochten sie es nicht gut verteidigt glauben. Zu ihrer unangenehmen Ueberraschung hagelte aber von allen Seiten ziemlich grobes Wurfgeschoß auf die Stürmenden (Vgl. auch die Grenzboten Heft 3 und 4). Bekehren wird sie der schlechte Empfang schwerlich, doch ihren Kampfesmut ein wenig abkühlen. Kennten diese Journalisten die Geschichte ihres Handwerks, so würden sie wissen, daß es ihren Vorgängern vor einem halben Jahrhundert nicht besser ergangen ist. Wir haben vor mehreren Jahren an einer Stelle, wo man derartiges nicht zu suchen pflegt, nämlich in einer Klosterbibliothek, eine Menge historisches Material gefunden in Wochenschriften, die damals das pflegten, was man heute Feuilleton nennt. (Wer hat diesen französischen Ausdruck nach Deutschland verpflanzt? Wahrscheinlich Karl Marx, nicht der Göttinger Pathologe, sondern der Kommunistenpapst, als Redakteur der ersten „Rheinischen Zeitung" 1841.) Damals schon wurde das Monopol der Intelligenz für die Stadt Hegels, Schinkels und der Frau Crelinger in Anspruch genommen, aber nur der Spottname „Sandhöhe der Intelligenz" zugestanden, obwohl jene drei Namen immerhin einen Klang hatten wie Glockenton im Vergleich mit dem Geklapper von heute. Und damals und schon früher verhielt man sich in Preußen selbst entschieden ablehnend gegen die Versuche Berlins, die Stellung von Paris gegenüber „der Provinz" zu usurpiren; das ist bekannt.

Woher stammt überhaupt diese Neigung, ein Verhältnis einzuführen, das dem deutschen Wesen so gänzlich fremd ist? Jede große Stadt dünkt sich ja erhaben über kleinere, jeder Kleinstädter über den Landmann. Aber die Vorstellung von der Sammlung aller Kräfte eines Landes an dem Sitze des Herrschers und von der Uebertragung der Bedeutung und des Glanzes eines Hofhalts auf alle Bewohner der Hauptstadt ist doch wahrscheinlich den Berlinern von den Refugiés eingeimpft worden, die lange Zeit einen so großen Einfluß auf die gesellschaftlichen

Digitized by Google

Verhältnisse Berlins ausübten. Sehr empfänglich waren dafür die in Geld und Geist machenden Juden, die bis auf den heutigen Tag die Hauptvertreter des anmaßlichen, vorlauten Berlinertums geblieben sind. Ihr Stamm besitzt ja die (wohl kaum erst von der Bedrückung durch die Christen, die jetzt für alles mögliche verantwortlich gemacht wird, erzeugte) Gabe, die Schwächern der Nationen, unter denen er sich aufhält, übertrieben und karrikirend zur Schau zu tragen. Wer hätte nicht eben mit sonderbarem Vergnügen die chauvinistischen Leistungen der in der Wolle gefärbten Gallier Spuller, Dreyfuß, Reinach und Konsorten und der Kernmagyaren Falk, Wahrmann ꝛc. beobachtet, oder den Schmerz eines Mitarbeiters des Figaro, Wolff aus Köln, gewürdigt, der, wie in seinen Nekrologen zu lesen war, 1870 als angeblicher Deutscher aus Paris ausgewiesen worden ist, obwohl er sich schon seit mehreren Jahren als Franzose gefühlt hatte! So strapaziren sich Juden aus allen Gegenden Deutschlands, aus Böhmen und Ungarn ab, die Einheimischen noch zu überberlinern.

Unbillig wäre es, von all den Abrahams, Blumenthals, Cohns . . . Lindauers, Mauthners u. s. w. bis Zabels (einer dieses Namens hat ein Recht, genannt zu werden, weil er besonders laut die Theater-Hegemonie für die Reichshauptstadt verlangt und gleichzeitig durch den unglaublichen Einfall, aus Dostojewskys Raskolnikow ein Theaterstück zusammenzuschneidern, bewiesen hat, daß ihm von dramatischer Kunst jede Ahnung abgeht) — also von diesen Herren Verständnis für deutsche Art zu verlangen, wäre unbillig. Es giebt aber doch auch Deutsche in Berlin. Denen kann unmöglich unbekannt sein, welcher Segen der deutschen Nation aus den vielen Mittelpunkten der Pflege von Wissenschaften und Künsten erblüht ist. So viele von ihnen haben selbst die Wohlthat der Existenz großer und kleiner Hochschulen von Königsberg bis Freiburg, Kiel bis München, Bonn bis Breslau erfahren. Sie werden nicht blind sein gegen den Vorzug, daß in Hamburg, Bremen, Hannover, Magdeburg, Breslau, Dresden, Leipzig, München, Stuttgart, Frankfurt, Köln ꝛc. Zeitungen erscheinen, die den Vergleich mit den Berliner Tagesblättern nicht zu scheuen brauchen und ein unschätzbares Gegengewicht gegen die verschiednen Fabriken des Berliner Freisinnsgebräus bilden. Welchem Vernünftigen kann es in den Sinn kommen, darin mit Frankreich tauschen zu wollen, wo Paris alle Lebenskräfte aufsaugt, die vielen reichen Provinzen und bedeutenden Städte keine selbständige Meinung zu haben wagen, nicht in der Politik, nicht in Wissenschaft und Kunst, in allem sich der Boulevardmode unterordnen? Und die Pariser sind wenigstens erfinderisch im Guten wie im Abgeschmackten und Schlechten, und wer ihre Dummheiten nachäffen will, kann sie direkt beziehen, braucht den Umweg über Berlin nicht. Den gebildeten und unabhängigen Kreisen Preußens und Berlins insbesondre muß mit allem Nachdruck in Erinnerung gebracht werden, daß sie gegen sich selbst und gegen das Ganze die Verpflichtung haben, die unnützen Menschen, die Paris spielen möchten, in die gebührenden Schranken zu weisen, nicht aus Fahrlässigkeit das Fortwuchern einer in der Inseratenspalte wurzelnden Tageslitteratur zu dulden. Hier steht mehr in Frage als die Eifersucht zwischen Stadt und Stadt. Berechtigte Empfindlichkeit weckt die kaum eingeschläferten Vorurteile der Stämme wieder, und da in den letzten Jahren manches geschehen ist, was geeignet war, den nationalen Stolz auf das Errungene und die Freudigkeit im Zusammenwirken zu dämpfen, finden Hetzer und Schürer für ihre Thätigkeit bereiten Boden. Heute das theatralische jus primae noctis; die Diktatur in Angelegenheiten der bildenden Kunst wird ebenfalls schon angestrebt, bald würde sie in den Wissenschaften gefordert werden, und die unausbleibliche Folge wäre das

Digitized by Google

Wiedererstarken des Partikularismus, des Munizipal- und Kantönligeistes, die Entfremdung vom Reichsgedanken. Wir messen damit den naseweisen Zeitungsschreibern keine unverdiente Bedeutung bei; ein von einem Gassenjungen geschleuderter Stein kann das größte Kunstwerk zerstören.

Menschen oder Hirsche? In einem freikonservativen Blatte lesen wir folgendes. „In Schottland sind seit dem Jahre 1883 nicht weniger als 2½ Millionen Acres Land für Jagdzwecke in Hirschparks umgewandelt worden, auf denen Jagdliebhabern zu enorm hohen Preisen die Erlaubnis zur Jagd erteilt wird. Die Grundbesitzer machen dabei weit bessere Geschäfte, als wenn sie das Land für landwirtschaftliche Zwecke benutzten oder verpachteten." Das läuft so als harmlose Anekdote durch die Zeitungen, und weder Leser noch Redakteur denken sich etwas dabei. Dem Wissenden und Denkenden aber macht es das Blut in den Adern erstarren. Also die Verdrängung der Menschen durch Tiere dauert fort, dauert im größten Maßstabe fort bis in unsre Tage, und bald werden in England und Schottland die letzten Reste der ackerbauenden Bevölkerung verschwunden sein. Selbst von dem kargen Boden Schottlands dürften zwölf Acres zur Ernährung einer fünfköpfigen Familie hinreichen. 2½ Millionen Acres in Hirschpark verwandeln, heißt demnach einer Million Menschen die Lebensbedingungen entziehen. Eine Million Proletarier mehr auf großstädtischem Pflaster und auf der Landstraße! Ugolino ist eine Posse gegen diese Tragödie! Hungerturm? Kleinigkeit! Das dauert ein paar Tage. Wenn der Tod immer wieder hinausgeschoben wird durch Abfälle wie bei den englischen Proletariern oder durch einen Mehlbrei, der für zehn Pfennige Mehl enthält und die Tageskost für acht Personen bildet, wie jetzt eben in der oberfränkischen Pfarrei Schwarzenbach am Wald und überall in den deutschen Notstandsbezirken, wo kein Pfarrer Klein waltet, da wird die Sache ernst! Ugolino darf, mit seinen Söhnen in Liebe vereint, ohne widerliche Störungen den Todeskampf auskämpfen. Was aber muß ein moderner Proletarier vor seinem Ende über sich ergehen lassen! Geistigen und leiblichen Schmutz, den Fuseltrost, peinvolle Wanderungen, Kampf mit Hauswirten und Polizei, Abstrafungen, Beratungen von Notstandskomitees über seine Würdigkeit und Bedürftigkeit! Es wäre an einem Falle genug, und nun eine Million auf verhältnismäßig kleinem Raume! John Stuart Mill schrieb vor vierzig Jahren: „Die Anmaßung zweier Herzoge, einen Teil der Hochlande abzusperren und das übrige Menschengeschlecht von mehreren Quadratmeilen einer Gebirgslandschaft auszuschließen, um das Wild vor Störung zu bewahren, ist ein Mißbrauch; das überschreitet die zulässigen Grenzen des Eigentumsrechts." So grausam sind die Herren also heute nicht mehr, das übrige Menschengeschlecht auszusperren; sie lassen jeden zu, der reich genug ist, eine Jagdkarte zu kaufen. Ohne Zweifel sind viele dieser Jagdliebhaber große Herren des Festlandes. Wie schön da die festländische Rechts- und Gesellschaftsordnung in die britische eingreift! Jene festländischen großen Herren besitzen Landgüter, Fabriken, Gruben. Unter den da beschäftigten Arbeitern mögen sich so manche finden, deren Lohn zu einen menschenwürdigen Leben nicht hinreicht. Ihnen das fehlende in Gestalt eines Almosens zuzulegen, verwehrt den Herren die geläuterte Moral unsers Jahrhunderts, der hohe Begriff von Menschenwürde: der moderne freie Arbeiter darf kein Almosenempfänger sein, darf Geld, worauf er keinen Rechtsanspruch hat, gar nicht annehmen. Eine den Verhältnissen des Arbeitsmarktes nicht entsprechende Lohnerhöhung zu zahlen, verbieten die unverbrüchlichen Gesetze der freien Konkurrenz und des freien Arbeitsvertrages. Aber den schottischen Lords eine

Digitized by Google

hohe Landrente zu zahlen, die diesen gestattet, einer Million Menschen das tägliche Brot aus dem Munde zu nehmen, das verbietet weder ein wirtschaftliches noch ein sittliches noch ein Staatsgesetz. Und das nennt sich Rechts- und Gesellschaftsordnung! Urteilen wir mild über die gläubigen Verehrer dieser Ordnung und sagen wir: o sancta simplicitas!

Die Repräsentationsgelder. „Gestern abend fand in den Räumen des Generalkommandos hierselbst ein Ballfest statt, zu dem der kommandirende General gegen tausend Einladungen an die Gesellschaft von Stadt und Provinz hatte ergehn lassen. Über sechshundert Personen hatten der Einladung Folge geleistet." So meldet die Zeitung, aber sie meldet nicht, daß bald nach neun die jungen Herren, und namentlich Offiziere, in hellen Haufen die Bierwirtschaften aufsuchten und sich dort gütlich thaten. Sie hatten eben ihrer Pflicht genügt, waren vor dem Herrn des Hauses und seinen Damen erschienen und hatten sich dann entfernt. Die zurückblieben, sehnten auch den Augenblick herbei, wo sie es machen könnten wie die andern.

Das ist keine vereinzelte Erscheinung, sondern das wiederholt sich bei jedem Ball, den ein Vorgesetzter giebt. Wer hat denn überhaupt ein Vergnügen dabei? Doch nicht etwa der Gastgeber, der schon Wochen vorher mit den Vorbereitungen zu thun hat und dann froh ist, wenn er sein Haus wieder für sich hat? Oder die Ballväter und die Ballmütter? Man sehe sich das gezwungne Lächeln an, mit dem sie den Tanzenden zuschauen. Wie die jungen Herren denken, wissen wir schon. Bleiben also nur die tanzenden Damen. Und für die solche Feste — auf Staatskosten?

Rücksicht auf die Gesellschaft, höre ich einwenden. Freilich muß ein hoher Würdenträger in der Gesellschaft verkehren, aber darum braucht er doch nicht Feste zu geben, die dem Staat so viel Geld kosten und so wenig Vergnügen machen. Wenn der Staat seinen Beamten dazu kein Geld mehr gäbe, könnte man hoffen, daß auch mancher Privatmann diese überflüssigen Bälle abschaffen würde, und damit fiele auch der letzte Grund, der angeführt wird, nämlich die Verpflichtung zu einer Gegenleistung. Wenn durchaus getanzt werden muß, so findet sich auf neutralem Boden Gelegenheit genug.

In derselben Nummer, die den Bericht über das Ballfest bringt, steht folgende Anzeige: Den hochverehrten Mitgliedern der Provinzialressource und andern (so!) Sozietäten empfiehlt zum Coiffiren (!) der Damen sechs bis sieben seiner tüchtigsten Coiffeusen. Hochachtend u. s. w. Also selbst die Friseure würden nicht zu kurz kommen. Und was könnte der Staat dabei sparen! Vielleicht mehr, als wenn er Eisenbahnarbeiter entläßt.

Der große Logiker. Wiederum hat der große Logiker einen Sieg davon getragen. Das Reichsgericht hat entschieden, daß im juristischen Sinne künftig der Tag, an dem jemand ein Jahr alt wird, als zweiter Geburtstag zu gelten habe! Wahrscheinlich hat jemand versprochen, einem Kinde an seinem soundsovielten Geburtstage, sagen wir am zehnten, einen gewissen Vorteil zukommen zu lassen, es ist ein Streit entstanden darüber, ob das Kind nach Ablauf seines neunten oder seines zehnten Lebensjahres in den Genuß des zugesagten Vorteils treten solle, und die höchste Instanz, das Reichsgericht, hat nun entschieden, daß im Rechtsleben der Tag, an dem einer geboren wird, als der erste Geburtstag anzu-

Digitized by Google

sehen sei, daß diesem nach Ablauf des ersten Lebensjahres der zweite Geburtstag folge u. s. f.

Diese Entscheidung entspricht schlechterdings nicht den Anschauungen der großen Mehrheit des Volkes. Die vermeintliche Unsicherheit im Gebrauche der Ordnungszahlen bei dem Worte „Geburtstag“ hat früher wohl überhaupt nicht bestanden, sondern ist erst ein Erzeugnis der letzten Zeit, hat aber verhältnismäßig noch wenig um sich gegriffen. Der große Logiker sagt sich: „Ja, der Tag, an dem jemand zum erstenmale das Licht der Welt erblickt, ist doch sein erster Geburtstag, folglich feiert er, wenn er ein Jahr alt ist, seinen zweiten Geburtstag.“ Das ist aber Unsinn! Kein Mensch nennt den Tag, an dem jemand geboren wird, dessen Geburtstag; den bezeichnet man vielmehr als den Tag der Geburt. Und da der Mensch nur einmal geboren wird, hat jeder auch nur einen einzigen Tag der Geburt, der niemals wiederkehrt, also auch nicht mit Ordnungszahlen versehen werden kann. Die Geburtstage aber sind die Jahrestage der Erinnerung an die Geburt, und der erste von ihnen tritt ein, wenn jemand ein Jahr alt wird. So denkt und spricht jeder, der sich nicht einen Floh vom großen Logiker hat ins Ohr setzen lassen. Hoffentlich wird der Spruch des Reichsgerichts bald wieder durch einen andern und richtigern aufgehoben! Man darf doch wohl appelliren a judicio imperii male informato ad judicium imperii melius informandum?

Der Cottaische Musenalmanach. Auch der zweite Jahrgang des von der Cottaischen Verlagsbuchhandlung neu ins Leben gerufenen „Musenalmanachs“ ist in sehr zierlicher Ausstattung und mit einer Reihe von Kunstbeilagen geschmückt erschienen und hat vielleicht schon auf zahlreichen Weihnachtstischen geprangt. Schon in diesem „vielleicht“ aber liegt eine unerfreuliche Erkenntnis, wie wenig sich dieser oder irgend welcher Musenalmanach mit seinen Vorgängern aus dem vorigen Jahrhundert vergleichen kann. Denn die Bürgerischen, die Vossischen, die Schillerischen Musenalmanache entsprachen einem tiefen und allgemeinen Bedürfnis der damaligen Bildung, ihr Erscheinen war jedesmal oder wenigstens oft ein litterarisches Ereignis, die Teilnahme gab sich nicht nur im Kaufen und flüchtigen Durchblättern, sondern in der anhaltenden und ernsten Beschäftigung mit den im Musenalmanach gebotenen Spenden neuer Lyrik kund. Aus den Briefen der Zeit läßt sich noch sehen, wie lebhaft man Lieblingsstücke aus jedem Almanach auswählte, wie eifrig Lieblingsstellen auswendig gelernt wurden, ja selbst aus der Dürftigkeit jener Tage leuchtet die allgemeine Schätzung der Lyrik hervor. Nicht alle waren so glücklich, daß sie die schmalen kupferstichgezierten Bändchen, in denen von Bürgers „Lenore“ bis zu Schillers „Lied von der Glocke“ fast alle bedeutenden Gedichte eines poetisch reichen Geschlechts zuerst hervortraten, käuflich erwerben konnten, obschon der Luxus bereits so überhand nahm, daß, wie Schiller an Cotta schrieb, die druckpapiernen Exemplare im Gegensatz zu den postpapiernen schlecht abgingen, „denn der elendeste Lump von Leser will nicht mehr mit Lumpen vorlieb nehmen.“ Wer trotzdem nicht einmal ein druckpapiernes erschwingen konnte, borgte den Almanach von guten Freunden und schrieb die gepriesensten oder seinem Geschmack am meisten zusagenden Stücke ab; von den gebildeten Hofdamen bis zu den Klärchen und Gretchen der kleinstädtischen Bürgerkreise, vom Universitätslehrer bis zum schöngeistigen Perückenmacher gab es Stammbücher, poetische Colletaneen, poetische Tagebücher, in die man aus Mangel eigner Gedanken fremde Dichtungen eintrug. Wer es verbrieft hätte, durch wie viele Hände solch ein abgegriffnes Exemplar eines deutschen Musenalmanachs aus den achtziger und neunziger Jahren

Digitized by Google

des vorigen Jahrhunderts gegangen ist, der würde den statistischen Nachweis führen können, wie sehr Keimen und Blühen der deutschen Lyrik damals eine allgemeine Herzensangelegenheit war.

Herausgeber und Mitarbeiter des erneuten Cottaischen Musenalmanachs werden am besten wissen, mit welcher nicht nur quantitativen, sondern auch qualitativen Verminderung dieser Teilnahme sie heute zu rechnen haben. Die deutsche Lyrik, obschon nicht erstorben und in der That zu einem reichern, buntern (oft allzu bunten) Flor entwickelt, als in den Tagen der Klassiker, steht nicht mehr im Vordergrunde der Bewegung; nur in Ausnahmefällen sammelt sich das beste Gefühl, die Welterkenntnis und die Bild und Ton gewordene Anschauung des Einzelnen in einem Gedicht, das alle ergreift, nur hie und da befreit sich die Psyche des heutigen Menschen zu reiner Stimmung und wandelt mit Hölderlin im beseligenden Äther. Das alles ist natürlich kein Grund, höhnisch und geringschätzig auf die Lyrik herabzusehen oder die wirklichen Dichter mit lyrischer Begabung mit dem Haufen der Dilettanten zusammenzuwerfen, die halb aus Gewohnheit, halb aus Eitelkeit Verse machen. Doch ist es wahrlich nicht leicht, die beiden Gruppen auseinanderzuhalten, wenn auch die wirklichen Dichter zu dem poetischen Picknick eines Musenalmanachs nur ein vereinzeltes und gleichsam zufälliges Gedicht spenden, in dem ihr Wesen nicht zur Erscheinung kommen kann. Das galt in vielen Fällen von dem vorjährigen Almanach und gilt auch von dem diesjährigen wieder, obschon sich der geschmackvolle und feinfühlige Herausgeber diesmal etwas besser gegen die Ausschüttung der poetischen Papierkörbe verwahrt hat, als in dem ersten Jahrgang seines Unternehmens.

Der Unterschied der Zeiten offenbart sich schon darin, daß ein volles Drittel des Cottaischen Musenalmanachs der erzählenden Prosa gehört. Als Goethe und Schiller den Xenienalmanach und den Balladenalmanach herausgaben, war der Romanschriftsteller und Novellist nur erst der Halbbruder des Dichters, seitdem ist er der Majoratsherr im Gebiet der schönen Litteratur geworden, der Lyriker und der poetische Dramatiker sind seine schlecht apanagirten jungen Brüder. Immerhin ist die Aufnahme von Novellen in den Musenalmanach insofern gerechtfertigt,*) als die Novelle so ziemlich die einzige künstlerische Form ist, die sich im jüngsten Menschenalter einer glücklichen und bedeutenden Entwicklung erfreut hat, die einzige Form, die wir in unsrer Litteratur zu den von alters her gepflegten Formen hinzugewonnen haben. Der Herausgeber hat diesmal eine Novelle des anerkannten Meisters der Kunstform, „Broni" von Paul Heyse, den poetischen Gaben seines Buches voranstellen können. Es ist keine der vorzüglichsten Novellen des Dichters; eine tragische Geschichte, in der nur ein freiwilliger plötzlicher Tod die Heldin vor der Schuld rettet, in den Mund des Versuchers gelegt, eine Geschichte, die hart an der Grenze hinstreift, jenseits deren es nach unsern neuesten kritischen Aposteln allein Wirklichkeit und Wirkung giebt, die aber freilich durch die Anmut des Vortrags, die Fülle der Stimmung, das reiche Leben im einzelnen hoch über die Alltagssensation erhoben wird. Wir halten die Anklagen, die von so verschiednen Seiten her gegen Paul Heyse laut geworden sind, für durchaus unberechtigt, der fein angelegte und lebensvolle Dichter kann weder, wie die einen fordern, ein Kraftmeier, noch, wie die andern wollen, ein Buß- und Moralprediger sein, gleichwohl begreift man angesichts dieser Novelle „Broni" wieder einmal recht gut, woher die zornmütigen Wallungen der einen wie der andern eigentlich stammen. Paul

*) Schon in den Taschenbüchern von 1820 bis 1830 das Gewöhnliche. D. R.

Digitized by Google

Heyse darf gewiß sein, daß seine besten Schöpfungen noch künftigen Geschlechtern poetischen Genuß geben werden. So lange aber von der äußersten Rechten und Linken Wehgeschrei und Wutgeheul über die „programmlose Dichtung" erhoben wird, muß eine Novelle wie „Broni" Anstoß nach rechts und links erregen.

Unter den poetischen Erzählungen des neuen Musenalmanachs finden wir als die ausgedehnteste „Die Hexenmühle" von Otto Roquette, ein Halbidyll, das einzelne prächtige Situationen, lebendige Bilder und anmutige Verse aufweist, im ganzen aber seinen Stimmungsgehalt mehr andeutet; ferner einen kraftvollen und energischen Balladencyklus „Simson" von Hermann Hango, einem der wenigen neuen Namen, die der Musenalmanach einführt. Kleinere Beisteuern erzählender Gattung finden wir von C. F. Meyer, Karl Woermann, Adolf Pichler und vielen andern. Da läuft nun freilich auch eine bloße neugereimte Variante des alten Lafontaineschen Milchweibes wie „Der Honigtopf" von Alexander Kaufmann, eine etwas ausgesungene nordische Ballade wie „Die Wünsche" von Felix Dahn, ein so schauriges Totentanzstücklein wie „Wettrennen" von Karl Weitbrecht mit drein. Reicher und mannichfaltiger als die halbepischen Gaben des Musenalmanachs sind die lyrischen, die der Herausgeber in drei Gruppen „Gedichte verschiednen Inhalts," „Lyrische Dichtungen" und „Spruchdichtung" eingeteilt hat. In den meisten Gedichten der drei Gruppen ist zu spüren, wie sehr eine pessimistische, wenigstens elegische, vielfach müde Stimmung unsre ganze Lyrik durchsetzt. Nicht nur Lyriker wie Wilhelm Jensen (in dem übrigens anmutigen und originellen Gedicht „Belia"), Isolde Kurz („Das Maienfest"), Max Kalbeck („Letzte Heimkehr"), Albert Möser („Einem Heimatgenossen" und „Verirrt"), Ludwig Schneegans (in den schönen „Wiener Sonetten"), die ja in allem, was wir von ihnen kennen, von dieser Lebensstimmung beherrscht erscheinen, nein, auch solche, in und bei denen ein andrer Klang vorwaltet, wandeln diesmal seufzend und schwermütig durch den Musenalmanach. So Ludwig Eichrodt („Im Leid"), so Adolf Stern (in den düstern Terzinen „Ines de Castro"), so Heinrich Kruse („Wachtelschlag"). Die mutigern lebensfrohern Laute erklingen diesmal aus der Brust einiger Jüngern. Richard Weitbrecht mit der prächtigen und lustig spöttischen Epistel „Rembrandt als Erzieher," Johannes Prölß in dem frischen „Bin halt vergnügt," Graf Rudolf Hoyos in ein paar weichen Serenaden, Heinrich Bulthaupt in dem Gedicht „Zwei Bäume" und von der älteren Aera noch Hans Hopfen mit dem glückseligen „Brief" und dem schönen Sonett „Einem Ruhmsüchtigen" sorgen dafür, daß die Goethische Auffassung der Poesie, die den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen, nicht ganz verloren gehe. Leider fehlt es dem Musenalmanach auch diesmal nicht an Gedichten, unter denen wohl Namen stehen, die aber verdient hätten, in den Papierkorb des Herausgebers geworfen zu werden, wie sie aus dem Papierkorb ihrer Verfasser hervorgegangen zu sein scheinen.

Wir müssen also darauf zurückkommen, daß ein „Musenalmanach," der sich aus Einsendungen für den Zweck zusammensetzt, seine schweren Bedenken hat. Beinahe sollte man meinen, daß es ein Fortschritt wäre, und daß ein Herausgeber von Geist und Geschmack (wie es Otto Braun unzweifelhaft ist) gar nicht so übel thäte, wenn er auf die ursprünglichste Idee der französischen Musenalmanache zurückgriffe und alle wirklich vorzüglichen, im Laufe eines Jahres oder einiger Jahre aus der Flut auftauchenden Gedichte vereinigte. Doch auch so wollen wir der Sorgfalt des Herausgebers und dem, was er erreicht hat, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Den Lyrikern aber, die sich beschweren, daß ihnen Publikum und Kritik nicht gerecht würden, und daß für sie der Lorbeer heute spärlich und dünn

Digitized by Google

wachse, sei schließlich noch die Mahnung ihres Kollegen Hans Hopfen in dem schon erwähnten Sonett „Einem Ruhmsüchtigen" zugerufen:

Nichts gelten dir die Freuden dieser Erden,
Du strebst nach Ruhm und könntest nicht gesunden,
Bis deinen schönen Namen du umwunden
Von Lorbeern sähst, die ewig grünen werden.

Sag' dir zum Trost in solcherlei Beschwerden:
Wer hat den Hebel, hat den Pflug erfunden?
Wer hat den Zaum, die Bügel aufgebunden
Zum erstenmal den ungefügen Pferden?

Wer hat zuerst ein Brunnenrad geschwungen?
Wer kelterte zuerst der Trauben Säfte?
Wer sang das hohe Lied der Nibelungen?

Verschollen sind die Namen solcher Kräfte,
Und nun zeig her, was ist denn dir gelungen,
Daß es Unsterblichkeit an deinen heiste?

Kein Witz mehr. Am 3. Februar besuchte Prinz Friedrich August von Sachsen, der Erbprinz des Königreichs, zum erstenmale mit seiner jungen Gemahlin, der Prinzessin Louise von Toscana, die Stadt Leipzig. Sie kamen aus Altenburg, und da die Ankunft am Abend stattfand, so waren die Plätze und Straßen, durch die sie ihren Einzug hielten, aufs prachtvollste illuminirt. Seit dem Lutherfeste (1883) hatte Leipzig nicht das Schauspiel einer großen Illumination gehabt, und es war eine wahre Freude, zu sehen, was für schöne Wirkungen sich namentlich durch geschickte Verwendung des elektrischen Glühlichts in Verbindung mit farbigen Gläsern erreichen lassen. Namentlich einzelne größere Kaufhäuser hatten dabei ganz hervorragendes geleistet. Nur eines vermißte man bei all dem Lichterglanz: ein freundliches Menschenwort. Eine Illumination ohne Transparente mit allerlei Grüßen und Sprüchen, ernsten und launigen, in Prosa und in Versen, wäre doch früher ganz undenkbar gewesen. Noch bei der großen Illumination bei der Anwesenheit Kaiser Wilhelms in Leipzig 1876 (oder war es 1870 nach Sedan?) waren so zahlreiche Leuchtinschriften in der Stadt angebracht, daß jemand auf den Gedanken kommen konnte, sie nachträglich zu sammeln und zu einem Erinnerungsheftchen zusammendrucken zu lassen. Diesmal — mit Ausnahme der einzigen, tiefsinnigen Inschrift über dem Eingange einer Bierstube:

Herz an Herz und Hand in Hand,
Heil dir, Fürst und Vaterland —

nirgends ein Sprüchlein oder Verslein — nur Lichter, Lichter und immer wieder Lichter!

Man macht auch hier wieder die Erfahrung, auf die schon einmal in anderm Zusammenhange in den Grenzboten hingewiesen wurde, daß unser Witz nicht gerade im Zunehmen begriffen ist. Was man auch bei großen Tafeleien immer häufiger erleben muß, daß der Schwerpunkt in das Materielle gelegt wird, daß man sich durch möglichst unerwartete und theure Speisen und Getränke zu überbieten sucht, aber keiner sich die Mühe macht, zu ein paar launigen Worten (auch nur des Dankes an Wirt oder Wirtin!) den Mund aufzuthun, das zeigte sich auch hier: alles, was mit Geld abzumachen ist, das wird geschafft; aber nur nicht sich in geistige Unkosten stecken, nur nicht sein bischen Witz anstrengen!

Eine völlige Blamage für „Groß-Leipzig" war die Festzeitung, die am Nachmittag und Abend vor dem Einzuge auf den Straßen verkauft wurde. Diese

Digitized by Google

„Festzeitung" beging die unerhörte Geschmacklosigkeit, daß sie mehrere Ansprachen und Gedichte, die an das Prinzenpaar bei und nach seinem Empfange gerichtet werden sollten, bereits wörtlich mitteilte, so daß die ganze Stadt den Wortlaut dieser Ansprachen ein paar Stunden früher kannte, als die, für die sie bestimmt waren! Daß Festreden, noch ehe sie gehalten sind, schon in der Druckerei im Satz stehen, um am nächsten Morgen der gesamten Bürgerschaft zum Kaffee serviert werden zu können, kommt nicht selten vor; sie aber sogar zu veröffentlichen, noch ehe sie gehalten sind, dieser Streich war der Leipziger „Festzeitung" vom 3. Februar vorbehalten! Und diesem Streiche stellte sich würdig der „Willkommengruß" zur Seite, den dieses Jammerblatt eröffnete, und den wir zur Gemütsergötzung unsrer Leser hier wörtlich und buchstäblich mitteilen:

Von Altenburg, des alten Pleißenlandes
Berühmter Hauptstadt, bringt Euch uns die Bahn,
Die g'rade fünfzig Jahre des Bestandes
In diesem Herbste schon aufweisen kann,
Doch früher noch, als sie, der Pleiße Wellen
Nach Leipzig sollten Euer'n Gruß bestellen.

Wie in die Weiße Elster sich ergießen
Nun soll die Pleiße mit der Parthe hier,
Um später in die Saale dann zu fließen,
Bis diese in die Elbe strömt dafür,
Mög' der Willkommengruß auch weiter schallen
Und endlich erst im Elbflorenz verhallen.

Friedrich des Streitbaren reichliche Spenden
Erhoben hier die Universität,
Otto der Reiche ließ von allen Enden
Meßfremde kommen, wie Ihr jetzt noch seht,
Und ebenso blüht trotz der Zeiten Wandel
Seit zwei Jahrhunderten hier der Buchhandel.

Wo Festungswerke einst die Stadt umgaben,
Erhebt von Parkanlagen sich ein Kranz,
Die hier die Völkerschlacht geschlagen haben,
Sie raubten nicht des Sächs'schen Namens Glanz,
Ein deutsches Siegesdenkmal soll erheben
Am Markt sich, wo man damals sich ergeben.

Und knüpfen sich nicht auch bekannte Namen
An das Großherzogthum Toskana an?
Lothringen, das wir in Besitz bekamen!
Florenz, das Urbild uns'rer Hauptstadt, dann!
Italien und Deutschland ist verwachsen,
Wie jetzt Toskana auch mit unser'm Sachsen!

Willkommen, hohes Paar, in unser'n Mauern!
Ein Freudentag für uns ist dies Einzieh'n,
Achthundert Jahre möge weiter dauern
In gleicher Herrlichkeit das Haus Wettin.
Glück auf! O, daß es dieser Tag bewiese,
Prinz Friedrich August und Prinzeß Louise!

Wir haben eine Wohlfahrtspolizei und eine Sittenpolizei. Aber recht noth thäte uns auch eine Schönheitspolizei. Die Beleidigungen, die in großen Städten dem guten Geschmack versetzt werden, grenzen jetzt mitunter beinahe ans Verbrechen. Doch das ist ein großes Kapitel, das hier nicht beiläufig behandelt werden kann.

Digitized by Google

Litteratur

Geschichte der Nationalökonomik von Hugo Eisenhart, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Halle. Zweite, vermehrte Auflage.

Dem Schüler gewährt dieses nur 278 Seiten starke Buch eine so klare und zuverlässige Einsicht in die volkswirtschaftlichen Systeme und ihren innern Zusammenhang wie kaum ein andres; aber auch der Mann der Wissenschaft wird es mit Nutzen lesen, weil der Verfasser alle wirtschaftlichen Veränderungen auf die höhern sittlichen Aufgaben der Gesellschaft als auf ihr Ziel bezieht und sein soziales Ideal, das auch das unsre ist, mit warmer Begeisterung empfiehlt, nämlich eine organische Gliederung der Gesellschaft, in der sich Individualität und Gemeinschaft gegenseitig stärken. Wenn freilich Eisenhart meint, unsre jetzige amtliche Sozialpolitik befinde sich schon auf dem Wege zur Verwirklichung dieses Ideals, so erlaubt sich der Rezensent das stark zu bezweifeln. Wegen dieser und andrer Sachen, z. B. der sehr ungnädigen Behandlung, die sich Rodbertus gefallen lassen muß, uns mit dem Verfasser auseinanderzusetzen, ist hier nicht der Ort.

Die Hausindustrie in der Stadt Leipzig und ihrer Umgebung. Von Dr. Adolf Lehr. Leipzig, Duncker und Humblot, 1891

Wie aus allen solchen Untersuchungen, erfährt man auch hier, daß etliche Arbeiter und Arbeiterinnen genug, andre kaum genug und noch andre nicht genug zum Leben verdienen. Wenn das Bild freundlicher ausgefallen ist als in vielen ähnlichen Schriften, so hat dazu nicht bloß der Grundsatz des Verfassers beigetragen, „den Äußerungen der vernommenen Arbeiter gegenüber sehr vorsichtig“ zu sein, sondern auch der Umstand, daß es, wie Lehr ausdrücklich hervorhebt, in Leipzig wirklich besser steht als in andern deutschen Großstädten und bei den Hausindustriellen armer Gebirgsgegenden. Am elendesten ist der Verdienst der Fellnäherinnen: wöchentlich eine Mark fünfzig Pfennige bis höchstens drei Mark. Viel Unheil richtet „die Gebahrung einiger israelitischen Unternehmer“ an, wie der Verfasser sehr ungern und nur gezwungen durch zahlreiche übereinstimmende Beschwerden von Unternehmern und Arbeitern anführt. Er untersucht u. a. auch, ob es wahr sei, daß der ungenügende Verdienst die Arbeiterinnen zur Prostitution treibe, und glaubt für Leipzig die Frage verneinen zu dürfen, weil die Zahl der unehelichen Geburten bei Dienstmädchen und Aufwärterinnen, die doch keine Nahrungssorgen hätten, weit größer sei als bei den Fabrikmädchen und den zu Hause arbeitenden Putzmacherinnen, Schneiderinnen u. s. w. Er besinnt sich allerdings darauf, daß ja gerade die Prostituirten nur selten Kinder bekommen, glaubt aber dennoch, die Zahl der unehelichen Geburten als Maßstab der Sittlichkeit nicht ganz verwerfen und aus den Thatsachen den Schluß ziehen zu dürfen, daß gewöhnlich andre Motive als die Not den Ausschlag geben, wenn sich ein Mädchen preisgiebt. Die Beweisführung des Verfassers hat aber überhaupt nicht viel zu bedeuten, weil, so viel wir uns erinnern, von Leipzig noch niemand behauptet hat, daß dort die Mäntelnäherinnen und andre Arbeiterinnen auf schmutzigen Nebenverdienst förmlich angewiesen würden; es ist immer nur von Berlin, Breslau und einigen westdeutschen Städten die Rede gewesen. Zur Erklärung der hohen Zahl unehelicher Kinder von weiblichen Dienstboten (durchschnittlich 370 im Jahre) müßte ermittelt werden,

Digitized by Google

welchem Stande die Väter meistens angehören. Die Vorzüge und Nachteile der Hausindustrie im Vergleich mit der Fabrikarbeit werden vollständig und klar dargestellt.

Strafvollzug und Fürsorge für Strafentlassene von Julius Burkhardt, Königl. Gefängnisdirektor, Dresden, v. Zahn und Jänsch, 1891.

In einer Zeit, die nach jedem Sensationsprozeß laut und vielstimmig Verschärfung der Freiheitsstrafen, womöglich Wiederherstellung der Prügelstrafe fordert, ist es nützlich, von einem Praktiker zu hören, wie es denn eigentlich in unsern Gefängnissen aussieht und wie die Strafe wirkt. Mancher Pharisäer wird, wenn er die schlichte, nur 26 Seiten umfassende Darstellung des Verfassers liest, mit der Reaktion des Staates gegen die Übertreter seiner Gesetze zufriedner werden. Ja wir hoffen, daß er auch ein herzliches Erbarmen mit der großen Zahl der Bestraften fühlen wird, die nach überstandner Strafzeit voll Scham und Reue gern in die menschliche Gesellschaft zurücktreten möchten, aber alle Thüren verschlossen finden. Die Bestrebungen der Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene stehen mit in oberster Stufe auf dem weiten Felde christlicher Liebesthätigkeit. Wenn es nur nicht gar so schwer hielte, in unsrer Zeit der darniederliegenden Erwerbsthätigkeit den Schmerzensruf jener Armen und Elenden nach Arbeit, nur Arbeit, zu befriedigen. Welch seltsamer Gegensatz! Gerade dieselbe Zeit erwählen sich die bestgelohnten und intelligentesten unsrer Arbeiter, um ihren gesicherten Arbeitsplätzen den Rücken zu kehren! Wenn man übrigens bei Burkhardt liest, daß im Jahre 1888 in Deutschland 58600 zu höhern Freiheitsstrafen verurteilten 240000 mit kurzen Strafen belegte gegenübergestanden haben, so wird man auch die Bestrebungen gutzuheißen haben, die auf Verringerung und auf Ersatz für jene kurzen Strafen gerichtet sind. Die „bedingte Verurteilung“ ist früher in den Grenzboten ganz verworfen worden, sie enthält aber doch auch einen richtigen Gedanken, für den die praktische Verwertung wohl noch gefunden werden wird.

Druckfehlerberichtigung. In der vorigen Nummer ist zu lesen S. 285 neunte Zeile von unten: sechzehnten statt siebzehnten Jahrhunderts. — S. 296 vierte Zeile von oben: zu verminderu statt vermeiden. — S. 294 fünfte und sechste Zeile von oben: noch geschieht statt noch nicht geschieht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die preußischen Staatseisenbahnen

Wenn es eine Triebfeder giebt, die unsre Anschauungen über die Zweckmäßigkeit einer wirtschaftlichen Einrichtung im öffentlichen Leben vollständig umzukehren geeignet ist, eine Brücke, die uns langsam, aber unfehlbar von einem Standpunkte zu dem gerade entgegengesetzten hinüberleitet, so ist es die Erfahrung. Nach unsern theoretischen Schlüssen kann ein Gesetzentwurf, der mit dem Althergebrachten bricht und zur Erreichung seiner Zwecke ganz neue, ungewohnte Bahnen einschlägt, keine andern als die denkbar übelsten Folgen haben. Ist aber der Entwurf Gesetz geworden und haben wir einige Jahre hindurch Gelegenheit gehabt, es in seiner praktischen Wirkung zu erproben, so werden wir uns nicht selten das Eingeständnis machen müssen, daß sich das Gesetz bewährt habe und daß unser früher rein negativer Standpunkt kaum gerechtfertigt gewesen sei. Wir haben das bei den Kranken- und Unfallversicherungsgesetzen erlebt, die seiner Zeit nur mit schwacher Mehrheit in der Volksvertretung angenommen wurden und heute kaum noch einen ernsthaften Gegner haben. In gleicher Weise lehrt es die Verstaatlichung unsrer preußischen Eisenbahnen.

Die Überzeugung, daß der Staat der allein berufne Verwalter der Eisenbahnen sei, findet ihren Eingang in die Massen; das ist eine Thatsache, die sich nicht hinwegläugnen läßt. Nach einander sind in den letzten Jahren die verschiedensten Interessenvertretungen mit ihren Ansprüchen an die Eisenbahnen herangetreten, Kohlenindustrielle und Handelsstädte, die zur Hebung ihres Absatzes und ihres Handels um Ermäßigung der Frachtsätze baten, abseits von den großen Verkehrsstraßen gelegne Städte und Ortschaften, die ihre ganze Hoffnung auf eine Anschlußbahn gesetzt hatten, entschiedne Vertreter

Digitized by Google

der Freizügigkeit, für die es bezüglich des Fahrpreises Entfernungen im Personenverkehr kaum noch geben sollte.

Sie alle, welcher Schattirung sie auch sonst angehören, stützen ihre Forderungen auf den Satz, daß die Eisenbahnen um der Allgemeinheit willen da seien, und selbst die Gegner der Verstaatlichung, die bei den Beratungen des Staatshaushaltes im Abgeordnetenhause die heftigsten Vorwürfe gegen die Verwaltung erheben, verlangen doch aus einem Munde Überschüsse und zugleich Rücksicht auf die Interessen der Allgemeinheit. Auch bei den Gegnern ist also schon ein Fortschritt in der Denkweise zu beobachten. Denn sollen die Eisenbahnen nicht allein die Taschen ihrer Besitzer füllen, betrachtet man sie gleichzeitig als gewichtige Werkzeuge zur Hebung des Volkswohlstandes und zur Förderung staatlicher Aufgaben, so gesteht man stillschweigend ein, daß die Bahnen am besten diesen Zwecken gerecht werden können, wenn sie sich in der Hand des Staates befinden. Eine Privatbahn wird, wenn nur den dringendsten Anforderungen für die Sicherheit und die Bequemlichkeit der Reisenden Genüge gethan ist, ihren eignen Vorteil immer vor den der Allgemeinheit stellen.

Aber gleichviel, ob Privatbahn oder Staatsbahn — und in einer südamerikanischen Republik möchte auch ich der Privatbahn den Vorzug geben —, jedenfalls sind die Vorwürfe, die gegen die preußischen Staatseisenbahnen erhoben werden, vollständig unbegründet. Denn gerade diese stehen unter einer mustergiltigen Verwaltung, die beständig bemüht gewesen ist, den Fortschritten der Technik zu folgen und den anwachsenden Verkehrsbedürfnissen nach Möglichkeit Rechnung zu tragen.

Was verlangt man von unsern Staatsbahnen? Sie sollen den Zwecken der Allgemeinheit dienen, und sie sollen auch dieselben Überschüsse erzielen wie die Privatbahnen. Das eine schließt aber doch das andre aus, wenigstens wenn der Vergleich mit einer Privatbahn gezogen wird, die gute Dividenden abwirft. Bei der Privatbahn entscheidet über alle Maßnahmen der eigne Vorteil. Man wird sich hie und da irren, aber man wird Umgestaltungen oder Betriebserweiterungen vermeiden, die von vornherein keinen Gelderfolg versprechen. Der Staat soll nun aber auch die Allgemeinheit im Auge behalten, er soll auf die Interessen einzelner Landesteile ebenso Bedacht nehmen, wie auf das Wohl seiner Beamten und Arbeiter. Um einen verkehrsarmen Landstrich zu heben, legt er durch ihn eine neue Bahn und schmälert hierdurch seine eignen Einkünfte ebenso, wie wenn er zum Vorteil der Industrie seine Frachtsätze ermäßigt oder aus Wohlwollen gegen seine Beamten und Arbeiter deren Gehalte und Löhne aufbessert. Der Staat kann eben seine Eisenbahnen nicht rein kaufmännisch verwalten wie eine Aktiengesellschaft, er muß dahin streben, daß aus den Bahnen nicht nur er als Besitzer, sondern alle Glieder des Staats möglichst großen Nutzen haben. Die Vorteile, die die Gesamtheit oder deren Teile aus den Eisenbahnen ziehen, kommen dem Staate immer

Digitized by Google

wieder zu Gute und bieten dann mehr als Ersatz für die Einbuße an unmittelbaren Einnahmen, die dem Staate aus gewissen Verkehrserleichterungen erwachsen ist. Die preußischen Staatsbahnen haben bisher immer Überschüsse geliefert und liefern sie noch. Daß man sich für die nächste Zukunft zu größerer Sparsamkeit entschlossen hat, daß man einstweilen an neue Bahnprojekte nicht hinantreten und weitere Tarifermäßigungen nicht bewilligen will, zeigt nur von Einsicht und ist nur die natürliche Folge davon, daß man sich in der ersten Zeit nach der Verstaatlichung mit den Reformen vielleicht zu sehr beeilt hat. Einen Schluß hieraus auf das ganze System zu ziehen, wäre mehr als unlogisch.

Vielleicht liefern die zahllosen Anlegungen neuer Bahnen und die Ermäßigungen der Frachtsätze in den ersten Jahren nach der Verstaatlichung unsrer Eisenbahnen den besten Beweis, daß eine Staatsverwaltung sehr wohl den Verkehrsbedürfnissen des Landes, wo sie sich auch zeigen, entgegenkommen kann, und durchaus nicht das Starre und Schablonenhafte an sich zu haben braucht, das, wie die Gegner behaupten, erst mit der Konkurrenz schwindet.

Wie steht es aber mit den Vorteilen, die dem reisenden Publikum geboten werden, das schnell, billig, sicher und bequem befördert werden will? Auch hier sind in dem letzten Jahrzehnt auf den preußischen Staatsbahnen die größten Fortschritte zu verzeichnen.

Es ist noch gar nicht lange her, da brauchte man, um die Strecke Tilsit-Berlin zurückzulegen — es sind das gerade 100 Meilen —, im Schnellzuge erster und zweiter Klasse 18, im beschleunigten Personenzuge erster bis dritter Klasse 23, im gewöhnlichen Personenzuge mit allen vier Wagenklassen, ungerechnet einen mehrstündigen Aufenthalt an diesem oder jenem Kreuzungspunkte, 28 Stunden. Heute durchmißt man dieselbe Entfernung im Schnellzuge erster bis dritter Klasse in $13^1/_2$, im Personenzuge mit allen Klassen in 21 Stunden. Also eine bedeutende Erhöhung der Leistungen bei gleichen Fahrpreisen. Ähnlich steht es mit der Verringerung der Fahrzeiten bei allen übrigen Bahnen. Die Personenzüge von Schlesien nach Berlin halten von Guben an zum Teil nur noch in Frankfurt a. O. und Fürstenwalde, und die Schnellzüge zwischen Berlin und München sollen demnächst sämtlich die dritte Wagenklasse führen. Zwischen Berlin und Hamburg verkehren jetzt Züge, die nur in Wittenberge halten und zu der ganzen Fahrt von 38 Meilen nur $3^3/_4$ Stunden brauchen; das ist ein Zeitunterschied von durchschnittlich einer Stunde gegen die gewöhnlichen Schnellzüge, und ähnliche durchgehende Züge mit bedeutend vermehrter Geschwindigkeit werden vom 1. April an zwischen Berlin und Frankfurt a. M. eingestellt werden.

Auf den preußischen Staatseisenbahnen werden gegenwärtig auf dem Kontinente die größten Fahrgeschwindigkeiten erreicht. Die Strecke Berlin-Petersburg wird auf preußischer Seite mit einer Geschwindigkeit von 59, auf russischer

Digitized by Google

mit einer solchen von 36 Kilometern in der Stunde durchfahren. Der Schnellzug Berlin-Wien legt in Preußen 55, auf den österreichischen Bahnen durchschnittlich 52 Kilometer stündlich zurück. Und wenn man auf der Linie Berlin-Paris in Frankreich um drei Kilometer schneller fährt, als bei uns (60 Kilometer gegen 57) und der Expreßzug Paris-Boulogne 69 Kilometer in der Stunde fährt, so überbieten wir die Franzosen durch den Eilzug Berlin-Hamburg mit 75 Kilometern Fahrgeschwindigkeit doch noch um sechs Kilometer oder drei viertel Meile in der Stunde.

Aber auch in Bezug auf die Häufigkeit der Fahrgelegenheit gegenüber den Privatbahnen zeigt die preußische Staatseisenbahnverwaltung die größte Rücksicht auf das reisende Publikum. Sie läßt jetzt auf allen Linien, mit Ausnahme von drei oder vier Nebenbahnen in Westpreußen und Hinterpommern, die nur zwei Züge aufzuweisen haben, in jeder Richtung täglich mindestens drei Züge verkehren, und die Zugverbindungen sind nach der Verstaatlichung überall bedeutend vermehrt worden. Zwischen Tilsit und Insterburg z. B., einer Strecke, die nach einem Ausspruche des Ministers vom vorigen Jahre in vielen Beziehungen an die ungarischen Bahnlinien erinnert, also wie diese noch keinen bedeutenden Personenverkehr aufzuweisen hat, verkehren trotzdem jetzt vier Züge täglich in jeder Richtung, vor der Verstaatlichung zu Anfang der achtziger Jahre nur zwei, und ähnlich ist die Zahl der Zugverbindungen auf den übrigen älteren Linien vermehrt worden.

Nun sagen die Gegner: das ist alles ganz schön. Aber Ungarn hat den Zonentarif, und wir haben ihn nicht. Folglich sind wir hinter Ungarn zurückgeblieben. Ja, aber in Ungarn liegen die Verhältnisse eben ganz anders als bei uns. Dort ist der Verkehr wenig entwickelt, dort waren die Eisenbahnen stets schwach besetzt gewesen, dort brauchte man auch nach Einführung des billigern Zonentarifs den wenigen täglich verkehrenden Zügen nur hier und da einen neuen hinzuzufügen, um dem gesteigerten Reisebedürfnis Rechnung zu tragen. Bei uns in Deutschland sind die Fernzüge ständig überfüllt, Schnellzüge sowie Personenzüge. Man sehe sich einen solchen Personenzug aus Schlesien an, wenn er mit seinen 12 bis 14 Wagen der deutschen Reichshauptstadt zueilt. In Guben ist kaum noch ein Platz zu bekommen. Man ist genötigt, den Zug bis Frankfurt durchfahren zu lassen und für die Reisenden aus den Zwischenstationen einen neuen Zug einzulegen. In Frankfurt ist auch dieser gefüllt, und von hier aus geht dann unmittelbar nach dem zweiten ein dritter Zug ab. So sind die Bahnen schon bei den jetzigen Fahrpreisen überlastet. Und nun bei Einführung des Zonentarifs, wenn die Berliner am Sonnabend in Massen nach Breslau hinüberführen, um dort den Sonntag bei ihren Verwandten zu verbringen! Der Verkehr würde nicht zu bewältigen sein. Es würde an Wagenmaterial und an geschultem Fahrpersonal fehlen, ja die gegenwärtigen Bahnanlagen mit ihren zwei Gleisen würden sich als unzu-

Digitized by Google

reichend erweisen. Die Staatsbahnverwaltung hat zum 1. Oktober vorigen Jahres im Vorortverkehr Berlins den Zonentarif eingeführt, und sie hat sich zu diesem Schritt entschlossen nicht zur Erzielung größerer Einnahmen, sondern mit Rücksicht auf die hauptstädtische Bevölkerung, der durch billige und häufige Fahrgelegenheit das Wohnen in den gesündern Vororten erleichtert werden sollte. Die Verwaltung hat damit ihrer Pflicht genügt. Es ist anzunehmen, daß sie auf dem betretnen Wege fortschreiten und allmählich auch für die größern Entfernungen auf eine Preisermäßigung hinarbeiten wird. Nur ist zu solchen durchgreifenden Reformen Zeit erforderlich. Solche Reformen von heute zu morgen verlangen, heißt, die Verhältnisse bei uns in Deutschland vollständig verkennen.

Die Wagen unsrer Staatseisenbahnen sind gegen die der frühern Privatbahnen und die der meisten außerdeutschen Bahnen luxuriös ausgestattet. Sie bieten alle nur denkbare Bequemlichkeit und Eleganz, und unsre Bahnhofsgebäude sind geradezu musterhaft, ihre Einrichtung geht zum Teil sogar über das Bedürfnis hinaus. Bei uns die geräumigen Wartehallen und Restaurationszimmer, bei unsern Nachbarn Dürftigkeit und Unzulänglichkeit auch an größern Verkehrsmittelpunkten. In Paris waren noch vor zehn Jahren nicht auf allen Bahnhöfen die Restaurationsräume mit den Bahnsteigen in bequeme Verbindung gebracht, und auf größern Vorortsstationen bestand der Wartesaal aus einem schmucklosen, viereckigen Raum ohne Tische und Stühle, der durch einen altersschwachen eisernen Ofen in der Mitte notdürftig erwärmt wurde. In Böhmen sieht es beinahe noch schlimmer aus. Trautenau mußte sich bis zu diesem Herbst mit einem Bahnhofe begnügen, der an Größe hinter einem solchen in der Tucheler Haide zurückstand, und wollen die Trautenauer nach Wien, so haben sie schon nach einer Fahrt von fünf Kilometern in Parschnitz einen Wagenwechsel und müssen hier dichtgedrängt und allen Unbilden der Witterung preisgegeben den von Liebau kommenden Zug auf einem Bahnsteig erwarten, der nicht breiter ist als ein Bürgersteig in einer Kleinstadt. Und doch zählt Trautenau heute achtzehntausend Einwohner, und seine Industrie nimmt in der österreichisch-ungarischen Monarchie eine hervorragende Stelle ein.

Die Privatbahnen sparen eben überall, wo es nur angeht, und auch wo es nicht angeht. Sie beschränken sich auf die geringste Zahl von Zügen und lassen diese mit der geringsten zulässigen Geschwindigkeit verkehren. Sie sparen an dem Fahrmaterial und an den Bahnhofsbauten. Sie sparen aber nicht nur da, wo es sich um die Bequemlichkeit, sondern auch da, wo es sich um die Sicherheit des Publikums handelt.

Es ist mir auf meinen Reisen durch Österreich mehr als einmal vorgekommen, daß in Gegenwart von Reisenden Beschwerden der Beamten über unmäßige Überanstrengung laut geworden sind. Und was die Bahnanlagen betrifft, so sind diese namentlich im Gebirge erbärmlich. Kurz bevor ich im

Digitized by Google

Sommer vorigen Jahres eine Reise von Görlitz über Reichenberg nach Trautenau antrat, war in der Nähe von Liebenau ein Bergrutsch vorgekommen, so daß das Gleis längere Zeit gesperrt war, und als ich drei Wochen später zurückfuhr, war in Alt-Paka, einem größern Kreuzungspunkte, hart neben dem Bahnhofsgebäude vor den Augen der dort täglich zur Stelle befindlichen höhern Beamten ein ähnlicher Erdrutsch zu verzeichnen gewesen. Es wird eben überall gespart. Da ist bei dem Durchstich nur gerade soviel von dem Gebirge auf beiden Seiten weggenommen worden, daß die Züge bequem passiren können. Das an und für sich nicht zu feste Sandsteingefüge lockert sich in Folge der Erschütterungen, denen es ohne Unterlaß aus größter Nähe ausgesetzt ist. Jahrelang widersteht es, aber mit einem Male giebt es nach.

Das wird so lange so fortgehen, bis einmal ein größeres Unglück geschehen sein wird, meinte ein Techniker, mit dem ich damals die Rückreise zusammen machte. Ich bin, offen gestanden, nicht ängstlicher Natur und lasse mich nicht so leicht in Schrecken versetzen. Aber angenehm berührt war ich doch an jenem Tage, als an der böhmischen Grenze auf der Strecke der sächsischen Staatseisenbahn die Felsmassen rechts und links weiter zurücktraten. Und das Gefühl der Sicherheit und auch des nationalen Stolzes verließ mich nicht, als es dann von Görlitz aus in beschleunigterem Tempo der deutschen und preußischen Hauptstadt entgegenging. Sind auch die Spuren noch nicht völlig vertilgt, die ihr von ihrem Gründer, dem verkrachten Eisenbahnkönig anhafteten, den Vergleich mit Reichenberg-Josephstadt und Chlumetz-Parschnitz hält sie noch immer aus, unsre Berlin-Görlitzer Staatseisenbahn.

Berlin Ernst Kirchberg

Die Pflicht zu reden und das Recht zu schweigen

Durch den Spruch des Ehrengerichtshofs zu Leipzig hat kürzlich die Disziplinaruntersuchung gegen die beiden Rechtsanwälte ihre Erledigung gefunden, die durch die Art ihrer Verteidigung in dem Heinzischen Prozeß eine wenig ehrenvolle Berühmtheit erlangt haben. Einer der Anklagepunkte gegen die beiden Anwälte ging dahin, sie hätten sich einer Verletzung der dem Verteidiger obliegenden Pflichten dadurch schuldig gemacht, daß sie die Angeklagten zur Verweigerung der Aussage zu bestimmen versucht hätten. Von dieser Anklage wurden die Verteidiger jedoch freigesprochen, weil sie — so berichten die Zeitungen — „bereit waren, die an und für sich verfängliche Ratserteilung sofort zu be-

Digitized by Google

gründen." Eine grundsätzliche Entscheidung der Frage, ob ein Verteidiger seinem Schutzbefohlenen den fraglichen Rat erteilen dürfe, ist nicht erfolgt. Es ist daraus dem Ehrengerichtshof schon ein Vorwurf gemacht worden; unsers Erachtens mit Unrecht. Eine „grundsätzliche" Antwort auf die Frage, so wie sie gestellt ist: Macht sich ein Verteidiger einer Pflichtverletzung schuldig, wenn er den Angeklagten zur Verweigerung der Aussage veranlaßt? d. h. eine Antwort mit ja oder nein ist nicht möglich; die Frage kann nur nach der Lage des einzelnen Falls beantwortet werden, und wenn sie der Gerichtshof eingehend hätte erörtern wollen, so hätte dies zu einer Kritik bestehender gesetzlicher Vorschriften führen müssen. Zu einer solchen hat sich der Gerichtshof wohl mit Recht nicht für berufen gehalten; da aber eine eingehende Erörterung der Frage an sich am Platze ist, so wollen wir sie hier, wo jener Kritik keine Rücksichten entgegenstehen, versuchen.

Nach § 136 der Strafprozeßordnung ist bei Beginn der ersten Vernehmung der Beschuldigte oder Angeklagte zu befragen, „ob er etwas auf die Beschuldigung erwidern wolle." Angesichts dieser Bestimmung könnte man glauben, die Antwort, und zwar die verneinende Antwort auf die Frage, ob sich der Verteidiger durch den fraglichen Rat einer Pflichtverletzung schuldig mache, sei so gut wie selbstverständlich; wenn das Gesetz dem Angeklagten sagt: du hast, auch wenn du schuldig bist, das verbriefte Recht, dem Richter jede Antwort zu verweigern, wie kann es dann in der Person des Anwalts ein Unrecht sein, wenn er seinem Klienten den Rat erteilt, von diesem Rechte Gebrauch zu machen? Der Rat, so scheint es, ist vielleicht unklug, aber wegen eines unklugen Rats kann man doch dem Anwalt keine Disziplinaruntersuchung an den Hals hängen.

Allein so einfach liegt die Sache doch nicht. Die angeführte Bestimmung stand nicht von Anfang an in der Prozeßordnung, sie ist erst durch die Beratung in der Reichstagskommission hineingekommen, und man muß hier, wie an so vielen andern Orten, sagen, daß das Gesetz durch den angenommenen Verbesserungsantrag nicht besser geworden ist. Der Antrag bezweckte ohne Zweifel den Schutz des Angeklagten, und dem Antragsteller schwebte eine Bestimmung des englischen Rechts vor: in England wird an jeden Angeklagten zuerst die Frage gestellt, ob er sich schuldig bekenne oder nicht; sagt er ja, so wird er auf sein Bekenntnis hin verurteilt, sagt er nein, so wird zum Beweisverfahren geschritten, eine Vernehmung des Angeklagten, wie in unserm Verfahren, findet nicht statt. Man bezeichnet das wohl als „strenge Durchführung des Anklageprinzips." Ob nun mit der strengen Durchführung selbst eines an sich guten Prinzips der Gerechtigkeit immer gedient sei, wollen wir dahingestellt sein lassen; aber zweifellos ist es uns, daß das Anflicken eines einzelnen englischen Lappens an das deutsche Gewand des Verfahrens eine Verkehrtheit war.

Digitized by Google

Das englische Verfahren beruht durchaus auf andern Grundlagen als das deutsche. Dort hat der Ankläger gegen den Angeklagten dessen Schuld zu beweisen, und bei der Würdigung der ihm vorgeführten Beweise ist der Richter an strenge Beweisregeln gebunden; bei uns nimmt der Richter den Beweis auf, und die Würdigung des Beweises unterliegt seiner freien Überzeugung. Mit jenem englischen Verfahren ist die einleitende Frage an den Angeklagten, ob er sich schuldig bekenne oder nicht, durchaus vereinbar; sein Schuldbekenntnis überhebt den Ankläger der Notwendigkeit einer Beweisführung, bekennt sich aber der Angeklagte nicht schuldig, so kann der Ankläger aus dem Bestreiten oder Schweigen des Angeklagten keinerlei nachteilige Folgerungen gegen ihn ziehen. Dieses bis zu einem gewissen Grad mit formeller Wahrheit sich begnügende Verfahren ist den Engländern in Fleisch und Blut übergegangen. Daß sie schlechter dabei führen, als wir mit unserm Prozeß, möchte ich nicht behaupten, aber das ist gewiß, daß sich dieses englische Verfahren nicht nach Deutschland übertragen läßt, nicht im Ganzen und noch weniger in einzelnen Stücken, wie in der Frage, ob der Angeklagte etwas auf die Beschuldigung antworten wolle; denn eine solche Übertragung ist unvereinbar mit dem Grundsatz, der unsern Prozeß beherrscht und unserm Rechtsbewußtsein entspricht, daß durch das Strafverfahren die materielle Wahrheit ermittelt werden solle.

Die Strafprozeßordnung ist jetzt reichlich zwölf Jahre in Kraft; jene Frage ist aber dem deutschen Angeklagten heute noch gerade so unverständlich wie vor zwölf Jahren. Unzählige Male erfolgt auf die Frage: Wollen Sie auf die Beschuldigung etwas antworten? die Antwort: Nein! während es doch dem Angeklagten ganz und gar nicht in den Sinn kommt, die Antwort verweigern zu wollen; daß er sich auf eine gegen ihn erhobne Anklage verantworten, d. h. Rede und Antwort geben müsse, das erscheint ihm das natürlichste von der Welt, und sein Nein bedeutet nicht die Weigerung der Antwort, sondern nur: Ich bin dessen nicht schuldig, wessen ich hier beschuldigt werde. Den Rat Si fecisti, nega braucht ihm, wenn er schuldig ist, nicht erst ein Verteidiger zu geben, davon wird er bei seiner Vernehmung von selbst reichlich Gebrauch machen; aber verantworten will er sich, denn er weiß wohl, daß er durch dummes Leugnen, durch einfaches dummes Neinsagen auf jede ihn belastende Zeugenaussage seine Sache nicht besser macht.*)

Beweist so schon die tägliche Erfahrung das Unpraktische der von der Reichstagskommission in das Gesetz gebrachten Bestimmung, so läßt sich

*) Vor Jahren standen vor dem Schwurgericht zu E. zwei Männer unter der Anklage des Mords; der eine wehrte sich gegen die Anklage mit allen Kräften, der andre beschränkte sich darauf, so oft eine ihn belastende Aussage erfolgte und er befragt wurde, was er darauf zu sagen habe, zu erwidern: „Ich bin nur froh, daß die ganze Sach mich nichts angeht," was jedesmal eine allgemeine, trotz dem Ernst der Sache nicht unberechtigte Heiterkeit im Gerichtssaale hervorrief. Man kann sich denken, wie viel Erfolg diese Art der Verteidigung hatte.

Digitized by Google

weiterhin auch deren grundsätzliche Verkehrtheit leicht nachweisen. Sie beruht, kurz gesagt, auf einer Verkennung des Unterschieds zwischen Recht und Moral. Es ist verkehrt, alles, was das Sittengesetz vom Menschen verlangt, zu einer — im Notfall erzwingbaren — Rechtspflicht zu machen; es ist aber nicht minder verkehrt, eine Handlung, die das Staatsgesetz nicht verbietet, deren Unterlassung zu erzwingen es sich bescheidet, darum als rechtmäßig, als sittlich erlaubt zu bezeichnen.

Kein Angeklagter darf gezwungen werden, gegen sich selbst auszusagen: das ist ein Satz, der heutzutage in dem Strafverfahren der europäischen Kulturstaaten wohl ausnahmslos gilt. Seine Geltung ist aber noch keine hundert Jahre alt, erst in unserm Jahrhundert ist die Folter, der eindringlichste Zwang zur Aussage des Angeklagten gegen sich selbst, gänzlich abgeschafft worden; die Anwendung der Tortur war nur die notwendige Folge davon, daß der Gesetzgeber die sittliche Pflicht der Wahrhaftigkeit zur Rechtspflicht machte. In den umgekehrten Fehler sind die Urheber der neuen Bestimmung in § 136 der Strafprozeßordnung verfallen: daraus, daß der Staat darauf verzichtet, den Angeklagten zum Reden, zur Angabe der Wahrheit, also den schuldigen Angeklagten zum Geständnis zu zwingen, folgern sie, daß jeder, auch der schuldige Angeklagte nach Naturrecht, nach dem Sittengesetz befugt sei, die ihm zur Last gelegte That zu leugnen. Diese Moral der Lasker und Genossen ist aber, so hoffen und glauben wir, doch nicht die Moral des deutschen Volks, die Lüge ist noch heute in Deutschland verächtlich, und das Leugnen einer begangnen That ist von der Lüge nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach verschieden.*) Auch den besten Mann kann einmal Not oder Leidenschaft zu einer Missethat hinreißen; hat er sich aber hinreißen lassen, dann steht er nicht an, die That durch offnes Geständnis zu sühnen, und unterwirft sich der gesetzlichen Strafe. Nur der feige oder böse Bube — groß oder klein — verlegt sich aufs Leugnen. Jenen achten wir trotz seines Verbrechens, diesen verachten wir nicht wegen seiner That, sondern wegen seiner Lüge. Darum hätte es vollständig genügt, im Gesetz auszusprechen, daß gegen einen Angeklagten keinerlei Zwangsmittel angewendet werden dürfen, um ihn zum Geständnis zu bringen, und daraus hätte sich von selbst seine gesetzliche Befugnis ergeben, jede Antwort zu verweigern. Ein ehrliches gutes Deutsch zu reden haben aber unsre Gesetzgeber längst verlernt, viel „vornehmer," als jener schlichte Satz es wäre, ist es, wenn man die Engländer ungeschickt nachäfft und dem Angeklagten eröffnet, daß er nach dem Gesetze die Wahl habe, die Wahrheit zu sagen oder zu lügen.

*) Leugnen hängt sprachlich und darum auch sachlich enge mit Lügen zusammen, es bedeutet nicht: in Abrede stellen, daß etwas wahr sei, sondern: das, was wahr ist, in Abrede stellen.

Digitized by Google

Dem Rechtsbewußtsein des Volkes entspricht dieses Wahlrecht nicht, und darum darf auch aus dem § 136 der Strafprozeßordnung nicht das Recht des Verteidigers gefolgert werden, den Angeklagten zur Verweigerung der Aussage zu bestimmen. Ebenso verkehrt wäre es aber, in einem dahin abzielenden Rate des Verteidigers stets eine Pflichtverletzung zu erblicken; ob eine solche vorliegt, das hängt, wir wiederholen es, von der Lage des einzelnen Falles ab, und die Entscheidung im einzelnen Falle von der richtigen Auffassung der Rechte und Pflichten des Verteidigers im allgemeinen.

Was ist die Aufgabe des Verteidigers? Er soll dafür thätig sein, daß kein Unschuldiger gestraft und daß gegen den Schuldigen keine strengere, als die der Schuld entsprechende Strafe verhängt werde; seine Thätigkeit soll die Ergänzung der Thätigkeit des öffentlichen Anklägers, des Staatsanwalts, sein, dessen Aufgabe es ist, dafür zu wirken, daß kein Schuldiger der Strafe entgehe und daß die Strafe des Schuldigen nicht unter dem Maße seiner Schuld bleibe. Darauf wenigstens beschränkt eine verständige, gesunde Strafrechtspflege die Aufgabe des einen und des andern. Eine unverständige Rechtspflege freilich, die Recht und Moral nicht zu scheiden weiß, bestimmt die Aufgabe anders; sie verlangt vom Staatsanwalt auch die Fürsorge dafür, daß kein Unschuldiger gestraft werde, und verpflichtet den Verteidiger, zur Bestrafung des Schuldigen Beihilfe zu leisten. Nicht der zweiten, wohl aber der ersten Verkehrtheit hat sich — in ihrem den Franzosen nachgemachten Bestreben, den Staatsanwalt über den Richter, den Richter unter die Aufsicht des Staatsanwalts zu stellen,*) — die deutsche Strafprozeßordnung schuldig gemacht. Daß der Staatsanwalt nicht die Verurteilung eines (wie er weiß) Unschuldigen, der Verteidiger nicht die Freisprechung eines (wie er weiß) Schuldigen betreiben soll, das ist selbstverständlich. Der eine wie der andre würde durch ein Zuwiderhandeln dem Strafrichter verfallen. Selbstverständliches aber soll das Gesetz nicht sagen. Etwas anderes jedoch als diese negative Verpflichtung ist die positive: etwas zu thun, was im geraden Gegensatz zur berufsmäßigen Thätigkeit steht.

An den Verteidiger stellt, wie gesagt, das Gesetz diese Zumutung nicht, im Gegenteil, er macht sich eines Kriminalvergehens schuldig, wenn er ein vom Angeklagten ihm abgelegtes Geständnis gegen dessen Wissen kundgiebt. Wie er sich aber positiv in einem solchen Falle zu verhalten habe oder in dem Falle, wo ihm ohne Geständnis die Schuld des Angeklagten zweifellos oder doch wahrscheinlich ist, darüber enthält unser Recht keine ausdrückliche Bestimmung. Die Antwort ist also aus den allgemeinen Grundsätzen über die Rechtsstellung des Verteidigers zu entnehmen. Dabei ist aber der Unterschied zwischen dem

*) Vgl. darüber die Schrift: Recht und Willkür im deutschen Strafprozeß (Heft 41/22 der Deutschen Zeit- und Streitfragen Jahrgang 1888.)

Digitized by Google

vom Angeklagten gewählten und dem Offizialverteidiger, d. h. dem ihm von Amts wegen beigegebenen Verteidiger zu beachten: der Wahlverteidiger, nicht aber der Offizialverteidiger kann und darf die Verteidigung ablehnen, die übernommene niederlegen; von einer Verpflichtung zur Ablehnung oder Niederlegung kann also von vornherein nur beim Wahlverteidiger die Rede sein.

Auf die Freisprechung des Angeklagten, den er schuldig weiß oder für schuldig hält, darf weder der eine noch der andere Verteidiger antragen; seinem Wissen um die Schuld darf er, seinem Glauben an die Schuld soll er mindestens keinen Ausdruck geben; wie hat er sich in diesem Dilemma zu verhalten? Hier ist wohl nur die Antwort möglich: der Wahlverteidiger hat dem Angeklagten, der leugnen will, seinen Beistand zu versagen, der Offizialverteidiger hat sich auf die Erklärung zu beschränken, daß er dem Gericht die Entscheidung über die Schuldfrage überlasse; daß in solchem Falle der vom einen oder vom andern Verteidiger dem Angeklagten gegebene Rat, die Aussage zu verweigern, pflichtwidrig wäre, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Eine Pflichtwidrigkeit läge aber auch schon dann vor, wenn die Schuld des Angeklagten dem Verteidiger zwar nicht zweifellos, aber doch wahrscheinlich wäre; ein streng gewissenhafter Verteidiger wird sich hier darauf beschränken, die Mangelhaftigkeit des vorliegenden Beweises darzulegen, er wird sich aber enthalten, dem Gericht „aus vollster Überzeugung“ die Freisprechung des Angeklagten wegen erwiesener Unschuld zu empfehlen. Solange aber freilich Staatsanwälte ungeahndet mit Feuereifer die gewagtesten Verurteilungen vertreten, — wir erinnern nur an die Verfolgungen des „Korrektors“ und des „Maschinenmeisters“! — solange wird man auch gegen einen Verteidiger, der eine gewagte Freisprechung befürwortet, mit dem Vorwurf der Pflichtwidrigkeit zurückhaltend sein müssen; kommt jenem die Vermutung des guten Glaubens an die Schuld des Angeklagten zu statten, so muß für diesen ebenso die Vermutung des guten Glaubens an die Unschuld seines Klienten gelten.

Ist aber der Verteidiger von der Unschuld des Angeklagten überzeugt, oder ist ihm diese Unschuld auch nur wahrscheinich, dann kann in dem Rat zur Verweigerung der Aussage nicht mehr von vornherein eine Pflichtverletzung erblickt werden, ja noch mehr: es kann Fälle geben, wo dieser Rat vollkommen pflichtmäßig ist.

Es sind hier zunächst zwei Arten von Fällen zu unterscheiden. Das eine mal räumt der Angeklagte dem Verteidiger gegenüber ein, die ihm zur Last gelegte That vollbracht zu haben, bestreitet aber eine kriminelle Schuld; es ist z. B. gegen ihn die Anklage wegen Totschlags erhoben, er räumt ein, den Getöteten erstochen zu haben, behauptet aber, er habe in der Notwehr gehandelt. Das andre mal bestreitet der Angeklagte in einer dem Verteidiger glaubhaften Art nicht bloß seine Schuld, sondern seine Thäterschaft.

Betrachten wir zunächst die Fälle der ersten Art: der Angeklagte befürchtet,

Digitized by Google

daß man ihm seine Behauptung der Notwehr nicht glauben werde, und ist deshalb entschlossen, vor Gericht die That, die er dem Verteidiger gegenüber zugestanden hat, zu leugnen, er fragt den Verteidiger, ob er nicht am besten daran thäte, jede Antwort auf die Anklage zu verweigern. Der Verteidiger weist ihn zunächst auf das Gefährliche eines solchen Verhaltens, weist ihn namentlich darauf hin, daß das Gericht, wenn es die geleugnete Thäterschaft für erwiesen halte, um so weniger geneigt sein werde, an eine Notwehr zu glauben, deren Behauptung neben dem Bestreiten der That in den meisten Fällen überhaupt nicht möglich sein wird. Der Angeklagte erwidert, er sei sich der Gefahr wohl bewußt, aber für noch größer halte er die Gefahr, wenn er die That einräume; er kenne den Vorsitzenden des Schwurgerichts und er kenne den Staatsanwalt, beide hielten es für ein Unglück oder eine Schande, wenn ein Angeklagter freigesprochen werde, und wenn er ein halbes Geständnis ablege, so sei er seiner Verurteilung vollständig sicher, denn dem vereinigten Einfluß des voreingenommenen Vorsitzenden und des leidenschaftlichen Staatsanwalts könnten die Geschworenen nicht widerstehen. Der Verteidiger kann die Befürchtung des Angeklagten nicht für grundlos erklären, aber er meint, der Angeklagte müsse es doch darauf ankommen lassen und die volle Wahrheit sagen. Der Angeklagte weigert sich. Jetzt erklärt ihm der Verteidiger, unter diesen Umständen könne er die Verteidigung nicht führen. Der Angeklagte bestürmt ihn, ihm zur Seite zu bleiben: es würde den schlimmsten Eindruck machen, wenn es bekannt würde, daß der angesehenste Anwalt der Stadt die Verteidigung abgelehnt oder niedergelegt habe. Der Anwalt läßt sich erweichen; will der Angeklagte das gefährliche Spiel wagen, so ist es allerdings am besten, wenn er auf die Frage, ob er auf die Anklage etwas erwidern wolle, mit einem Nein antwortet; er, der Verteidiger, greift dann, von der Notwehr und darum von der Unschuld des Angeklagten überzeugt, den vom Staatsanwalt unternommenen Beweis der Thäterschaft mit allen Mitteln seines Scharfsinns und seiner Beredtsamkeit an, und es gelingt ihm ein „Nichtschuldig" der Geschwornen zu erzielen. Später kommt an den Tag, daß der Freigesprochne wirklich den Getöteten erstochen, aber auch, daß er in Notwehr gehandelt hat; gegen den Verteidiger wird das Disziplinarverfahren eingeleitet, er kann nicht leugnen, dem damaligen Angeklagten den Rat zur Verweigerung der Aussage gegeben zu haben, er beruft sich aber auf die notorische Voreingenommenheit des damaligen Vorsitzenden gegen jeden Angeklagten und macht geltend, daß er mit vollem Recht auf ein „Nichtschuldig" plädirt habe, da er die, wie jetzt erwiesen sei, wohlbegründete Überzeugung von der Unschuld des Angeklagten, d. h. davon, daß er in Notwehr gehandelt, gehabt habe.

Vor dem Richterstuhl einer strengen Moral kann diese auf den Satz „Der Zweck heiligt das Mittel" gebaute Verteidigung nicht bestehen; der Anwalt hatte gefehlt, weniger durch den dem Angeklagten gegebenen Rat, als dadurch

Digitized by Google

daß er gegen besseres Wissen dessen Thäterschaft bestritt. Aber soll ihn das Ehrengericht verurteilen? Von einer Notwehr des Angeklagten gegenüber dem befangnen Vorsitzenden kann im Rechtssinn nicht die Rede sein, wohl aber befand er sich und mit ihm der Verteidiger in einer Art von Notstand, und es gilt für sein Verhalten, mit einer kleinen Veränderung, das Wort Iphigeniens: „Es bleibt wohl Unrecht, doch die Not entschuldigts."

Nicht bloß entschuldigt, sondern völlig gerechtfertigt kann der Rat, die Aussage zu verweigern, in den Fällen der zweiten Art sein, wo dem Angeklagten eine That zur Last gelegt wird, die er überhaupt nicht vollbracht hat. Von einem „Leugnen" der That kann hier beim Angeklagten von vornherein keine Rede sein, denn er bestreitet sie mit vollstem Recht; ob er sich einer ausführlichen Vernehmung durch den Vorsitzenden unterwerfen soll, ist also eine Frage der Zweckmäßigkeit, die der Verteidiger mit Grund in allen den leider nicht seltnen Fällen verneinen wird, wo der Angeklagte einem Vorsitzenden gegenübersteht, der bei der Vernehmung die Rolle des Staatsanwalts übernimmt und, wie dieser, das Bestreiten der That durch den Angeklagten als „freches Leugnen" behandelt.

Es giebt aber auch — nicht bloß in Kriminalromanen, sondern auch im wirklichen Leben — Fälle, wo eine ausführliche Verantwortung des Angeklagten für den Beweis seiner Unschuld förderlich wäre, und wo doch der Rat, die Aussage zu verweigern, pflichtgemäß ist; es sind das die Fälle, wo der Angeklagte den wirklichen Thäter kennt, wo es nur eines Wortes von ihm bedürfte, um seine Unschuld darzuthun, wo er aber dieses Wort nicht aussprechen will, weil er entschlossen ist, den Thäter nicht zu nennen. Ein mißratner Sohn z. B. hat einen Diebstahl verübt unter Umständen, die den Verdacht der Thäterschaft auf die Mutter lenken. Diese wird angeklagt. Sie weiß, daß ihr Sohn der Thäter ist. Wenn sie die Wahrheit sagt, ist ihre Freisprechung sicher; aber die Mutterliebe ist stärker als der Trieb der Selbsterhaltung, sie will lieber ihren ehrlichen Namen opfern, als die Zukunft ihres Kindes aufs Spiel setzen. Ihrem Verteidiger offenbart sie die Wahrheit, aber unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit. Der Anwalt soll die unschuldige Mutter, nicht den schuldigen Sohn verteidigen, eine moralische Verpflichtung, die Verteidigung abzulehnen, kommt also hier nicht in Frage. Aber wie soll er die Verteidigung führen, welches Verhalten soll er der Angeklagten anraten? Die Anklage gründet sich auf einen Indizienbeweis, die Glieder der Kette greifen scheinbar eng in einander; erweisen sich die einzelnen belastenden Thatsachen als wahr, so ist die Bejahung der Schuldfrage durch das Gericht in hohem Grade wahrscheinlich. Alle einzelnen Thatsachen sind wahr, aber der Beweis steht bei einigen auf schwachen Füßen; die Versuchung für den Verteidiger ist groß, der Angeklagten zu raten, sie solle diese Thatsachen bestreiten, dann lasse sich die Kette der Beweise leicht durchbrechen, lasse sich

Digitized by Google

leicht ein Ring herausreißen. Wenn je der Zweck das Mittel heiligte, so wäre es wohl hier der Fall. Aber Lüge bleibt Lüge, und der gewissenhafte Verteidiger wird einen solchen Rat nicht geben. Auf der andern Seite stürzt das Zugeständnis jener Thatsachen die Angeklagten fast in ein sichres Verderben. So bleibt dem Verteidiger nur der eine Weg offen, daß er seiner Klientin den Rat giebt, jede Antwort zu verweigern, sich auf die Erklärung ihrer Unschuld zu beschränken; er wird alsdann an das Gericht die Aufforderung richten, die Beweise, die gegen die unbescholtene Angeklagte vorliegen, aufs strengste zu prüfen, er wird darauf hinweisen, daß einzelne Ringe in der Beweiskette brüchig sind. Begeht er durch diesen Hinweis ein Unrecht? Kein Disziplinargerichtshof wird wagen, deshalb auch nur einen Tadel gegen ihn auszusprechen, denn er hat sich streng innerhalb der Schranken des Gesetzes, der formellen Wahrheit gehalten: der Beweis für die entscheidenden Thatsachen, d. h. für die Thatsachen, die, wenn als erwiesen erachtet, vermutlich den Ausschlag für die objektiv ungerechte Verurteilung gegeben hätten, war schwach, wenn auch die Thatsachen wahr waren. Es ist wahr, er hat, indem er auf die Schwäche dieser Beweise hinwies, die Thatsachen als zweifelhaft hingestellt, während er ihre Wahrheit kannte; war dies ein Unrecht? Der Moralist neigt vielleicht zur Bejahung der Frage; der Jurist, eingedenk der Unvollkommenheit alles irdischen Rechts, erinnert sich des Spruches: „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet," und überläßt die Antwort dem Gewissen des Verteidigers; dieses wird ihn freisprechen.

Ob in dem Heinzischen Falle der Rat, die Aussage zu verweigern, gerechtfertigt oder auch nur zu entschuldigen war, d. h. ob die Verteidiger an die Unschuld ihrer Klienten glaubten und glauben konnten, oder ob in der Persönlichkeit des vorsitzenden Richters ein Bestimmungsgrund für ihr Verhalten lag, ist hier nicht zu untersuchen. Wohl aber glauben wir den eingangs aufgestellten Satz bewiesen zu haben, daß dem Ehrengerichtshof daraus, daß er eine grundsätzliche Antwort auf die Frage nach der Pflichtwidrigkeit des fraglichen Rats abgelehnt hat, ein Vorwurf nicht zu machen ist. Da in der Mehrzahl der Fälle die Angeklagten schuldig sind und wiederum in der großen Mehrzahl dieser Fälle der Verteidiger der Versicherung des Angeklagten, daß er nicht schuldig sei, zu mißtrauen allen Grund hat, so wird allerdings in der überwiegenden Zahl der Fälle der Rat eine Pflichtwidrigkeit sein; aber er ist nicht immer eine solche, und man darf ihn nicht einmal als „an und für sich verfänglich" bezeichnen, denn in den Fällen, wo der Angeklagte unschuldig ist oder doch der Verteidiger ihn mit Grund für unschuldig hält, ist er vielleicht nicht klug, aber durchaus statthaft und in diesem Sinne unverfänglich.

Digitized by Google

Albrecht Dürer

Von Konrad Lange

(Schluß)

weniger überzeugend iſt es, wenn Springer auch die beiden berühmten Kupferſtiche des folgenden Jahres (1514), Hieronymus im Gehäus und die Melancholie, auf Erasmus zurückführen will. Er begründet dies in folgender Weiſe: „Daß Dürer die volkstümlichſte Schrift des Erasmus, das Lob der Narrheit, kennt, beweiſen zwei mit der Feder gezeichnete Blätter in dem Peſter Nationalmuſeum, auf welchen offenbar einzelne Ausſprüche der Narrheit illuſtrirt ſind. Im Lobe der Narrheit nun wird vielfach die Thorheit der Weisheit, das Glück der erſtern den Kümmerniſſen, welche die Weisheit, das ungewiſſe Streben nach Wiſſen, bereitet, gegenübergeſtellt. Erasmus ſpottet der Philoſophen, die nur in Wolkenkukuksheim zu Hauſe ſind, die Schranken der natürlichen Erkenntnis mit Gewalt durchbrechen, auf ihre Dreiecke, Vierecke, Kreiſe und was es ſonſt an geometriſchen Figuren giebt, pochen, mit Hilfe von geheimen Künſten und Zaubermitteln in das Innerſte der Dinge eindringen wollen. Glücklich war das goldne Zeitalter, wo man nicht grübelte, ſondern einfach den Eingebungen der Natur folgte, unglücklich ſind Menſchen, welche von der Leidenſchaft, alles wiſſen zu wollen, ergriffen werden. Mit dem Wiſſen ſteigen die Bedrängniſſe, Trauer wohnt im Herzen des Weiſen, große Weisheit iſt von großem Unmute begleitet. Glückſeligkeit genießen jene allein, deren Geiſt der Welt entrückt iſt, welche ganz von dem wirklichen Leben ſich abgezogen haben. . . Und merkwürdig. In den Randzeichnungen, welche Holbein einem Exemplare des Lobes der Narrheit hinzufügt, wählt er zum Vertreter der Glückſeligen auf Erden den heiligen Hieronymus. Gleichviel, ob Holbein den Stich Dürers kennt oder nicht, jedenfalls war alſo der durch Erasmus Bibelerklärungen in den Vordergrund gerückte Kirchenvater in jenen Tagen als Typus eines ruhigen, gottſeligen Lebens eine volkstümliche, leicht verſtändliche Geſtalt. Vielleicht flogen Dürer noch von andrer Seite ähnliche Anregungen zu. Das Ringen nach Erweiterung der Erkenntnis, die Leidenſchaft des Forſchens, dann wieder der Kleinmut über die engen Grenzen des Wiſſens,

Digitized by Google

der Glaube an die Thorheit und Eitelkeit aller Dinge, endlich die Sehnsucht nach Frieden und Klarheit, das alles schwirrte in der Luft und beschäftigte die Geister. Die Zeitstimmung trug Dürer die Gegenstände der Schilderung zu."

Ich möchte eine andre Deutung der beiden Blätter vorschlagen. Daß Dürer die Anregung zu diesen durchaus ernsthaften Darstellungen aus dem satirischen „Lob der Narrheit" geschöpft habe, worin ja die Dummheit nur ironisch der Weisheit gegenüber gepriesen wird, will mir nicht einleuchten. Auch habe ich den heiligen Hieronymus in diesem Sinne weder in der Schrift des Erasmus noch unter den Randzeichnungen Holbeins dazu gefunden. Wie hätten beide auch den heiligen Hieronymus als den Vertreter eines ungelehrten sorgenlosen Daseins hinstellen können, den Verfasser der Vulgata, den gelehrten Kirchenvater? Nein, Hieronymus ist der Vertreter der Bibelforschung und der eng mit ihr zusammenhängenden Philologie und Philosophie. Er ist das Prototyp der humanistisch-theologischen Gelehrsamkeit, wie sie von den deutschen Humanisten aufgefaßt und auch von mehreren Freunden Dürers betrieben wurde.

Und die Melancholie? Es war ja ganz geistreich von Thausing, wenn er sie als „die menschliche Vernunft am Rande ihrer Kraft" auffassen, etwas von faustischem Weltschmerz in sie hineinsehen wollte. Aber schon von Eye, Retberg und Allihn hatten eine nüchternere und zeitgemäßere Auffassung angebahnt. Fragen wir zunächst: Was stellt denn die Komposition dar? Eine sitzende beflügelte Frau mit dem Myrthenkranz auf dem Haupte, einem Buch auf dem Schoße, einem Zirkel in der Hand, in tiefes Nachdenken versunken. Spricht sich in diesem Gesicht Trauer aus? Ich glaube nicht. Ich erkenne wenigstens nur ein tiefes Grübeln. Werden wir durch irgend etwas an die Grenzen der menschlichen Erkenntnis erinnert? Nicht daß ich wüßte. Im Gegenteil, rings herum liegen die Instrumente des Handwerks: Hammer, Zange und Nägel, Hobel, Lehre, Säge und Lineal. Was haben die mit dem Weltschmerz in unserm Sinne zu thun? Führen sie uns nicht frisch in das praktische Leben hinein, wo vom Weltschmerz, vom Verzweifeln an der menschlichen Vernunft nicht die Rede ist? Übrigens waren derartige Anwandlungen der optimistischen Zeit Dürers ziemlich fremd. Dürer insbesondre war nichts weniger als ein Kopfhänger. Zwar sagt er: „Es ist uns von Natur eingegossen, daß wir gern viel wüßten, dadurch zu bekennen eine rechte Wahrheit aller Dinge. Aber unser blöd Gemüt kann zu solcher Vollkommenheit aller Kunst, Wahrheit und Weisheit nicht kommen." Aber das ist mehr ein Ausdruck der Bescheidenheit als des Weltschmerzes. Ich glaube, daß Springer zu weit geht, wenn er sagt: „Dürer war kein fröhlicher Mann, er mag nur selten in seinem Leben laut gelacht haben." Der Freund Pirkheimers wußte auch das Leben zu genießen, der ausgelassene Humor der venezianischen Briefe beweist es. Sagt doch auch Camerarius: „Dürer huldigte keiner traurigen Strenge und keinem finstern Ernste. Vielmehr billigte er in seinem Alter nicht weniger

Digitized by Google

als in seiner Jugend alles, was zur Annehmlichkeit und Erheiterung des Lebens dienen kann." Auch die Traumvorstellungen, denen er sich zuweilen hingab, scheinen vorwiegend angenehmer Natur gewesen zu sein. Sollte Dürer in diesem Blatte nicht eher die Mühe der Arbeit, als das Verzweifeln an ihrem Erfolg im Auge gehabt haben? Und sollte es nicht eine ganz bestimmte Art von Arbeit sein, die er dabei meinte?

Das fünfzehnte Jahrhundert ist das Jugendzeitalter der Mathematik und ihrer praktischen Anwendung auf die Naturwissenschaften. Das, was wir exakte Wissenschaften und technische Fächer nennen, ist erst im Zeitalter Leonardos ausgebildet, d. h. von der antiken Tradition unabhängig gemacht worden. Toscanelli und Pacioli, Purbach und Regiomontanus waren die Vorgänger von Columbus und Copernicus. Die Mathematik oder besser die Geometrie galt mit Recht als die Grundlage aller dieser Fächer. Man lese etwa Dürers Widmung zu seiner Unterweisung der Messung mit Zirkel und Richtscheit oder Luca Paciolis Einleitung zu seiner Divina proportione. Welche Verherrlichung der Mathematik! Die Kunst der Messung ist nicht allein den Malern und Bildhauern nütze, sondern auch den Goldschmieden, Steinmetzen, Schreinern und Baumeistern. Sie dient, die Höhe der Gebirge, die Breite der Felder, Wälder und Gewässer und auch der Häuser zu messen. Ohne sie kann kein rechter Werkmann werden oder sein. Die Mathematik ist die erste unter allen Wissenschaften. Denn alles in der Welt ist der Zahl, dem Gewicht und dem Maß unterworfen. Ohne Geometrie kann der Kriegsingenieur die Maschinen nicht bauen, durch die er seine Vaterstadt bei Angriffen verteidigt, feindliche Städte mit Erfolg belagert. Alle Festungen werden mit Hilfe der Geometrie gebaut und nach Wasserwagen und Loten gerichtet. Alle Astronomen müssen Kenntnis der Arithmetik, der Geometrie und der Lehre von den Proportionen besitzen. Die Regulirung der Überschwemmungen (Flußläufe?) bedarf der Mathematik. Ebenso die Musik, die Perspektive, die Architektur, die Erdbeschreibung. Kurz, „die Mathematik ist das Band und der Kitt aller dieser Wissenschaften und Fächer. Von ihr leitet sich jede andre spekulative, wissenschaftliche, praktische und mechanische Thätigkeit ab." In einer der Handschriften Dürers im Britischen Museum in London befindet sich eine Notiz, die zwar nicht von Dürers Hand herrührt, aber deren Sinn von ihm offenbar gebilligt worden ist. *) In ihr werden diejenigen „Künst' und Werkung, so der Maß erheischen", als die höchsten gepriesen, ausgenommen „die göttlichen Künste wie Theologie, Metaphysik und die Lieb natürlicher Weisheit." Hier haben wir den Gegensatz des Hieronymus und der Melancholie. Hieronymus ist der Vertreter der „göttlichen Künste," die Melancholie die Vertreterin aller der Künste, die „der Maß erheischen." Und ganz besonders gehört zu diesen (nach

*) A. v. Zahn in den Jahrbüchern für Kunstwissenschaft I (1868) S. 9 f. und Conway, Literary remains of Albrecht Dürer, 1889. S. 192 f.

Digitized by Google

derſelben Notiz) die Malerei, die einerſeits der Geometrie, der Arithmetik und der Perſpektive bedarf, andrerſeits wieder die Grundlage der Geodäſie, der Chorographie u. ſ. w. iſt. Sehen wir, ob dem die Attribute der Dürerſchen Melancholie entſprechen.

Schon der Jagdhund, der neben ihr liegt, weiſt von der Melancholie im eigentlichen Sinne hinweg. Das ſymboliſche Tier der Melancholie iſt — das Schwein. Der Jagdhund iſt der Vertreter des Spürſinns, des Forſchertriebes. Das Buch auf dem Schoße der Frau erinnert uns, daß die Bücher der Alten, Euklid und Vitruv, die Grundlage dieſer Forſchungen bildeten. Der Zirkel in ihrer Hand iſt das natürlichſte Symbol der „Meſſung.“ Die myſtiſche Rechentafel an der Wand, die Kugel und der abgeſtumpfte Rhomboeder am Boden bezeichnen Arithmetik und Geometrie. Die Wage iſt das Maßinſtrument des Gewichtes, Sanduhr und Glocke dienen als Werkzeuge der Zeitmeſſung: dem Maß und dem Gewicht ſind alle Dinge unterworfen. Dann folgen die Wiſſenſchaften, die von der Mathematik abhängen. Zunächſt die Kosmographie. Das weite Meer und die Küſte im Hintergrund erinnern uns daran, daß kurz zuvor das Zeitalter der geographiſchen Entdeckungen begonnen hatte, daß mit Hilfe der Mathematik und meſſenden Erdbeſchreibung ferne Länder entdeckt und wichtige Seewege gefunden worden waren. Dann die Aſtronomie. Der Komet am Himmel ruft uns die Erinnerung daran wach, daß vor kaum vierzig Jahren der große Regiomontanus in Nürnberg das erſte aſtronomiſche Obſervatorium gebaut und mit ſelbſterfundnen Inſtrumenten die Bahn eines Kometen beobachtet hatte. Dann die techniſchen Fächer. Auf die praktiſche Mechanik, den Maſchinen- und Inſtrumentenbau weiſt der Mühlſtein und die Feuerſpritze (rechts unten), beide bisher nicht genügend gedeutet. Die Baukunſt hatte ſchon im Mittelalter ihre Stellung im Gefolge der Meſſung gehabt, die Kenntnis des Vitruv konnte ſie darin nur befeſtigen. Die Leiter, die im Mittelgrunde an ein Gebäude angelehnt iſt, und für die man ſo ſeltſame Deutungen vorgeſchlagen hat, kann nur auf ſie bezogen werden. Auch das Handwerk bedarf der Meſſung. Lehre, Hobel und Lineal, Hammer, Zange, Säge und Nägel ſind die Geräte des Zimmermanns, des Tiſchlers. Der kleine geflügelte Genius, der auf dem Mühlſtein ſitzt und auf einer, wie es ſcheint, metallnen Tafel eifrig etwas einſchreibt oder einkratzt, iſt ein Vertreter der Kupferſtechkunſt, vielleicht auch im allgemeinen des Zeichnens oder Rechnens. In dem Schmelztiegel links und in der Kohlenzange mag man einen Hinweis auf das Goldſchmiedehandwerk (oder die Alchimie?) erkennen. Nur den eigentümlichen Gegenſtand, der links hinter der Kugel ſichtbar wird, weiß ich nicht zu deuten.*) So fallen alſo faſt ſämtliche Attribute mit denjenigen Fächern zu-

*) Profeſſor Heyne in Göttingen, den ich um ſeine Meinung befragte, erklärte ebenfalls, daß ihm bisher nichts ähnliches vorgekommen ſei. Sollte vielleicht eine Art Roll-Bandmaß mit Lot verbunden (zu Höhenmeſſungen) dargeſtellt ſein? Heller denkt an ein Rauchfaß, Retberg an ein Tintenfaß.

Digitized by Google

sammen, die in der Literatur jener Zeit als abhängig von der „Maß“ oder „Messung“ bezeichnet werden.

Also wäre die sitzende Frau die Vertreterin der Mathematik oder Messung, der Genius der künstlerisch-technischen Phantasie oder des messenden und werkthätigen Verstandes? Ich gestehe, daß ich, wenn nicht die Inschrift Melencolia wäre, einen dieser Titel ohne Bedenken für den Kupferstich vorschlagen würde, daß mir die Melancholie im Gegensatz zum Hieronymus, der die humanistisch-theologischen Fächer darstellt, diejenigen Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens zu veranschaulichen scheint, die mehr oder weniger mit der Mathematik und Zeichenkunst zusammenhängen: Astronomie, Erdkunde, Mechanik, Baukunst, Zimmer- und Schreinerhandwerk, Goldschmiede- und Kupferstechkunst. Darnach würde Dürer in den beiden Blättern des Jahres 1514 ähnliche Gegensätze dargestellt haben, wie sie heutzutage zwischen humanistischen und realen Fächern, Gymnasium und Realschule, Universität und Polytechnikum bestehen. Im Grunde geht diese Trennung ja schon auf den mittelalterlichen Unterschied von Trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) und Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik) zurück. Aber daß sie in dieser Weise einander gegenübergestellt werden, ist doch ein Kennzeichen der neuen Zeit, wo durch allerlei Erfindungen und Entdeckungen, durch die veränderte Kriegführung, durch die gesteigerte Bauthätigkeit und das Aufblühen der Gewerbe die technische Seite der menschlichen Thätigkeit mehr in den Vordergrund gerückt worden war. Wenn Dürer mit dem Hieronymus der humanistischen Gelehrsamkeit seiner Zeit eine Huldigung darbringen wollte, so beabsichtigte er mit der Melancholie die wissenschaftlichen Entdecker, die erfindungsreichen Techniker und Künstler zu feiern, die wie Leonardo (und teilweise auch er selbst) die Grenzen der natürlichen Erkenntnis zu erweitern, die Kräfte der Natur dem Menschen dienstbar zu machen strebten.

Aber die Inschrift Melencolia? Wir wollen den modernen pessimistischen Begriff der Melancholie einmal bei Seite lassen und zunächst fragen, was man denn in Dürers Zeit unter Melancholie verstand. Schon von Eye und Allihn haben darauf hingewiesen, daß das Wort damals eine andre und weitere Bedeutung hatte als heutzutage. Ursprünglich ist ja Melencolia ein rein medizinischer Begriff. Die griechischen Ärzte hatten den Namen erfunden und verstanden darunter eine Krankheit, die Schwarzgalligkeit, die sich, wenn sie nach dem Kopfe emporsteigt, in düstern — rein körperlichen — Stimmungen äußert. Das Mittelalter stand in medizinischen Dingen durchaus auf den Schultern der Antike. Es verstand unter Melancholie im wesentlichen dasselbe, was Hippokrates und Galen darunter verstanden hatten. Schon im Altertum hatte man aber mit der Melancholie vielfach den Begriff der Gedanken- oder Phantasiearbeit verbunden. Rege Phantasiethätigkeit, lebhafte Träume schrieb man den Melancholikern zu. Aristoteles rechnet deshalb alle Gelehrten, Künstler,

Digitized by Google

Dichter und Staatsmänner zu den Melancholikern*), und Cicero faßt dies geradezu in der Weise, daß er sagt, Aristoteles bezeichne alle begabten und erfindungsreichen Menschen (homines ingeniosi) als Melancholiker.**) Gleichzeitig verband man den Begriff des Geheimnisvollen, Phantastischen, Prophetischen mit dem Worte. Der medizinisch-astrologische Aberglaube des Mittelalters, der ja in Dürers Zeit noch in voller Blüte stand, spann diese Fäden weiter. Wenn man die astrologischen und medizinischen Traktate des 16. Jahrhunderts aufschlägt, wenn man einen Blick in die zahlreichen Kalender und Planetenbücher, in die prophetischen Flugschriften der Zeit wirft, so erkennt man leicht, daß auch die Zeitgenossen Dürers den Begriff Melancholie vielfach anders faßten als wir. Man glaubte, daß sich das Wesen des Menschen aus vier Temperamenten, oder wie man damals sagte, Komplexionen zusammensetze. Jedem dieser Temperamente seien zwei unter den vier Elementen eigen. So sei die Melancholie das feuchte und erdige Temperament. Zwei Planeten werden mit ihr in Verbindung gebracht, Saturn und Merkur. Die Kinder des Saturn und zuweilen auch des Merkur werden als Melancholiker bezeichnet. Zu den Kindern des Saturn gehören vor allen Dingen Baumeister und Zimmerleute, dann überhaupt solche, die die Erde bearbeiten. So zitirt Allihn den Vers:

Sinkreich auf Weltbau und Waffen,
Wie man in Not Arbeit soll leben,
Das ist Saturni Kindern geben.

In einem astronomischen Traktat des Neapolitaners Lucas Gauricus, der 1540 in Nürnberg erschien, heißt es: Der Merkur in seinem Hause oder in dem des Saturn macht den Menschen erfindungsreich (ingeniosus) und reich an Wissen, hauptsächlich in der Arithmetik, Geometrie, Musik, Astrologie und in jeder Wissenschaft.***) Dem Merkur sind unterworfen weise, scharfsinnige Menschen, Astrologen, Studenten, Ärzte, Schreiber, Poeten, Kaufleute, Münzmeister, Schnitzer, Maler, Goldschmiede, Seidensticker, Alchimisten. †) Außerdem sind alle Menschen, deren Wesen etwas geheimnisvolles hat, Melancholiker: Irrsinnige, Epileptiker, Leute mit spiritistischen Gaben, Nachtwandler, Wahrsager. Als Ursachen der Melancholie werden angeführt: sitzende Lebensweise, eifrige wissenschaftliche Beschäftigung, lange Nachtwachen, heftiges Nachdenken über wichtige Dinge. Überall ist von der Melancholie als Komplexion oder Krankheit, niemals von Weltschmerz oder Verzweifeln an der menschlichen Kraft die Rede. Sehr deutlich geht das auch aus der einzigen (bisher nicht beach-

*) Aristot. Probl. XXX.

**) Cic. Tusc. I, 33. Divin. I, 37.

***) Tractatus astrologiae judiciariae compos. per D. Lucam Gauricum Neapolitanum Norimbergae, 1540. Bl. 4.

†) Practica Teudtsch auf das MCCCCCXXXII Jahr durch Bartoldum Mangolt.

Digitized by Google

teten) Stelle hervor, wo Dürer von der Melancholie spricht. In einer der Handschriften des Britischen Museums wird unter anderm von der pädagogischen Behandlung der Malerlehrlinge folgendes gesagt: „Des sechst', ob sich der Jung zu viel übte, davon ihn die Melancholey überhand möcht' nehmen, daß er durch kurzweilig Saitenspiel zu lehren davon gezogen werd zu Ergötzlichkeit seines Geblüts." *) Für Dürer ist die Melancholie also einfach eine Mißstimmung, wie sie durch übertriebnes Arbeiten erzeugt werden kann, nicht eine pessimistische Weltauffassung oder ein thatenloses Bekenntnis der eignen Schwäche. Auf Nachtwachen und nächtliche Arbeit bezieht sich offenbar auch die Fledermaus, die Dürer seiner geflügelten Frau hinzugefügt hat. Denn die Fledermaus treibt ihr Wesen in den ersten Stunden der Nacht, und es herrschte der Aberglaube, daß, wer den Kopf oder das Herz eines solchen Tieres bei sich trage, so lange nicht vom Schlaf übermannt werden könne.**)

Wenn also Dürer das geflügelte Weib, das die Meßkunst und die ihr verwandten Thätigkeiten darstellt, einer der vier Komplexionen zuschreiben wollte, so konnte das nur die Melancholie sein.

Wie kam er aber überhaupt auf die Idee, hier eine der vier Komplexionen herbeizuziehen? Bekanntlich haben frühere Gelehrte die Vermutung ausgesprochen, daß Dürer die Absicht gehabt habe, vier seiner Kupferstiche als Allegorien der vier Komplexionen zu bezeichnen. Sie wurden zu dieser Hypothese veranlaßt erstens durch die Erwägung, daß, wo eine Melancholie als solche bezeichnet wird, entsprechend dem Glauben der Zeit auch die drei andern Temperamente nicht fern sein könnten. Zweitens durch die Beobachtung, daß die Stiche: Melancholie, Hieronymus im Gehäus und Ritter, Tod und Teufel, die ja alle drei fast gleichzeitig, d. h. im Verlauf der beiden Jahre 1513 und 1514 entstanden sind, in den Maßen fast genau mit einander übereinstimmen. Drittens durch das eigentümliche Zusammentreffen, daß die beiden andern Stiche, obwohl eigentlich Allegorien des Glaubens und der humanistischen Gelehrsamkeit, doch gleichzeitig recht gut als Repräsentanten des sanguinischen und des phlegmatischen Temperaments aufgefaßt werden können. Denn ebenso wie man die ruhige Arbeit des Büchergelehrten recht wohl mit dem phlegmatischen Temperament vereinigen kann, liegt nicht die geringste Schwierigkeit vor, den Glaubensritter, der unbekümmert um die Gefahren, die ihn von allen Seiten bedrohen, ruhig und wohlgemut (Thausing erkennt sogar ein Lächeln in dem Gesicht) seine Straße zieht, als Sanguinicus zu bezeichnen. Und dazu kommt viertens, daß auf dem Inschrifttäfelchen dieses letztern Kupferstiches vor der Jahreszahl ein ganz deutliches S steht, das man nicht mit Springer als einen raumfüllenden Schnörkel bezeichnen kann, sondern sehr viel natürlicher als den Anfangsbuchstaben des Wortes Sanguinicus auffassen wird. Und wenn man

*) Jahns Jahrb. I, 12. Conway 189.

**) Geßner, Historia Animalium III, S. 738.

Digitized by Google

das einmal zugiebt, wird man auch fünftens geneigt sein, die deutliche I hinter dem Worte Melencolia nicht als Raumfüllung, sondern als Numerirung zu betrachten und in ihr eine Bestätigung dafür zu erkennen, daß Dürer wenigstens vorübergehend die Absicht gehabt habe, eine Folge von vier Kupferstichen in dieser oder ähnlicher Weise als Allegorien der Komplexionen zu bezeichnen. Mehr wird man allerdings nicht sagen können. Denn die Allegorie des cholerischen Temperaments fehlt vollständig, und der Phlegmaticus ist durch kein äußeres Zeichen als solcher charakterisirt. Aber nur aus diesen Gründen die erwähnte Hypothese fallen zu lassen, scheint mir unstatthaft. Solange es für wissenschaftlicher gilt, Thatsachen, die nicht geleugnet werden können, durch Hypothesen zu erklären, als ein einfaches Non liquet auszusprechen, wird man auch diese Hypothese gelten lassen.

Dazu kommt nun, daß Dürer selbst an mehrern Stellen seiner Schriften die Wichtigkeit der Komplexionen für Gestalt und Charakter der Menschen anerkennt und unter anderm auch den Künstlern den Rat giebt, „durch das Maß von außen allerlei Geschlecht der Menschen anzuzeigen, welche feurig, luftig, wässerig und irdischer Natur sind, denn die Gewalt der Kunst meistert alle Werk." Deshalb hat auch meiner Meinung nach Zucker (Dürers Stellung zur Reformation S. 51) vollkommen Recht gehabt, als er die von Neudörffer herstammende Nachricht, daß man in Dürers vier Aposteln „eigentlich einen Sanguinicum Cholericum Phlegmaticum und Melancholicum erkennen mag," als eine gute, auf die Werkstatt Dürers zurückgehende Überlieferung bezeichnete. Auf jeden Fall lag Dürern und seiner Zeit eine Anspielung auf die vier Temperamente sehr nahe, und ebenso gut wie man seinen vier Aposteln neben dem lutherischen Sinn, den sie ja sicher hatten, auch noch diesen als Nebensinn unterlegen konnte, ebenso sicher ist es, daß Dürer eine geflügelte Frauengestalt, die eigentlich eine Repräsentantin des mathematisch-technischen Grübelns war, als Melencolia bezeichnen konnte. Wer Wert auf Schlagwörter legt, könnte etwa die drei Kupferstiche der Jahre 1513 und 1514 als Darstellungen des Glaubens, des Wissens und des Könnens bezeichnen. Es sind die drei großen geistigen Richtungen seiner Zeit, die uns Dürer hier vor Augen stellt, ihre humanistische Gelehrsamkeit, ihre naturwissenschaftlich technische Grübelei, ihr unerschütterlicher Glaube. Das Jahrhundert des Erasmus, des Copernicus und Martin Luthers ist in diesen drei Meisterwerken verewigt worden.

Richtiger als seine Vorgänger beurteilt Springer Dürers Verhältnis zur Reformation. In dieser Beziehung hatten sich die Gegensätze unter den modernen Forschern in geradezu unhaltbarer Weise zugespitzt. Katholiken sowohl wie Protestanten beanspruchten den Künstler als den ihrigen, beide mit derselben Heftigkeit und Entschiedenheit. Thausing (und mit ihm Conway, wenn auch in geringerem Grade) hatte den extrem protestantischen Standpunkt vertreten. In seinen Augen war nicht nur Wolgemut, sondern auch Dürer eine Art

Digitized by Google

Reformator vor der Reformation. Den Holzschnitten der Apokalypse, die 1498 entstanden sind, hatte er eine entschieden papstfeindliche Deutung untergelegt. Daß sie später von vielen Lutheranern, vielleicht auch von Dürer selbst, in reformatorischem Sinne gedeutet worden sind, kann zugegeben werden; daß aber Dürer bei der Erfindung der Blätter daran nicht gedacht hat, ist schon von Rade richtig bemerkt worden. Wie hätte er auch auf seiner Reise nach den Niederlanden einem Bischof ein Geschenk damit machen können? Der tiefere Sinn der Folge ergiebt sich vielmehr aus dem allgemeinen Charakter jener gefahrvollen, unheilschwangern Zeit. Das hat auch Springer richtig erkannt, indem er an die gleichzeitigen Todtentänze und ähnliches erinnerte.

Anders nach dem Auftreten Luthers. Man hätte denken sollen, daß durch die sorgfältige Abhandlung Zuckers (1886) alle Fragen, die in dieser Beziehung noch bestanden, ein für allemal entschieden worden wären. Dürers brieflicher und persönlicher Verkehr mit den Reformatoren (der Springer geradezu veranlaßt, die letzte Periode Dürers als die melanchthonische zu bezeichnen), seine berühmte Klage über Luthers Gefangennehmung im niederländischen Tagebuch, die Unterschrift seiner vier Apostel (die Springer richtig auf die Praktika des Kettenbach zurückführt), die brieflichen Äußerungen der Reformatoren bei seinem Tode, das alles sind so unzweideutige Beweise, daß nur eine tendenziöse Geschichtschreibung schlimmster Sorte behaupten kann, Dürer sei bis an seinen Tod ein guter Katholik geblieben oder wenigstens gegen sein Lebensende wieder (mit Pirkheimer) in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt. Hier können wir Springer nur Recht geben, wenn er den streng protestantischen Standpunkt vertritt.

Um so mehr hätte er aber betonen müssen, daß was von dem Menschen Dürer gilt, nicht in gleicher Weise auf den Künstler seine Anwendung findet. Es genügt nicht, darauf hinzuweisen, daß Dürer fern war von jeder extremen Parteinahme für die neue Lehre, daß er besonders die Ausschreitungen der Reformation (ebenso wie Luther selber) mißbilligte, daß er als Künstler ein Interesse hatte, zu lavirer. Es muß vielmehr betont werden, daß weitaus die meisten seiner kirchlichen Werke vor dem Auftreten Luthers entstanden sind und durchaus auf katholischer Grundlage ruhen. Wenn Springer früher (Bilder aus der neuern Kunstgeschichte II, 123) gesagt hatte: „Als Künstler stand er zu den Anschauungen des Mittelalters in klarem Gegensatze," so mochte das von der formalen Seite der Kunst bis zu einem gewissen Grade gelten. Wenn er aber jetzt sagt: „Ebenso fremd blieben ihm die mittelalterliche Heiligenlegenden. Wenn er Heilige darzustellen hat, so begnügt er sich in der Regel mit der Wiedergabe ihrer Figuren," so findet dieser Satz in den Thatsachen keine Stütze. Zahlreiche Holzschnitte und Kupferstiche Dürers und viele seiner Bilder sind dem katholischen Marien- oder Heiligenkultus gewidmet. In streng katholischer Gläubigkeit schildert er den heiligen Eustachius, dem auf der Jagd

Digitized by Google

der Hirsch mit dem Kruzifix im Geweih begegnet, den heiligen Gregorius, dem bei der Messe auf dem Altar der todte Christus mit den Leidenswerkzeugen erscheint, den heiligen Franziskus, der die Wundenmale empfängt, das Martyrium der heiligen Katharina. Zweimal hat er die gräßliche Ermordung der zehntausend Märtyrer, nicht weniger als fünfmal den heiligen Christophorus mit dem Christkinde dargestellt. Durchaus katholisch sind die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus gedacht, die das Schweißtuch der Veronika halten, durchaus katholisch der Büßer, der vor dem Altare kniet und sich den Rücken mit der Geißel schlägt. Was sind alle diese Blätter anders als ein künstlerischer Ausdruck jener mystischen Frömmigkeit, jener gesteigerten Heiligenverehrung, wie sie gerade kurz vor der Reformation alle Kreise des deutschen Volkes ergriffen hatte? Und was ist das Rosenkranzfest, das Dürer in Venedig malte, anders als eine Verherrlichung jener organisatorischen Ausnutzung der Vorteile des Mariengebetes, wie sie der Dominikanerorden nicht lange zuvor durch die Stiftung der Rosenkranzbrüderschaften eingeführt und mit der Verehrung der Maria verknüpft hatte? Was will Dürer mit der Gegenüberstellung von Papst und Kaiser auf diesem Bilde anders sagen, als daß er wie die besten seiner Nation, Brant, Wimpheling u. s. w., an der mittelalterlichen Idee des doppelten Schwertes festhält, auf dem Boden der mittelalterlichen Weltordnung steht?

Darum kann ich auch nicht für richtig halten, was Springer über das Allerheiligenbild in Wien sagt, das ebenfalls noch vor der Reformation, in den Jahren 1508 bis 1511 entstanden ist. Schon früher hatte er gemeint, Dürer habe die heilige Dreieinigkeit oder, wie er sich ausdrückt, den „Erlösungstod Christi ganz im Sinne der geklärten Anschauungen seiner Zeitgenossen" in den Mittelpunkt der Darstellung gesetzt, und jetzt führt er diesen Gedanken folgendermaßen weiter aus: „Woher hat Dürer den Inhalt des Allerheiligenbildes geholt? Kein einzelner Schrifttext, keine biblische Erzählung, keine Legende liegt zu Grunde. Aus der Tiefe des religiösen Geistes schwingt er sich zu einer künstlerischen Vision empor. Er schaut die Heiligung des ganzen Menschengeschlechtes durch den Versöhnungstod Christi, er nimmt dem jüngsten Gericht seine Schrecken und läßt durch die Liebe Christi einen neuen Bund zwischen Gottheit und Menschheit erstehen. Man geht wohl nicht irre, wenn man Dürer das volle Verdienst für diese Gedankenschöpfung zuweist. Dann bedeutet aber das Allerheiligenbild einen Markstein in seiner religiösen und künstlerischen Entwicklung."

Wenn Springer hiermit andeuten wollte, daß diese Auffassung nicht mehr die mittelalterlich-katholische sei, so kann ich ihm darin nicht beistimmen. Der Erlösertod Christi bildet nicht nur den Mittelpunkt der protestantischen, sondern auch der katholischen Lehre. Die Darstellung der heiligen Dreieinigkeit mit dem gekreuzigten Christus ist nicht erst von Dürer erfunden worden. Das

Digitized by Google

Allerheiligenfest ist in der katholischen Kirche, wie Springer natürlich wußte, uralt. Allerheiligenaltäre sind besonders während des fünfzehnten Jahrhunderts in Deutschland in großer Zahl gestiftet und mit Altarbildern verziert worden. Und sollte selbst die Zusammenstellung der heiligen Dreieinigkeit mit der Versammlung aller Heiligen sonst in der vordürerischen Kunst nicht nachweisbar sein — was ich im Augenblick nicht entscheiden kann —, so würde doch darin noch keine Abweichung von der katholischen Lehre liegen. Denn Dürer wollte damit doch im wesentlichen nichts andres sagen, als was z. B. die Brüder van Eyck sagen wollten, als sie ums Jahr 1430 auf ihrem berühmten Genter Altarbilde das Lamm von allen Heiligen verehrt darstellten.

Nein, man darf den lutherischen Charakter von Dürers Kunst nicht von den vier Aposteln, für die er ja sicher gilt, auf die vorlutherische Zeit übertragen. Wir haben nicht den mindesten Grund, sein Verhältnis zur Heiligenverehrung in dieser ersten Periode seines Lebens anders zu beurteilen als z. B. das seines Gönners, Friedrichs des Weisen, dessen Reliquienverehrung ja unmittelbar an der Schwelle der Reformation den Höhepunkt eines katholischen Mißbrauchs darstellt, gegen den erst Luther zu Felde zog. Ja wir können noch weiter gehen. Es war ohne Zweifel ein Glück für Dürer als Künstler, daß er in der Zeit seiner künstlerischen Entwicklung den christlichen Olymp noch bevölkert fand von jenen charaktervollen Gestalten der mittelalterlichen Mythologie, an deren Ausprägung die Kunst Jahrhunderte lang gearbeitet hatte und denen er nun — für die deutsche Kunst wenigstens — die letzte künstlerische Weihe zu geben berufen war. Dürers große historische Bedeutung beruht eben auch hier darin, daß er mit dem einen Fuße in der alten, mit dem andern in der neuen Zeit steht, daß er den Übergang von der mittelalterlichen zur modernen Anschauung selber an seiner Person, als wirkender, schaffender, sich entwickelnder Mensch vollzogen hat.

Endlich Dürers theoretische Forschungen. Über ihre Herkunft habe ich schon gesprochen. Welches ist ihr Inhalt? Es ist ein Verdienst Springers, daß er den Theoretiker Dürer mehr, als es Thausing gethan hatte, mit dem Praktiker in Verbindung setzt, daß er sich bemüht, die Anwendung von Dürers theoretischen Grundsätzen in seinen Werken aufzusuchen. Ist es ihm gelungen, das Wesen der Dürerischen Ästhetik klar zu erkennen? Hören wir was er S. 112 darüber sagt: „Gott als das vollkommenste Wesen konnte sich nur vollkommene Menschen schaffen. Daher besitzen Adam und Eva und die Madonna vollkommene Schönheit, und wer sie malt oder zeichnet, muß sie als Mustermenschen darstellen. Die Proportionslehre wurzelt bei ihm in dem religiösen Glauben an die ursprüngliche Freiheit (?) der menschlichen Natur. Mit Hilfe der Proportionslehre wird diese wenigstens in der Kunst wieder hergestellt. Dürer hält an den mittelalterlichen Überlieferungen so weit fest, daß er ein Sinken der menschlichen Natur seit der Verjagung aus dem Paradiese annimmt. Neu

Digitized by Google

und für die Richtung seiner Gedanken bedeutsam ist die Gleichstellung menschlicher Vollkommenheit mit der formalen Schönheit." Es ist mir nicht gelungen, einen Beleg für diese Sätze in Dürers Schriften zu finden. Allerdings hat Conway (S. 151 und 166) seine Auffassung von Dürers Proportionsstudien in ähnlicher Weise formulirt, ich kann aber diese Auffassung nicht für richtig halten. Nach ihr hätte Dürers Ästhetik einen dogmatischen Hintergrund gehabt, wäre sie im wesentlichen eine idealistische Ästhetik gewesen. Beides war nicht der Fall. Allerdings sagt Dürer einmal, nur Gott wisse die Schönheit, wem er sie mitteile, der wisse sie auch. Das will aber nur so viel heißen, daß die Menschen ein klares Urteil über das Schöne nicht haben können, daß es für den Maler ein absolut Schönes nicht giebt. Es ist nun sehr interessant und wahrhaft rührend zu sehen, wie sich Dürer trotzdem immer wieder mit der Definition des Schönen abmüht. Einmal erklärt er für schön das, was nichts überflüssiges an sich hat. Dann wieder ist ihm die Symmetrie das Wesen des Schönen. Wieder ein andermal behauptet er, schön sei, was die meisten Menschen für schön hielten. Dann wieder giebt er zu, daß die Schönheit nach dem Geschmack ganz verschieden sei, daß uns selbst an der einen Stelle schön erscheine, was uns an der andern häßlich erscheinen würde. Kurz, er kommt zu keinem Ergebnis. Offenbar hat ihm dunkel die Thatsache vorgeschwebt, die ja auch vielen Ästhetikern unseres Jahrhunderts unklar geblieben ist, daß das Schöne in der Natur mit dem in der Kunst keineswegs zusammenfällt, daß zwar das Schöne in der Natur, indem es Wirklichkeit ist, auf der Vollkommenheit beruht, daß aber in der Kunst auch das Häßliche ein Recht hat, da sie ja nur ein Scheinbild giebt und die Schönheit hier nicht auf der Vollkommenheit des Urbildes, sondern auf der künstlerischen Belebung des Scheinbildes beruht. Da aber Dürer diese Thatsache nicht klar erkannt hat, bemüht er sich fortwährend, in der Kunst das absolut Schöne zu finden, das doch als solches gar nicht existirt. Wir können mit Bestimmtheit behaupten, daß dieses ganze Streben bei ihm nichts andres ist als ein Zugeständnis an die Ästhetik der Antike und der italienischen Renaissance. Von Vitruv und Jacopo de' Barbari war er bei seinen Proportionsstudien ausgegangen. Jacopo de' Barbaris angebliche Normalproportion war das „Ding," das ihm in seiner Jugend in Venedig so sehr gefallen hatte. Aber schon nach elf Jahren gefiel es ihm nicht mehr. Er hatte inzwischen „sein eigen Ding vor sich genommen," das heißt nach eignem Sinn die Natur studirt. Und das Ergebnis? In seiner Proportionslehre liegt es vor. Das, was ursprünglich ein Nachweis der normalen Schönheit werden sollte, ist ihm unter den Händen zu einem Bekenntnis geworden, daß es kein normal Schönes gebe, daß selbst die Proportionen des menschlichen Körpers innerhalb gewisser Grenzen verschieden sein könnten. Und selbst an die verschiednen Proportionen, die er giebt, will er den Leser nicht binden, dieser solle sich vielmehr zwischen ihnen die Pro-

Digitized by Google

portion aussuchen, die ihm für den einzelnen Fall die passendste erscheint. Nicht das Schöne, sondern das Schöne und Häßliche will er geben, verschiedne Typen des Charakteristischen will er aufstellen: „eine jegliche Art brauch besonders in besonderen Bildern." Allerdings hat Dürer, anknüpfend an eine bekannte Geschichte von Zeuxis, den Satz aufgestellt, man müsse das Schöne aus verschiednen Modellen zusammensuchen, gewissermaßen in eklektischer Weise verfahren. Aber wir täuschen uns gewiß nicht, wenn wir annehmen, daß ihm diese Idee von außen zugetragen worden sei. Im Herzen war er ein Realist im wahrsten Sinne des Wortes, d. h. ein Mann, der die Natur nicht mit dem Auge dessen ansieht, der da fragt, wie sie sein sollte, sondern mit dem Auge dessen, der da fragt, wie sie ist. Wir können es mit seinen Worten belegen, daß er nicht in einem Verbessern oder Idealisiren der Natur das Ziel der Kunst erblickte, sondern daß für ihn die höchste Schönheit der Natur im Einzelwesen begriffen war. „Aber das Leben in der Natur giebt zu erkennen die Wahrheit dieser Dinge. Darum sieh sie fleißig an, richt dich danach und geh nicht von der Natur in deinem Gutdünken, daß du wollest meinen, es sei besser von Dir selbst zu finden. Denn wahrhaftig steckt dir Kunst in der Natur. Wer sie heraus kann reißen, der hat sie. Überkommst Du sie, so wird sie Dir viel Fehls nehmen in Deinem Werk. . . Aber je genauer Dein Werk dem Leben gemäß ist in seiner Gestalt, je besser Dein Werk erscheint. Und dies ist wahr. Darum nimm Dir nimmermehr vor, daß Du etwas besser mögest machen, denn es Gott seiner erschaffenen Natur zu wirken Kraft gegeben hat. Denn Dein Vermögen ist kraftlos gegen Gottes Geschöpf. . . Darum thut noth, daß ein Jeglicher Bescheidenheit in seinem Werk brauch, das an das Licht kommen soll. Daher kommt, wer etwas rechts will machen, daß er der Natur nichts abbrech und leg ihr nichts untregliches auf. . . Der Verstand der Menschen kann selten fassen, das Schöne in Creaturen recht abzubilden. Und ob wir gleich nicht reden können von der höchsten Schönheit einer leiblichen Creatur, so finden wir doch in den sichtbaren Creaturen eine solche übermäßige Schönheit, daß solche unser keiner kann vollkommen in sein Werk bringen. . . Aber etliche sind einer anderen Meinung, reden davon, wie die Menschen sollten sein. Solches will ich mit ihnen nicht streiten. Ich halt aber in solchem die Natur für Meister und der Menschen Wahn für Irrsal. Einmal hat der Schöpfer die Menschen gemacht, wie sie müssen sein, und ich halt, daß die rechte Wohlgestalt und Hübschheit unter dem Haufen aller Menschen begriffen sei. Welcher das herausziehen kann, dem will ich mehr folgen denn dem, der eine neu erdichtete Maß, der die Menschen kein Teil gehabt haben, machen will." Klingen diese Worte nicht wie ein Protest des germanischen Realismus gegenüber dem Idealismus der antiken und italienischen Theoretiker? Zeigen sie uns nicht deutlich, wie sich Dürer, vielleicht auch jahrelangen Zweifeln zu dem echten Naturalismus

Digitized by Google

durchgerungen hat, der in dem Satze gipfelt: Nicht idealiſiren, nicht beſſer machen, nicht den Schöpfer meiſtern, ſondern in aller Beſcheidenheit und Unbefangenheit nachfühlen, nachſchaffen, was er uns vorgeſchaffen hat? So erſt werden uns auch Dürers Geſtalten vollkommen klar, dieſe ſtarken und knorrigen Gebilde, die ſo treu und ehrlich aus der Natur abgeſchrieben ſind, daß ihnen gegenüber jeder Gedanke verſchwinden muß, als hätte Dürer die Natur meiſtern, in der Kunſt die ſogenannte urſprüngliche Schönheit der Natur wieder herſtellen wollen.

Aus däniſcher Zeit

9. Blaſſe Roſen

Oben auf Großvaters Boden ſtand der Tantenkoffer, eingezwängt zwiſchen alten Truhen, Kiſten und Schachteln. Er war alt, groß und häßlich, aber wir betrachteten ihn ſtets mit Neugierde, weil wir nicht wußten, was darin war. Die Großen wußten es auch nicht. Früher, vor vielen, vielen Jahren, waren zwei Couſinen unſers Großvaters lange bei dem Großvater im Hauſe geweſen, und als ſie wieder davongezogen waren, hatten ſie gebeten, dieſen Koffer hier laſſen zu dürfen, bis ſie ihn ſelbſt holen würden. Aber ſie waren nicht wiedergekommen, und der Koffer ſtand noch immer auf Großvaters Boden. Dieſer Boden war unheimlich. Groß, niedrig und dämmrig, mit ſchrägen Dachfenſtern, war er uns ſchon am hellen Tage ein bischen gruſelich. Abends aber gingen wir vollends ungern hinauf, und unter keiner Bedingung ohne Begleitung. Es huſchte, knackte und raſchelte dort in allen Ecken, und wir waren froh, wenn wir wieder unten waren. Am Tage ſaßen wir wohl manchmal gern in einer hellern Ecke des Bodens, ſahen die Stäubchen in den ſchräg einfallenden Sonnenſtrahlen tanzen, ſuchten nach altem Gerümpel oder betrachteten den Tantenkoffer. Früher war er ſchwarz geſtrichen geweſen; jetzt hatte ihn die Farbe allmählich verlaſſen, man ſah das geriſſene, wurmſtichige Holz, und die eiſernen Bänder die ihn umklammert hielten, roſteten nach und nach immer mehr. Öffnen konnten wir ihn aber doch nicht; das Schloß ſchien noch ſehr gut zu ſein, und ſo mußten wir uns damit begnügen, den Tantenkoffer von allen Seiten zu betrachten, auf ihm zu ſitzen oder auf ihm herumzutrampeln. Vertragen konnte er nämlich alles.

Digitized by Google

Nach den Tanten, die die glücklichen Besitzer dieses Schatzes waren, fragten wir übrigens wenig. Nicht weil es uns an allgemeiner Menschenliebe gefehlt hätte, sondern weil wir nach unsrer Ansicht genug Tanten hatten. Wir hatten, wie alle Sterblichen, verschiedne Arten von Tanten. Einige waren sehr lieb, sehr gut und liebenswürdig; andre mäkelten beständig an uns herum und fanden uns unliebenswürdig, unartig und unbescheiden. Es gab gewisse Tanten, die niemals mit uns zufrieden waren, die uns beständig fühlen ließen, wie weit wir uns alle Tage vom Wege der Tugend entfernten, und die uns von unheimlich artigen Kindern lange Geschichter erzählten, deren Sinn darin bestand, daß wir mit diesen Tugendbolden auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit besäßen. Wir empfanden nicht leicht Müdigkeit; diese Tanten aber wirkten ermüdend auf unsre Gemüter. Wir waren ihnen nicht gerade böse, sie mochten ja Recht haben mit ihrer schlechten Meinung von uns; aber wir liebten sie auch nicht. Kinder sollen aber nur lieben, und deshalb war ihr Einfluß nicht gut. Noch jetzt empfinde ich nur Kälte, wenn ich zurückdenke an jene liebeleeren, tadelsüchtigen Tanten, und wie warm durchströmt mich dankbare Liebe, wenn ich jener Tante gedenke, die mich mit liebender, weicher Hand einführte in die Geheimnisse des Alphabets, die alles Gute in mir sorgsam hegte, der keine Unart verschwiegen wurde, und die niemals Moralpredigten hielt. Dafür wird sie auch wieder geliebt werden bis in die Ewigkeit. Fremden Tanten standen wir immer mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber. Jürgen meinte allerdings, die Tanten, die Fräulein hießen, seien meistens die nettesten. Meinen Erfahrungen entsprach das nicht ganz. So gingen unsre Ansichten über diesen Punkt aus einander, und die Frage, ob eine unverheiratete Tante einer verheirateten vorzuziehen sei, ist bis heute von uns nicht gelöst worden.

Als wir Tante Julie und Tante Auguste vom Sunde abholen sollten, fiel uns plötzlich unterwegs ein, daß wir gar nicht wüßten, ob sie verheiratet wären. Es waren die Koffertanten, die erwartet wurden, und wir hatten uns auf die endliche Eröffnung des geheimnisvollen Gegenstandes so gefreut, daß uns die Frage, wer Tante Julie und Auguste eigentlich wären, ziemlich gleichgiltig schien. Jetzt aber, wo wir bei Hinrich auf dem Bock saßen, während die Glaskutsche einsam prächtig hinter uns herrollte, empfanden wir doch das Bedürfnis, etwas von den Damen zu erfahren, mit denen wir nachher artig im Wagen sitzen sollten. Ich hatte kürzlich eine etwas erregte Auseinandersetzung mit der unverheirateten Tante gehabt, die das Hauswesen unsers Großvaters leitete, und daher ging mein Wunsch dahin, daß sich die neuen Tanten im Stande der Ehe befinden möchten. Jürgen bemerkte aber mit dem ihm eignen Widerspruchsgeist, daß ihm die neuen Tanten überhaupt gleichgiltig wären. Er könnte keine Tanten mehr leiden, möchten sie nun verheiratet oder unverheiratet sein, die meisten taugten doch nichts. Onkel wären unter allen Um-

Digitized by Google

ſtänden beſſer. Ich widerſprach nicht, denn wir hatten nette Onkel: einen ganz jungen, luſtigen beſonders, der noch Student war; aber mir lagen die Tanten doch am Herzen, und ich fragte Hinrich, ob er etwas von den erwarteten gehört hätte, worauf der Kutſcher mit ernſthaftem Geſicht bemerkte, daß er die Fräulein vor dreißig Jahren auch ſchon einmal geſehen habe.

Da waren ſie Jungferns, ſetzte er hinzu, indem er mit der Peitſche eine Fliege von Hermanns Halſe fortſchob; abers in dreißig Jahrens kann ſich ümmer ein büſchen verändern!

Das war gewiß möglich, und ſo konnten wir uns jetzt den gewagteſten Vermutungen hingeben, bis uns der ſcharfe Oſtwind noch herber um die Ohren pfiff und der Fährpächter uns vom Kutſchbock in ſeine Arme ſpringen ließ.

Sie kreuzen all lange, bemerkte er, eine hat ein blauen und eine ein grünen Sleier, und hellſchen dünn ſind ſie auch!

Dann ſchraubte er ſein Fernrohr zuſammen, durch das er auf die ſich wild überſtürzende See geblickt hatte, und wir lieſen auf die Brücke, um das Boot zu beobachten, das jetzt anſcheinend ſtill zwiſchen den hohen Wellen lag.

Unſer Sund iſt bis zum heutigen Tage ein unberechenbarer Geſelle geblieben. Bei heftigem Sturme, der, nebenbei bemerkt, ſelten eine Richtung beibehält und oft aller Viertelſtunden umſpringt, iſt es gar kein Genuß auf den grüngrauen Wellen der Oſtſee im Segelboote zu tanzen. Die eine Strömung ſchleudert das Fahrzeug hierhin, die andre dorthin, und es gehört die Kaltblütigkeit eines gewiegten Schiffers dazu, ſein ſchweres Boot glatt durch die Brandung zu führen. Aber die Inſaſſen des Bootes fühlen ſich nicht immer wohl dabei.

Ich glaub, daß die Damens fix ſeekrank ſind! meinte der Fährpächter, der neben uns ſtand, und wir nickten bedauernd. Mit Seekrankheit hatten wir immer Mitleid.

Jürgen aber hatte plötzlich einen ganz neuen Gedanken. Wird man eher ſeekrank, wenn man unverheiratet iſt, oder eher, wenn man einen Mann hat? fragte er.

Der Gefragte zog ſich den Südweſter etwas mehr über die Ohren. Da weiß ich nix genaues von zu ſagen, erwiderte er dann bedächtig. Was mein Swägerin ihr Sweſter is, die mit ihr Mann nach Schina fährt, die is in ein Teifun, was ein ſchineſiſchen Sturm is, geſund wie ein Stint geblieben, wogegen ihr Mann und der Steuermann und die Mannſchaft reineweg elendig geweſen ſind. Sie hat mich das in ein Brief geſchrieben. Und wenn ſich ein verheirateten Mann erſtmal auf den Rücken legt, denn muß es all ſlimm ſein! Nee, mit'n Eheſtand hat die Seekrankheit ganz und garnix zu thun! Na, da kommen ſie ja — nun helft man ein büſchen bei die Packenüllens, Kinder!

Mit den Packenüllen, unter denen unſer Freund alles Gepäck verſtand,

Digitized by Google

waren wir seit unsrer Geburt vertraut. Wir wußten, daß, wenn Tanten kamen, wir eine Zeit lang vor Hutschachteln, Mänteln und Mützenkörben überhaupt nicht zu sehen waren, und als sich das schwere Boot dröhnend an die Brücke lehnte, während diese in allen Bohlen knarrte, da streckten wir bereits erwartungsvoll die Hände aus, um die bekannten Packenüllen in Empfang zu nehmen.

Zwei schlanke, ältliche Damen wurden von Niels aus dem Boot gehoben. Sie schwankten noch ein wenig und sahen sehr blaß aus; als wir aber nach Hutschachteln und Tüchern griffen, kamen sie uns zuvor. Wir sollten nichts tragen, sagten sie, das könnte uns schaden; und dann streichelten sie uns und meinten freundlich, wir wären liebe, hübsche Kinder. Unser Erstaunen war groß; es wuchs aber ins Grenzenlose, als die Tanten in der Kutsche durchaus rückwärts sitzen wollten. während sie uns beschworen, doch vorwärts oder im „Fond", wie man damals sagte, zu fahren. Wir thaten es natürlich; schon des Spaßes wegen und um nachher den Gespielen gegenüber prahlen zu können, daß wir Tanten hätten, die rückwärts sitzen wollten, während wir vorwärts führen; unheimlich aber war uns doch dabei zu Mute, und wir wurden still und nachdenklich.

Die Tanten, die uns also bescheiden gegenüber saßen und auch noch Hutschachteln auf dem Schoße hielten, sprachen hin und wieder einige französische Worte mit einander. Wir konnten nicht alles verstehen, aber doch soviel, daß sie uns bien élévés nannten, und mich un peu laid. Erst sahen wir möglichst gleichgiltig vor uns hin; dann stießen wir uns an, und endlich konnten wir uns vor Lachen nicht mehr halten. Es war doch zu komisch, daß wir bien élévés sein sollten! Und als wir merkten, daß uns die Tanten lächelnd anblickten und gar keine Miene machten uns von andern Kindern zu erzählen, die niemals lachten, oder die plötzlich gestorben wären, weil sie in Gegenwart ihrer Verwandten gelacht hätten, da wurden wir sehr zutraulich. Wir eröffneten ein wahres Kreuzfeuer von Fragen auf die unglücklichen Damen, und als wir nach hause kamen, konnte ich bereits dem Stubenmädchen erzählen, daß Tante Julie fünfzig und Tante Auguste fünfundfünfzig Jahre alt geworden sei, daß jede vier Kleider mitgebracht hatte und daß keine von ihnen verheiratet gewesen sei. Und der Koffer sollte morgen gleich ausgepackt werden. Der Koffer! Der Gedanke, daß wir endlich hinter die Geheimnisse des Koffers kommen sollten, regte uns gewaltig auf, wir sprachen unaufhörlich darüber, was er wohl enthalten möchte, und begriffen garnicht, daß sich die Tanten nicht mehr auf dies Ereignis freuten, und daß Tante Auguste sogar ein trauriges Gesicht machte, als sie, verfolgt von uns, die schmale Bodentreppe hinauf ging. Und nun endlich, endlich, öffnete sich der schwere verstaubte Deckel, ein sonderbarer Moderduft stieg uns entgegen, und wir erblickten einen Haufen sorgfältig zusammengelegter Kleidungsstücke.

Digitized by Google

Auspacken! riefen Jürgen und ich in einem Atem; aber die beiden, ſonſt ſo höflichen und rückſichtsvollen Tanten gehorchten uns nicht ſogleich. Sie hockten vor dem gefüllten Koffer und die Thränen ſtürzten aus ihren Augen. Draußen regnete es, ſchwere Tropfen glitten wie Thränen über die ſchrägen Dachfenſter; der Wind ſpielte mit einigen loſen Ziegeln, und manchmal klang es, als ob auch er weinte. Uns ward unheimlich zu Mute, bis Tante Auguſte unſre beſtürzten Geſichter bemerkte, trotz des grauen Lichtes. Mit bittendem Lächeln ſah ſie uns an, freundlich über unſre Haare ſtreichend.

Es geht gleich vorüber, ſagte ſie entſchuldigend. Wir haben den Koffer ſo lange nicht geſehen — er wurde eingepackt, als wir noch dreißig Jahre jünger waren. Nun kommen die Erinnerungen — ſie brach ab, um uns noch einmal zu liebkoſen. Sie mochte einſehen, daß Kinder weder für Erinnerungen, noch für eine lange Spanne Zeit Verſtändnis haben.

Tante Julie hatte ſchon angefangen auszupacken. Zuerſt waren es gleichgiltige Gegenſtände, die durch unſere Hände gingen: alte Wäſche, feine Strümpfe und ſonſtige nützliche Dinge, ſo daß wir aufmerkſam Tante Julie zuhören konnten, die uns die Geſchichte jedes Kleidungsſtückes erzählte. Dies Spitzenjabot hatte ihr Vater bei feierlichen Gelegenheiten getragen. Er war Amtmann geweſen und mußte, nach den Schnallenſchuhen zu urteilen, die jetzt ans Tageslicht kamen, auf großem Fuße gelebt haben. Und dann kam ein Ordensband, das dem Großvater der Tanten, einem däniſchen General gehört hatte. Früher mochte es noch nicht Mode geweſen ſein, die Ordensdekorationen dem Landesherrn wiederzuſchicken, ein Kaſten mit verblaßter Seide gefüttert, enthielt allerhand Kreuze und Medaillen. Solange wir uns bei dem Unterkoſtüm des tapfern Generals aufgehalten hatten, waren wir ſtille Zuhörer der Tanten geweſen; als aber ſein oberer Galamenſch an das Tageslicht befördert ward, da hätten ſie ebenſo gut mit den Dachziegeln wie mit uns ſprechen können. Kaum daß wir ihre Erlaubnis abwarteten, etwas von den köſtlichen Gegenſtänden anzulegen, dann polterten wir die Bodentreppe hinunter. Jürgen trug einen feuerroten Frack, deſſen Zipfel wie eine Schleppe hinter ihm herzogen; ich hatte mir einen Dreimaſter aufgeſetzt und das Kommandeurkreuz des Danebrogs und eine Degenquaſte um den Hals gehängt.

Am Fuße der Treppe ſtanden die ältern Brüder, die auch von dem Koffer gehört hatten, und nach wenigen Sekunden ſaßen wir weinend vor der Hausthür. Alles, was uns zum „teilen“ geblieben war, war die Degenquaſte. Unſre Schätze waren nicht allein in andre Hände übergegangen, man hatte uns auch noch vorgeworfen, daß wir ſchlechte Schleswig-Holſteiner wären — denn wer trüge heutzutage eine däniſche Uniform und einen Orden des Dänenkönigs? Jedenfalls mußte man doch dazu die Erlaubnis der Eltern einholen und vorläufig dieſe Sachen den ältern Brüdern überlaſſen!

Wir weinten jedoch nicht lange. Der rote, mottenzerfreſſne Frack wan-

Digitized by Google

derte wieder zu den Tanten zurück, die Orden gleichfalls, und als uns diese nachher allen etwas schenkten, waren es andre und passendere Gegenstände. Der Koffer enthielt wirklich köstliche Sachen: alte Glassachen, Bücher, Notiztafeln und eine Menge von altmodischen Dingen, die jedem Liebhaber Freude gemacht hätten. Uns Kindern ward allerhand zur Auswahl hingelegt. Ich bekam eine dicke Taschenuhr aus einem Metall, das man Tombak nannte, und Jürgen wählte sich eine schmale, zusammengerollte Stickerei. Es waren verblaßte Rosen und Vergißmeinnicht auf ganz schmalem Stramin gestickt, und die Tanten meinten, er solle sich später ein paar Hosenträger davon machen lassen.

Es war mir aufgefallen, daß Tante Auguste, ehe sie dieses Bündel auf den Tisch legte, wieder etwas geweint hatte. Sie sah lange auf die matten Rosen und strich wehmütig darüber hin. Als sie meine Augen auf sich gerichtet sah, suchte sie sich wieder zu entschuldigen. Es ist nur, weil ich an meine Jugend dachte, sagte sie mit ihrer leisen Stimme. Als ich bei meiner Tante in Apenrade lebte, habe ich diese Rosen gestickt — es sollte ein Besatz für Vorhänge werden, es ist aber niemals fertig geworden! Ich stellte gerade meine Tombakuhr, die die Angewohnheit hatte, nur dann ein Weilchen zu gehen, wenn man sie heftig geschüttelt hatte. Daher hörte ich wenig auf Tante Auguste, sondern mehr auf das schwerfällige Ticken der Uhr.

Jürgen bekam also die gestickten, verblaßten Rosen, und er wollte sich eine prachtvolle Pferdeleine daraus machen. Später aber paßte ihm die Stickerei nicht mehr, und er tauschte sie bei mir gegen die Uhr um. Inzwischen waren die Tanten wieder abgereist. Die Trennung that uns sehr leid, denn nach unsrer Ansicht gab es keine bessern Wesen als sie. Sie hatten uns niemals Moralvorlesungen gehalten, noch hatten sie sich über unsre Wildheit gewundert. Immer höflich und freundlich, dachten sie von allen Menschen und auch von uns nur Gutes, sie gaben uns ein wundervolles Beispiel von Bescheidenheit und Herzensgüte, so daß wir in Kindergesellschaften, wo wir manchmal unsre Verwandten besprachen, erzählen konnten: Wir haben zwei Tanten, die nehmen immer die kleinsten Stücke bei Tisch und sagen, daß sie mit allem zufrieden wären, eine Behauptung, die von allen Zuhörern schon mit ziemlichem Mißtrauen angehört wurde. Verstiegen wir uns gar zu der Mitteilung, daß uns diese Tanten zuerst aus der Thür gehen ließen und sogar lachten, wenn wir mit lauter Stimme ihr Alter bei Tisch verkündigten, dann erfolgte meistens lauter Widerspruch. Solche Tanten gäbe es überhaupt nicht, sagten die größern Kinder in der Versammlung. Tanten seien immer furchtbar eigen, sowohl mit Essen, als mit ihrem Alter; und da unsre Geschichten den meisten sehr langweilig vorkamen, so wurden sie gewöhnlich mit gleichgiltigem Stillschweigen übergangen. Die andern hatten interessantere Verwandte. Da war ein Onkel, dessen Haare standen Nachts auf einem Stocke, und ein großer Junge konnte sich einer Tante rühmen, die schon seit Jahren

Digitized by Google

gestorben war und doch noch immer in der Stadt „spökelte," weil sie einen Schatz vergraben und die Mitteilung, wo er zu finden sei, versäumt hatte. Nun konnte sie im Grabe nicht zur Ruhe kommen, während sich der Schatz nicht weiter zu beunruhigen schien. Wir Kinder aber saßen zusammengedrängt, mit hochroten Wangen und dachten uns aus, was wir thun würden, wenn wir der Spökeltante begegneten. Und wir, die wir die Koffertanten liebten, bedauerten doch insgeheim, daß sie nicht etwas gethan hatten, was sie in den Augen der Gespielen recht groß und wichtig gemacht hätte. Sie blieben aber, wie sie waren, und erlitten denn auch das Schicksal der besten unsrer Mitmenschen: weil sie so garnicht von sich reden machten, wurden sie endlich vollständig vergessen. Weinend hatten wir die guten Koffertanten übers Wasser gebracht, hatten zärtlichen Abschied genommen und ein treues Andenken versprochen — wo aber blieb dieses Andenken? Es kam neuer Besuch, andere Eindrücke beschäftigten das Kinderherz, und an die fernen Tanten wurde immer weniger gedacht. Zuerst, als die Tombakuhr noch manchmal ging, sprachen wir wohl von Tante Auguste, die sie uns geschenkt hatte. Als aber endlich das Räderwerk ganz versagte und allem Schütteln unzugänglich blieb, da kam die Uhr in eine schwer zu öffnende Schublade, und ich weiß nicht, wo sie ihr Ende gefunden hat. Aber ich hatte noch meinen Straminstreifen, für den ich nur vorübergehend Neigung gehegt hatte. Vergessen und zusammengewickelt, wie vor dreißig Jahren, lag er unter meinen übrigen Raritäten, bis ihn Jürgen einmal fand und ihn für sein Eigentum erklärte. Dies konnte ich aber doch nicht dulden: es kam zu einem heftigen Streite, der damit endigte, daß ich mit der Stickerei entfloh und im Wohnzimmer des Großvaters begann, sie zu öffnen und auseinanderzuwickeln. Es waren mehrere lange Streifen, die, mit losen Stichen aneinander geheftet, eine große Rolle abgaben. Hübsch erschien mir das Ganze nicht, und während ich darüber nachdachte, ob es wohl der Mühe verlohnte, mich dieser blassen Rosen wegen mit Jürgen zu erzürnen, öffnete sich die Thür des Zimmers. Ein Herr trat herein, offenbar von dem Stubenmädchen hergewiesen. Er trug die dänische Uniform, und ich wußte gleich, daß es wohl ein Offizier von der Aushebungskommission sei, der den Großvater zu sprechen wünsche.

Solche Besuche kamen nicht selten, und ich wühlte mich aus meinen gestickten Streifen heraus, um dem Herrn die Hand zu geben und ihm einen Lehnstuhl anzubieten. Er redete mich gleich deutsch an, etwas, was viele Dänen aus Grundsatz bei Deutschen nicht thaten, und bald stand ich ganz nahe vor dem General und beantwortete ernsthaft seine Fragen. Er hatte gute und kluge Augen; als er mir von seinen Kindern erzählte, ward ich immer zutraulicher, und wie er mich in gutmütigem Spott fragte, was ich denn mit den gestickten Bändern dort auf dem Fußboden anfangen wollte, holte ich alles und zeigte es ihm.

Digitized by Google

Aufmerksam und halb in Gedanken betrachtete er die verblaßten Rosen, während ich sie vor ihm ausbreitete. Tante Auguste hat es uns geschenkt! Sie hatte einen Koffer, und der war in Apenrade gewesen vor vielen Jahren. Und diese Stickerei ist auch in Apenrade gemacht, und hier — ich griff nach einem zusammengelegten Blatt Papier, das ganz unten am Ende befestigt schien — ach, hier ist ein Brief, und ich glaube, es ist etwas darin! Plötzlich nahm der General mir das Billet aus der Hand. War er rot geworden, oder kam es mir nur so vor?

Nicht wahr, du schenkst mir dieses Papier? fragte er, und ich nickte gleichgiltig, wenn auch ein wenig erstaunt. Dann trat der Großvater ins Zimmer; der dänische Herr begrüßte ihn höflich, und ich wurde fortgeschickt. —

Viele Jahre waren vergangen, lange schon wehte der Danebrog nicht mehr über dem schleswig-holsteinischen Lande, da besuchte ich einmal die Koffertanten. So nannte ich sie nun allerdings lange nicht mehr; sie aber erinnerten mich an diesen Beinamen, und wir sprachen über alte, längst vergangne Zeiten. Sie waren mit den Jahren nicht schlechter geworden; wenn es wirklich wahr ist, daß die Menschen halb Engel, halb Teufel sein sollen, dann hatte der Teufel bei diesen alten Damen ein schlechtes Geschäft gemacht. Sie waren in ihrem ganzen Kreise bekannt durch ihre erstaunliche Güte, und während ich jetzt bei ihnen auf dem besten Platze saß und ihnen durchaus das Beste, was sie an Lebensmitteln hatten, wegessen sollte, kam über mich das drückende Gefühl der Beschämung, das den gewöhnlichen Menschen befällt, wenn er nicht mehr mit seinesgleichen, sondern mit Bessern umgeht.

Tante Auguste war sehr taub geworden. Wer ihr aber in die noch immer strahlenden Augen sah, der konnte ahnen, wie schön sie wohl früher gewesen war. Jetzt, nach dem Essen, zog sie mich in eine Ecke.

Ich muß dir noch danken, begann sie mit ihrer leisen Stimme, du hast mir viel Gutes gethan!

Ich mochte wohl sehr erstaunt aussehen; denn sie lächelte, wenn auch voller Wehmut. Dann legte sie ein kleines, beschriebnes Blatt in meine Hand und zeigte auf einen schmalen Reif an ihrer Uhrkette.

Du erkennst beides nicht, und doch hast du beides besessen. Soll ich dir die Geschichte erzählen? Sie ist kurz, aber wenn sie dich langweilt, dann steh auf und geh fort, ich nehme dirs nicht übel. Es ist nun schon lange her und ich kann gut darüber sprechen. Als ich die Jugendjahre bei meiner Tante in Apenrade verlebte, lag das Leben sonnig vor mir. Die Leute waren alle freundlich gegen mich, und die Tante meinte, ich müßte reich heiraten, das wäre gut für meine Schwestern. Ich hätte es gewiß gern gethan; aber da war ein junger dänischer Leutnant, der gar nichts hatte, als seinen guten Namen. Er kam oft zu uns, und ich vergaß ganz, daß die Tante andere Absichten mit mir hatte. Damals arbeitete ich die Straminstreifen, die du

Digitized by Google

nachher bekommen hast, wie eifrig stickte ich die Rosen hinein, wenn er dabei saß und mir auf die Hände sah! Ach, es war eine schöne Zeit — zu schön, als daß sie lange hätte dauern können. Eines Tages suchte ich meine Stickerei vergebens, und dann kam der Leutnant plötzlich auch nicht mehr zu uns. Die Tante behauptete, ich sei wohl selbst unordentlich mit der Arbeit gewesen; aber ich konnte das Verschwinden doch nicht begreifen. Allerdings dachte ich nicht viel darüber nach; viel schrecklicher war mir der Gedanke, daß der Leutnant nicht wiederkam. Ich wollte nicht nach ihm fragen, und nachher, als ich zufällig erfuhr, daß er versetzt worden sei, hatte ich schon heimlich viele Thränen vergossen. Kein gutes Wort hatte er mir gesagt, und nun war er von mir gegangen!

Tante Auguste schwieg einen Augenblick und seufzte; dann wandte sie sich wieder zu mir. Nicht wahr, die Geschichte ist langweilig? aber nun ist sie auch gleich zu Ende. Zufällig fand die Tante nachher meine Arbeit wieder; ich aber mochte nicht mehr an den Rosen sticken. So wie es war, legte ich das Bündel weg und habe es nie wieder geöffnet. Die Tante starb; einige Jahre brachten wir dann bei deinen Großeltern zu, wo wir den alten Koffer ließen. Du weißt, wie es dann später kam, daß ihr Kinder einiges aus seinem Inhalt erhieltet. Ich dachte nicht mehr an die Rosen. Da erhielt ich eines Tages aus Kopenhagen einen Brief. Gehört hatte ich wohl von dem ehemaligen Leutnant; er war hoch gestiegen, und seine Frau war ein früheres Hoffräulein. Nun schrieb er mir. Es war ein Briefchen von ihm mit einem Ring darin gewesen, den er selbst in die Stickerei geschoben hatte. Ob es die Tante gesehen hatte? Es war gerade um die Zeit, wo ich die ganze Arbeit verlor. Aber die Tante meinte es gut mit mir: sie ist lange, lange tot — ich möchte ihr keinen unfreundlichen Gedanken nachsenden in die Ewigkeit. Sie wußte ja auch nicht, daß mein Lebensglück an dem Manne hing, der nun von mir gegangen war, ohne Abschied, ohne ein Wort, weil er meine Handlungsweise nicht begreifen konnte!

Die alte Dame hatte die Hände gefaltet und sah still vor sich hin. Draußen begannen plötzlich die Kirchenglocken zu läuten und einige Kinder liefen lachend und plaudernd an unserm Fenster vorbei; Tante Auguste hörte von all dem Geräusch gar nichts. Strahlend lächelte sie.

Er hat mich geliebt! sagte sie mit verklärtem Gesicht. Er hat mich doch geliebt! Seitdem ich das weiß, bin ich so glücklich geworden, viel glücklicher als früher. Er schrieb mir so herzlich, bald, nachdem er seinen kleinen Brief bei dir gefunden hatte, und er bat mich um Verzeihung, daß er an mir gezweifelt hatte. Unglücklich war er von mir gegangen, und nun, wo doch viele Jahre zwischen uns und unsrer Jugend lagen, nun mußte er erfahren, daß ich niemals von seiner Liebe gehört hatte. Lange Zeit habe ich nicht an ihn denken mögen; jetzt, wenn ich für mich allein sitze und alles so still

Digitized by Google

um mich ist, dann höre ich eine Stimme in mir, die leise sagt: Er hat mich doch geliebt, und er weiß jetzt, daß ich immer sein geblieben bin. Immer und ewig; Ist das nicht wundervoll? Und diesen Frieden im Alter danke ich einer Kinderhand!

Nun ist die alte Tante schon lange tot, und im Sommer blühen die Rosen auf ihrem Grabe. Blasse Rosen sind es, von zartem, feinem Dufte, blasse Rosen, wie sie so vielen Herzen in diesem Leben genügen müssen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Lage in China. (Shanghai, Dezember 1891.) Selbst sehr zum Zweifel geneigte Menschen glaubten eine Zeit lang, daß die fremden Gesandten in Peking endlich einmal nicht bei Worten und Depeschen stehen bleiben, sondern zu Thaten schreiten würden, nachdem sie in seltner Einmütigkeit gemeinsame Forderungen an die chinesische Regierung gestellt hatten, durch die eine Wiederkehr von Unruhen verhindert oder wenigstens erschwert werden sollte. Aber die Chinesen haben durch zähe Verschleppung doch wieder den diplomatischen Sieg davongetragen, nicht zum ersten und gewiß auch nicht zum letzten Male. Als Anfang September nach längerer Pause ein neuer Angriff auf Missionare in Itschang am obern Yangtzekiang stattfand, fingen die Dinge wirklich an, ganz kriegerisch auszusehen, so daß der Zweifel an dem Ernste der Gesandten nach und nach fast ganz verstummte. Man sprach von einer Besetzung Shangais durch die verbündete Flotte. Die bedeutenden Zolleinkünfte dieses Hafens sollten dann so lange als Pfand dienen, bis die Forderungen der Mächte erfüllt wären.

Aber, aber — die wenigen noch übriggebliebnen Ungläubigen sollten doch Recht behalten, wenigstens insofern, als sich ihre Behauptung, irgend ein an sich unbedeutender politischer Zufall würde sofort die mühsam errungne Einigkeit sprengen, schlagend bewahrheiten sollte. Eines schönen Tages war nämlich in den Zeitungen zu lesen, die Russen wären im Begriff, einen weitern Schritt nach Indien zu machen, indem sie auf der Hochebne von Pamir vordrängen. Auf dieser Hochebne, dem „Dach der Welt“, wo sich die Interessenkreise der drei gewaltigen Reiche der Russen, Chinesen und Engländer berühren, wurde durch das Vordringen von vielleicht nicht mehr als ein paar hundert Mann der Einigkeit der Mächte in China ein sanfter Tod bereitet. Denn als dies Vorgehen der Russen bekannt wurde, machten die Engländer sogleich eine diplomatische Schwenkung, indem sie gegen China, den möglichen Verbündeten gegen Rußland in Hochasien, mildere Saiten aufzogen. Da nun die englischen Interessen in China weit größer sind als die aller andern Ausländer zusammen, und da ferner die beiden einzigen während der Unruhen umgekommenen Personen englische Staatsangehörige waren, so wurde durch die erwähnte Schwenkung der schönen Eintracht ein Ende gemacht. Die Chinesen konnten aufatmen, wenn sie überhaupt jemals ernstlich besorgt gewesen waren. Vielleicht bauten sie selbst während der ganzen Zeit zuversichtlich

Digitized by Google

darauf, daß das System der Verschleppung, worin sie Meister sind, schließlich doch den Sieg erringen würde. Es wird berichtet, sie hätten nicht weniger als drei Ultimata von den Gesandten bekommen, mit denen übrigens während dieses ganzen Schriftwechsels die höflichsten Beziehungen aufrecht erhalten wurden. Man verkehrte mit einander, als ob ein Ultimatum ein ganz gewöhnlicher Brief wäre. Während ein Kriegszustand nahe zu sein schien, trank man gemütlich bei den Pferderennen und andern Gelegenheiten Sekt miteinander, als ob alles in bester Ordnung wäre.

Jeder einzelne Gesandte, und mochte er für seine Person auch noch so energisch sein, war herzlich froh, die Sache infolge des plötzlichen Wiederauftauchens der russisch-englischen Frage in Hochasien ein so gemütliches Ende nehmen zu sehen. Denn ein bestimmtes und unbeugsames Auftreten gegen die chinesische Regierung ist ein Ding, das garstige Stacheln hat, weil zu der starken Eifersucht der Mächte unter einander noch die weite Entfernung hinzukommt, die einen Krieg sehr kostspielig macht. Daher kann man sich nicht allzusehr wundern über die allgemeine Neigung der Diplomaten, womöglich stets ohne Gewalt auszukommen und sich mit Versprechungen zu begnügen, woran es natürlich auf chinesischer Seite nicht gefehlt hat. Hoch und heilig ist von Peking aus versichert worden, solche Unruhen sollten nicht wieder vorkommen. Wenn sie sich nun aber doch wiederholten, was dann? Nun dann wird eben wieder ein Ultimatum geschickt, um ein neues Versprechen zu bekommen, und so fort.

Zunächst freilich können wir wohl, vorausgesetzt daß keine revolutionäre Bewegung von Bedeutung eintritt, ruhigern Zeiten entgegensehen, weil die gemessenen Befehle zum Schutze der Fremden, die von Peking aus an die am Yangtzekiang regierenden Vizekönige und durch diese an die niedern Beamten ergangen sind, endlich die nötige Wirkung auszuüben scheinen. Ferner ist es den Gesandten, wenn auch nicht ohne Mühe, gelungen, einen kaiserlichen Erlaß zu erwirken, der überall in dem weiten Reiche durch Maueranschlag bekannt gemacht worden ist. Darin wird von der christlichen Religion in achtungsvollster Weise gesprochen, und die Missionare werden ausdrücklich in den Schutz sämtlicher chinesischen Beamten gestellt. Ist denn das aber nicht ein greifbares Ergebnis, wenn in einem autokratisch regierten Lande, wie es China ist, der Herrscher selbst einen solchen Befehl erläßt? wird mancher fragen. Nun, ganz ohne Nutzen wird der Erlaß nicht sein, aber daß man sich nicht unbedingt auf seine Wirkung verlassen kann, haben die Ereignisse sogar bewiesen; denn die Vorgänge in Itschang fallen später. Und was helfen selbst kaiserliche Worte, wenn die untern Beamten sich zwar wohl hüten, die befohlene Bekanntmachung zu unterlassen, zugleich aber wenig oder nichts thun, um der von der Provinz Hunan ausgehenden Verbreitung von schamlosen fremdenfeindlichen und widerchristlichen Flugschriften Einhalt zu thun?

Mehr und mehr hat sich gezeigt, daß hier die Hauptursache der Unruhen zu suchen ist. In China ist es so schwierig, einer Sache auf den Grund zu kommen, daß man zufrieden sein muß, wenn man nur eine einigermaßen ausreichende Erklärung für einen ungewöhnlichen Vorgang gefunden hat. Am wahrscheinlichsten ist es, daß mehrere Ursachen bei den Unruhen zusammengewirkt haben. Viele glauben noch immer an eine bevorstehende Revolution, obgleich ein ursächlicher Zusammenhang zwischen revolutionären Regungen und der Bewegung gegen die Missionare durch nichts bewiesen ist. Das vorschnelle Urteil hat sich in diesem Falle für die Urheber selbst als recht nachteilig erwiesen. Beim Ausbruch der Unruhen klügelten nämlich einige schlaue Leute aus, um der Missionare willen,

Digitized by Google

deren Anwesenheit einem großen Teile des chinesischen Volkes ganz gleichgültig wäre, könnten sich nicht so viele Köpfe erhitzt haben; die Unruhen müßten daher nur Mittel zum Zweck sein. Die Verschwörer, hieß es in allen Zeitungen, wollten die chinesische Regierung in Ungelegenheit mit den fremden Mächten bringen, um dann im Trüben fischen und die jetzige Regierung umstürzen zu können. Wie sich die maßgebenden Beamtenkreise in Peking wohl dabei ins Fäustchen gelacht haben werden! Schleunigst wurde der chinesische Gesandte in London angewiesen, diesen Einfall als Hauptsaite auf seine eigne Violine zu spannen und den Ton dieser Saite ungefähr so zu stimmen: Wir armen Chinesen! Nun steht uns eine Revolution in Aussicht, und zu gleicher Zeit kommt ihr mit euern Kriegsschiffen und droht mit Gewaltmaßregeln, wenn die Unruhen nicht aufhören werden! Laßt uns doch nur zunächst allein machen und stört uns nicht in unsern Vorbereitungen zur Unterdrückung der Revolution, sonst können wir für nichts einstehen, und wenn dann manche Europäer und Amerikaner an Leib und Leben Schaden nehmen sollten, so werdet ihr es euch selbst zuzuschreiben haben!

Man wird zugeben, daß dies ein außerordentlich kluger Einfall war. Es wurde damit ein Gedanke aufgegriffen, den die Ausländer selbst verbreitet hatten, und zugleich wurde den fremden Gesandten in Peking ein hochwillkommner Anlaß gegeben, es mit der wörtlichen Bedeutung eines Ultimatums nicht allzu genau zu nehmen, bis dann ein freundliches Geschick in Gestalt einiger Kosaken auf der Hochebne von Pamir alle Beteiligten von ihren Sorgen erlöste.

Eine zweite Ansicht ist die, daß die chinesischen Beamten selbst in ihrem Hasse gegen die Ausländer die Unruhen angezettelt hätten. In dieser Auffassung steckt ein richtiger Kern, aber die Beamten unmittelbar verantwortlich zu machen, ist weit über das Ziel hinausgeschossen. Daß sie die Ausländer durchaus nicht lieben, ist zu natürlich, als daß man sich darüber wundern sollte. Aber bei Unruhen, die gegen die Fremden gerichtet sind, die Hand selbst mit im Spiele haben zu wollen, würde in den meisten Fällen viel zu gefährlich für die Sicherheit ihrer Stellung sein, als daß sie so etwas nicht aus einfachster Klugheit lieber hübsch bleiben lassen sollten.

Andrerseits unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß die Mandarinen ihrer stillen Abneigung gegen die Ausländer in mittelbarer Weise Ausdruck gegeben und dadurch ganz entschieden den Unruhen Vorschub geleistet haben. Schon in unserm ersten Aufsatz über die Unruhen ist von den in der Provinz Hunan gedruckten und von dort her verbreiteten Flugschriften die Rede gewesen. Inzwischen hat sich ein in Hankau ansässiger Missionar, Dr. Griffith John, der Mühe unterzogen, den Urhebern dieser anstößigen Litteratur auf die Spur zu kommen, und es ist ihm auch gelungen, eine Anzahl von Personen namhaft zu machen, die von Hunan aus diese Flugschriften verbreitet haben. Hierdurch hat er sich große Verdienste erworben, denn diese Leute sind die eigentlichen Uebelthäter. Durch ihr Thun wurde seit mehreren Jahren die öffentliche Meinung der Chinesen am ganzen Yangtzekiang derart beeinflußt, daß es für einige unternehmende, plünderungslustige Köpfe nicht schwer sein konnte, die Menge zu Thätlichkeiten gegen die Mission fortzureißen. Denn unzufriedne Leute giebt es genug in China, ohne daß man deshalb an eine Revolution zu denken braucht. Sie sind auch mit der Plünderung von Christenhäusern zufrieden, wenn sie den Boden so wohl vorbereitet finden, und wenn sie annehmen zu dürfen glauben, die Beamten, die nicht gegen die Verbreitung solcher Flugschriften eingeschritten seien, würden wohl beim Abbrennen von Missionsstationen gleichfalls ein Auge zudrücken. Hierin haben sie sich auch nicht ganz

Digitized by Google

getäuscht. An manchen Orten hätte es vollkommen in der Hand der Beamten gelegen, den Aufruhr im Keime zu ersticken und die Kirchen und Häuser der Missionare vor Zerstörung zu bewahren. Statt dessen ließ man die Plünderer ruhig gewähren. Als dann die fremden Gesandten auf nachdrückliche Bestrafung der Brandstifter und der säumigen Mandarinen drangen, sind einige Personen geköpft und ein paar Beamte abgesetzt worden. Außerdem hat man es an reichlicher Entschädigung in Geld nicht fehlen lassen. Aber die Öffnung von Hunan für den fremden Handel und die Missionen, wovon anfangs so viel die Rede war, scheint ganz von dem Programm der Gesandten gestrichen zu sein, trotzdem daß kürzlich von der Bevölkerung dieser Provinz eine Proklamation ausgegangen ist, worin sie sich verpflichtet, die gehaßten Fremden aufs äußerste zu bekämpfen. Mit keinem Worte ist in dieser Proklamation von revolutionären Absichten die Rede. Im Gegenteil heißt es darin ausdrücklich, die ganze Provinz wolle bis auf den letzten Mann für die Dynastie in Peking einstehen.

Auch sonst sind für eine den Sturz der jetzigen Dynastie planende Bewegung bis jetzt gar keine Beweise beizubringen gewesen. Eine Anzahl von Kisten mit Waffen, die von Hongkong hierher kamen und mit Beschlag belegt wurden, weil ein bis dahin in chinesischen Diensten stehender englischer Zollbeamter sie den Yangtzekiang hinauf zu schmuggeln versuchen wollte, scheinen zwar das Gegenteil zu zeigen. Aber diese Angelegenheit, die hier an der ganzen Küste viel von sich reden gemacht hat, wird wohl einem etwas aus den Fugen geratnen Gehirn ihren Ursprung verdanken. Der Betreffende wollte sich selbst an die Spitze einer Bewegung stellen, die zum größten Teil nur in seinem eignen Kopfe bestand.

Sodann hat es sich kürzlich im Norden etwas geregt, und dort ist auch wirklich eine Art Aufruhr zustande gekommen. Sobald aber der Vizekönig Li Hung Tschang in Tiensin ein paar tausend seiner hauptsächlich von deutschen Offizieren gut gedrillten Truppen den auf angeblich 7—8000 Mann angewachsenen Rebellen entgegenschickte, wurden diese in alle Winde zerstreut. Es scheint also nicht mehr als eine ungewöhnlich große örtliche Störung der Ordnung gewesen zu sein, wie solche in China hin und wieder vorkommen.

Jedenfalls hat das nichts mit den christenfeindlichen Kundgebungen am Yangtzekiang zu thun. Um eine Wiederholung derartiger Unruhen zu verhüten, ist es in erster Linie erforderlich, daß die von Hunan ausgehende schamlose Litteratur energisch unterdrückt werde. Wenn Schandschriften über das Christentum, in denen der Ausdruck „Religion der Schweine“ noch zu den milden gehört, ungestört und ungestraft in China von Gebildeten und Ungebildeten gelesen und verbreitet werden können, dann ist natürlich eine Wiederkehr solcher Unruhen, wie wir sie kürzlich erlebt haben, zu jeder Zeit möglich. Die obersten chinesischen Behörden in Hankau scheinen jetzt, betroffen über die Entrüstung, die die von Dr. John berichteten Thatsachen unter allen Ausländern hervorgerufen haben, strenge Maßregeln ergreifen zu wollen. Sollte es gelingen, dem Aufruhr ein Ende zu machen, so würde dem genannten Missionar, der in stiller und bescheidener Weise zum Wohle sämtlicher Ausländer gearbeitet hat, das Hauptverdienst an der Besserung der Zustände zuzuschreiben sein.

Guter Lesestoff fürs Volk. Von verschiednen Seiten bemüht man sich neuerdings, guten Lesestoff — d. h. wirklich oder vermeintlich guten — unter dem Volke zu verbreiten. Allzugroß sind die Erfolge nicht; guter Wille und auch Geld sind vorhanden, die Schwierigkeit aber besteht darin, die Volksausgaben und

Digitized by Google

die Schriften fürs Volk wirklich bei dem Volke einzubürgern. Abgesehen davon, daß eigentlich niemand zum Volke gezählt werden will, der kleine Landmann liest das Blättchen, das für seine Gegend die amtlichen Verkündigungen und zugleich die landwirtschaftlichen Anzeigen bringt, der Arbeiter, der noch nicht Sozialdemokrat ist, der kleine Handwerker ꝛc. lesen das billigste Käseblatt des Ortes, aber damit ist ihr Lesedurst auch reichlich gestillt. Daher ist schwer mit weiterem Gedruckten dort anzukommen. Was könnte man thun? Jene Blätter zu verdrängen ist unmöglich, wie Jeder weiß, der die Dinge auch nur aufs oberflächlichste kennt. Nun könnte man versuchen, mit jenen Blättchen in Verbindung zu treten, ihnen für den Unterhaltungsteil, den sie ja alle haben und haben müssen, guten Stoff frei zur Verfügung stellen. Aber auch das ist oft schwer und mißlich, denn gerade so ein kleiner Redakteur, der gewöhnlich zugleich der Verleger und Drucker ist, will sich nicht in seinen Kram hineinreden lassen, und außerdem weiß er zur Genüge, wozu seine spannenden Feuilletons und die Mordthaten im Vermischten nötig und gut sind. Da hat nun ein württembergischer Pfarrer einen Ausweg gefunden und flugs thatkräftig beschritten: er begründete auf eigne Faust ein von ihm selbst redigirtes Beilagenblatt und benutzt für dieses die kleinen Zeitungen als Fuhrwerk und Bestellboten; die kleinen Redakteure oder Verleger nehmen natürlich das Beiblatt gern an und kümmern sich nicht weiter um dessen Inhalt. Worin besteht nun aber dieser Inhalt? Hier ist womöglich das Vorgehen des klugen und wohlwollenden geistlichen Herrn noch origineller und förderlicher. Statt sich an den Genius Hermann Heibergs oder Sudermanns zu wenden, dachte er: Da haben wir nun die reichen Vorratskammern unsrer großen und schönen Litteratur auf der einen Seite und das geistig darbende und doch so empfängliche Volk auf der andern, man braucht also nur zu vermitteln. So griff er denn frisch und mit sicherm Blick in jene lebendigen Schätze hinein. Daher heißt das Autorenverzeichnis des ersten Jahrgangs seines Blattes (1891, „Stimmen der Väter" hat er es genannt): Luther, Hans Sachs, Mathias Claudius, Goethe, E. M. Arndt und Uhland. Und prächtige Stücke haben er und die paar Freunde, die helfen, ausgewählt. Im Laufe dieses Jahrgangs sollen unter andern Moltke und Bismarck Mitarbeiter werden. Die Leser bewältigen die vier Seiten aller vierzehn Tage gern und disputiren eifrig darüber. Dem einen ist die Beilage zu fromm, dem andern zu weltlich u. s. w. Desto besser.

Der Verfasser dieser Zeilen steht sowohl den geistlichen als den württembergischen Kreisen fern. Er lernte das Blatt durch freundliche Zufallsverbindung kennen und möchte nun auch andre Kreise dazu anregen, mit dem Herausgeber Pfarrer Dr. Losch in Erkenbrechtsweiler, Oberamt Nürtingen, in Verbindung zu treten. Die Bühlersche Buchdruckerei in Urach würde für geringen Preis die Auflage erhöhen und die nötigen Exemplare liefern; verdienen will ja niemand weiter dabei.*) Nein kirchliche Blätter werden vielleicht an manchem frischen und muntern Stück in den „Stimmen der Väter," z. B. den Hans Sachsschen, Anstoß nehmen; deshalb werden sie ja auch bei den untern Schichten nicht warm. Aber hier und da finden sich vielleicht sonst einer oder mehrere, die die paar Pfennige aufbringen und dafür sorgen, daß das vortreffliche Sonntagsblättchen den ihnen erreichbaren Amtsankündigern oder sonstigen kleinen Blättern ihrer Gegend beigelegt werde, und diese ihrerseits werden das des eignen Vorteils wegen gewiß gern annehmen.

*) Etwa gewünschte vorherige Auskunft giebt auch gern Prof. Dr. Heyck in Freiburg i/B.

Digitized by Google

In usum Delphini. Wir stehn nicht bloß unter dem Zeichen des Verkehrs, wir kämpfen auch wacker gegen die Unsittlichkeit, und da nicht früh genug damit begonnen werden kann, so hat natürlich schon die Schule die Aufgabe, alles auszuschließen, was ein zartes Seelchen beleidigen könnte, namentlich das einer höhern Tochter. Vor kurzem brachte eine Zeitung eine Probe von der Art, wie in den Lesebüchern die bekanntesten Lieder für Mädchenschulen zubereitet werden. Da ging zwar auch das Mühlenrad in einem kühlen Grunde, aber nicht mein Liebchen war verschwunden, das wäre doch gar zu anstößig gewesen, nein, der Onkel war so gütig gewesen, für das Liebchen einzutreten, und hatte sich aus dem Staube gemacht. Leider war nicht mitgeteilt worden, ob er Treue versprochen und einen Ring dabei gegeben habe, und vielleicht war das Ganze nur eine scherzhafte Erfindung, aber dann war die Erfindung gut, denn selbst an Liedern, die von dem stärkern Geschlecht auf Gymnasien und Realschulen gelesen und gesungen werden sollen, nimmt man Veränderungen vor, die ebenso geschmacklos wie unnütz sind. In dem sonst recht guten Chorbuche von Sering, königlich preußischem Musikdirektor zu Straßburg, steht das prächtige Lied Soldatenabschied von Hoffmann von Fallersleben, oder vielmehr nach Hoffmann, denn der Dichter würde sich sehr wundern, wenn er sein Kind in diesem Aufzuge sähe. Lieblich singt zwar die Nachtigall bei Sering wie bei Hoffmann, aber der vorsorgliche Pädagog läßt sie nicht vor dem Hause des Liebchens ihr Lied anstimmen, sondern schickt sie vor Vaters Haus. Allerdings sieht man nicht recht ein, was die Nachtigall, die so gern Liebende belauscht, mit dem Vater und dem Sohne zu thun hat. Kommen die denn auch am liebsten im Abenddunkel zusammen, wenn die Nachtigall singt? Aber was braucht man auch alles einzusehn, kurz, Sang und Schall ist verklungen, und das Lieben — nein, nicht das Lieben, die Freude ist nun aus. Der arme Junge, dessen einzige Freude es war, mit dem Vater zu plaudern, wenn die Nachtigall dazu sang! Die Mutter war wohl schon lange tot, und Geschwister hat er wahrscheinlich nie gehabt. Man möchte vor Mitleid weinen! Warum er dann freilich im zweiten Verse alle Liebe in sein Bündel schnürt, damit niemand etwas davon merke, das begreift man wieder nicht, denn daß er seinem Vater gut ist, kann er doch jedem sagen; aber es geschieht eben viel unbegreifliches. Jetzt wundern wir uns schon nicht mehr, daß der junge Krieger auch noch den letzten Vers übernimmt, während der Dichter hier das Mädel zum Worte kommen läßt, der Vater ist wahrscheinlich zu gerührt. „So reich mir denn noch mal die Hand, herzliebster Vater du, und bitt für mich im fernen Land, wenn du dich legst zur Ruh.“ Das klingt freilich, als zöge der Vater ins ferne Land, aber wir wissen ja, daß der Sohn wegzieht, dagegen wissen wir nicht, was für eine Ruhe gemeint ist. Die Nachtruhe? Auch schon die heutige? Da kann doch der Sohn noch nicht im fernen Lande sein! Oder der Tod? In der Regel erwartet zwar der Soldat, der in den Kampf zieht, eher den Tod als die Zurückbleibenden, aber freilich, dieser Vater macht einen so traurigen Eindruck, daß das Schlimmste für ihn zu befürchten ist; also wird wohl der Tod gemeint sein. Daß die Melodie zu einem so herzbrechenden Abschiede gar nicht passe, ist wohl nur eine Laienansicht.

Was nützen nun die Änderungen? Die großen Schüler, die das echte Lied glücklicherweise meistens kennen, lachen über diese Versuche, sie vor Schaden zu bewahren, denn sie haben doch schon von ganz andern Dingen gehört als von der Soldatenliebe. Und die kleinen? Die wissen auch schon, daß Brautleute einander gern haben, und daß Lieben kein Verbrechen ist. Also, mehr Achtung vor unsern Dichtern und mehr Verständnis für die Jugend!

Digitized by Google

Die Prahlsucht am Grabe. Der schöne Brauch, den Toten als Zeichen der Liebe einen Kranz mit ins Grab zu legen, ist nachgerade zum Mißbrauch geworden. Aus den bescheidnen Kränzen, die in ihren Maßen doch immer an den ursprünglichen Zweck des Kranzes erinnerten, das Haupt des Menschen zu schmücken, sind Kränze von Wagenradgröße geworden. Die hervorragendsten Männer der Wissenschaft und Kunst wurden einst mit einem schlichten, aus wenigen zählbaren Blättern bestehenden Lorbeerkranze geehrt; wenn heute Hinz oder Kunz, das Mitglied des Vergnügungsklubs „Hilaria," die Augen schließt, werden ganze Lorbeerbäume entblättert. Du armer, armer Lorbeer, wie bist du heruntergekommen! An die Stelle des Palmenzweiges sind die großen, mächtigen Wedel der Fächerpalme getreten, am Stiel mit einem sogenannten Blumenarrangement belastet. Das möchte ja nun alles hingehen; aber wer sichs so viel kosten läßt, will auch nicht im Verborgnen bleiben. So wird denn an dem Lorbeerwagenrad eine Schleife von Handtuchgröße befestigt, auf der in dicken goldnen Buchstaben der Name des Gebers steht. Wer jetzt den Sarg sieht, weiß auch gleich, wer die sind, die ihn so schön (!) geschmückt haben. Aber am Begräbnis nehmen doch nur wenige teil, könnten nicht auch andre davon erfahren? Nichts leichter als das; der Blumenhändler ist sofort bereit, das „Arrangement" mit der Schleife in seinem Schaufenster auszustellen, und so weiß denn bald die ganze Stadt, was für noble Freunde der Verstorbne gehabt hat! Eine einzige Steigerung wäre noch möglich, wenn nämlich unter dem Namen des Gebers in noch dickern Buchstaben der Preis genannt würde. Dann hätte man doch sofort einen Maßstab für den Schmerz der Leidtragenden. Vielleicht erleben wir das auch noch. Wo bleibt aber die Liebe, die sich nicht aufbläht, die sich nicht ungeberdig stellt, die nicht das Ihre sucht? Wahrhaft wohlthuend wirkte es, als neulich in der Kreuzzeitung in einer Todesanzeige zu lesen war: Blumenschmuck wird auf besondern Wunsch des Verstorbnen dankend abgelehnt.

Nicht schielen! Der „Export," Organ des Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, bringt in der neuesten Februarnummer einen Leitartikel über das Volksschulgesetz, der es nicht verdient, daß er klanglos versinke. Wir möchten vielmehr folgendem Satze ein schallendes Echo erwecken. „Wenn ganz Deutschland (infolge der Annahme des Gesetzes) auf gesetzlicher Grundlage der religiös-politischen Reaktion in die Arme fällt, so werden die Folgen davon auch im Auslande und auf dem Gebiete der auswärtigen Politik sich nicht so leicht verwinden lassen. Ein kulturpolitisch fortschreitendes liberales Deutschland wird in England, Amerika, Italien u. s. w. Freunde und Allianzen finden, ein mit feudalen Velleitäten verbündetes und mit Hülfe gesteigerten pfäffischen Einflusses orthodox regiertes Deutschland wird „draußen" sicherlich kein Zutrauen erwerben, einfach weil der größte Teil namentlich des gebildeten und am Kulturfortschritte arbeitenden Auslandes für ein solches Deutschland — abgesehn etwa von Rußland — kein Verständnis besitzt .... Einem den geistigen Anforderungen der Zeit Rechnung tragenden, im Übrigen recht wenig geschickt regierten Frankreich hat das Ausland seine Würdigung nicht versagen können. Und was das „Ausland" meint, ist denn doch nicht gleichgiltig genug, um unbeachtet zu bleiben. Diese gute Meinung ist von symptomatischer Bedeutung für die reale, sittliche wie materielle Kraft, die einem Lande innewohnt, und die eine werdende Weltmacht wie Deutschland auf die Dauer nicht entbehren darf! Das sollten doch auch unsre Hypernativisten bedenken, denen so wenig an der Meinung des Auslandes liegt."

Digitized by Google

Wir haben längst gewußt, daß in der Förderung deutscher Interessen im Auslande die Gefahr einer ausländernden Beurteilung deutscher Interessen im Inlande heranreife, hätten es aber niemals für möglich gehalten, daß sie so früh so ins Kraut schießen würde. Der „Export" hat stets das Vorrecht eigner Meinungen in den Kolonialfragen besessen, und wir haben uns gerade darum gewöhnt, seine Urteile mit Ernst aufzunehmen, auch wenn wir von ihm abwichen. Aber diesen Aussprüchen gegenüber möchten wir doch wünschen, allen Ernst abstreifen und den à la mode-Michel mit schallendem Gelächter begrüßen zu können. Leider ist die Sache wenig komisch, wenn auch eine tiefe Ironie darin liegt, daß die Ausländerei heute im Gewande des sorgenvollsten Patriotismus auftritt. Trübe stimmt die Unausrottbarkeit dieses Lasters, die Unbelehrbarkeit, die wir von neuem nach einer so langen und schweren Lehrzeit sich bezeugen sehen, die alte Blödheit des geistigen Blickes, auf die sich diese Anschauungen gründen. Wenn wir auf irgend einem Gebiete dem ganzen Ausland Anerkennung abgewonnen haben, so ist es auf dem der Schule, und nichts hat die ernstesten französischen Beurteiler zu reicherem Lobe hingerissen, als der Religionsunterricht und die Innigkeit der Verbindung mit der Kirche, den unsre Schule noch zu bewahren verstanden hat. Der Vorrang wird Deutschland auf keinem Boden so allgemein zugestanden, wie auf dem der Schule. Und da sollten wir uns bei einer innern Angelegenheit, bei einer Neuordnung des Volksschulwesens, von der niemand im Ernste behaupten kann, daß sie uns diesen Vorrang nehmen könne, nach dem Urteile von Völkern richten, die gerade im Schulwesen noch große Schritte zu machen haben, um uns gleich zu kommen?

Aber gesetzt auch, es bestünde Gefahr, daß unsre Schulen Schaden nehmen, wäre nicht noch größer die Gefahr des unselbständigen Schielens nach außen, das uns die Erwägungen des „Exports" empfehlen? Das beste Mittel, die Achtung des Auslands zu bewahren, besteht in dem ruhigen, um fremdes Urteil unbekümmerten Fortgehen auf dem für richtig erkannten Wege. Nicht die Schwenkungen der innern Politik, sondern ihre Schwankungen schaden unserm Ansehen. Selbst das Frankreich Napoleons III., mit dem Deutschland nie zu vergleichen sein wird, war in ganz Europa geachtet, so lange es den Eindruck des Selbstvertrauens hervorzurufen wußte; Deutschland stand nie tiefer als in der Zeit, wo es sich bestrebte, liberalen Mustern in Frankreich, Belgien u. s. w. näher zu kommen. Das Ausland fragt nicht nach unsern Einrichtungen, sondern nach unsern Leistungen, nicht nach dem, was wir wollen, sondern nach dem, was wir können. Nur die geschlossne, in sich feste Existenz imponirt, diese verlieren wir aber von dem Augenblicke an, wo wir den Maßstab für die in uns wohnende „reale sittliche wie materielle Kraft" von dem Urteil des Auslandes abhängig machen. Auch vom Volke gilt, was der Dichter vom Einzelnen singt:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist doch die Persönlichkeit.

Das fehlte noch! rief der Abgeordnete Rickert, als der Justizminister die Annahme zurückwies, er habe unter dem Druck der Volksversammlungen eine strenge Untersuchung des Xantener Mordes angeordnet. War denn Herr Rickert vor einem Jahre so entrüstet, als in Volksversammlungen die Aufhebung der Getreidezölle verlangt wurde? Müßte er nicht auch heute die Regierung loben, wenn sie den Ansturm des gelehrten und des ungelehrten Volkes gegen das Schulgesetz gar nicht beachtete?

Digitized by Google

Litteratur

König Ludwig I. von Bayern in seinen Briefen an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland. Von Legationsrat Dr. Ludwig Trost, k. b. Geh. Haus- und Staatsarchivar. Bamberg, C. C. Buchnersche Verlagsbuchhandlung, 1891

Heinrich von Treitschke hat in seiner Deutschen Geschichte ein Charakterbild Ludwigs I. von Baiern, des Teutschen, des Romantikers auf dem Throne entworfen, das bei allem Streben nach unbefangner, gerechter Würdigung doch in einem ironischen Grundtone gehalten ist. Über den Politiker Ludwig, der nicht aufhörte, Gelüste nach einem Stück von Baden und der Pfalz zu hegen, der gern Heidelberg und Mannheim sein genannt hätte, der sich den preußischen Königen gegenüber als der vornehmere fühlte, weil sein Stammhaus das ältere war, und der auch für den dritten Nachbar, für Österreich einen kleinen Groll wegen Salzburg hegte, das nicht zu Baiern gekommen war: diesen Ludwig kann Treitschke nicht mit seinem Spotte verschonen. Er erkennt seine großen Verdienste um die Schöpfung des neuen Münchens an, gesteht ihm in dieser Richtung wahre Thatkraft und einen Zug von Größe zu, spottet aber um so mehr über den König, der es bei aller Begeisterung für griechische Schönheit doch nicht zu einem schönen Deutsch im schriftlichen Ausdruck brachte und die unglückliche Marotte hatte, seine holprigen Verse der deutschen Nation im Druck vorzulegen. In dieser sarkastischen Zeichnung hat natürlich das Urteil Goethes über König Ludwig, das uns Eckermann aufbewahrt hat, keinen Platz gefunden. Goethe sagte: „Da sehen Sie einen Monarchen, der neben der königlichen Majestät seine angeborne Menschennatur gerettet hat. Es ist eine seltene Erscheinung und deshalb erfreulicher." Goethe kannte den König als Kronprinzen noch von Rom her; Ludwig betrieb hier den Goethekultus sehr eifrig zu einer Zeit, wo der Dichter nur noch mit sehnsüchtigen Gedanken in Rom und Italien weilen konnte. Aber das Urteil Goethes ist doch von großem Wert und darf von der Geschichtschreibung nicht überschlagen werden. Denn Ludwig benahm sich stets, trotz seiner Schrullen, Fehler, Leidenschaften, Verirrungen, doch als eine vornehme Natur, und das Urteil Goethes findet seine reichste Bestätigung in Ludwigs vielfach erhaltenen Ausbrüchen der Freude, als er 1848 vom Throne herabgestiegen war. Als den „fröhlichsten Menschen in ganz München" fühlte er sich, nachdem er die Last der Regierungsgeschäfte abgewälzt hatte; er wollte sich nicht zum „Unterschreiber" von Regierungsakten machen lassen, er faßte das königliche Amt viel selbstherrlicher auf. Sein Kummer nach dem Rücktritt war nur der, daß er jetzt weniger Einkommen hatte und darum für die Kunst nicht mehr wie früher sorgen konnte.

Man begreift leicht, daß die bayrischen Geschichtschreiber den Standpunkt Treitschkes nicht einnehmen, daß sie sich ihrerseits weniger mit dem Politiker als mit dem Menschen- und Kunstfreunde Ludwig beschäftigen. Vor einigen Jahren hat Karl Theodor Heigel in seinen „Vorträgen und Aufsätzen" das Verhältnis des Königs zu Martin Wagner, seinem künstlerischen Agenten in Rom,

Digitized by Google

der aber nicht bloß ein großer Kenner, sondern auch selbst ein bedeutender Künstler war, sehr lehrreich dargestellt. Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten des fleißig korrespondirenden Königs, seine Briefe sorgfältig aufzubewahren; sie wurden, mit Nummern versehen, schön geordnet und sind darum jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert, eine wertvolle Geschichtsquelle. Den Briefwechsel Ludwigs mit Wagner hat Heigel zu einem anziehenden Charakterbilde beider originellen Männer ausgenützt. Die vornehme Natur des Königs, die dem Korrespondenten keineswegs Zwang auferlegte, sondern ihm gestattete, sich völlig freimütig zu äußern (und Wagner war nicht eben zimperlich im Ausdruck), tritt dabei warm hervor.

Nun hat Dr. Trost einen andern Briefwechsel des Königs in ähnlicher, wenn auch nicht so formschöner Weise verwertet, und dieser Briefwechsel des Königs mit seinem Sohne läßt den rein menschlich liebenswürdigen Charakter des Monarchen noch wärmer leuchten, trotz aller entsetzlichen Partizipialkonstruktionen! Diese Briefe führen uns in das Familienleben des Königs ein, das den Zeitgenossen gewöhnlich verborgen war, und wir lernen seine außerordentliche Zärtlichkeit und Sorgsamkeit als Vater, Gatte und Schwiegervater kennen. Im ganzen wird das Bild des Königs nicht geändert, sondern nur um Einzelheiten bereichert, die den Patrioten freuen können. So muß man z. B. Baier sein, um sich für die einzelnen damals jungen und inzwischen alt gewordnen Prinzen zu interessiren, von denen die Rede ist. Der Briefwechsel, der teils im Anhang, teils im Text der Charakteristik des Königs mitgeteilt wird, hat aber noch eine andre Bedeutung, wodurch er zu einem wichtigen Beitrage der politischen Geschichte jener Zeit wird. Neben der Begeisterung für die Kunst war es die leidenschaftliche Liebe zu den alten Griechen, die König Ludwig erfüllte. „Schon der Knabe, der angehende, versetzte sich in Gedanken nach Griechenland, gierig sog er dessen Geschichte ein, Anklang hatte für ihn alles Hellenische, es schwärmte der Mann dafür, und innigen Anteil nimmt der alte Philhellene an dessen Gedeihen," so schreibt der König in einem der mitgeteilten Briefe an seine Schwiegertochter in Athen (20. Oktober 1859), und diese leidenschaftliche Liebe zum alten Griechenland war es, die es durchsetzte, daß auf den Thron des vom Türkenjoch befreiten neuen Griechenlands ein Wittelsbacher, Ludwigs Sohn Otto, gesetzt wurde. Obwohl nun der König sehr viele eigne Geschäfte hatte, nahm er doch auch an den Geschicken seines Sohnes Otto den lebhaftesten Anteil und begleitete ihn mit unermüdlicher Sorgfalt auf allen seinen Schritten. Er gab ihm Ratschläge allgemeinerer Art, grundsätzliche Bemerkungen über die Aufgaben und Pflichten seines königlichen Amtes und wurde von Otto oft als Helfer und Ratgeber in materieller und politischer Not angerufen. Otto hatte sehr viel unter dem Übelwollen Englands zu leiden, auch Frankreich gehörte nicht zu seinen Freunden; da wurde der königliche Vater in München gebeten, sich bei den andern Schutzmächten, Österreich und Rußland, zu verwenden, was dieser denn auch eifrig that. Dabei war Ludwig immer bemüht, dem Sohne Verhaltungsmaßregeln zu geben; er suchte ihm die Braut aus, er riet ihm, auf seiner königlichen Autorität zu verharren und sich die souveräne Gewalt nicht schmälern zu lassen u. dergl. m. Auch schweres Geld ließ er sichs kosten, um den Thron seines Sohnes in Griechenland zu sichern. Als Otto hinkam, war das Land so verarmt, daß es nur unter der Bürgschaft der Schutzmächte eine Anleihe erlangen konnte, und für einen würdigen Aufenthaltsort des neuen Königs war auch nicht gesorgt. Doch war der Bau einer königlichen Residenz eine politische Notwendigkeit, und um ihn zu ermöglichen, streckte Ludwig seinem Sohne die Summe von etwa anderthalb Millionen Gulden vor. Otto war aber immer verhindert, diese Schuld

Digitized by Google

zu bezahlen, und sie brachte den reichen Vater nach der Thronentsagung selbst in Verlegenheit. Es ist nun merkwürdig, in dem Briefwechsel die auf diese Angelegenheit sich beziehenden Stellen zu verfolgen, die uns den großherzigen und reichen König in Geldverlegenheiten zeigen. Hatte er doch aus seinem eignen Privatvermögen während seiner Regierungszeit achtzehn Millionen Gulden auf seine Bauten verbraucht, da fiel ihm jede Million schwer, die er einbüßen mußte! Der arme König erlebte übrigens gar nicht die Zurückzahlung der anderthalb Millionen, denn als König Otto auch dem griechischen Thron (1860) entsagte, verweigerte der griechische Staat die Anerkennung der Schuld; erst 1883 wurde sie bezahlt.

Außer den Briefen des Königs enthält der Anhang des Buches noch einige politisch interessante Aktenstücke zur Geschichte der Regierung Ottos von Griechenland, so Briefe von König Friedrich Wilhelm, von Metternich, von Kaiser Franz Joseph, die sich alle auf die Nöte beziehen, in die Otto durch das Verhalten Englands versetzt worden war.

Erlebtes und Erstrebtes. Von H. Settegast. Berlin, Puttkamer und Mühlbrecht, 1892

Weniger mit seiner eignen Person macht uns der Verfasser, dessen Name über Deutschland hinaus einen guten Klang hat, bekannt, als mit der Entwicklung des landwirtschaftlichen Unterrichts in Preußen, um die er sich so große Verdienste erworben hat, und mit einer Reihe von ausgezeichneten Männern, die ihm im gemeinnützigen Wirken auf diesem Gebiete vorangeschritten waren oder hilfreich zur Seite standen. Höchst anziehende Gestalten sind die beiden ostpreußischen Gutsbesitzer von Farenheid, Vater und Sohn. Der ältere Farenheid, bei dem Settegast seine Ausbildung zum praktischen Landwirt genoß, hatte seine Hörigen schon sieben Jahre vor dem königlichen Erlaß von 1807 befreit und schrieb später in seinem Testament: „Eine Nation armseliger, heimatloser Tagelöhner konnte ich nicht wohl »meine Nation« nennen. Aus diesen Grundzügen [Grundsätzen?] geht hervor, warum ich das Schulwesen hob, warum ich es für ein Verbrechen hielt, die Zahl der Bauern durch Gewinnung ihrer Ländereien zu vermindern, und warum ich rohe und unsittliche Leute aus meinen Gütern entfernte. Mein sehnlichster Wunsch ging stets auf Billigkeit, Menschlichkeit, Sittlichkeit. Dies zu verallgemeinern war mein Streben.“ Auf seinem Gute Angerapp legte er 1803 ein Vollblutgestüt an, das für die preußische Pferdezucht bahnbrechend wurde. Bei der Versteigerung seiner Pferde wurden Preise geboten, durch deren Höhe er sich „aufs peinlichste berührt fühlte,“ und er war außer sich, wenn sein Ruf: Halt! zuviel! keine Beachtung fand. Der Oberpräsident von Schön pflegte ihn deshalb den transzendentalen Pferdezüchter zu nennen. Ging der Humanismus des ältern Farenheid mehr in die Breite, „seine vielseitigen Strebungen in philosophischer, geschichtlicher, politischer, sozialer und wirtschaftlicher Richtung durchgeistigend,“ so war sein Sohn († 1888) mehr Humanist im engern Sinne, richtete in seinem Schlosse Beynuhnen „den Vorbildern des Idealen einen Tempel auf,“ d. h. legte eine Antikensammlung an, und wirkte für seine Ideen mit solchem Erfolg, daß er später in einer Schrift „von dem wachsenden Interesse für die Schönheit der Antike, von dem tiefen Erfassen des griechischen Geistes in seiner Landschaft“ berichten konnte. Diese beiden Männer bilden eine hübsche Illustration zu dem landläufigen Begriffe des preußischen Junkers und einen wohlthuenden Gegensatz — oder sollen wir sagen die schlagendste Widerlegung? — zu der Ansicht Adam Smiths, daß Selbstsucht die einzige Triebfeder im wirtschaftlichen Leben sei.

Digitized by Google

Settegast erwähnt auch die Grenzboten. Er bemerkt zum Jahre 1848, daß er revolutionäre Maßlosigkeiten entschieden abweise und sich zu einem geläuterten Liberalismus bekenne. Dann fährt er fort: „Den Stürmen des Revolutionsjahres sollte nicht in schwüler Atmosphäre der Reaktion dauernde Windstille folgen. Dafür sorgten die Hüter gesunder Volksaufklärung, unter denen Gustav Freytag und Julian Schmidt stets einen hervorragenden Platz behaupteten. In den Kreisen Vorurteilsfreier wird niemals vergessen werden, welche Dienste diese politischen Vorkämpfer zur Klärung und Stärkung besonnenen Fortschritts mittelst ihres Organs, die [!] Grenzboten, dem Vaterlande in schwerer Zeit geleistet haben." Von Politik ist sonst in dem Buche nur so weit die Rede, als sie des Verfassers Fach, die Landwirtschaft, berührt. Einen mäßigen Zollschutz des Körnerbaus hat er seiner Zeit ebenfalls empfohlen, aber den Satz von 25 Mark für ausreichend und die Erhöhung des Zolls bis auf 50 Mark „für einen verhängnisvollen volkswirtschaftlichen Fehlgriff" erklärt. Wie vollkommen auch Settegasts Wirken von dem Humanismus seines Lehrers Farenheid durchgeistigt gewesen ist, das offenbart am schönsten seine Festrede bei der Jubiläumsfeier der landwirtschaftlichen Akademie zu Proskau. Er hat darin einerseits den durch die Namen Thaer, Liebig und Darwin bezeichneten wissenschaftlichen Fortschritt der Landwirtschaft dargelegt und ist andrerseits der Auffassung entgegengetreten, daß die Landwirtschaft, wie jedes andre Gewerbe, lediglich den Zweck habe, einen möglichst hohen Reinertrag herauszuschlagen, und daß demnach gleich andern Kosten auch der Arbeitslohn rücksichtslos zu vermindern sei, soweit es das Gesetz von Angebot und Nachfrage gestattet. Wir führen uns zu Gemüte — sagt er hiergegen —, „daß die Arbeitsware des Menschen von der Person untrennbar ist, und daß an die höchsten Fragen der Sittlichkeit und Gerechtigkeit der materielle Maßstab des Nutzens oder des Reinertrages nicht gelegt werden kann."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Gerichtssaal und Presse

Daß öffentliche Gerichtsverhandlungen von manchen Blättern lediglich als Belustigungsstoff angesehen werden, ist nichts neues. Es begann das sofort nach Einführung des öffentlichen Verfahrens. Da wurden Manieren, Dialekt, unbeholfne Ausdrucksweise der Angeklagten, der Zeugen, der Streitenden „humoristisch“ geschildert, und es ist vorgekommen, daß ein Berichterstatter komische Szenen erfand, wenn sie sich ihm nicht in erwünschter Fülle darboten. Das entsprach nun zwar wenig dem Ernst der Sache, ist aber doch immer noch harmlos im Vergleich damit, daß sich in neuster Zeit Journalisten die höchste Instanz in der Beurteilung der Rechtsfälle und des Prozeßwesens anmaßen. Man spürt, daß sie aus der Schule der Theaterreferenten hervorgegangen sind; ganz in deren Weise werden dem Leser die handelnden Personen und das Publikum beschrieben, die Personen erscheinen wie die Typen der Pantomime oder der Oper. Da ist die verfolgte Unschuld: die Angeklagte, der Intrigant: der Staatsanwalt, der tapfre Ritter: der Verteidiger. Als edler Charakter nimmt der Berichterstatter natürlich für die Verfolgten Partei, besonders für hübsche Damen mit anrüchiger Vergangenheit; ist der faule Fleck an dem rotwangigen Pfirsich (siehe Dumas) nicht mehr zu verstecken, so wird die menschliche Teilnahme für die Unglückliche zur Schwärmerei. Aber sein ganzes Entzücken pflegt der gewöhnlich stammverwandte Verteidiger zu sein. Wie elegant der seine Klinge führt, wie geistreich er den Verfolger abtrumpft, ihn lächerlich macht, das versetzt ihn in helle Begeisterung. Dafür wird für den Staatsanwalt der Pinsel in das schwärzeste Schwarz getaucht. Der Verabscheuungswürdige ist aus eitel Bosheit und Blutdurst zusammengesetzt, ihm ist kein

Digitized by Google

Mittel zu schlecht, Unschuldige ins Verderben zu stürzen. Die Behandlung des Präsidenten hängt von seinem Verhalten ab; bald spielt er die Rolle des guten Onkels, der Anspruch auf Wohlwollen hat, bald verfällt er als Tyrann derselben Verdammnis wie der öffentliche Ankläger. Endlich bleibt noch der Chor, die Geschwornen. Das sind brave, einsichtige Leute, wenn sie den Anträgen des Verteidigers entsprechen; lassen sie sich aber von den Sophismen des Staatsanwalts und der parteiischen Leitung der Verhandlungen bestricken, so dürfen sie froh sein, wenn ihnen nichts weiter nachgesagt wird, als daß sie zu beschränkt und unselbständig seien für ihr verantwortungsvolles Amt.

Das skandalöse Benehmen eines Teils der Berliner Tagesblätter bei dem Prozeß gegen den Maler Gräf ist noch unvergessen. Sollte etwa das schöne Geschäft in Berlin weniger ungefährlich geworden sein? Genug, es scheint, daß es ins Ausland verlegt werden soll. Vor uns liegt ein durch zwei Nummern der Wiener Neuen Freien Presse gehender Aufsatz, der gleich durch die Überschrift „Der Prozeß Prager-Schweitzer" angenehm auf das „Deutsch Reporter" vorbereitet. Der Verfasser nennt sich Austriacus. Daß er kein Jurist ist, läßt sich mit Händen greifen, doch hält ihn das nicht ab, eine „kriminalistisch-anthropologische (!) Betrachtung" anzustellen. Da wohl nicht jeder Leser der Grenzboten die „cause celèbre" verfolgt haben wird, so sei in Kürze erwähnt, daß ein junger Mensch namens Schweitzer des Mordversuches gegen einen Doktor Prager, seinen Schwager, bezichtigt ist, und von seiner Schwester, Frau Prager, dazu angestiftet worden sein soll. Der „sehr schönen" Frau stand die Ehescheidung bevor, da ihr Mann „herausgefunden hatte, daß das gesellschaftliche Glück seiner Frau sich mit dem seinen wenig vertrage," und Briefe an sie, deren er sich bemächtigt hatte, ihre Untreue zu beweisen schienen. Die Anklage beschuldigte sie nun, sie habe ihren Mann aus dem Wege schaffen wollen, da sie befürchten mußte, als der schuldige Teil aus dem Scheidungsprozeß hervorzugehen, und dann mittellos dazustehen, während sie selbst ihren Bruder nur beauftragt haben will, dem schlafenden Schwager aus einer Westentasche die Briefe zu rauben, die, zum Teil von verheirateten Männern herrührend, Unfrieden in Ehen hätten stiften können. Auf die Vorhaltung des Widerspruchs, daß sie den Inhalt der Briefe für unverfänglich erklärt habe, antwortete sie, wie unser Gewährsmann berichtet, „mit seinem Lächeln", Frauen dächten darüber anders. Also um andre zu schonen, versteckte sie ihren Bruder, dem Dr. Prager das Haus verboten hatte, in dessen Schlafzimmer, verkleidet und mit falschem Barte, während sie seine Oberkleider in ihrem Bette verbarg, stattete ihn auch mit Reisegeld aus, damit er ein Alibi nachweisen könne. Der junge Mensch weckte aber seinen Schwager durch ein Geräusch, gab dann aus einer Entfernung von höchstens 40 Zentimeter einen Revolverschuß auf ihn ab und entfloh.

Digitized by Google

Ohne weiter auf Einzelheiten einzugehen, geben wir zu, daß die Sache verschieden angesehen werden kann, obwohl in der stark gefärbten Darstellung des Herrn Austriacus die Schuldbeweise überzeugend wirken. Diese abzuschwächen ist aber sein Zweck. Sehen wir, wie er zu Werke geht.

Zunächst wird die Angeklagte interessant gemacht. „Sie ist eine schlanke, nur jetzt wohl infolge des Mangels an Bewegung in der Untersuchungshaft in den Formen etwas gerundete Frau von eigentümlicher Schönheit. (Soviel wir wissen, wird auch Untersuchungsgefangenen Bewegung gestattet, wenn auch nicht durch Tanzen, Reiten oder Schlittschuhlaufen.) Das schöne Oval des blassen Gesichts beleben ein paar große, weitgeöffnete Augen mit langen Wimpern. Das reiche rabenschwarze Haar ziert in dichten Flechten den Hinterkopf." Diese der Beschreibung zufolge weniger eigentümliche als orientalische Schönheit trägt „ein schlichtes schwarzes Kleid", also keine Balltoilette. „Ein schmerzlicher Zug des Leidens (kein fröhlicher!) liegt um den Mund und die leicht gehobenen Nasenflügel, wie eine stumme beklommene Frage: Wie komme ich nur da her?" Mit diesem schmerzlichen Leiden verträgt sich aber ein Lächeln, „das erst von ihren zarten Wangen schwand", als ihr die Strafe, sechs Jahre Zuchthaus, verkündigt wurde. „In der Gesellschaft galt Frau Prager stets als schön, aber herzlich unbedeutend." In derselben Gesellschaft „genoß die elegante Dame lange vor dem Jahre 1890, aus welchem die ersten Schritte zur Ehescheidung datiren, nicht mehr den Ruf der Unnahbarkeit," wogegen ihre Verteidiger ihr nur „eine große Leichtigkeit im Verkehr und Nachsicht für lose Reden" — wir möchten fast sagen: nachrühmten. Das muß eine recht anständige „Gesellschaft" sein, meint wohl der naive Leser. Nur Geduld! „Man kann nicht eben sagen, daß die Kreise, in denen das Ehepaar verkehrte, die allerersten (!) waren, allein es waren immerhin gut bürgerliche (bedanke dich, gutes Bürgertum!), so daß der Anwalt des ersten Angeklagten als er seine Worte an die Geschwornen richtete, welche diesmal großenteils den gebildeten Ständen angehörten, wohl sagen konnte: Es sind unsere Kreise, denen die Angeklagte angehört." Wenn sich dieser vortreffliche Anwalt zu der „Gesellschaft" rechnet, in der man darüber debattirt, ob die Damen mehr oder weniger nahbar seien, so kann ihm das niemand wehren; aber den Geschwornen in corpore eine derartige Beleidigung ins Gesicht zu schleudern, dazu gehört doch, mögen sie den gebildeten Ständen angehören oder nicht, ein hoher Grad von — Unverfrorenheit, um einen beliebten Berliner Ausdruck zu gebrauchen.

Die Thatsachen, die von den Angeklagten zugestanden sind, lassen sich leider nicht leugnen, aber die Absicht, zu morden, ist ihnen nicht bewiesen worden. Bedenklich ist es allerdings, daß Schweitzer für sein Unternehmen, bei dem er im Falle des Ertapptwerdens vielleicht eine Tracht Prügel riskirte, sich mit einem eigens gekauften Revolver ausrüstete, auch die Fabrikfirma an

Digitized by Google

der Waffe tilgte und von ihr sofort Gebrauch machte, ehe er noch angegriffen worden war, bedenklich, daß die Frau, die doch wußte, was vorgehen sollte, geweckt werden mußte, um von einem Dienstboten zu hören, es sei ein Schuß gefallen, bedenklich, daß sie sofort die Vermutung äußerte, ihr Mann werde selbst auf sich geschossen haben, und daß sie die Dienstmädchen schon vorher von der Wahrscheinlichkeit eines Selbstmordes des Mannes unterhalten hatte. Diese Dinge wurden vom Staatsanwalt und vom Vorsitzenden rücksichtslos ausgebeutet, doch daran dachte niemand, daß beide Angeklagten unzurechnungsfähig sein könnten! Dem kriminalistischen Anthropologen ist das ganz klar. Den Bruder hat der Gefängnisarzt als hysterisch bezeichnet, und die Schwester, weshalb soll nicht auch sie „eine pathologische Natur" sein? Diese Rechtfertigung ist bereits so oft benutzt worden, daß sie ein wenig abgenutzt ist, aber der Begründung muß man Originalität zugestehen. „Ihre stets marmorne Blässe, die merkwürdig passive Haltung . . ., der romantische Plan der Briefentwendung", alles zeugt dafür, daß „sie keine Ahnung von der Tragweite ihres furchtbaren Abenteuers hatte." Leider sagt uns der Verfasser nicht, was mit Verbrechern geschehen solle, die „die Tragweite" ihres Verbrechens nicht erwogen haben. Sollen sie alle in Irrenhäuser gebracht werden? Er begnügt sich, zu erklären, daß „den Menschenfreund und den Seelenforscher das Familiendrama im Innersten ergreifen muß", und daß notwendigerweise die Geschwornen durch vorausgehende Erörterung wichtiger Rechtsfälle im Publikum und in der Presse gegen den Einfluß „des Formalismus des gelehrten Richters" geschützt werden müßten. Die Verteidiger genügen dazu nicht, sie werden selbst von den Gerichtspräsidenten vergewaltigt.

Wir fragen: warum so schüchtern? Wäre es nicht das einfachste, jeden Rechtsfall durch einen Feuilletonisten einer freien Volksversammlung vortragen und diese durch Akklamation abstimmen zu lassen? Da könnten ja alle Gerichte abgeschafft werden.

Die vom Verfasser kritisirte Erklärung der Begriffe Mord: vorsätzliche Tötung mit Überlegung, und Totschlag: vorsätzliche Tötung ohne Überlegung im Deutschen Strafgesetzbuch ist gewiß kein Meisterstück und begreiflicherweise ein gelegner Vorwurf für die Interpretationslust. Wir glauben aber, daß im gemeinen Leben der Satz weniger Schwierigkeiten bereite. Daß sich ein Einbrecher darauf vorbereiten kann, jemand, der ihm in den Weg tritt, zu töten, daß es aber etwas andres ist, wenn einer mit der Absicht, einen bestimmten Menschen umzubringen, auf dem Thatort erscheint, das begreift sich leicht. Nur für „die schlichten Geschwornen" soll der Unterschied zu fein sein — die Geschwornen, „die diesmal großenteils den gebildeten Ständen angehörten," werden nun im Handumdrehen zu Menschen ohne eignes Urteil, unfähig, eine Stelle des Gesetzes zu verstehen, zu Spielzeugen in der Hand des Staatsanwalts und des Richters. Für die Schwurgerichte ist stets geltend

Digitized by Google

gemacht worden, daß der „schlichte," durch Juristerei nicht befangne Bürger unparteiischer über Schuld und Nichtschuld entscheiden werde, als der Kriminalist von Fach, und daß es nur darauf ankomme, ihn gegen die Beeinflussung von außen zu sichern. Jetzt wird der Einfluß der sogenannten öffentlichen Meinung geradezu gefordert!

Es ist klar, daß das Breittreten und die romanhafte Einkleidung von Kriminalprozessen eine ähnliche und noch schlimmere Wirkung ausüben können, als vor Zeiten die Räuberromane, daß das Ausmalen der Raffinirtheit und aller Kniffe und Vorsichtsmaßregeln bei verbrecherischen Unternehmungen zu einer förmlichen Schulung wird. Haben wir nicht erlebt, daß der erste Briefträgermörder sofort gelehrige Nachahmer fand? Die Öffentlichkeit kann einen günstigen Einfluß haben, der mit ihr getriebne Mißbrauch verwirrt und untergräbt unzweifelhaft das Rechtsgefühl.

Zum guten Glück fällt die Redaktion des genannten Blattes in einer spätern Nummer selbst ein vernichtendes Urteil über das Verfahren ihres Berliner Mitarbeiters. „Wohin soll es denn führen, wenn selbst das Palladium der Justiz nicht mehr vor dem Unflath . . . . er Verdächtigungen sicher ist, und wenn die Dreistigkeit professioneller Volksvergifter sich vermißt, in gerichtliche Untersuchungen einzugreifen und dieselben zu beeinflussen?" — ist in dem Blatte vom 11. Februar zu lesen. Allerdings lautet das von uns ausgelassene Wort „antisemitisch!" Und da gilt natürlich „der Ausspruch Alexanders."

Wunder nehmen kann uns solche Einmischung Unberufner in die Rechtspflege natürlich nicht. Sie gehört zum System. Der souveräne Unverstand hält sich ja für berufen, in allen göttlichen und menschlichen Dingen das letzte und entscheidende Wort zu sprechen — falls es noch erlaubt ist, von göttlichen Dingen zu reden. Vergleichen wir die heutigen Stürmer und Revolutionäre in Deutschland mit denen im vorigen Jahrhundert, nach den Befreiungskriegen, in den Dreißiger- und Vierzigerjahren, so kann uns wohl ein gelindes Grauen beschleichen. So viel jene Frühern geirrt und gefehlt haben mögen, ein Zug von Idealismus ist auch bei den Radikalsten nicht zu verkennen. Die heutigen aber bringen uns, wie in dem Aufsatze über die „kritische Schreckensherrschaft" treffend hervorgehoben wurde, das Paris vor hundert Jahren in Erinnerung. Es hat wirklich oft den Anschein, als bereiteten sich Epigonen des Procureur général de la lanterne Camille Desmoulins, des Anacréon de la guillotine Bertrand Barère, der „Geistlichen" Foucher, Billaud-Varennes, Gobel, die den Kultus der Freiheit und Gleichheit an die Stelle des Christentums setzten, der Komödienschreiber Collot d'Herbois und Fabre d'Eglantine, des Polizeispions Fouquier-Tinville, des Lohnschreibers und Fälschers Gracchus Babeuf, des Gauners Henriot, der später die Nationalgarde kommandirte, des Bedienten Hébert, des Inquirenten

Digitized by Google

der königlichen Kinder im Temple, auf ähnliche große Rollen vor. Und ebenſo richtig iſt es, daß die Geſellſchaft (nicht die des Herrn Auſtriacus) auf die Zeichen der Zeit wenig zu achten ſcheint. Fürſten und Fürſtinnen korreſpondiren und kokettiren wohl nicht mit Encyklopädiſten, und der deutſche Adel ſpielt nicht mit den Ideen der Umwälzung, wie einſt der franzöſiſche. Aber man läßt geſchehen, was nicht geduldet werden ſollte. An die Stelle der philoſophiſchen iſt die naturwiſſenſchaftliche Phraſe getreten, Eltern glauben dem Bedürfnis des Kindergemüts durch die Lehren der materialiſtiſchen Weltanſchauung und durch „eine allgemein menſchliche Moral“ genügen zu können, und es gilt für ein Poſtulat der Bildung, von den elendeſten Machwerken der peſſimiſtiſch-naturaliſtiſchen „Modernen“ Kenntnis zu nehmen, ſei es durch Anſchauen im Theater, ſei es durch Lektüre, auf die Gefahr hin, daß ſolche Geiſtes- und Gemütsnahrung auch den heranwachſenden Knaben und Mädchen in die Hände falle. Man billigt die Sachen nicht, beileibe! aber man muß doch wiſſen, was in der Litteratur vorgeht. Als ob es ſich jedermann angelegen ſein laſſen müßte, Schriften über geheime Krankheiten zu ſtudiren und den Inhalt von Kloaken chemiſch zu unterſuchen.

Gewiß iſt Selbſthilfe das einzige Mittel gegen das immer dreiſter auftretende Unweſen; allein es iſt hohe Zeit, daß dazu geſchritten, daß vor allem wieder die Pflicht jedes anſtändigen Menſchen anerkannt werde, ſich ſelbſt und ſein Haus auch ſittlich rein zu erhalten, ſich nicht durch Duldung zum Mitſchuldigen zu machen. Wir ſagen beim Anblick gewiſſer Bücher und Bilder aus dem vorigen Jahrhundert: wie muß die Geſellſchaft beſchaffen geweſen ſein, der man etwas derartiges zu bieten wagen, der man ſolches als ihr Spiegelbild zeigen durfte! Soll die Zukunft ebenſo von uns denken?

Die techniſchen Hochſchulen

Die techniſchen Hochſchulen ſind in den jüngſten Kämpfen um die Schulreform und in der babyloniſchen Sprachverwirrung der zur Reform veröffentlichten Flugſchriften und Aufſätze ſo ziemlich unberührt und unerwähnt geblieben. Nicht als ob die öffentliche Meinung, die ſich ſogar mit den Univerſitätsferien zu beſchäftigen anfängt, aus Reſpekt oder freudiger Sorgloſigkeit an den Pforten der jüngſten Hochſchulen umkehrte, ſondern wohl mehr aus weitverbreiteter Unkenntnis der Entſtehungsgeſchichte, der Organiſation und der Bedürfniſſe dieſer Schöpfungen unſers Jahrhunderts iſt nur gelegentlich vom Polytechnikum

Digitized by Google

die Rede gewesen. Wenn aber ja eine Erwähnung stattfand und eine der vielen brennenden Fragen auch zur technischen Hochschule in Beziehung gesetzt wurde, so hatte man beinahe regelmäßig den Eindruck, daß sich die Schreibenden und Urteilenden ganz willkürlich eine technische Hochschule konstruirten, die mit der in der Wirklichkeit bestehenden entweder überhaupt nichts gemein hatte oder aus Anschauungen und Berichten erwuchs, die um ein Menschenalter zurücklagen. Auch über Universitäts- und Gymnasialangelegenheiten sind im Verlaufe der letzten Jahre Mißurteile und platte Anschauungen genug zum besten gegeben worden, aber im allgemeinen wußten doch die, die darüber sprachen und schrieben, wenigstens leidlich Bescheid in den Einrichtungen und Aufgaben der Universitäten und Gymnasien. Dagegen verraten die Äußerungen, mit denen gelegentlich die technischen Hochschulen gestreift werden, daß auch sehr wohlmeinende und ernsthafte Kreise von der Geschichte wie von der gegenwärtigen Stellung der höchsten Bildungsstätten unsrer Ingenieure, Architekten und wissenschaftlichen Techniker sehr unklare Vorstellungen haben. Wie wäre es sonst möglich, daß die technischen Hochschulen gelegentlich mit den als wilde Techniken verrufenen und über das ganze deutsche Reich zerstreuten Dressiranstalten für Techniker verwechselt würden, wie könnte jemand auf den Einfall kommen, im Interesse emporstrebender Arbeiter „Vorkurse am Polytechnikum" zu fordern, wie wäre es zu erklären, daß dem längst flügge gewordnen Vogel wieder und immer wieder die Rückkehr ins Ei zugemutet wird! Die Technik nimmt einen breiten Raum im Leben der Gegenwart ein, aber nur ein kleiner Teil der Millionen, die sich ihrer Ergebnisse und Leistungen erfreuen, bekümmert sich um die Wege, auf denen ihre Vertreter zu ihrer wissenschaftlichen Bildung gelangen. Dies hätte nun auch wenig auf sich, wenn nur die Unkenntnis der Zustände und der Ziele nicht bis ins Staatsleben hineinreichte und gelegentlich einen Wirrwarr der Forderungen, der Meinungen, ja der gesetzlichen Bestimmungen veranlaßte, der nur ganz allmählich beseitigt werden kann!

Die heutigen technischen Hochschulen sind zum größern Teile aus Anfängen hervorgegangen, die sich nichts weniger als hochschulmäßig anließen, sondern, im drängenden Bedürfnis des Augenblicks für den Augenblick geschaffen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt umgestaltet wurden, und sie leiden daher, nachdem sie die wunderlichsten und verworrensten Entwicklungswege hinter sich haben, noch unter Vorstellungen des Publikums, die auf irgend einer Station dieser Wege gewonnen worden sind. Die Entstehung und Organisation der höchsten technischen Bildungsstätten hat derart unter dem Drang und Druck der Notwendigkeit gestanden, daß beinahe jeder „Abschluß" schon wieder von neuen Zuständen und Forderungen, die inzwischen eingetreten waren, überholt war. Die Mannichfaltigkeit der Entdeckungen und Erfindungen auf technischem Gebiete, der Zwang, einen großen Teil dieser Entdeckungen und Erfindungen dem Staat unmittelbar nutzbar zu machen und ihre ausschließlich private Ausbeutung im öffentlichen

Digitized by Google

Interesse zu verhindern, besiegten den Widerwillen, den die Mehrzahl der höhern (juristisch gebildeten) Staatslenker in den meisten deutschen Staaten gegen die Gleichstellung der neuen mit den alten Hochschulen unverkennbar empfand. Nirgends aber — die Errichtung des großen eidgenössischen Polytechnikums in Zürich um die Mitte der fünfziger Jahre ausgenommen — scheint man leichten und freudigen Herzens an die Aufgabe herangetreten zu sein, die von dem unabweisbaren Bedürfnis gestellt wurde. Am deutlichsten erkennt man dies, wenn man die ältern Gründungen verwandter Natur, die technischen Hochschulen, die vor dem Zeitalter der modernen Technik in Deutschland ins Leben gerufen wurden, mit den wissenschaftlichen Anstalten vergleicht, aus denen unter beständig neuen Kämpfen und Umgestaltungen die gegenwärtigen technischen Hochschulen emporgewachsen sind.

Die allgemein herrschende Vorstellung ist die, daß der Wunsch und die Forderung, den Vertretern der Technik (ein Wort, mit dem freilich hundert verschiedne Begriffe verbunden werden) die höchste wissenschaftliche Bildung angedeihen zu lassen und sie damit für die höchsten Leistungen zu befähigen, erst aus den technischen Errungenschaften der beiden letzten Menschenalter entsprungen sei. Die Geschichte zeigt aber, daß an den ersten technischen Hochschulen, die in verhältnismäßig stiller Zeit entstanden und deren Organisation man ruhig und reiflich bedenken konnte, die entschiedenste Tendenz vorwaltete, die neuen Anstalten auf die Höhe der Universitäten zu erheben und ihren Studenten die Gleichberechtigung mit den Vertretern der alten Fakultäten zu sichern. Als 1765 die Freiberger Bergakademie ins Leben gerufen wurde, besetzte man ihre Lehrstühle mit den hervorragendsten wissenschaftlichen Kräften, steckte dem Studium die weitesten Ziele und forderte für ihre Studenten dieselbe Vorbildung, die zum Bezug einer Universität für unerläßlich galt. Als die 1799 gegründete Berliner Bauakademie unter Schinkels Leitung und Nachwirkung in ihre Blütezeit trat, verwahrte sie sich bis zur Einseitigkeit gegen die Vermengung mit dem platten Bedürfnis der Praxis und stützte sich durchaus auf die gymnasiale Vorbildung, die sie schon früh bis zur Sekunda und dann bis zur Abiturientenprüfung forderte. Hier wie dort hatte man, unbekümmert um alles banausische Privattreiben, vorzugsweise die Bildung maßgebender künftiger Staatsbeamten im Auge und war noch vollkommen in der Lage, die Dinge genau zu überlegen und die Folgen der Organisation ziemlich richtig abzuwägen.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse, als mit dem gewaltigen und ungeahnten Aufschwung des Maschinenbauwesens und der Eisenbahnen in den dreißiger und vierziger Jahren unsers Jahrhunderts eine Hochflut technischer Leistungen, Schöpfungen und Ansprüche hereinbrach. Die völlige Neuheit der Erscheinungen, die unglaubliche Schnelligkeit, mit der sich im Drange der Konkurrenz ein neues Erwerbsleben entwickelte, die Ratlosigkeit, mit der man

Digitized by Google

auch in leitenden Kreisen den plötzlichen Forderungen des Völkerverkehrs und der Industrie gegenüberstand, rechtfertigten einigermaßen die planlose und verworrene Art, mit der man schon bestehende ältere Institute (wie die von Beuth ins Leben gerufne Gewerbeakademie zu Berlin, die technische Bildungsanstalt zu Dresden, die höhere Gewerbeschule zu Hannover) der neuen Entwicklung anzupassen oder auch für das täglich sich erweiternde Bedürfnis neuere Lehranstalten zu schaffen versuchte. Daß sich in einer Gährungsperiode, wo man jeden herübergerufnen englischen Lokomotivenführer, der mit seiner Maschine einigen Bescheid wußte, als Ingenieur ehrte, wo es glücklichen und hochstrebenden Schlosser- und Zimmergesellen gelang, die ersten großen deutschen Maschinenfabriken ins Leben zu rufen, wo man den Grundunterschied zwischen dem wissenschaftlichen Techniker und dem praktischen Techniker, wenn auch nicht völlig vergaß, aber doch auf die über Nacht entstandne neue Welt nicht anzuwenden wußte, Bestrebungen geltend machten, in Wahrheit ganz getrennte und scharf zu trennende Aufgaben mit einander zu verbinden, war schließlich begreiflich. Weil auch dem wissenschaftlich höchststehenden Techniker, dem bedeutendsten Ingenieur, dem größten Erfinder und dem genialsten Leiter eines großen Betriebes Einsicht in die „Praxis" und Verständnis für die Leistungen der Werkstatt innewohnen muß, und weil andrerseits die Werkführer des Maschinenbaus, die untern Beamten des Eisenbahnwesens und zahlreiche andre Hilfskräfte der Technik gewisser mathematischer und mechanischer Kenntnisse nicht entbehren können, so glaubte man klug zu thun, wenn man die erweiterten und neugeschaffnen technischen Lehranstalten so praktisch, so handwerkerlich als möglich einrichtete, wenn man den Bedürfnissen der „Praxis" auf jede Weise Rechnung trug. Schon in den zwanziger Jahren bemerkte ein Beurteiler mit bitterm Spott: „Man verfuhr, als wenn man bei etwa eintretendem Mangel theologischer Kandidaten die vorbereitende philologische, historische und philosophische Bildung weglassen und bloß im Predigen Unterricht erteilen wollte." Und ein noch treffenderes Bild des jahrzehntelang herrschenden Zustandes würde man haben, wenn man sich etwa vorstellte, daß irgend ein Staat eine Rechtsschule geschaffen hätte, worin zu gleicher Zeit die künftigen Richter und leitenden Verwaltungsbeamten, aber auch tüchtige Registratoren, gewandte Schreiber, ja zuverlässige Gefängnisaufseher und handfeste Büttel gebildet werden sollten, und bei der die ausgesprochne oder unausgesprochne Vorstellung obwaltete, daß die Ausfüllung eines Schreiberpostens die beste Vorbereitung für den künftigen Gerichtspräsidenten sei und daß auch dem tüchtigen und fleißigen Registrator die Aussicht auf den Justizminister nicht völlig abgeschnitten werden dürfe. Diesem Bilde entsprach die Mehrzahl der deutschen polytechnischen Schulen auch dann noch, nachdem der geniale Redtenbacher in Karlsruhe den Maschinenbau auf streng wissenschaftliche Grundlagen gestellt und nachdem die Gründung des

Digitized by Google

großen eidgenössischen Polytechnikums in Zürich die ganze Dürftigkeit der seither geltenden Behelfe ins hellste Licht gerückt hatte.

Doch die unwiderstehliche Logik und Macht der Thatsachen, die unaufhaltbare Entwicklung aller ins Bereich der Technik gehörigen Wissenschaften, die (freilich von den Juristen bis aufs äußerste bekämpfte) Notwendigkeit, Baumeistern und Ingenieuren maßgebende und verantwortliche Stellungen anzuvertrauen, das rühmliche Drängen der Techniker selbst nach einer Vertiefung der Fachbildung wie der allgemein wissenschaftlichen Bildung hat in den letzten Jahrzehnten hier Wandel geschafft, hat aus den zwitterhaften höhern Gewerbeschulen und polytechnischen Schulen wirkliche technische Hochschulen entstehen lassen, die sich nicht nur in Bezug auf akademische Lehr- und Lernfreiheit und äußere Organisation mit unsern Universitäten in Einklang gesetzt haben, sondern deren Studenten des Reifezeugnisses eines Gymnasiums oder Realgymnasiums bedürfen und in denen sich ein wissenschaftliches Leben entfaltet hat', das den Vergleich mit dem wissenschaftlichen Leben der ältern Hochschulen nicht zu scheuen braucht. Trotz dieser günstigen Wendung, die für einzelne Polytechniken erst in den achtziger Jahren eingetreten ist, hat die lange Dauer des angedeuteten Zustandes und der Grundirrtum, der die höchsten technischen Bildungsstätten zwischen zwei Stühle setzte, eine ganze Reihe sehr unerfreulicher und zum Teil bis auf den heutigen Tag dauernder Nachwirkungen gehabt.

Es war wesentlich eine Folge der handwerksmäßigen Auffassung der Technik, die man zwei Menschenalter hindurch hegte und begünstigte, daß an keiner deutschen Universität der Gedanken erwachte, durch Gründung einer neuen Fakultät, oder nach Befinden zweier Fakultäten, dem Bedürfnis nach wissenschaftlichen Technikern genüge zu thun und so die Einheit der höchsten Bildung zu wahren. Wenn man in Anschlag bringt, was die Universitäten an grundlegenden und allgemein bildenden Wissenschaften (die auch die neuen technischen Hochschulen nicht entbehren konnten) von vornherein besaßen und mitteilen konnten, wenn man sich alle Vorteile vergegenwärtigt, die es gehabt hätte, wenn die aufblühenden neuen Wissenschaften dem Kreise der alten einverleibt worden wären, wenn man die Einwirkungen der alten Traditionen und des alten Universitätsgeistes auf die Jünger der neuen Fakultäten einigermaßen zu würdigen versteht, so kann man noch heute beklagen, daß falsche Anschauungen hüben und drüben die Möglichkeit der einen und alleinigen Hochschule ausgeschlossen haben. Nachdem einmal die technischen Hochschulen organisirt und der Hauptsache nach ausgestaltet sind, wird man freilich nicht auf den Gedanken der Einheit zurückkommen. Seiner Zeit wäre es für unsre alten Universitäten nicht schwerer gewesen, sich die wissenschaftliche Technik an- und einzugliedern, als ein halbes Jahrtausend früher die Medizin.

Doch dies nebenbei. Bei den Nachwirkungen, die die Zwitternatur der

Digitized by Google

frühern polytechnischen Schulen gehabt hat, denken wir zunächst an andre Unzuträglichkeiten, als an die Zweiteilung der höchsten wissenschaftlichen Bildungsstätte. Ein verhältnismäßig geringfügiges Übel ist es noch, daß sich von der Zeit der unabläßigen Umwandlungen und Schlangenhäutungen der technischen Lehranstalten her im großen Publikum die Vorstellung erhalten hat, daß das Polytechnikum eine Art erhöhter Mittelschule (wie etwa seiner Zeit das Gymnasium academicum) sei und daß die unerläßliche Forderung der Abiturientenreife in zahlreichen Kreisen einem fortgesetzten stillen und lauten Widerstande begegnet. Während es keinem halbwegs verständigen Menschen einfällt, seinen Sohn mit unzulänglicher Vorbildung auf die Universität zu schicken, wird jede technische Hochschule unabläßig von Leuten belagert, die sich den Eintritt ohne diese Vorbildung erzwingen wollen. Der Student zweiter Klasse, der Zuhörer, der, auf Staatsprüfung und akademische Diplomprüfung verzichtend, sich ein erspartes Gymnasialjahr zu einem höchst zweifelhaften Gewinn rechnet und sich darauf verläßt, daß er für seine sogenannte Praxis immer noch Wissenschaft genug erschnappen werde, bleibt eine sehr unerfreuliche Beigabe der technischen Hochschulen, wenn er auch an den alten Universitäten hie und da ein Seitenstück hat. Gewiß haben die technischen Hochschulen in noch weit stärkerm Maße als die alten Universitäten Anlaß, außergewöhnliche und in irgend einer Weise hervorragende Talente ihres Gebiets, die selfemade men der Engländer, wenn diese noch akademische Bildung erlangen wollen, durchaus nach der Anschauung des Hans Sachs zu behandeln:

Der Regel Güte daraus man erwägt,
Daß sie auch mal 'ne Ausnahm' verträgt!

Aber von solchen Ausnahmen ist hier nicht die Rede, sondern von leidigen Nachwirkungen unklarer Anschauungen und Zustände.

Viel schwerer fällt es ins Gewicht, daß infolge der frühern Verhältnisse in einer großen Anzahl von wichtigen Ämtern und höhern Stellungen Techniker sitzen, die mit der neuen Gestaltung der technischen Hochschulen, mit einer wissenschaftlichen Bildung, deren Vorteile ihnen nicht zu Teil geworden sind und die sie nun bei jungen Untergebnen antreffen, durchaus unzufrieden sind. Natürlich ist hier nicht von jenen ausgezeichneten Männern die Rede, die aus eigner Kraft dem Fortschritt ihrer Wissenschaft gefolgt sind und sich auf der Höhe dieser Wissenschaft behauptet haben. Sie wissen viel zu gut, was sie das erreichte Ziel gekostet hat und mit welchen Hindernissen sie auf dem Wege gekämpft haben, als daß sie den jüngern Nachfolgern die Segnungen der gründlichen wissenschaftlichen Schulung und den spornenden Einfluß der Hochschule mißgönnen sollten. Aber neben und unter ihnen sitzen die alten Herren, die mit dem, was zu ihrer Zeit in der technischen Bildungsanstalt oder der höhern Gewerbeschule getrieben und erlernt wurde, gerade durchs

Digitized by Google

Leben gekommen sind, sich wohl oder übel behauptet haben und nun nicht begreifen können, daß gegenwärtig andres und mehr nötig ist. Man male sich einmal aus, daß die medizinische Fakultät unsrer Universitäten erst vor einem oder anderthalb Jahrzehnten geschaffen wäre, daß in den meisten hervorragenden Stellen Ärzte säßen, die ihre Studien nur an einer medizinisch-chirurgischen Akademie zurückgelegt hätten und allen von der Universität kommenden Ärzten das Vorurteil entgegenbrächten, daß sie überbildet und mit unnötiger Wissenschaft vollgepfropft seien, so hat man einen Anhalt für das vielfach obwaltende Verhältnis zwischen ältern und jüngern Ingenieuren und zugleich für die Urteile, die aus gewissen Kreisen der Praxis über die technischen Hochschulen und ihre Bestrebungen gefällt werden.

Zu diesen Mißständen gesellt sich die unrühmliche Gewöhnung von zahlreichen Industriellen, auch Großindustriellen, dem halbwegs geschulten Techniker, der materiell und gesellschaftlich nur geringe Ansprüche machen kann, den Vorzug vor dem wissenschaftlich und allgemein gebildeten Ingenieur zu geben. Zwar bewirkt der Eigennutz hierin eine allmählige Besserung: zu viele Maschinenbauwerkstätten, chemische Fabriken und große industrielle Betriebe haben nach und nach erfahren, daß es besser ist, teuer und gut als billig und schlecht zu kaufen; aber immerhin werden es noch auf manches Jahrzehnt hinaus die technischen Hochschulen ertragen müssen, daß ihren tüchtigsten und mit allen Ehren diplomirten Jüngern der Weg gelegentlich von den auf allerhand Mittelschulen und den vorhererwähnten wilden Techniken (wie sie in Mittweida, in Langensalza, in Winterthur und anderwärts als Privatunternehmungen blühen) gebildeten Praktikern vertreten wird, die nicht verfehlen, das Argument des Feldscherers gegen den studirten Regimentsarzt: „Der Kerl kann nicht einmal ordentlich rasiren und schröpfen!“ auszuspielen.

Nicht unmittelbar als eine Hinterlassenschaft der frühern Stufen technischer Bildung, sondern als ein Ausfluß der herrschenden Unklarheit mag schließlich auch eines häufig zu hörenden Einwands gegen die Existenz und die Leistungen der technischen Hochschulen gedacht werden, der sogar in den Kreisen staatlicher und städtischer Behörden beliebt ist. Man meint, es sei nutzlos, so vielen Ingenieuren, Architekten und Maschinenbauern eine gründliche und gediegne wissenschaftliche Ausbildung zu geben, da doch nur ein verhältnismäßig kleiner Teil zu den höchsten Stellen ihres Berufs gelange. Wenn man dieselbe Anschauung auf die Juristen anwenden wollte, von denen doch auch die größte Anzahl als Amtsrichter und Rechtsanwälte, die kleinste als Senatspräsidenten, Oberlandesgerichts- und Reichsgerichtsräte sterben, oder auf die Offiziere, bei denen die Zahl derer, die mit dem Marschallstab und der „Excellenz“ ihren Abschied nehmen, in „erschreckendem Mißverhältnis“ zu der Masse derer steht, die mit dem Hauptmannsdegen aus der Armee scheiden, so müßte man zu Forderungen und Folgerungen gelangen, die

Digitized by Google

überall schlechthin als albern bezeichnet werden würden. Die ausschließliche Anwendung dieser Forderungen und Folgerungen auf die Technik macht sie aber nicht geistreicher.

Aus dem Dargelegten werden die Leser leicht ersehen können, wo die Wurzeln der Widerstände und Hemmnisse liegen, mit denen die neuen technischen Hochschulen des deutschen Reichs, die einen schwerer, die andern leichter zu kämpfen haben. Daß die Entwicklung aufgehalten und rückläufig gemacht werden könnte, ist freilich ganz undenkbar, aber ebenso wenig darf man sich darüber wundern, daß das Publikum — und hier nehmen wir den Begriff des Publikums im weitesten Sinne und rechnen unzählige Hochstehende, Hochgebildete mit hinzu — noch immer eine schwankende und durchaus unklare Vorstellung von der technischen Wissenschaft und von den gelehrten Technikern hat!

An den technischen Hochschulen hat man sich im allgemeinen für den staubaufwirbelnden Streit und die Schulreform nicht sonderlich erwärmen können. Man darf in gewissem Sinne selbst die Frage, ob die Vorbildung der künftigen Studenten auf dem humanistischen Gymnasium oder dem Realgymnasium stattfinden soll, für die technischen Hochschulen fast untergeordnet nennen. Das Stück verfrühter Fachbildung, das die Realgymnasien mit besonderm Hinblick auf die technische Hochschule zu geben pflegen, wird an dieser selbst für keinen Gewinn erachtet, und im Großen und Ganzen steht man in den Kreisen der Hochschullehrer fast durchgehend auf dem Standpunkte, den Lothar Meyer in Tübingen treffend mit den Worten bezeichnet hat: „Ich wage zu sagen, daß eine genaue Würdigung der Bedürfnisse unsrer verschiednen Studirenden mit Notwendigkeit zu der Erkenntnis führt, daß ein Gymnasium, welches sowohl den künftigen Philologen, Theologen und Juristen wie auch den Naturforschern und Medizinern eine wirklich gute, ihren Zwecken entsprechende Vorbildung giebt, auch den Studirenden aller andern Fächer, also auch der sogenannten technischen, in richtiger Weise vorbilden wird und daß andrerseits ein Gymnasium, von dessen Zöglingen keiner imstande wäre, mit Erfolg ein technisches Studium zu ergreifen, auch auf das Studium der Naturwissenschaft und der Medizin nicht in geeigneter Weise vorbereitet." Man würde, wenn sich am klassischen Gymnasium eine sichere Vertrautheit mit der elementaren Mathematik, ein klares Auffassungsvermögen für naturwissenschaftliche Lehren und Demonstrationen, eine gute Übung im Zeichnen und endlich eine wirkliche Herrschaft über die Muttersprache erzielen ließe, gegen die Aufhebung der Realgymnasien kaum allzuviel einzuwenden haben. Das klare und unabänderliche Interesse der technischen Hochschule bleibt es, daß ihre Studenten so vorgebildet sind, daß sie erforderlichenfalls für die verwandten und an beiden Hochschulen gepflegten Studien auch die Universität beziehen können. Und in diesem Sinne muß die Berechtigung, die man der Oberrealschule ohne Latein für die technische Hochschule zusprechen will, als eine neue

Digitized by Google

schwere Schädigung der letztern erachtet werden. Die wissenschaftliche Erhebung der Techniker hat schlimmere Hemmnisse als dieses überwunden, aber wissen sollte man an den entscheidenden Stellen, daß man in den Kreisen der technischen Hochschulen jede Rückverweisung in glücklich überwundne oder doch beinahe überwundne Zustände als einen Schlag empfindet und mit Überzeugung und Energie gegen jede Rückschiebung ankämpfen wird. Natürlich fehlt es auch an den technischen Hochschulen selbst nicht an einzelnen Heißspornen der Reformschule, die es in ihrem Hasse gegen die alten Sprachen als einen Gewinn betrachten, wenigstens einzelne vom Latein unentweihte Gehirne zu Schülern zu erhalten, und die dafür die Degradirung des Polytechnikums mit in den Kauf nehmen, in der Hoffnung, daß auch für die Universität die Zeit kommen werde, wo das letzte Stündlein der alten Sprachen geschlagen hat. Aber ihre Zahl ist doch verschwindend klein, und im Großen und Ganzen hält die Mehrzahl der Dozenten, nicht nur die Mathematiker, Physiker und Chemiker, die Humanisten der allgemein bildenden Wissenschaften, sondern auch die Techniker im engern Sinne, an der Anschauung fest, daß die Gleichheit des wissenschaftlichen Lebens und der höchsten Ziele an Universitäten und technischen Hochschulen auch die Gleichheit der Vorbildung erfordre. Und eben daraus erklärt sichs, daß in dem gegenwärtigen Kampfe die technische Hochschule so auffallend neutral geblieben ist. Wo aber die eigensten Lebensinteressen bedroht erscheinen, pflegt alle Neutralität ein Ende zu haben, und die preußische Schulreform rückt diese Bedrohung zweifellos näher.

Das Verhältnis der Sittlichkeit zu Christentum, Staat und Kirche

Geschichtsphilosophische Gedanken 15

Daß das Christentum keine neue Moral gebracht hat, und daß das Sittengesetz nicht in der Religion, sondern mit der Religion und unabhängig von ihr in der Menschennatur wurzelt, darüber dürfte man heutzutage wohl einig sein. In der Christenheit begegnen uns dieselben verschiednen Charaktergattungen wie bei den heidnischen Kulturvölkern. Eine Gruppe guter Charaktere: der Heldencharakter, der sanftmütige Dulchercharakter, der opferfreudige, der edelmütige, der hochherzige, der strenge, ordnungliebende und pflichtgetreue, der offne und

hingebende, der in kluger Selbstbeherrschung zurückhaltende, der reine und zarte, der rechtschaffne und biedre Charakter. Diesen gegenüber eine Gruppe schlechter: der gedankenlose Faselhans, der Leichtsinnige, der Genußsüchtige, der Faule, der Geizhals, der Habsüchtige, der kalte Egoist, der Verschlagne, der Heuchler, der Tückische, der Viehmensch, der jedem Antrieb einer leiblichen Begierde augenblicklich nachgiebt, der Lump, der Bösewicht, der Teufel in Menschengestalt. Zwischen beiden Gruppen stehen der Schwächling und der Willenlose, die Null, aber auch der Schalk, der liebenswürdige Schwerenöter und andre unsichre Kantonisten, die auf der Grenzlinie balanciren, gleich bereit, emporzusteigen und in die Tiefe zu springen. Einige dieser verschiednen Charaktere schließen einander aus, andre sind unter sich verwandt und verschmelzen leicht in einer Person; alle hängen mehr oder weniger vom Temperament ab. Aus dieser Verzweigung der Charaktere folgt, nebenbei bemerkt, daß die Menschen nicht nach dem Grade ihrer Sittlichkeit in eine Reihe gestellt werden können, die wie ein Thermometer vom Nullpunkte in der Mitte in gerader Linie auf- und abwärts stiege. Vielmehr würde, wenn wir uns die Menschen nach ihrer sittlichen Beschaffenheit zusammengestellt dächten, das ganze Geschlecht dem geistigen Auge ungefähr unter dem Bilde eines Baumes mit Laub- und Wurzelkrone erscheinen. So wenig Sinn die Frage hätte, ob das Pferd über oder unter der Ameise stehe — nur Tiere derselben Klasse kann man mit Beziehung auf ihre größere oder geringere Vollkommenheit miteinander vergleichen —, so thöricht wäre es, den Helden über oder unter das unschuldige Kind stellen zu wollen. Das alles ist nun in der christlichen Welt nicht anders wie draußen. Ja ein edler, gemütstiefer und gedankenreicher Reformirter, Henri Frédéric Amiel, sagt in seinem Tagebuche („Christliche Welt", Jahrgang 1891, Nr. 41): „Der ursprüngliche Charakter kann noch so sehr von äußern Anschwemmungen der Kultur und Selbsterrungenschaften verdeckt sein, er bricht doch immer wieder durch, wenn die Jahre das Nebensächliche und Zufällige verbraucht haben. Nur große moralische Krisen bilden davon eine Ausnahme. Sie können die Seele umgestalten, aber es ist nicht auf sie zu rechnen. Sie sind möglich, aber nicht wahrscheinlich." Und, fügen wir hinzu, durch keine Erfahrung nachgewiesen. Bekehrungen, wie die des Paulus und des Augustinus, bedeuten keine Änderung des Charakters. „Man muß sich zu Freunden Menschen wählen, fährt Amiel fort, deren gute Eigenschaften etwas Angebornes sind, deren Tugenden im Temperament wurzeln. Freundschaft auf angewöhnte Vorzüge, auf scheinbare Tugenden gründen, heißt auf angeschwemmtes Land bauen. Man riskirt dabei zu viel." Schopenhauer huldigte bekanntlich derselben Ansicht und zog daraus den Schluß, daß die Erziehung am Menschen nichts zu ändern vermöge, und daß alle Erziehungserfolge auf Einbildung beruhten. In der That vermag die Erziehung so wenig den ursprünglichen Charakter zu ändern, als

Digitized by Google

durch Unterricht eine fehlende Geistesanlage eingetrichtert werden kann. Aber Talente wie Charakteranlagen bedürfen gewisser Bedingungen zur Entfaltung und der Richtung auf das Gute. Diese Bedingungen dem jungen Menschen darzubieten und ihn in die rechte Richtung hineinzulenken, ist Aufgabe des Unterrichts und der Erziehung. Wer aus dem Zögling, auch in der besten Absicht, etwas andres machen will, als wozu ihn die Natur bestimmt hat, der verdirbt ihn ganz ebenso, wie es absichtliche Verziehung und eine schlechte Umgebung gewöhnlich thun, und der Charakter entwickelt sich dann unter statt über dem Nullpunkte. Ja die ursprüngliche Kraft des Charakters ist vielfach so stark, daß sie sich nicht einmal in der Richtung beirren läßt, und daß wir ebenso oft aus verdorbner Umgebung tüchtige Menschen hervorgehen, wie die Opfer einer vermeintlichen Mustererziehung verkommen sehen. Die Verführung erweist sich am erfolgreichsten an solchen, deren Wille frühzeitig gebrochen und an unbedingten Gehorsam gewöhnt worden ist; wer in der Jugend nicht allein hat laufen lernen, kann des Gängelbandes zeitlebens nicht entbehren.

An alledem hat nun das Christentum nichts geändert. Was es der Sittlichkeit gewährt, das sind, wie schon bemerkt wurde, neue kräftige Antriebe und Abschreckungsmittel, und in der Kirche eine Macht, die diese Antriebe lebendig erhält, gleichviel ob Staaten da sind, die ihr dabei helfen, oder ob die überlegne Klugheit eines hochgebildeten Jahrhunderts den Unterschied von Gut und Böse hinwegdisputirt, oder ob die Staatsordnung, von heimischen oder ausländischen Barbaren umgeworfen, in Trümmern liegt. Diese Wirksamkeit liegt vor aller Augen offen da. Einem großen Teil der Gebildeten unsrer Zeit aber verborgen bleibt ein andres: daß das fleischgewordne Wort die höchste und feinste Blüte zur Entfaltung gebracht hat, deren Keim in der sittlichen Natur des Menschen schlummert. Glaube, Liebe und Hoffnung hat Paulus die drei Blätter dieses dem Himmel zugewandten Blütenkelchs genannt, und unter dem Namen der drei göttlichen Tugenden hat sie die Kirche in ihren Lehrbüchern über die sittlichen Tugenden der Heiden als deren Krone gesetzt. Nicht als ob sie den edelsten der Heiden ganz unbekannt gewesen wären. Platos himmlischer Eros ist von der christlichen Liebe zu Gott, dem wesenhaft Guten, nur dadurch verschieden, daß er, statt eine Weltmacht zu werden, der Genius eines kleinen stillen Kreises geblieben ist, und daß er des Anblicks der schönen Gestalt bedurfte, um zum Leben zu erwachen, während sich die christliche Liebe auch an Wesen entzündet, an denen, wie am Knechte Gottes im Stande seiner Erniedrigung, weder Gestalt noch Schönheit zu schauen ist. Freilich war es dem göttlichen Plato vergönnt, und wohl nur ihm allein, diese höchste seinen Volksgenossen erreichbare Stufe noch zu überfliegen, wie sein prophetisches Wort vom gegeißelten, gefolterten, geblendeten und gekreuzigten Gerechten beweist. (De Republica II, 5). Und ohne Glaube und Hoffnung könnte auch jener Eros, obwohl an der sinnlichen Schönheit

Digitized by Google

erwacht, nicht fortleben. Das größte nun aber an der christlichen Liebe ist das, daß sie zu ihrem Dasein und ihrer Wirksamkeit weder des hochfliegenden Genies, noch der mystischen Anlage bedarf, sondern auch im Werkeltagskleide unscheinbarer Pflichterfüllung zu leben vermag. Indem das Evangelium die Beobachtung der göttlichen Gebote als das Kennzeichen wahrer Gottesliebe aufstellt, verbindet es auch jene kleinen Seelen noch wirksam mit Gott, deren Augen zu blöde sind, die Schönheit himmlischer Gestalten wahrzunehmen, und deren trocknes Gemüt von Liebesregungen nichts spürt. Diese Gebote sind nun zwar keine andern, als die bei allen Kulturvölkern die Pflichten der Menschen gegen einander geregelt haben, aber erst dadurch, daß sie als Ausfluß eines heiligen Liebewillens, nicht als Ergebnis einer äußerlichen Notwendigkeit (willst du selbst leben, so mußt du andre leben lassen!) aufgefaßt werden, erhält ihre Beobachtung einen sittlichen Wert. Und indem die Nächstenliebe der Gottesliebe unterworfen wird, empfängt ihre Ausübung Maß und Ordnung. Die natürliche Liebe bleibt zwar als Wurzel der göttlichen unentbehrlich, aber für sich allein geht sie doch oft gewaltig in die Irre, nicht bloß in der Form der Geschlechtsliebe, sondern auch in der weniger sinnlichen Form der Elternliebe. „Wieder einen hineingelegt, und meines lieben Mariechens Ausstattungsschatz um weitre 10 000 Frcs. vermehrt!" Dieses naive Abendgebet eines Pariser Bourgeois und zärtlichen Familienvaters charakterisirt die bloß natürliche Liebe der Familienglieder zu einander vortrefflich.

Der einfältige, schlichte Christ hat es von jeher gewußt, daß eine Selbst- oder Nächstenliebe, die einen andern Nächsten verletzt, dadurch zugleich Gott, den Vater aller Menschen beleidigt, und daher sind die zahllosen Versuche unsrer Gelehrten, ein neues „altruistisches" oder „soziologisches" oder „evolutionistisches Moralprinzip", wie sie das nennen, zu finden, besten Falls vollkommen überflüssig. Die alten Gebote reichen auch für uns noch aus, möchten sie nur gehalten werden! Sie passen ganz gut auch für unsre heutige Kulturstufe und unsre heutige Erkenntnis, sie passen nur denen nicht, die keine Lust haben, sie zu befolgen. Was wird nicht alles über die soziale Not und die soziale Frage zusammengeschwatzt! Nun, ein großer Teil der sozialen Not und der sozialen Frage wäre gar nicht vorhanden, wenn man das siebente Gebot nicht gröblich und im großen verletzt hätte. Erst nachdem Malthus seine Theorie aufgestellt hatte, ist die Übervölkerung eine Miturſache des englischen Volkselends geworden. Als er schrieb, wäre England bei richtiger Besitzverteilung und Bewirtschaftung noch so gut imstande gewesen, sein Volk reichlich mit allem Nötigen zu versorgen, wie im fünfzehnten Jahrhundert, wo Fortescue in seiner Schrift De Laudibus legum Angliae das Glück seines Volkes pries. Nicht ein Naturprozeß ist es gewesen, der die englische Massenarmut erzeugt hat, sondern, wie alle Welt wissen würde, wenn die Wissenschaft ihre Pflicht

Digitized by Google

erfüllte, eine Kette gemeiner Diebstähle und Räubereien. Diese Kette himmelschreiender Gewaltthaten begann in den Tagen des Thomas Morus, der den Staat als eine Verschwörung der Reichen zur Unterdrückung der Armen definirte, und zog sich bis in unser Jahrhundert herein. Die englische Yeomanry, jene kräftige Bauernschaft, die Frankreich erobert und sich im Bürgerkriege der beiden Rosen verblutet hatte und deren Reste noch die Schlachten Cromwells schlugen, diese Bauernschaft wurde Kirchspiel um Kirchspiel vom väterlichen Boden vertrieben, und ihre Nachkommenschaft verkam in Armen- und Arbeitshäusern und Fabriken unter Mißhandlungen, denen nur die Negersklaverei ähnliches zur Seite zu setzen hat; kein Muselmann würde frech genug gegen Allah sein, seine Haus- und Ackerbausklaven so grausam zu behandeln. Das geraubte Land wurde teils in Schafweide verwandelt, teils an kapitalistisch wirtschaftende Großpächter vergeben und brachte nun allerdings den Landlords eine höhere Rente, als die mäßigen Zinsen der Bauern ergeben hatten. Den letzten im großen Stile gehaltnen Raubzug jener Art, die man Clearing of Estates nennt, und den auch Roscher erwähnt, unternahm die Herzogin von Sutherland. Sie fand von den schon dezimirten Bewohnern ihrer schottischen Herrschaft noch 15000 vor. In der Zeit von 1814 bis 1820 wurden diese 3000 Familien vertrieben und ihre Hütten niedergebrannt. Englische Soldaten vollzogen die Exekution; eine alte Frau, die nicht weichen wollte, wurde einfach in ihrer Hütte lebendig verbrannt. Den Ausgetriebnen wies die Dame 12—15000 Morgen Sumpfland an der Küste an, das bis dahin keinen Ertrag gebracht hatte, und war so gütig, sich mit einem Pachtzins von wenig über einen Schilling für den Morgen zu begnügen. Das geraubte Clanland — denn die Vertriebnen waren die Nachkommen jener alten Clanleute, die in unzähligen Fehden ihr Blut für die Vorfahren der Herzogin vergossen hatten — wurde in 29 Schäfereien geteilt, von denen jede von einer einzigen aus England berufnen Familie verwaltet ward. Im Jahre 1825 waren die 15000 Menschen durch 131000 Schafe ersetzt. „Alles für uns selbst, und nichts für die Andern, scheint jederzeit die nichtswürdige Losung der Herrschenden gewesen zu sein," sagt Adam Smith, nachdem er in einer nebenbei bemerkt ganz falschen Darstellung — denn in seiner Zeit gab es noch keine quellenmäßige Kenntnis der Vergangenheit — über die Umwandlung der gutswirtschaftlichen Verhältnisse am Ausgange des Mittelalters berichtet hat. Dazu bemerkt sein letzter Herausgeber Thorold Rogers: „Der Raub, den die Feudalherren widerrechtlich und gewaltsam (by sheer violence) verübten, ist in spätern Zeiten nicht weniger erfolgreich, aber in weniger anfechtbarer Weise (as surely and more safely) auf dem Wege der Gesetzgebung verübt worden." Als Beispiele führt er u. a. die enclosures of commons, d. h. die Einfriedigung der Gemeindeländereien ein, durch die sich die Lords auch diesen Teil des ehemaligen bäuerlichen Besitzes vollends aneigneten. Von den Zeiten der Königin

Digitized by Google

Anna bis 1845, schreibt Rogers, habe eine einfache Verfügung zur Vollziehung genügt, seitdem sei ein förmlicher Prozeß vorgeschrieben (also wohl ein Zerrbild der preußischen Gemeinheitsteilungen). Ohne jede gesetzliche Formalität kamen die enclosures schon früher vor; um 1489, schreibt Baco, habe man über die entvölkernde Weidewirtschaft und die Usurpation von Gemeindeland zu klagen angefangen. Dieser Raub und Diebstahl im großen, nichts andres, keinerlei natürliche oder unabwendbare Entwicklung, sondern nur rücksichtslose grausame Habgier, die über die Macht verfügte, hat bewirkt, daß in den englischen Städten ein vor geistigem und leiblichem Schmutze stinkendes Lumpenproletariat wimmelt und das Land mehr und mehr der Verödung anheimfällt (nach der letzten Volkszählung betrug die städtische Bevölkerung 20802770, die ländliche 8198241 Seelen; in letzterer ist auch noch die ländliche Arbeiterschaft enthalten, die noch unter dem städtischen Proletariat stehen soll), während, wenn das Eigentum gegen vornehme Räuber Schutz gefunden hätte, ganz England von einer gleichmäßig verteilten, glücklichen, gesunden, kräftigen bäuerlichen Bevölkerung bewohnt sein würde, denn der Engländer liebt leidenschaftlich das Land und den Ackerbau. Kein Wunder, daß Smith, mit diesen Zuständen vor Augen, nur das Walten der Selbstsucht sah und die sittlichen Mächte für nichts achtete! Aber was könnte dieser rohen Selbstsucht gegenüber ein neues „Moralprinzip“ helfen? Wenn nur die alte christliche Liebe und die Furcht vor dem Gott, der geboten hat: du sollst nicht stehlen! wieder zu wirken anfinge — und sie haben, wie es scheint, wieder zu wirken angefangen —, so könnte dem englischen Volke vielleicht noch geholfen werden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir doch eine Phrase zurückweisen, die uns schon oft, zuletzt in einer Polemik gegen den Rembrandt-Deutschen, begegnet ist. „Daß Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, heißt es da, gegenwärtig sehr viel weiter verbreitet sind als in frühern Zeiten, beweist am schlagendsten das überschwängliche Lob, welches Männern wie Aristides oder Fabricius von den Alten gespendet wird, nur weil sie weder die öffentlichen Kassen bestahlen noch sich bestechen ließen. Wer dies heutzutage thut, gilt für einen Schurken, nicht aber, wer es unterläßt, für einen bewunderungswerten Tugendhelden.“ Der Verfasser, der übrigens sonst recht hübsche und zutreffende Gedanken ausspricht, ist ein Professor, und er muß wohl nicht zu den modernen weltläufigen Professoren gehören, sondern eines von jenen gelehrten großen Kindern sein, wie sie in Romanen und in den Fliegenden Blättern geschildert werden, sonst würde er wissen, daß Männer, die nach Bekleidung hoher Staatsämter — ohne liederlich gelebt und an der Börse verspielt zu haben — arm sterben, heute erst recht seltne Tugendmuster sind, und würde den Unterschied zwischen uns und den Alten besser kennen. Bei den Alten blieb mancher arm, der Gelegenheit hatte, sich zu bereichern, obgleich kein Zuchthaus drohte, und bei uns wird trotz Zuchthaus gestohlen, gestohlen von reichen Leuten, und andre

Digitized by Google

verstehen es, sich auf feinere Weise zu bereichern. Sehr vieles ist öffentlich bekannt, viel andres, was man weiß, kann man nicht öffentlich sagen, ohne sich selbst der Gefahr des Gefängnisses auszusetzen. Daß in Italien die Herren, die an der Quelle sitzen, das Schöpsen gründlich verstehn, wird vielfach versichert. In Frankreich sollen Minister und Deputirte nicht viel mehr sein, als Agenten des Hauses Rothschild. In Nordamerika endlich, dem fortgeschrittensten und modernsten aller modernen Gemeinwesen, werden die Mitglieder der städtischen und Staatsbehörden täglich in Zeitungen Spitzbuben und Schurken geschimpft, ohne Einspruch dagegen zu erheben. Rußland, das klassische Land der amtlichen Spitzbüberei, kann gegen den Professor nicht angeführt werden, weil es weder ein europäisches noch ein modernes Land ist. Der Schein überzarter Ehrlichkeit entsteht eben nur dadurch, daß kein noch so geringfügiger Diebstahl, den arme Teufel begehen, ungestraft bleibt. Nach allem, was man täglich über Gerichtsverhandlungen liest, halte ich es für möglich, daß ein Mensch, der einen auf der Straße aufgelesenen Hosenknopf nicht bei der Polizei abgiebt, wegen Fundunterschlagung verklagt wird. Christus käme, wenn er heute unter uns wandelte, unfehlbar nicht allein wegen demagogischer Umtriebe, Beamten- und Majestätsbeleidigung ins Gefängnis, sondern noch dazu wegen wiederholten Diebstahls ins Zuchthaus; hatten doch er und seine Jünger die Gewohnheit, sich mit den Körnern abgerißner Ähren zu sättigen. Auch das Hufeisen in Goethes Legende würde ihm nicht durchgehen, zumal da der Erlös von drei Pfennigen den strafbaren Eigennutz deutlich erweist. Das Mückenseihen und Kameeleverschlucken — um nicht ein noch gröberes Wort aus dem Volksmunde anzuführen — beherrscht eben die amtliche Moral der modernen Welt, und der evangelischen Moral steht sie so schroff gegenüber, daß jede der beiden im Spiegel der andern als Immoralität erscheint.

Ich für meinen Teil halte es mit der uralten natürlichen Moral und den Antrieben und Abschreckungen, mit denen sie Christus gestärkt hat, und vermag in allen neuen Erfindungen auf diesem Gebiete weiter nichts zu sehen, als Versuche, den Menschen im allgemeinen oder ein Volk oder eine bevorzugte Klasse oder einzelne bevorzugte Personen von den unveränderlichen Pflichten der einen unveränderlichen Moral zu entbinden. Wo eine solche Absicht nicht angenommen werden kann, wie bei großen, edeln Denkern, da entspringt der Irrtum wohl meistens aus unvollständiger Beobachtung der Thatsachen. So z. B. wenn Eicken am Schlusse seines Werkes über die mittelalterliche Weltanschauung „die organische Einfügung des Einzelwesens in die Gesamtheit“ als sittliches Grundgesetz findet und dann fortfährt: „Der innere Widerstreit der Seele beruht demnach nicht mehr auf dem Gegensatze des Übersinnlichen und Sinnlichen, sondern auf dem der gesamtheitlichen und Einzelinteressen. Da nun in dem Staat sich die Zwecke der Gesamtheit verkörpern, so wurde, wie einst im Altertume, der

Digitized by Google

Zweck des Staates das Gesetz des Sittlichen u. s. w. [Dann folgen die bekannten Moralgrundsätze Kants und Hegels]. Unter der Einwirkung der christlichen Lehren abergewann der Staat einen umfassendern und tiefern Gehalt, als er im Altertume besessen hatte, indem er den christlichen Gedanken der allgemeinen Menschenliebe zum leitenden Grundsatze seiner Gesetzgebung machte. Die Gleichstellung aller Staatsangehörigen vor dem Gesetz und die soziale Gesetzgebung der Gegenwart .... sind nichts als eine praktische Ausführung der christlichen Sittenlehre." Es thut mir leid, behaupten zu müssen, daß dem verdienst- und geistvollen Eicken auf dieser 821. Seite seines schönen und großartigen Werkes etwas recht Lächerliches entschlüpft ist. Der Staat, dessen Symbol ein von Tintenfaß und Geldbeutel flankirtes Magazingewehr ist, als Liebesgott! Nein, das ist kein Ideal, sondern eine komische Figur! Ein absoluter König und Kaiser kann aus Liebe zum Volke handeln — weit kommt er damit gewöhnlich nicht —, aber nicht der unpersönliche, aus lauter unpersönlichen Kollegien bestehende moderne Staat, wo es dem Monarchen schon sehr übel genommen wird, wenn er seine pia desideria durch den Druck bekannt macht, ohne durch die Gegenzeichnung eines Ministers die Verantwortung dafür von sich abgewälzt zu haben. Ein Herrscher früherer Zeiten, der als Großgrundbesitzer über viele tausend Menschen väterlich waltete und die übrigen Großgrundbesitzer seines Reiches durch seinen überlegnen Geist oder durch Waffengewalt zur Nachahmung zwingen konnte, dem führte wohl bei der Abfassung seiner Gesetze sein wohlwollendes Herz die Feder, wie denn Karls des Großen Kapitularien vielfach diesen Charakter zeigen; hier herrschten persönliche, rein menschliche Verhältnisse vor. Aus der modernen Bureaukratie sind solche grundsätzlich ausgeschlossen; das verfügende Kollegium hat als Kollektivwesen keine Empfindung, und der ausführende Beamte macht sich lächerlich oder verletzt seine Pflicht, wenn er statt des Reglements oder Gesetzes sein Herz sprechen läßt. In der „Gleichstellung aller vor dem Gesetz" sind drei verschiedne Dinge vermischt. Die Anerkennung jedes vernünftigen Wesens, also auch des Sklaven, als Rechtssubjekts ist mehr als tausend Jahre vor der Entstehung des modernen Staates von der Kirche durchgesetzt worden. Die Vorrechte der privilegirten Klassen zu brechen, sind die absoluten Monarchen des vorigen Jahrhunderts mit verschiednem Erfolg thätig gewesen, bis dann die Jakobiner aus ganz andern Gründen das Werk vollendeten. Und die Verleihung aller staatsbürgerlichen Rechte an alle ungeflügelten Zweifüßler (masculini generis, das femininum folgt nächstens nach), wie sich der selige Blankenburg in der Schlesischen Zeitung immer ausdrückte, ist weder eine Forderung der christlichen Nächstenliebe, noch wird sie von der Mehrzahl der denkenden Geister für zweckmäßig erachtet. Was endlich die soziale Gesetzgebung anlangt, so ehren wir zwar die berühmten Erlasse Wilhelms I. und II. als Ausflüsse landesväterlicher Gesinnung, aber die daraufhin gegebnen Gesetze sind wie die

Digitized by Google

ältern Arbeiterschutzgesetze Englands nicht Werke der Liebe, sondern Produkte der Notwendigkeit. Versicherungsgesetze — ob die bei uns erlaßnen gelungen oder mißraten sind, kommt hier nicht in Betracht — waren notwendig, wenn nicht entweder die Gemeinden mit einer unerschwinglichen Armensteuer belastet oder Vagabundenschwärme, für die die ohnehin überfüllten Gefängnisse nicht ausgereicht hätten, über das Land losgelassen werden sollten. Der Arbeiterschutz läßt sich nicht umgehn, wenn nicht die Wehrkraft des Volkes dem Geldinteresse der Unternehmer geopfert werden soll. Und die Erreichung beider Zwecke der Selbsthilfe der Arbeiter durch Gewährung schrankenloser Koalitions- und Vereinsfreiheit zu überantworten, mag den Regierungen zu gefährlich erschienen sein. Als eine von vielen hochgeschätzte, von andern gehaßte, von allen gefürchtete Macht wahrt der Staat seine Würde, aber als liebendes und Liebe heischendes Wesen wird er zur komischen Figur und erntet nichts als Spott und Verachtung. Wenn der Staat nur die Rechtsordnung aufrecht erhält und uns Privatmenschen in unsrer Liebesthätigkeit weder stört noch hindert, dann sind wir schon zufrieden.

Was soll denn überhaupt damit gewonnen sein, wenn man an Stelle des Gegensatzes zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem den zwischen persönlichem und Gesamtinteresse setzt? Fehlt etwa der zweite im Christentum? Mit der Beseitigung des überweltlichen Gottes schwinden ein Antrieb zur Pflichterfüllung und ein Damm gegen gemeinschädliche Gelüste, die auch dort noch wirken und schützen, wo die Staatsgewalt nicht hinreicht oder wo es gar keinen Staat giebt; das ist der ganze Gewinn, und außerdem verliert das Gewissen die leidlich feste Richtschnur, die es an dem Gebote der Nächstenliebe besaß. Bisher wußten wir: um eignen Vorteils willen dürfen wir keinem Menschen in der Welt einen Schaden, ein Leid zufügen; gutes zu thun, sind wir nur so weit verpflichtet, als unser Vermögen reicht, und zwar haben wir bei denen anzufangen, die uns Gott selbst als die allernächsten beigesellt hat. Werden wir durch höhere Gewalt, z. B. im Kriege, gezwungen, andern Menschen übles zuzufügen, so sind das keine Privathandlungen: unser Gewissen gehen sie nichts an, weil die höhere Macht die Verantwortung dafür trägt. Soll ich nun aber diese Richtschnur entbehren und das für gut halten, was der Gesamtheit dient, das Gegenteil für böse, dann muß ich die Frage entscheiden: wo ist denn diese Gesamtheit? Welche Personen bilden sie? Ist die Menschheit die Gesamtheit? Liegt die Erhaltung von Krüppeln und Blödsinnigen im Gesamtinteresse, oder muß ich solche nicht vielmehr in ihrem eignen und im Gesamtinteresse umbringen? Muß ich auch für das Wohl der Botokuden und Melanesier besorgt sein? Müssen die Naturvölker durch Knechtung oder Ausrottung dem Gemeinwohl geopfert werden, oder gehört ihre Erhaltung und Pflege mit zum Gesamtwohl? Sind auch Frankreich und Rußland Glieder der Gesamtheit, der ich zu dienen habe? Oder bilden nur die Deutschen eine

Digitized by Google

Gesamtheit unter sich und die Franzosen eine andre, so daß diese beiden Gesamtheiten wie zwei Welten neben einander bestehen, ohne sich gegenseitig etwas anzugehen? Dann hat allerdings das Totschießen der Gegner im Kriege keine andre Bedeutung als die Abwehr eines Heuschreckenschwarms oder einer Überschwemmung. Und wenn wir die Gesamtheit auf das deutsche Volk zusammenschrumpfen lassen, sind wir dann etwa im klaren? Gehören nicht die Deutschen Österreichs auch dazu, wie können wir mit ihnen Krieg führen? Wie kommen wir dazu, die Gesamtheit und unsern damit zusammenfallenden Pflichtenkreis mit den wechselnden politischen Grenzen bald um etliche Quadratmeilen zu erweitern, bald zu verengern? Vor 1866 waren alle Angehörigen des Deutschen Bundes unsre Nächsten. In dem entscheidenden Jahre wurden sie plötzlich in zwei Lager gespalten und mußten einander totschießen: das hannoversche Gesamtwohl war ein anderes als das preußische. Nach Abschluß des Friedens muß der Preuße den Hannoveraner wieder lieben, wenn dieser nicht zufällig ein Welfe ist oder gar Windthorst heißt. Nein, da wird in Ewigkeit keine Moral draus! Wenn man die Politik auf die Moral gründen oder die Moral aus dem Staatsnutzen, der den Inhalt der Politik bildet, ableiten will, dann geht eins von beiden oder beides in die Brüche. Gesamtwohl und gesamtheitliches Interesse ist Unsinn; kein Mensch vermag anzugeben, worin das Interesse der gesamten Menschheit bestehe und wie aus dem Widerstreit unzähliger Einzelinteressen ein Gesamtinteresse herausgefunden werden könne. Nur von den Begriffen Volkswohl und Staatsnutzen lassen sich allenfalls, obwohl auch nicht ohne heftigen Widerstreit der Meinungen, leidlich befriedigende Erklärungen geben. Der Zusammenhang der Moral mit der Politik beschränkt sich darauf, daß der gewissenhafte Staatsmann durch die Mittel, die er zur Förderung des Staatsnutzens ergreifen muß, in immerwährende schmerzliche Gewissenskonflikte verwickelt wird, und daß er aus Gewissenhaftigkeit zuweilen von einem sehr nützlichen und zweckmäßigen, aber moralisch gar zu bedenklichen Mittel Abstand nimmt. Das einzige, was ihn aufrecht erhält, ist der Glaube, daß derselbe Gott, der das Sittengesetz gegeben hat, ihm diese furchtbaren dem Sittengesetz widersprechenden Aufgaben gestellt habe, daß dieser ihm nicht anrechnen werde, was er im Dienste des einen göttlichen Willens gegen den andern scheinbar widersprechenden sündigt, und daß er dereinst in einem höhern Lichte schauen werde, wie sich diese Widersprüche in Harmonie auflösen.

Der Irrtum eines bekannten großen Geistes, daß der Staat die Verwirklichung der sittlichen Idee sei, ist zwar aus den Zeitumständen, in denen er entstand, leicht zu erklären, aber er bleibt dennoch ein Irrtum, und zwar ein recht offen zu Tage liegender, weil er ja einen offenbaren Widerspruch enthält. Die Sittlichkeit ist das Reich der Freiheit, und der Staat ist die große Zwangsanstalt. Man hat der römischen Kirche mit Recht nachgesagt,

Digitized by Google

daß sie aufgehört habe ein sittliches Institut zu sein, als sie anfing, den Glauben und ein nach ihrer Meinung christliches Leben zu erzwingen; erst nachdem sie vom Staate ihrer Zwangsgewalt beraubt worden war, konnte sie wieder eines werden. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß der Staat ein ungöttliches oder gar ein unsittliches Institut sei. Er hat eben an sich mit der Sittlichkeit gar nichts zu thun und erfüllt gerade dann seinen göttlichen Beruf, wenn er sich innerhalb der Schranken seiner Zuständigkeit hält. Die Kirche wird unsittlich, sobald sie zu Zwangsmitteln greift. Der Staat hat keine andern als Zwangsmittel, und will er diese zur Erzeugung von Glaubensmeinungen oder von Sittlichkeit mißbrauchen, so verfällt er derselben Verdammnis, denn die Sittlichkeit erzwingen wollen heißt die Sittlichkeit aufheben. Eine erzwungne Handlung ist niemals eine sittliche Handlung, und ins Heiligtum des Gewissens, wo die Gedanken einander anklagen und lossprechen, reicht keine Staatsgewalt. Zudem ist der Staat genötigt, so manches unschuldige und sogar vom Gewissen geforderte, z. B. den Tadel ungerechter Handlungen der Obrigkeit, zu bestrafen und so unmoralische Handlungen, wie das spioniren im Kriege und im Polizeidienste zu fordern. Der Staat hat gewisse unsittliche Handlungen zu bestrafen, nicht weil sie unsittlich sind, sondern weil sie Leib oder Leben, Eigentum oder Ehre seiner Schutzbefohlenen bedrohen oder schädigen. Wenn es jemals gelänge, einem ganzen Volke die Überzeugung beizubringen, daß sich das Sittliche mit den Forderungen des Staats und das Unsittliche mit dem im Strafgesetzbuche verbotnen decke, so würde dieses Volk nicht mehr eine Nation von Menschen, sondern nur noch eine Herde dressirter Tiere sein. Der sittliche Mensch kümmert sich zwar um die Polizeivorschriften, die zum Teil wenigstens nicht erraten werden können und dennoch beobachtet werden müssen, aber das Strafgesetzbuch ist für ihn nicht vorhanden. Er weiß es, daß er keines der Verbote übertreten wird, die mit dem Sittengesetze zusammenfallen, und was die übrigen anlangt, so erkennt er für die Entscheidung der Frage, ob er dagegen handeln, z. B. eine nach seiner Überzeugung schlechte und schädliche Staatseinrichtung angreifen soll, keinen andern Richter an als sein Gewissen. Es steht elend um die Sittlichkeit in einem Staate, wo die Bürger anfangen das Strafgesetzbuch und die Kommentare dazu zu studiren.

Bei der engen Verflechtung aller Lebenserscheinungen unter einander sowohl im Gemüte des Einzelnen wie im öffentlichen Leben kann es ja an vielfachen Berührungen des Staates mit dem Sittlichen nicht fehlen. Der Staat vermag mittelbar, niemals unmittelbar, die Sittlichkeit wie die Unsittlichkeit auf mancherlei Weise zu fördern, und er hat je nach Umständen Nutzen oder Schaden davon. Aber durch diese vielfachen Berührungen wird er noch keine Anstalt zur Verwirklichung der Sittlichkeit. Ein großes wohlgeordnetes Kaufmannsgeschäft und eine gut eingerichtete und geleitete Fabrik wirken nach vielen

Digitized by Google

Richtungen hin sehr wohlthätig auf die Sittlichkeit aller derer, die dabei beschäftigt sind, aber trotzdem ist nicht die Sittlichkeit ihr Zweck, sondern ihr nächster Zweck ist Geldverdienst, ihr entfernterer und höherer die Erzeugung und der Umtrieb von Gütern. Namentlich der preußische Staat hat sich, worauf wir noch zurückkommen werden, große Verdienste um die Sittlichkeit seiner Angehörigen erworben, aber der preußische Staat ist nicht der Staat überhaupt, und je weiter er sich ausdehnt, desto weniger vermag er sein ursprüngliches Wesen zu behaupten. Die auf Zentralisirung gerichtete und aller individuellen und korporativen Selbständigkeit ungünstige Richtung der Zeit hat den Staat mit der Fürsorge fast für alle Kulturaufgaben belastet, und die Anhänger der Hegelschen Staatsidee haben diesen Prozeß befördert und mit zunehmender Befriedigung beobachtet. Allein weder den verschiednen Kulturgebieten noch dem Staate dürfte er sonderlich zum Heile gereichen, und das beginnen die Anhänger jener Staatsidee allmählich einzusehen: ihre Begeisterung scheint den Höhepunkt überschritten zu haben. In Schule, Kunst, Wissenschaft, Gewerbe, Armenpflege, von der Kirche gar nicht zu reden, klagt man über den lähmenden und lebentötenden Druck der Bureaukratie. In andern Kreisen freilich scheint die Abkühlung mehr mit der Abnahme des Geldgewinns zusammenzuhängen, den die Freundschaft für den Staat unter Umständen einträgt. Dieser aber, dessen Wesen ohnehin nicht geeignet ist, Liebe zu entzünden, wird nun auch noch mit allem Haß beladen, den ihm die Mißerfolge auf den verschiednen Kulturgebieten eintragen, und die Zahl derer mehrt sich, die in ihm mit Grauen Hobbes alles verschlingenden Leviathan sehen. Liebe zum Staat erziehen oder gar erzwingen wollen ist ein einfältiges Unternehmen. Wie viel Freiwillige wären wohl 1813 gekommen, wenn die Losung: Für den Staat! gelautet hätte, anstatt: Mit Gott für König und Vaterland, für Weib und Kind und den heimischen Herd! Und den Staat dadurch, daß man ihn unnötigerweise mit unlösbaren Aufgaben und der Verantwortung für den Mißerfolg beladet, auch noch dem Haß auszusetzen, ist höchst unweise. Dagegen fällt es nicht schwer, seine Notwendigkeit klar zu machen, die ja auch von der Sozialdemokratie nicht bestritten wird, denn was sie bekämpfen, das ist nicht die Staatsordnung an sich, sondern was sie den Klassenstaat nennen. Wird der Staat als das, was er seinem Wesen nach ist, als die unentbehrliche Zwangsanstalt zur Aufrechterhaltung der äußern Ordnung und zum Schutze der Staatsangehörigen allgemein aufgefaßt, dann schwindet auch das anstößige der vielfachen Widersprüche zwischen der Staatsregierung und der sittlichen Ordnung. Dem Christen ist es von vornherein klar, daß sich menschliche Ordnungen, namentlich Zwangsordnungen, niemals mit der göttlichen Ordnung decken können, und daß Rechtsprechung und Gerechtigkeit zweierlei Dinge sind. Er weiß es, daß die Obrigkeit zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung dem Einzelnen oft Unrecht thun muß, daß hingegen für ihn persönlich die

Digitized by Google

Regel gilt, es sei besser Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun. Kommt er in die Lage, vom Staate Unrecht leiden zu müssen, so zürnt er ihm nicht. Nur zweierlei empört ihn und erschüttert die Achtung vorm Staate bei Christen wie bei Atheisten: wenn sich der fehlbare und noch dazu an die rein äußerlichen Rücksichten der Staatsraison gebundne Richter als den Vollstrecker des göttlichen Urteils und sein Walten als den Ausdruck der sittlichen Idee darstellen will, was ihm natürlich niemand glaubt, und wenn das Unrecht nicht im Dienste der allgemeinen Ordnung, sondern zum Nutzen bevorzugter Klassen verübt wird.

Die Freunde des gegenwärtigen Staates pflegen dem Kommunismus vorzuwerfen — und zwar mit Recht —, daß dieser darauf ausgehe, die Erde in ein Zuchthaus zu verwandeln. Damit erkennen sie aber gerade dieses als den höchsten Vorzug des gegenwärtigen Staates an, daß er noch einige Lebensgebiete freiläßt; mit jeder weitern Beschränkung, die der Staat seinen Bürgern auferlegt, verliert jenes Argument an Kraft. Da der Staat für viele heute schon nichts weiter als ein Zuchthaus ist, so wünschen diese natürlicherweise, die übrigen möchten zu gleicher Knechtschaft verurteilt werden, wenn nun einmal die Freiheit für alle ein unerreichbares Ideal bleiben soll. Erfüllt der Staat nur seine Pflicht, einem jeden Leib, Leben und Eigentum vor verbrecherischen Angriffen und vor äußern Feinden zu schützen, so wollen wir ihn dankbar verehren. Hilft er uns außerdem bei der Lösung unsrer Kulturaufgaben und nimmt er so manche Last auf seine breiten Schultern, die den Individuen, Körperschaften und Gemeinden, vielleicht nur, weil sie durch Bevormundung des selbständigen Handelns entwöhnt sind, zu schwer scheint, so sind wir ihm doppelt dankbar. Aber wenn er unsre Thätigkeit mehr hemmt als fördert und den Geist mehr erstickt als anfacht, dann verdient er unsern Dank nicht, und will er gar die Verwirklichung der sittlichen Idee sein, so — kompromittirt er sich bloß. Nur in der Persönlichkeit des einzelnen Menschen, sonst nirgends kann sich die sittliche Idee verwirklichen. Mit der kollektiven Verwirklichung der sittlichen Idee geht es ungefähr so, wie mit der kollektiven Weisheit. Sämtliche Mitglieder eines Ratskollegiums mögen Weltweise und Genies sein, aber seine Beschlüsse machen dennoch, und zwar notwendigerweise, stets den Eindruck, den Schillers Xenion schildert.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Lateiniſche Volksetymologie und Verwandtes

Unſer Frauenname Thereſe iſt von dem Namen des alten thebiſchen Sehers Teiresias abzuleiten — klingt dieſe Behauptung nicht wie Spott und Hohn auf alle Etymologie? Teiresias hatte zwar das Schickſal, mag es ein Vergnügen oder eine Strafe geweſen ſein, eine Weile ſeines Lebens in ein Weib verwandelt zu ſein; aber dieſe ziemlich abgelegne Sage und die daran anknüpfenden Spottgeſchichtchen der Alten können doch nicht die Übertragung des Mannesnamens Teiresias auf ein Mädchen erklären. Und doch ſpricht Otto Keller in ſeinem vor kurzem bei B. G. Teubner erſchienenen Buche Lateiniſche Volksetymologie und Verwandtes alles Ernſtes die Anſicht aus, Thereſe ſei aus Teiresias entſtanden. Die griechiſche Form Teiresias ſei lateiniſch zu Tiresias oder Teresias geworden, wofür auch Teresia vorkomme; und die älteſte, in Spanien zuerſt auftauchende Form des Namens Thereſe ſei gleichfalls Teresia erſt ſpäter habe ſich anſtatt des T das Th eingeſtellt. Es ſei daher wohl denkbar, meint Keller, daß durch Mißverſtändnis vielleicht von ſehr ungebildeten Leuten die Namensform Teresia (Teiresias) für weiblich gehalten und bei der Taufe einem Mädchen gegeben worden ſei, daß ſich alſo der urſprüngliche Mannesname in einen Frauennamen verwandelt habe.

Alles das iſt richtig oder möglich. Trotzdem iſt die Folgerung, die Keller daraus zieht, irrig. Teiresias iſt überhaupt kein Mannesname. Der Name gehört in der ganzen alten Welt nur dem ſagenhaften thebiſchen Seher an. Er iſt niemals zu einem Mannesnamen geworden, weder Inſchriften noch Schriftſteller kennen einen Mann namens Teiresias. Und der Name Thereſe taucht keineswegs unter ungebildeten Leuten auf, denen man ein Mißverſtändnis vielleicht zutrauen könnte, ſondern er tritt uns zum erſtenmal in dem königlichen Geſchlecht von Leon entgegen, im neunten nachchriſtlichen Jahrhundert. Iſt es denkbar, daß eine chriſtliche Prinzeſſin nach dem Namen des alten heidniſchen Sehers getauft worden wäre?

Um einen Namen zu deuten, muß man zunächſt ſeine früheſte Form feſtſtellen. Für Thereſe iſt ſie nicht Teresia, ſondern Tarasia. Keller kennt zwar dieſe Form, meint aber, es ſei wohl nicht die Urform. Sie iſt es aber ganz entſchieden. Die ältern ſpaniſchen Chroniſten haben den Namen Thereſe faſt

Digitized by Google

regelmäßig in der Form Tarasia, und Tarasia ist auch in einer Inschrift des elften Jahrhunderts für Veremunds II. Tochter Therese überliefert. Nur als Nebenformen kommen Tyresia, Taresia, Tharasia, Therasia und endlich auch Teresia vor. Aus diesem ältesten Tarasia läßt sich der Ursprung des Namens leicht nachweisen. Zu weiblichem Tarasia gehört als Mannesname Tarasius, wie von Pelagius Pelagia und von Eulogius Eulogia gebildet worden sind. Nach katholischer Sitte wurde das Kind eben gern nach dem Heiligen des Geburtstags getauft. War ein Mädchen an einem Tage geboren, der einem männlichen Heiligen gehörte, so wurde der Mannesname einfach durch weibliche Endung in einen Frauennamen verwandelt. Man kann sogar Fälle nachweisen, wo der Heiligenname ohne weiteres auf ein Taufkind andern Geschlechts übertragen worden ist; in Italien sind Männer sehr häufig Maria genannt worden, und ebenfalls in Italien ist Battista auch ein Frauenname. Diesem Brauch verdanken ja auch so wunderliche Namen wie Petri Kettenfeier Rosegger ihre Entstehung.

Unter den Trägern des Namens Tarasius oder Tarasios ist nun ein recht berühmter: Tarasios, der Patriarch von Konstantinopel, bekannt durch das zweite Konzil von Nicäa, im Jahre 787; er ist als Heiliger in die Acta Sanctorum aufgenommen worden, sein Tag ist der 25. Februar. Nach diesem Heiligen Tarasios ist offenbar eine spanische Prinzessin Tarasia getauft worden, sei es daß sie an diesem Tage geboren worden war oder daß verwandtschaftliche Beziehungen mit Byzanz oder andre uns unbekannte Verhältnisse die Wahl auf diesen Namen lenkten. Daß er gerade vom Königsgeschlecht aufgenommen wurde, erleichterte seine Verbreitung im spanischen Volke, und der Umstand, daß unter den zahlreichen spanischen Prinzessinnen dieses Namens eine Heilige war, ließ den Namen über die Grenzen Spaniens zu andern Völkern dringen. Es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß der Name Therese auf Tarasia und schließlich auf den Heiligen Tarasios zurückgeht. Die Bedeutung des Namens bleibt freilich dunkel. Von den alten Schriftstellern wird ein Tarasios vor dem Heiligen Tarasios überhaupt nicht erwähnt. In Inschriften kommt er zum erstenmal im fünften nachchristlichen Jahrhundert im südlichen Kleinasien vor; auch die spätern Inschriften, die den Namen haben, sind sämtlich in Cilicien oder den Nachbarlandschaften gefunden worden. Wahrscheinlich stammt der Name also aus keiner griechischen Wurzel, sondern aus einer barbarischen Sprache.

Mit Teiresias hat also Therese gewiß nichts zu thun. Man erkennt aber aus diesen etwas breit gewordnen Ausführungen, wie leicht bei etymologischen Forschungen der Gleichklang auf Irrwege führt. Nur das eine bleibt an den Behauptungen Kellers wahr, daß bei der Übertragung eines Namens aus einer Sprache in die andre zuweilen ganz wunderbare Mißverständnisse mitwirken, und zwar nicht nur unter „sehr ungebildeten“ Leuten. Die franzö-

Digitized by Google

ſiſchen Bauern, die aus dem Helden Vercingetorix einen Saint Gétorix machten, waren und blieben freilich Bauern. Aber jener Franzoſe, der in Straßburg die Hellengaſſe, die von dem Geſchlechte zur Hellen den Namen hatte, in eine Rue S. Hélène umtaufte, war doch wahrſcheinlich ein Beamter. Und wenn wir Chinarinde kaufen, denken wir da nicht, wenn wir überhaupt etwas dabei denken, an China, obgleich das Heilmittel gar nicht aus Aſien, ſondern aus Amerika zu uns gekommen iſt? In das China der Chinarinde hat ſich ein peruaniſches Wort quina, d. i. Rinde umgewandelt. Im ſpaniſchen heißt es richtig quina oder quinaquina, d. i. Rinde der Rinden. Unſer Chinarinde dagegen iſt eigentlich Rinderinde, und ſprechen wir von Chinarinde, ſo begehen wir denſelben Fehler, wie die, die von einem Guerillakrieg, einem Attentatsverſuch und einer größern Majorität reden.

Unverſtand und Mißverſtändnis ſind bei der Volksetymologie immer und überall thätig geweſen. Lehnwörter aus einer fremden Sprache ſind durch Anlehnung an bekannte Wörter der Mutterſprache mundgerecht und, wie das Volk meint, auch verſtändlicher geworden. So iſt im Deutſchen aus lateiniſchem arcuballista unſer Armbruſt, aus dem nordiſchen Fiällfras (Felſenkatze?) unſer Vielfraß und aus ſlaviſchem petschat unſer Petſchaft geworden; die Franzoſen haben aus dem lateiniſchen pausare in Erinnerung an Wörter wie déposer ihr poser und reposer geſtaltet, und die Römer haben ſich das griechiſche διφθέρα, Rindshaut, Pergament, Schriftſtück durch Anklang an ihr linere, ſchmieren, beſchmieren in litera zurecht gelegt.

Unverſtand und Mißverſtändnis ſind ferner in allen Sprachen thätig, alte, nicht mehr recht verſtandne Wörter der Mutterſprache ſelbſt durch Annäherung an andre, gebräuchlichere, aber der Wurzel und der Bedeutung nach verſchiedne Wörter umzuwandeln. Wir Deutſchen ſprechen und ſchreiben Meßner, als ob das Wort von Meſſe abgeleitet wäre, während das Althochdeutſche vom lateiniſchen mansionarius ganz richtig mesināri gebildet hat. Das Mittelhochdeutſche kennt noch kein Petſchaft, ſondern nur ein betschat. Erſt im Neuhochdeutſchen iſt die volksetymologiſche Umgeſtaltung eingetreten, weil der mesināri mit der Meſſe zu ſchaffen hatte und am betschat ein Stiel oder Schaft war. Ebenſo iſt aus dem alten Freithof (von vrîten, ſchonen) ein Friedhof geworden, aus wiltbrât unſer Wildbret und aus âmaht unſer Ohnmacht. Die Franzoſen haben aus réticule (engliſch reticule, Stridbeutel) ihr lächerliches ridicule und aus toutesvoies, das dem italieniſchen tuttavia entſprach, ein toutefois gemacht. Und die Römer haben ihr promunturium, das, von prominere abgeleitet, einen Vorſprung bedeutet, in promontorium umgewandelt, mit Anlehnung an mons, als wären „Vorgebirge“ ſtets gebirgig; man findet ſogar die Form promunctorium (von pro und mungere), als wenn das Land nach dem Meere zu eine Schnauze hätte, wobei man an deutſches Naſe und engliſches ness für Vorgebirge denken mag.

Digitized by Google

Als drittes ist in der Volksetymologie der Volkswitz bei der Neubildung und Umbildung von Wörtern wirksam, zwar nicht in allen Sprachen in gleicher Stärke, aber er fehlt doch nirgends ganz. Am mächtigsten ist er wohl im Deutschen, und Ausdrücke, die der Volkswitz bei uns geschaffen hat, wie Zuvielverdienstorden für Civilverdienstorden, Ziehjarru für Cigarren, Zankthippe für Xanthippe, Bibelapothek für Bibliothek und Jumfernante für Gouvernante, oder Verdrehungen, die dem Witz eines Einzelnen entsprungen sind, wie die Fischartschen Bildungen Jesuwider für Jesuiter, Pfotengram für Podagra und Untenamend für Fundament gehören zu den heitersten Schöpfungen der Volksetymologie und des Wortwitzes.

Am schwächsten scheint dieser Trieb im Lateinischen gewirkt zu haben. Die geistige Anlage des Römers war dem harmlosen Witze nicht günstig. Sein Witz war fast immer persönlich und entweder boshaft oder unanständig, am liebsten beides zugleich. Der unschuldige und harmlose Witz ist dem römischen Volke fremd. Ein Witzblatt wie die Fliegenden Blätter würde noch jetzt in Italien geringen Beifall finden.

Auch Otto Keller, der das weite Gebiet der lateinischen Volksetymologie mit Fleiß und Sachkenntnis durchforscht hat, kann nicht eben viele Beispiel beibringen. Verhältnismäßig am häufigsten sind Wortspiele, wie panigericus Brotträger für panegyricus, Lobhudler; archibuculus, Erzochs für archibucolos, Erzpriester; displicina mit Anlehnung an displicere (mißfallen) für disciplina. Hierher gehören auch Namensverdrehungen wie Rabienus (rabies, Wut) für Labienus und die Umwandlung des Namens Tiberius Claudius Nero — der Kaiser Tiberius ist gemeint — in Biberius Caldius Mero, propter nimiam vini aviditatem.

In diesen Beispielen tritt das Boshafte im römischen Witz deutlich hervor. Die Vorliebe für das Unanständige hat nach Kellers Meinung die Anwendung von culina, Küche für latrina, Abtritt begünstigt; der Römer soll dabei an culus gedacht haben. Es ist ja möglich, daß dieser Klang in culina mitwirkte. Aber man darf vielleicht bei dieser Redensart einen harmlosern Ursprung vermuten. Wie man noch in Pompeji sehen kann, war im römischen Hause der Abtritt unmittelbar neben der Küche, in einer für uns wunderlich nahen Verbindung. Wie wir nun zum Beispiel im Walde „abtreten" und zwischen den Büschen ein „Veilchen" oder ein „Vergißmeinnicht suchen", so ging vielleicht der Römer angeblich in culinam, wenn er seine Schritte nach dem nahen Örtchen lenkte. Diese harmlose Erklärung der Redensart wird noch durch die Bemerkung gestützt, daß auch im Lateinischen die kraftvollen und klangvollen Wörter dieses Schlags gern durch mildere ersetzt wurden. So heißt ja latrina eigentlich Waschraum, und für caeare sagte man desurgere und assellare, aufs Stühlchen gehen.

Unanständig aber und zugleich boshaft war es, wenn die Römer die

Digitized by Google

Insel Capri, wo Tiberius, wie man meinte, den wildesten Ausschweifungen fröhnte, mit Anklang an capram inire Caprineum nannten oder wenn Caelius von Clodia sagte, sie wäre in triclinio Coa (ad coitum alliciens, zugleich mit Anklang an die Insel Kos), in cubiculo Nola (nolens, mit Anklang an die Stadt Nola). Zu diesen geographischen Witzen, an denen andre Sprachen überreich sind, gehört im Lateinischen schließlich auch der Ausdruck abi Morboviam, geh nach Krankheitshausen!

In frühern Zeiten scheint der Volkswitz auch unter den Römern stärker auf die Sprache eingewirkt zu haben, wenigstens auf dem Gebiete der Namengebung. Zahlreiche römische Beinamen sind dem Volkswitz entsprungen, es sind Tiernamen oder Spottnamen, die den körperlichen oder geistigen Gebrechen ihres Trägers entnommen sind. Wenn wir freilich die tönenden Namen eines P. Cornelius Scipio Nasica, eines M. Calpurnius Bibulus oder eines Q. Lutatius Catulus nachsprechen, so denken wir wohl nur selten daran, daß Nasica die Spitznase, Bibulus einen Süffling und Catulus das Hündchen bedeutete, und so mögen auch die Römer selbst später über dem Klange der Namen und dem Ruhm ihrer Träger die ursprüngliche Bedeutung dieser Beinamen vergessen haben.

Mächtiger als Volkswitz und Wortwitz waren im Lateinischen Unverstand und Mißverständnisse bei der Ausbildung der Sprache thätig, in der Umwandlung von Wörtern des eignen Sprachschatzes, wie in der Umgestaltung von Lehnwörtern aus fremden Sprachen, besonders aus dem Griechischen. Keller hat zunächst die Lehnwörter im ersten Teile seines Buches in Klassen zusammengestellt; im zweiten Teile folgen einzelne ausführlicher behandelte Etymologien und Formen von Lehnwörtern. In einem zweiten Buche, das binnen Jahresfrist nachfolgen soll, will Keller dann die Etymologie vieler einzelnen echtlateinischen Wörter besprechen. Wir hoffen und wünschen, daß die Ausbeute ebenso reichlich sein möge, wie in diesem ersten Buche. Schon dies giebt eine Fülle von scharfsinnigen und geistreichen Bemerkungen und erntet auf einem Gebiete der lateinischen Sprachgeschichte, das bisher fast ganz brach gelegen hat, reiche Frucht. Wie mannigfaltig sind die Veränderungen, die allein die Ortsnamen bei ihrer Aufnahme ins Lateinische durch Volksetymologie erlitten haben! Da ist die keltische Argenzburg, die von dem Flüßchen Argenza, das bei Straßburg in die Ill fließt, den Namen hatte, zu einer Silberstadt, Argentoratum geworden. Unser deutsches Regensburg, das nach dem Flusse Regen genannt worden war, ist dem Römer zum königlichen Lager, Castra Regina geworden. Aus den Treveri haben die Römer in Anklang an ihre tresviri (Dreimänner) Treviri gemacht. Sie sprechen von den Alpes Poeninae, als hätten diese den Namen von den Poeni, die unter Hannibals Führung nach Italien zogen, während in dem Worte Peninus offenbar dieselbe keltische Wurzel verborgen ist, wie in Appenninus, nämlich pen, penn, Kopf oder

Digitized by Google

Kuppe. Aus der ligurischen Stadt Intemelii wurde mit Anschluß an intimus Intimelii, und jetzt heißt die Stadt gar Ventimiglia, Zwanzigmeilen; und Akragas wurde zu Agrigentum (agri, Felder und gentes, Geschlechter), Trachine zu Tarracina und schließlich zu Terracina (terra, Erde) und Karkemisch zu Circesium (Circe).

Bei der volksetymologischen Behandlung von Personennamen wurde Sosthenes zu Sustinens, Aristophontes zu Astriphontes (astrum, Gestirn), Phidyle zu Phidele (fidelis, treu), Christus und Christianus zu Chrestus und Chrestianus (*χρηστός*, gut) und Bonifatius, d. i. *Εὐτυχής* zum Wohlthäter, Bonifacius. Bei Vergilius, den griechisch redende wohl auch Parthenias nannten, weil sie meinten, sein Name käme von virgo, dachten die Römer selbst an virga und virgula, Zauberrute, und legten so den Grund zu der mittelalterlichen Sage von dem großen Zauberer Virgilius und seiner Wünschelrute. Pherenike oder Berenika wurde zu Veronica (Verona) und, wie Keller meint, Hunerich zu Honoricus (honos, Ehre) und Theodahad zu Deodatus (deus, dare).

Auch bei der Entlehnung der Namen griechischer Götter und Heroen hat die Volksetymologie ihren Anteil gehabt. Sehr hübsch ist Kellers Vermutung, daß *Δουλορέστης* im Lateinischen zu Dolorestes geworden sei, weil der als „Sklave" verkleidete Orestes so viele Prüfungen und Leiden (dolores) durchzumachen gehabt habe. Die Umbildung des Patroklos in Patricoles ist wohl ebenfalls durch volksetymologische Einwirkung von Wörtern wie Publicola verursacht worden. Die Volksetymologie hört eben überall bei fremden und ungebräuchlichen Wörtern heimische und bekannte mitklingen. So führte auch das lateinische serenus, heiter, von den *Σειρῆνες* zu den Serenae, obwohl das Heitere gar nicht recht zu dem Wesen der Sirenen stimmte; allicere, anlocken ließ aus *Ἀληκτώ*, der „nie aufhörenden" eine Allecto werden, wiewohl eine Furie gewiß nichts verführerisches an sich hatte, und pollucere, als Opfer darbringen, hat aus Polydeukes den Pollux gemacht, wobei die Römer vielleicht auch an lux, Licht und lucere, leuchten und an die leuchtenden Sterne dachten, die nach frommem Glauben über den Häuptern der Dioskuren schwebten. Zweifelhafter ist der Zusammenhang zwischen pumilio, Zwerg und *Πυγμαῖος* und *Πυγμαλίων*. Die Gleichung pumilio = *Πυγμαλίων* erinnert doch gar zu sehr an Therese = *Τερεσίας*. Unrichtig ist hier übrigens wohl auch die Ableitung des Namens *Πυγμαλίων* von *πυγμή*, der Name stammt vielmehr aus dem semitischen. Jeder Zweifel ist dagegen ausgeschlossen bei der Zurückführung des lateinischen caduceus, des Merkurstabes auf griechisches kerykeion (dorisch karykion), mit volksetymologischer Anlehnung an caducus, hinfällig, vergänglich, und in dem Gedanken an Hermes als den Totengeleiter. Keller nennt dies mit Recht eins der schönsten und interessantesten Beispiele der ganzen lateinischen Volksetymologie.

Digitized by Google

Mit den fremden Göttern kamen auch viele Kultnamen nach Rom und mußten sich den umgestaltenden Einflüssen der Volksetymologie unterwerfen. Zu den gewaltsamsten Entstellungen gehört es, wenn aus den griechischen Korbträgerinnen, kanephoroi, im Lateinischen Hundeträgerinnen, caniferae wurden. Die Volksetymologie ist eben gegen einen verkehrten Sinn ganz gleichgiltig, wenn das Wort nur überhaupt einen Sinn erhält. So wurde auch aus dem arabischen hamalet, Anhängsel, im Lateinischen mit Anschluß an amoliri, abwenden, abwehren ein Talisman, amoletum, unser Amulet.

Eine große Anzahl rätselhafter Wörter hat das Lateinische für Tiere, Pflanzen und Mineralien, für Krankheiten, für Speisen und Getränke und für zahlreiche Ausdrücke des Gewerbes und der Landwirtschaft, des Handels, der Wissenschaft und der Künste. Auf allen diesen Gebieten waren ja die Römer Schüler der Fremden, vor allen der Griechen. Und da die Griechen selbst schon vorher von den Phöniziern, Ägyptern und andern Völkern gelernt hatten, so haben viele Wörter das Schicksal gehabt, daß sie erst durch griechische Volksetymologie entstellt und neugestaltet wurden, ehe sie zu den Römern kamen. So ist ein skythisches Wort bei den Griechen zu *βούτυρον* geworden, als wäre Butter Rindkäse, und aus dem Griechischen haben die Römer ihr butyrum und aus dem Lateinischen wir Deutschen unser Butter.

Keller weist auch in der griechischen Sprache zahlreiche Lehnwörter nach, Wörter der semitischen Sprachen, des Persischen, Indischen und Ägyptischen, und noch ausführlicher werden im zweiten Teile des Buchs viele der wichtigsten Lehnwörter behandelt, wie Amaltheia, nektar, Pallas, Munychia, Dyrrhachium, Herakles, Meleagros, Persephone, camillus, stilus = *στῦλος*, vinum = *οἶνος*, balneum = *βαλανεῖον*, Cocles = *Κύκλωψ*, satura und andre. Man sieht schon aus dieser Zusammenstellung, daß Keller auch einige alte Streitfragen wieder aufgerührt hat. Er widerspricht entschieden der Ableitung des Wortes Satire, satura aus dem Lateinischen, und ebenso entschieden behauptet er, stilus sei ein griechisches Lehnwort aus *στῦλος*. Man wird auch hier nicht überall Kellers Ansichten und Ausführungen billigen können, doch würde es zu weit führen, noch mehr Einzelheiten zu besprechen; um einen etymologischen Irrtum zu widerlegen, bedarf es gewöhnlich desselben Raums wie zu seiner Behauptung. Und Keller selbst gesteht in der Vorrede offen zu: „Mathematisch beweisen läßt sich in der Etymologie überhaupt nichts, am allerwenigsten aber bei der Volksetymologie; denn gerade das Überspringen der Regeln, deren Beobachtung sonst als überzeugungskräftig angesehn wird, ist eine Haupteigentümlichkeit der Volksetymologie. Es wird uns daher auch genügen, wenn der Leser unter den tausenden von Bemerkungen wenigstens einem bedeutenden Bruchteil seinen Beifall zollt und sie als sehr wahrscheinlich anerkennt."

Digitized by Google

Goethes Straßburger lyrische Gedichte

Von Heinrich Düntzer

Wie aus einem unversieglichen Borne fließen uns immer neue Quellen zur klarern Einsicht in Goethes Leben, Dichten und Sinnen, deren zweckmäßige Verwendung eine um so ernstere Pflicht aller Kundigen ist, als leider so manches uns länger als billig vorenthalten worden ist, ja noch immer vorenthalten wird. Über die Leipziger Jugendzeit haben wir vor einigen Jahren Bedeutendes durch Goethes Briefe an seine Schwester und an Behrisch erfahren, die auch die auf wenigen schwanken Erinnerungen und oberflächlicher Benutzung der Briefe an Cornelien beruhende Darstellung in „Wahrheit und Dichtung“ glücklich berichtigen und ergänzen. Schlimmer ist es um das Erwachen des Dichters in Straßburg bestellt, da aus dieser Zeit verhältnismäßig wenige Briefe von Goethe selbst vorliegen und auch seine eigne Lebensdarstellung, wie jetzt die freilich sehr lückenhaft erhaltnen Entwürfe und frühern Fassungen beweisen, mit geringen Ausnahmen sich als unzuverlässig und vielfach novellistisch ausgeführt ergiebt. Trotzdem hat sich überkluge Spürsucht einer Hauptquelle dadurch beraubt, daß sie einen großen Teil von Goethes gleichzeitigen Gedichten ihm abgesprochen, ja behauptet hat, manche von ihnen gehörten seinem Nebenbuhler an, dem so dichterisch begabten wie sittlich haltlosen und verstörten Livländer Lenz; ja das Goethe-Jahrbuch hat in einem Aufsatze von Bielschowsky (XII, 211—227) die Entdeckung gebracht, die Handschriften, aus denen Kruse 1835 Goethes Gedichte abgeschrieben hat, seien teilweise von Lenz. Die dafür beigebrachten äußern Gründe habe ich schon in der Münchner „Allgemeinen Zeitung“ (1891, Beilage Nr. 252) zurückgewiesen. Wenden wir uns nun zu den innern und verfolgen wir unbefangen Goethes lyrische Dichtung während des Straßburger Aufenthalts. Es ist das um so nötiger, als selbst die urkundliche Weimarer Ausgabe im vierten Bande, zu dem die kritischen Begründungen erst folgen sollen, den unschätzbaren, von Kruse in Goethes, zum geringsten Teil in Friederikens Handschrift gesehenen Gedichten das consilium abeundi erteilt, sie unter die „Goethe zugeschriebenen Gedichte zweifelhaften Ursprungs“ verwiesen hat!

Digitized by Google

Zur Liederdichtung war Goethe in den traurigen anderthalb Jahren nach der Rückkehr von Leipzig nicht gekommen, außer daß er im Dezember 1768 Neujahrswünsche in dem launig flotten Tone der Zeit gemacht und zu seinen von Breitkopf mit Melodien versehenen Liedern eine „Zueignung," worin er seine angegriffne Gesundheit warnend beklagt, als Schluß geliefert hatte, beide ohne dichterischen Schwung. Möglich wäre es, daß die frommen Herrnhutischen Verse „Das wird die letzte Thrän' nicht sein" aus dem Jahre 1769 stammten, wo er dem Synodus zu Marienborn beiwohnte; aber auch dieser Ausdruck seiner nach Erfüllung mit dem Ewigen sich sehnenden sündhaften Seele würde mehr vom Hineinleben in diese Empfindung als von dichterischer Erhebung zeugen.

Dürfen wir Goethes Bericht in „Wahrheit und Dichtung" trauen, so litt er, als er nach Straßburg kam, an großer Reizbarkeit der Nerven, von der er sich allmählich durch verschiedne Gewaltkuren herstellte. Von dichterischen Versuchen (denn das französische Gedicht auf eine Polizeiverordnung wegen der Anwesenheit der französischen Dauphine ist bloß zur Ausschmückung von „Wahrheit und Dichtung" erfunden) findet sich die erste Spur auf der Reise nach Saarbrücken, die er neun Wochen nach seiner Ankunft antrat, und auf der er sich so glücklich gestimmt fühlte, daß sich die lange nicht empfundne Lust zu lyrischem Sange wieder einstellte. Mit zwei Tischgenossen hatte er die Reise zu Pferde angetreten, mit dem ein Jahr jüngern Mediziner Weyland aus Buchsweiler und dem fünf Jahre ältern Rate des Fürsten von Nassau-Saarbrücken, Engelbach, der eben als Lizentiat der Rechte promovirt hatte. Weylands Halbschwester war die Gattin des fürstlichen Regierungsrates Schöll. Von Saarbrücken schrieb Goethe einer jungen Frankfurter Dame, die seit seiner Abreise nichts mehr von ihm gehört hatte, am 27. Juni: „Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht habe, da ich diesen schönen Weg hierher machte und alle Abwechslungen eines herrlichen Sommertags in der süßesten Ruhe genoß, Sie würden mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden und oft lachen. Heute regnets, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts reizenderes als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an alle, die Sie lieben, die mich lieben." Wahrscheinlich fand er sich, während Weyland bei seiner Schwester, Engelbach in seiner Wohnung weilte, in den frühen Morgenstunden allein im Gasthofe, da die Freunde erst später zu gemeinsamem Besuche der Stadt und Umgegend zusammentrafen. In dieser Lage konnte er sich wohl gestimmt fühlen, nach langer Pause wieder einmal ein frisches Lied zu wagen, wenn nicht vielmehr die Reisetage, vielleicht durch ein elsässisches Volkslied oder das fröhliche Treiben des Volkes, die Liederlust in ihm angeregt hatten. Daß er in Saarbrücken wirklich ein Gedicht schrieb, bezeugte urkundlich ein Blatt, das Friederikens Schwester Sophie noch im Herbst 1835 besaß; denn es war von Goethes Hand, und am Rande stand

Digitized by Google

von ihm bemerkt: „Als ich in Saarbrück.“ Diese Worte hatte er wohl, als er es Friederiken gab, an den Rand geschrieben, weil es für diese anziehend sein mußte, daß er das Lied vor ihrer Bekanntschaft an dem Orte gedichtet, wo er ihre Tante und ihren Oheim kennen gelernt hatte; denn der Regierungsrat Schöll war der Bruder ihrer Mutter. Aber dieses hat selbst Weinhold in seiner Ausgabe der Lenzischen Gedichte und neuerdings Bielschowsky Lenz zugesprochen, wie schon andere vor ihnen. Einen unzweifelhaften Beweis für Lenz glaubte man darin gefunden zu haben, daß der spätere Seelsorger Lenzens, Dr. Jerzembsky, dieses und zwei andre Lieder, die Friederikens Schwester in Goethes Handschrift besaß, unter den Papieren des unglücklichen Livländers gefunden hat. Dieser auf den ersten Anblick überraschende Umstand erklärt sich aber sehr leicht daraus, daß Lenz, der, wie Goethe im Jahre 1779 von Friederiken hörte, ihre Briefe zu erhaschen suchte, auch Goethes Gedichte, die sie besaß, las und abschrieb, was diese auch, ohne etwas Arges zu denken, geschehen ließ. Lenz mag dies aus bloßer Neugierde gethan und später wirklich geglaubt haben, diese Gedichte, deren er sich nicht mehr erinnerte, seien von ihm. Wie sehr er sich selbst darin täuschte, ergiebt sich daraus, daß er einem davon eine Zeitbestimmung hinzufügte, deren Unmöglichkeit selbst Bielschowsky nicht leugnen kann, weshalb er zu der durch keinen äußern Grund bestätigten, an sich höchst unglaublichen Annahme greift, diese Datirung stamme von einer andern Hand. Dagegen wird die Handschrift, die im Besitze von Friederikens Schwester Sophie war, als von Goethe geschrieben dadurch gesichert, daß der Besitzerin Goethes Hand bekannt war und sie das Gedicht von Friederiken erhalten hatte, die über Lenz so ungehalten war, daß sie jede Spur von ihrer Verbindung mit ihm ebenso gründlich vernichtet haben wird, wie sie alles, was ihr Goethe geschenkt hatte, mit rührender Treue aufbewahrte. Von Lenz kann das Gedicht schon deshalb nicht sein, weil dieser nie in Saarbrücken war. Unter den innern Gründen gegen Goethe hat man das Hauptgewicht auf den Inhalt gelegt, indem man das Gedicht auf Friederiken bezog, wozu doch gar nichts nötigt. Eben so wenig beweist der Umstand, daß sich die hier gebrauchte Form itzt oder izt in Goethes Jugendbriefen und -Liedern nicht findet. Freilich braucht Goethe in der gewöhnlichen Rede nur jetzt und jetzo neben einander, Lenz itzt neben jetzt; aber in Goethes Dichtungen fehlt itzt nicht. Schon die erste Ausgabe des „Götz“, wahrscheinlich auch der Entwurf, hatte II, 9 izt am Anfange des Satzes, und in der ersten Fassung von „Jägers Nachtlied“ stand ursprünglich (der erste Druck ist von 1776): „Du wandelst izt wohl still und mild.“ Klopstock hat die drei Formen jetzt, jetzo und izt neben einander; jetzo steht bei ihm nur vom bestimmten Augenblick, izt da, wo ein vokalischer Anlaut, wie in „eil' itzt,“ oder eine Kürze, wie in dem Dactylus „laß sie itzt,“ gefordert wird. Goethe braucht das spitzige itzt als Länge, auch, wie manche Dichter, am Anfange des Verses, Gleim auch im Reime, und zwar in einem Gedichte im

Digitized by Google

Musenalmanach auf 1770. Jeder erkennt, daß Goethe hier, wo es sich um den jetzigen Augenblick handelt, nicht das sinngemäße jetzo, sondern nur das gleichbedeutende, aus itzent verkürzte itzt setzen konnte, auch wenn es ihm nicht der Reim (besitzt) an die Hand gegeben hätte. Daß es sich hier um den Reim handelt, war der absprechenden Kritik gar nicht in den Sinn gekommen. Merkwürdig ist es, daß Goethe in der zweiten Bearbeitung der „Iphigenie" immer izo und izt hat. Im „Pater Brey" braucht er auch einmal jetzunder als Reim auf unter. So wenig beweist itzt gegen Goethe. Nicht der Rede wert ist, was man sonst gegen das hübsche Gedicht eingewandt und auf die Schultern des Sündenbocks Lenz geladen hat. Die eifersüchtige Frage: „Wo triumphirt das Städtchen?" soll etwas von dem „gezierten und gepuderten" Stil der Anakreontik an sich haben, der nicht einmal in Goethes Leipziger Liedern ganz ausgeprägt sei. Triumphiren steht ganz wie triompher im Sinne von „frohlocken", ohne Beziehung auf einen Sieg. Gegen das volkstümliche „will keine Sonne scheinen" wird angeführt, diesem entspreche in dem Liede, das man gleichfalls von Goethe auf Lenz überschrieben hat, der Ausdruck, die Sonne scheine schwarz, und doch ist hier von einem sonnenlosen Tage, dort von bloßer Einbildung des Verzweifelnden die Rede. Zu der Wendung, der Himmel weine vereint mit ihm der Geliebten nach, stimmen dem Kritiker des Goethe-Jahrbuchs die Worte des Lenz-Goethischen Liedes: „Weinet voll Verlangen und voll Verzweiflung dort dir nach." So muß das geläufige nachweinen beweisen, daß beide Gedichte von Lenz sind, während sie nach der Überlieferung freilich demselben Dichter, aber Goethe angehören. Der Ausdruck ist an beiden Stellen durch die Verbindung, in der er steht, gehoben, an unsrer wird in echt volkstümlicher Weise das Regnen als ein Mittrauern des Himmels gedacht. Doch was kümmert dies den grausamen Verfolger des Liedes, für dessen Schönheit er kein Auge hat? Er sucht nur nach einem Häkchen, woran er einen wenn auch noch so fadenscheinigen Verdachtsgrund anknüpfen kann. So geht es lustig weiter. „Schon rufen Hirt und Herden" scheint ihm eine Floskel der Schäferpoesie, die er dem Straßburger Goethe nicht zutrauen möchte. Es ist aber nichts weniger als eine Floskel; der von der unendlichen Liebenswürdigkeit der Geliebten erfüllte Dichter glaubt dies wirklich vor sich zu schauen, in der Weise, wie schwärmerische Liebende selbst Bäume und Felsen anzurufen pflegen, als ob sie mit ihnen fühlten. Um ja nichts ungetadelt zu lassen, als müsse das Lied recht schlecht sein, um Lenz anzugehören, macht zuletzt noch der Eingang Bielschowsky stutzig „mit den vier Fragen, die mit demselben Fragewort eröffnet werden." Dem Liebenden, der gern wissen möchte, wo sein unvergeßliches Mädchen im Augenblicke weilt, will er nicht gestatten, sich in leidenschaftlichen wiederholten Fragen zu ergehen, und doch thut das dieser sehr glücklich, indem er zuerst fragt, wo sie sei und nach ihrer muntern Weise singe, dann welche Flur oder welches Städtchen sich augenblicklich ihrer

Digitized by Google

Gegenwart freue. Dem leidenschaftlichen Gefühl entspricht durchaus ein solcher Ausbruch in kurzen, sich ergänzenden Fragen. Mit solchen Nichtigkeiten wagt man einem Liede zu Leibe zu gehen, das eine neue Entwicklung des Dichters zeigt, der sich hier zuerst im Geiste des Volksliedes erging, jetzt frisch gesundet und von heiterer Stimmung durch die tagelange Bewegung in der freien Natur wunderbar gehoben! Auch die Strophenform ist glücklich gewählt. Von den vier abwechselnd reimenden iambischen Versen sind die ungeraden sechsteilig, die geraden zweifüßig; doch haben die erstern regelmäßig einen starken Abschnitt nach dem zweiten Fuße, sodaß der Anfang rhythmisch ganz dem folgenden kurzen Verse entspricht, woraus eine eigentümliche, das Gedicht sehr wohl kleidende Bewegung entspringt. Die erste und die letzte Strophe zerfallen dem Sinne nach in zwei Hälften, wogegen in den beiden etwas ruhigern Mittelstrophen der zweite und dritte Vers untrennbar verbunden sind; die starke Interpunktion Vers 11 nach „Feld“ ist ungehörig, sie stört den Fluß der Rede, fand sich wohl auch kaum in der Handschrift. Der Aufbau des Liedes ist einfach und klar. Nach den sehnsüchtigen Fragen hören wir, daß seit der Entfernung der Geliebten das Wetter trüb und regnerisch geworden ist, als ob der Himmel mit ihm traure; die Luft, die früher Stadt und Land erfüllt hat, ist geschwunden, auch die Nachtigall ist ihr gefolgt. Der Schluß spricht den Wunsch nach ihrer Rückkehr aus, wobei hervorgehoben wird, daß auch Hirt und Heerden sich nach ihr sehnen (bei dem Regenwetter fühlen sich diese, deren die Geliebte sich gefreut hat, unbehaglich), ja, wenn sie länger ausbleibt, wird der Mai zum Winter werden. Daß sich der Dichter aus dem Juni in den Mai versetzt, mag zunächst durch den Reim veranlaßt sein, es war aber auch ganz unbedenklich, da, wenn auch der trübe Regentag aus der Gegenwart genommen ist, doch das Lied bei aller Frische glücklich allgemein gehalten ist.

Haben wir so die Haltlosigkeit aller Angriffe auf dieses hübsche Lied nachgewiesen, die leider zeigen, an welcher unkritischen Kritik unsre sich hoch dünkende Goetheforschung krankt, so ist zugleich eine feste Burg gewonnen, von der aus wir die Verdächtigungen der auf gleicher Überlieferung beruhenden andern Straßburger Gedichte nun mit Ruhe abweisen können. Fragen wir, welche weitern Gedichte und in welcher Folge sie während der Straßburger Zeit entstanden sind. Bei der Darstellung der Saarbrücker Reise in „Wahrheit und Dichtung“ lag Goethe ein ziemlich ausführliches Tagebuch vor, das er nach der Benutzung, wie er zu thun pflegte, vernichtet zu haben scheint, wenn es nicht, wie leider so vieles, verkommen oder verschleppt ist. Aber da er nach der getroffnen Anordnung auf dem Rückwege allein nach Sesenheim kommen sollte, obgleich in Wahrheit zwischen dieser Reise und der ersten Bekanntschaft Friederikens drittehalb Monate lagen, mußte das Ende ganz verändert werden. Das Tagebuch wird auch wohl des einen oder mehrerer Gedichte dieser Reise gedacht haben, die nicht der noch ungekannten Friederike gelten

Digitized by Google

konnten. Nun hätte er freilich auch darin von der Wirklichkeit abweichen können, aber er fand es, wie auffallend es auch scheinen mag, aus anderm Grunde angemessen (wohl weil er über den Anfang der Rückreise ausführlich nach den anziehenden Mitteilungen seines Tagebuchs berichten wollte), den Gedanken an die ferne Geliebte erst später einzuführen. Drei Tage blieben Goethe und Weyland in Saarbrücken. Daß Goethe damals noch ein weiteres Lied gelungen sei, ist freilich nicht unmöglich, doch dürfte ihm eher die bloß in Weylands Begleitung angetretne Rückreise ein solches eingegeben haben, und so könnte man glauben, das später als „Willkommen und Abschied" bezeichnete Lied, das ursprünglich ohne jede Überschrift unmittelbar nach zwei Liedern auf Lili in Jacobis „Iris" erschien, sei eine Frucht dieser Rückreise gewesen. Ja man möchte es nicht unwahrscheinlich finden, daß es zu Neukirch wenigstens ersonnen sei, als Goethe am späten Abend allein vor den Glasthüren des dortigen höher gelegnen Jagdhauses saß, wo ihn ein paar aus der Ferne erschallende Waldhörner lieblich überraschten. In „Wahrheit und Dichtung" wird dies mit der Erinnerung an Friederiken in Verbindung gesetzt. Da dieses aber offenbar zum Zweck erfunden ist, so könnte man die überhaupt in Goethes Dichtung beliebten plötzlich erschallenden Waldhörner hier für erfunden halten und der Vermutung zuneigen, an diesem Abende habe es ihn dichterisch angeweht, so daß er sich den herzlichen Empfang von der Geliebten nach einem schweren Nachtritte und die rührende Trennung des von der Gewißheit freier gegenseitiger Neigung innig bewegten Paares ausgemalt habe. Ich gebe das nur als anspruchslosen Gedanken; aber da Friederike dieses und das vorige Lied, die sich beide nicht persönlich auf sie beziehen, von Goethes Hand besaß, so dürfte es nicht unwahrscheinlich sein, daß, wie das vorige, so auch dieses vor die Bekanntschaft fällt. Freilich bezog es Goethe selbst im elften Buch von „Wahrheit und Dichtung" auf einen bestimmten Besuch Friederikens, ja er nahm daraus seine Beschreibung des damaligen Rittes; aber daß das ein Irrtum war, ist unzweifelhaft, da der Schluß dieses Gedichtes in der erhaltnen ursprünglichen Fassung dem von ihm erzählten Abschiede geradezu widerspricht: im Liede ist der Abschied „bedrängt" und „trübe," und in den Küssen der Geliebten genießt er Liebe, Wonne und Schmerz, wogegen bei dem geschilderten Besuche in Sesenheim die Liebenden froh, in der Gewißheit, sich ewig anzugehören, von einander scheiden, er aber aus Aberglauben sie noch nicht zu küssen gewagt hat. Eine abenteuerliche Entdeckung hat Bielschowsky gemacht. Er beweist aus dem in der Weimarer Ausgabe I, 356 fg. abgedruckten Liederverzeichnis der Frau Schultheß, das Lied sei am 30. März 1771 gedichtet. Dort findet sich nämlich verzeichnet: „Den XXX abend. Mir schlug das Herz." Nichts kann unwahrscheinlicher sein (denn die Numerirung der Lieder, wobei diese Kopulation geschieht, ist eine unglückliche Zuthat des Herausgebers), als daß beide Bezeichnungen auf dasselbe Gedicht gehen. Auch wissen wir, daß

Digitized by Google

nicht alle in dem Verzeichnis angeführten Gedichte wirklich Goethe angehören. B. hält das Unmögliche für gewiß, daß hier der dreißigste März gemeint sei. Aber sollte wirklich ein bestimmter Tag zur Bezeichnung eines Gedichtes gewählt werden, so mußten doch, wenn nicht ein allgemein bekannter Festtag, wie Ostern, Pfingsten, Weihnachten, als solcher genannt wurde, Monat und Jahr hinzugefügt sein. Der dreißigste Abend als Tagesangabe der Entstehung eines Liebesgedichtes wäre eine Albernheit. Ich habe längst in meiner Anzeige der Weimarer Ausgabe die Auflösung „den Christabend" gegeben, und finde noch immer nichts Besseres. Von selbst ergiebt sich daraus, daß dieses so bezeichnete Gedicht nichts mit dem darauf durch die Anfangsworte bezeichneten gemein hat. Es wäre zu wünschen, daß dieser Teil des Verzeichnisses facsimilirt würde, um zu sehen, wie es wirklich mit dem etwas sonderbar vortretenden „Den XXX abend" bestellt sei; ich habe darüber eine eigene Vermutung. Die Weimarer Ausgabe hat es leider in ihrer Vornehmheit nicht für würdig gehalten, die nötigen Facsimiles zu geben. Bielschowsky findet es nach seiner kostbaren Entdeckung selbstverständlich, daß das ganze Gedicht nicht an demselben Abend geschrieben sein könne; mir scheint es offenbar, daß es thöricht gewesen wäre, dem Gedichte eine Zeitbestimmung zu geben, die dem Inhalte widerspräche, und daß sich die rätselhafte Datirung nicht auf das in Rede stehende Lied beziehen kann. „Willkommen und Abschied" bildet gegen das einfache Saarbrücker Lied einen entschiednen Fortschritt. Mit lebhaften Farben schildert der Dichter den Gegensatz des Empfangs und des Abschieds, und dem heitern Willkommen läßt er gleichfalls einen Gegensatz, den des leidenschaftlichen Nachtrittes durch den schaurigen Wald, vorangehen. Das ergreifende Zusammenwirken so verschiedner Gefühle giebt der Dichtung einen bedeutenden Wert und zeigt die ganze frische Gestaltungskraft eines wahren Dichters; nur darin könnte man einen Mangel finden, daß nicht klar hervortritt, ob der Abschied vor einer notwendigen Trennung für immer erfolgt oder mit der Aussicht auf Wiedersehn. Wahrscheinlich ist das erstere gemeint, und so wäre das Gedicht gleichsam ein merkwürdiges Vorgesicht der wirklichen Trennung, zu der es im folgenden Jahre kam. Daß wir erst in der dritten Strophe hören, wohin das verzehrende Geistesfeuer und die Glut des Herzens den Dichter treiben, der sich mit dem Ungestüm eines zur Schlacht eilenden Helden aufs Pferd schwingt, stört die Wirkung durchaus nicht, vielmehr wirkt der schroffe Übergang bedeutend. Freilich sahen die „Studien zur Goethephilologie" (1880 S. 39 f.) auch hier Anakreontik, die gegen die verunglückte Schilderung der finstern Nacht kontrastire, aber auch hier ist ebenso wenig Anakreontik (wenn nicht der treffende Gebrauch von Worten, dessen sich diese spielend bedient, so heißen soll) wie verfehlte Nachahmung von Klopstock, vielmehr Kraft, Anschaulichkeit und Eigentümlichkeit, wie man sie einem so jungen Dichter kaum zutrauen sollte. Selbst das Wort „wild" möchte ich

Digitized by Google

nach dem damaligen Sprachgebrauch nicht tadeln. Daß der Dichter später manches geändert hat, beweist nichts. Möglicherweise ist die Ausführung des Gedichts erst nach der Rückkehr von der Reise vollendet worden. Höchstwahrscheinlich gewann Goethe auf derselben Reise zu Niederbrunn, wo der Geist des Altertums in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und -Schäften ihm, wie er sagt, aus Bauernhöfen zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräten wunderbar entgegenleuchtete, auch den Anlaß zu einer seiner eigentümlichsten Schöpfungen, dem Gespräche „Der Wanderer", dessen erster Erwähnung wir im April 1772 begegnen.

Von dem zerstreuten Straßburger Leben wurde der dichterische Drang nicht genährt: wegen der im Herbst abzulegenden Prüfungen mußte sich Goethe mit seiner Berufswissenschaft näher beschäftigen, die ihn, da er vertrauter mit ihr ward, auch lebhafter anzog; denn er begnügte sich nicht damit, die Hefte Engelbachs, die das in der Prüfung geforderte enthielten, sich wörtlich anzueignen. Noch vor die Prüfungen, die er am 25. und 27. September bestand, fällt Herders Bekanntschaft, die zwar seinen Gesichtskreis erweiterte, aber ihn eher niederschlug als erhob und sein Vertrauen zurückscheuchte. Da ergriff ihn Mitte Oktober seelenhafte Liebe, wie er sie schon diesen Frühling geahnt, aber noch nie empfunden hatte. Gegen Ende der Ferien weilte er bei seinem Freunde Weyland in Buchsweiler; bei der Rückreise besuchten sie auf einige Tage das gastliche Haus des mit Weyland verwandten Pfarrers Brion zu Sesenheim, wo Friederike des jungen Dichters Herz so mächtig ergriff, daß ihm der Abschied schwer fiel. Und auch Friederike war von dem Zauber des geistsprühenden, herrlichen Jünglings hingerissen. Gleich nach der Rückkehr sprach Goethe derselben Freundin, an die er sich von Saarbrücken aus gewandt hatte, sein neues Glück aus, daß er sich ganz fühle und still sei und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genieße, nachdem er einige Tage auf dem Lande in schöner Gegend unter freundlichem Himmel bei gar angenehmen Leuten in Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause verlebt habe. Gegen die „liebe neue Freundin" erklärte er sich am folgenden Tage in der herzlichsten Weise, wobei er die Hoffnung äußerte, sie wiederzusehn, und die Absicht, mittlerweile ihr oft zu schreiben. Und beides wird er nicht unterlassen haben. Wir wissen auch von einem im Dezember an Freund Horn gerichteten Briefe Goethes, den Eckermann noch sah, den aber ein rätselhaftes Mißgeschick nach dem Tode des Dichters dem Archiv entführte; der glückliche Jüngling gedachte darin des angeknüpften Verhältnisses und schien „sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern." Von seinen Jugendbriefen an Horn, die Goethe im Jahre 1828 zurückerhielt, bewahrte er nur diesen und einen aus dem Juli auf; in ihnen zeigte sich „endlich ein freieres Umherblicken und Aufatmen des jungen Menschen", aber „bei heiterm innern Trieb und einem

Digitized by Google

löblich geselligen Freisinn" noch keine Spur einer festen Richtung. Ohne Zweifel berichtete der erste Brief von der Reise nach Saarbrücken. In beiden sind uns unschätzbare Zeugnisse von Goethes Leben verloren gegangen. Sicher ist ein einmaliger Besuch und ununterbrochner brieflicher Verkehr noch vor Weihnachten anzunehmen, auch wohl schon daß er eigne Lieder den Lieblingsmelodien Friederikens unterlegte. Als Goethe im Herbst 1779 Sesenheim noch einmal besuchte, fand er dort, wie er sofort an Frau von Stein berichtete, Lieder, die er gestiftet hatte; auch ist in Versen an Friederiken aus dem Anfang des Jahres 1771 von der Freude die Rede, daß er sie seine Lieder habe singen hören. Damit stimmt es, wenn es in dem freilich mit großer Freiheit entworfnen Berichte in „Wahrheit und Dichtung" von dem zweiten Besuche heißt, er habe für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien untergelegt. Von den erhaltnen Gedichten dieser Zeit ist kaum eines zum Singen nach einer gangbaren Melodie bestimmt gewesen. Wenn es in Goethes Bericht über die Sesenheimer Liebe erst beim dritten Besuche heißt: „Unter diesen Umgebungen trat unversehens die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor," so ist die ganze frei entworfne Erzählung in ihren Einzelnheiten völlig unzuverlässig, ja sie wird geradezu durch die erhaltnen Verse widerlegt, die seinen Weihnachtsbesuch ankündigen.

Die gemütlich tändelnden, an beide Schwestern gerichteten iambischen Verse: „Ich komme bald, ihr goldnen Kinder," in der beliebten Reimform, daß Vers 3, 6 und 9 reimen, die übrigen paarweise, sind nur ein hübsch gereimtes, trotz des damals nicht anstößigen Reimes „Winter, Kinder" von Goethes Wohllautsgefühl zeugendes Briefchen. Dasselbe gilt von den drei abwechselnd reimenden vierversigen iambischen Strophen, die er nach einem Ritte bei dunkler Nacht an die „lieben Kinder" schrieb, in deren Auftrag er den Ritt gemacht hatte. Daß diese launigen Verse in den Winter fallen, dafür dürfte auch das Bild vom Küster sprechen, der Sonntags früh trotz des Dunkels den Weg zur Kirche findet. Bielschowsky, der die vorigen Verse, die doch ganz denselben Ton anschlagen, ungehudelt durchschlüpfen läßt, wird hier dadurch bestimmt, daß sich die unsern auch in der Handschrift von Lenz erhalten haben, was, wie gezeigt, eben nichts wider Goethe beweist. Auch gelingt es ihm, „zwei Bedenken gegen deren Goethische Abkunft" aufzutreiben. Daß Goethe das „langweilige Adverb" ziemlich in einem kleinen Gedicht zweimal angewendet haben sollte, scheint ihm unglaublich. Er hätte noch die seltsame Verbindung wahrlich ziemlich hinzufügen können. Aber wie, wenn auch hierin eine Laune steckte, wenn Goethe damit auf die Gewohnheit eines Bekannten der Brionschen Familie deutete, etwa des Barbiers, den wir als einen Freund des Hauses aus Goethes Besuch von 1779 kennen? Manche Leute haben ein Lieblingswort, das sie überall anbringen, wodurch sie sich dann lächerlich machen. Noch launiger würde der Spott werden, wenn nicht bloß ziemlich, sondern auch wahrlich diesem Manne, oder sollte es etwa eine Frauens-

Digitized by Google

person sein, dieser immer aus dem Munde floß. Übrigens ist ziemlich, wo es an seiner Stelle ist, nichts weniger als langweilig. Noch schlimmer steht es mit dem zweiten Bedenken, daß die Reimfolge in den drei Strophen abweicht, der vorletzte Vers um einen Fuß zu lang ist; eine solche Freiheit zeige sich in keinem Gedichte des jungen Goethe, wohl aber bei Lenz, ergo. Und doch findet sich dasselbe noch in einem andern Liede Goethes an Friederiken, das freilich auch von der Hyperkritik Goethen abgesprochen wird. B. versteigt sich dabei sogar zu der Behauptung: „Bei Goethe wird man nach einem solchen Schwanken (in der Zahl der Füße) in Gedichten von gleichzeiligen Strophen vergeblich suchen.“ Man staunt, wenn man solche Unwahrheiten mit der Miene des Wissenden vorbringen hört. Kennt Bielschowsky nicht die drei schönen Strophen Mignons „Heiß mich nicht reden“? Dort weicht die Reimform in der ersten Strophe von der der übrigen Strophen ab, und dazu hat der letzte Vers der zweiten einen überzähligen Fuß. Ganz so verhält es sich in dem Gedichte „Beherzigung,“ nur ist die Länge der Verse dort gleich. Im „Bergschloß“ reimen auch die geraden Verse nur in der vierten Strophe, nicht in den neun übrigen. In dem Lied „Zum neuen Jahre“ hat die zweite Strophe eine von den andern verschiedne Reimform. Was die Länge der Verse betrifft, so finden wir in demselben Verse der beiden ersten Strophen der Ballade „Wirkung in der Ferne“ einen Fuß mehr als in den folgenden. Chamisso entdeckte auf seiner Weltreise, daß ein Vers der „Braut von Korinth“ einen überzähligen Fuß hat. Auch bei Schiller finden sich solche Abweichungen. So steht es mit diesen so zuversichtlich geäußerten Bedenken.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Soldatenmißhandlung. Die Verfügung des Prinzen Georg von Sachsen über eine Reihe von Soldatenmißhandlungen, die im zwölften Armeekorps während der letzten Zeit vorgekommen sind, hat bei allen politischen Parteien, von den Sozialdemokraten bis zur äußersten Rechten, einen wahren Beifallssturm erregt. In der That ist die Zahl der veröffentlichten Fälle, wo die Vorgesetzten mit ihrer Dienstgewalt Mißbrauch getrieben haben, so groß, und die Art einiger Mißhandlungen so haarsträubend, daß jedermann über solche Vorkommnisse in unserm Heere entrüstet sein muß. Man kann wohl sagen, daß sich Prinz Georg durch sein entschiednes Auftreten gegen jede unmenschliche Behandlung der Soldaten und durch seinen Erlaß an das zwölfte Korps die Achtung und Liebe aller Deutschen erworben hat. Das deutsche Volk ist nun einmal mit seinem Heere so verwachsen,

Digitized by Google

(denn die meisten Bürger sind durch seine Schule hindurchgegangen und haben ihm ihre Söhne übergeben müssen), daß jede Bestimmung, die sich auf das Wohl und Wehe der Soldaten bezieht, ihre Teilnahme im höchsten Grade wachruft. Ist es heutzutage für den jungen Menschen schon ein schweres Opfer, drei Jahre aus seiner bürgerlichen Thätigkeit gerissen zu werden, in denen andre den Grundstein zu ihrer Existenz legen, so wird der Gedanke daran geradezu unerträglich, wenn die militärische Dienstzeit durch derartige Vorfälle in den Augen des Volkes wie eine Leidenszeit erscheint, der sich jeder auf alle mögliche Weise entziehen müßte. Daß solche gefährliche Erwägungen im Volke gemacht werden, das ersieht man aus den Schlußfolgerungen, die die sozialdemokratische Partei aus jenen Vorgängen zieht. Für diese Partei waren die Veröffentlichungen geradezu Wasser auf ihre Mühle. Natürlich wollen es die Sozialdemokraten nicht mit den Unteroffizieren verderben, denn auf diese werden große Hoffnungen gesetzt. Umso kräftiger schlagen sie auf die Offiziere los, machen sie für alle Gewaltthätigkeiten der Unteroffiziere verantwortlich und werfen ihnen Pflichtverletzung und Herzlosigkeit gegen ihre Untergebnen vor. Ihre Taktik ist sehr durchsichtig. Einige Übergriffe, Ausschreitungen und Rohheiten, wie sie in allen Heeren vorkommen, am ärgsten in der Armee des republikanischen Frankreichs, werden verallgemeinert, übertrieben und verbreitet, um zum Haß auch noch den sittlichen Abscheu vor unsern militärischen Einrichtungen zu erwecken. Die höchste Entrüstung über die Soldatenmißhandlungen ist merkwürdigerweise in der Presse gerade von allen Leuten ausgegangen, die nie Soldat gewesen sind; und auch in der Budgetkommission des Reichstags ist gerade von den Abgeordneten, die mit den militärischen Verhältnissen völlig unbekannt sind, die schärfste Tonart angeschlagen worden. Wer selbst Soldat gewesen ist, urteilt über derartige Vorfälle ruhiger. Man darf nicht vergessen, aus welchen Gesellschaftsschichten sich die Korporalschaft rekrutirt, die ein Unteroffizier zu bewachen, militärisch zu erziehen und auszubilden hat. Das sind nicht alles Menschen, die das Gute um des Guten willen thun oder eine anständige, freundliche Behandlung zu würdigen wissen und mit umso größerm Eifer belohnen. Manche von diesen Leuten haben schon eine sehr zweifelhafte Vergangenheit hinter sich, ehe sie in den bunten Rock gesteckt werden, manche sind als Messerhelden, wegen Diebstahls oder andrer Vergehen bestraft worden, manche sind in sittlicher Beziehung so heruntergekommne Menschen, daß eine Berufung an ihr Ehrgefühl geradezu lächerlich sein würde. Aus dieser zusammengewürfelten Gesellschaft hat der Unteroffizier brauchbare Soldaten zu erziehen, und welche Anforderungen an Eifer, Selbstverleugnung und Manneszucht heutzutage an den Soldaten gestellt werden, das weiß jeder, der nur einmal eine militärische Übung mit angesehen hat. Der aktive Widerstand eines Mannes ist leicht zu brechen, aber gegen den passiven kann auch das Militärstrafgesetzbuch nichts ausrichten. Hier muß die Persönlichkeit des Vorgesetzten eintreten, und wer will es ihm verdenken, daß er da, wo seine Liebe vergeblich ist, d. h. bei verwahrlosten Menschen, die Furcht zur Hilfe nimmt? Viele unsrer jungen Leute haben ja niemals im Leben gelernt, auf die Worte eines andern genau zu achten, sich unterzuordnen, zu gehorchen und Befehle sofort auszuführen. Wer das nicht kennt, hat keinen Begriff davon, wie schwer es ist, einem erwachsnen Menschen diese Charaktereigenschaften beizubringen, ohne die eine brauchbare Truppe doch undenkbar ist. Der Mann soll nicht angefaßt werden — das ist auch so eine von den Redewendungen, die durch die Budgetkommission gegangen ist. Der Vorgesetzte hat den Rekruten nicht nur in geistiger und sittlicher Beziehung zu bilden, er soll ihm auch die zum Felddienst notwendige körper-

Digitized by Google

liche Gewandtheit, Haltung und Ausdauer beibringen. Wie ist das z. B. beim Turnen, Reiten, Schießen u. s. w. möglich, ohne den Mann anzufassen und nachzuhelfen, wo die Kräfte oder der Wille nicht ausreichen? Der Exerzierplatz ist keine Mädchenschule. Der Mann kann, wenn mans drauf anlegt, bei jeder Gelegenheit mit Arrest bestraft werden, sobald er zur Unzufriedenheit Anlaß giebt. Aber der Kompagniechef wird sich wohl hüten, mit diesen Strafen zu bereitwillig zu sein; denn eine Kompagnie mit vielen Strafen ist ein Schreckgespenst für den Regimentskommandeur. Auch täuscht man sich, wenn man glaubt, daß für den abgebrühten Menschen und besonders für den, der schon im bürgerlichen Leben das Gefängnis kennen gelernt hat, die Arreststrafe abschreckend sei. Es giebt eine große Menge von Leuten — wer als Einjährig-Freiwilliger gedient hat, weiß das —, die sich lieber drei Tage Arrest verschaffen, wo sie ruhig faullenzen können, als eine anstrengende Marsch- oder Felddienstübung mitmachen. Leute, die es verstehen, sich aus einer kleinen Hautabschürfung künstlich ein mächtiges Geschwür anzudoktern, um vom Tagesdienst befreit zu sein. Wenn solchen Kerlen gegenüber dem Unteroffizier die Geduld reißt und er sie nicht mehr gentlemanlike behandelt, wenn er mit Rippenstößen das schlummernde Ehrgefühl aufzuwecken sucht, dann schreie man nicht gleich: Auf die Festung mit dem Unmenschen!

Der Verfasser dieser Zeilen hat in seiner Jugend als Einjährig-Freiwilliger in einem Artillerieregiment gedient. Nach dem Schießen mit scharfen Geschossen, das gewöhnlich vormittags stattfand, rückte eine Abteilung unter Führung eines Offiziers auf den Schießplatz, um die Sprengstücke aufzusammeln und die Blindgänger, d. h. die scharf geladnen, aber durch irgend welchen Zufall nicht krepirten Geschosse, Granaten und Shrapnels, mit einem Fähnchen nebenan zu bezeichnen, damit der Feuerwerker sie auffinden und mit Dynamit zersprengen konnte. Nachdem uns vom Feldwebel und dann nochmals vom Offizier streng untersagt worden war, den gefundenen Blindgänger auch nur anzurühren, da die leiseste Berührung den Zünder in Bewegung setzen und das Geschoß zum Platzen bringen kann, verteilten wir uns über den Schießplatz. Nebenan lag ein Wäldchen; auch dahinein waren einige gegangen, denn für jeden Blindgänger gab es zwanzig Pfennige. Bald darauf ließ der Leutnant zum Sammeln blasen. Ein Mann wurde als fehlend gemeldet. Wir warteten eine Weile. Endlich kam der Kerl, kein beschränkter, sondern einer von den sogenannten Hellen, keuchend aus dem Dickicht gerannt mit einer scharfgeladnen Granate auf dem Arm, aus der der Vorstecker gefallen war, so daß das Geschoß jeden Augenblick krepiren konnte. Der Leutnant bekam einen Heidenschrecken, faßte sich aber schnell und ließ uns Kehrt und Laufschritt machen, so daß wir bald aus der Nähe des gefährlichen Menschen waren, dann schickte er ihm in aller Ruhe einen Unteroffizier entgegen, der ihn freundlich bat, langsam zu gehen. Der Unteroffizier nahm ihm mit fester Hand die Granate ab und stellte sie ganz sacht auf die Erde, dann aber holte er aus und schlug dem Kerl eins hinter die Ohren, daß er sich drehte. Ich muß sagen, daß wir alle diese Ohrfeige mit innerer Freude stiegen sahen. Auf dem Heimwege haben wir selbst den Kerl, der das Leben seiner Kameraden für zwanzig Pfennige aufs Spiel gesetzt hatte, ganz jämmerlich verhauen. Der hat nie wieder einen Blindgänger angefaßt. Aber der Unteroffizier hätte doch eigentlich „auf Festung" kommen müssen — nämlich nach der Meinung unsrer Humanitätsdusseler.

Jeder, der Soldat gewesen ist, wird ähnliche Beispiele in Menge erzählen können. Wir Menschen sind nicht alle gleich; dem einen genügt ein Blick, der andre handelt nur, wo er den Druck des Vorgesetzten fühlt.

Digitized by Google

Nach der gewaltigen Aufregung, die die Veröffentlichungen über Soldatenmißhandlungen hervorgerufen haben, sollte man meinen, daß unser ganzes Heerwesen verrottet sei, daß Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten früher nie vorgekommen seien. Das ist ein großer, aber den Vaterlandsfeinden natürlich sehr willkommner Irrtum. Der Geist in unsrer Armee ist gut und gesund. Um Mißhandlungen zu verhüten und zu bestrafen, haben wir, wie das der Erlaß des Prinzen Georg zeigt, strenge Mittel genug. Man lasse daher alle Neuerungen, die auf diesem Gebiete unter den heutigen sozialen Verhältnissen nur zerstörend wirken könnten. —

Litteratur

Die Kabinetsregierung in Preußen und Joh. Wilh. Lombard. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Staates vornehmlich in den Jahren 1797 bis 1810 von Hermann Hüffer. Mit zwei Portraits in Lichtdruck. Leipzig, Duncker und Humblot, 1891.

Das geschichtliche Interesse hat sich von jeher mit Vorliebe den Perioden einer aufsteigenden geschichtlichen Bewegung zugewandt und ist an Zeiten der Auflösung und des Verfalls mit Abneigung vorübergegangen. Die Erscheinung ist begreiflich genug, aber es läßt sich nicht leugnen, daß sie unter Umständen auch ihre bedenklichen Seiten hat, vor allem dann, wenn es sich um vaterländische Geschichte handelt. Stets den Blick auf die Glanzperioden der eignen Geschichte gerichtet zu halten, zumal wenn diese der jüngern oder jüngsten Vergangenheit angehören, muß unfehlbar schließlich zu nationaler Selbstvergötterung führen, zu der engherzigen Auffassung, als sei das eigne Volk das auserwählte der Geschichte, als münde der ganze große Verlauf weltgeschichtlicher Entwicklung einzig in die nationale Gegenwart ein und empfange von hier aus in rückwärts gewandter Geschichtsbetrachtung erst sein volles Verständnis und die Maßstäbe seiner Wertbeurteilung. Je weniger wir uns verhehlen können, daß sich neuerdings bei uns in Deutschland diese beschränkteste und gefährlichste Form eines mißverstandnen Patriotismus breitmacht, mit um so größerer Genugthuung begrüßen wir es als ein Zeichen der Gesundheit unsrer wissenschaftlichen Geschichtsforschung, daß sie unbeirrt von solchen populären Strömungen an der Aufgabe festhält, die geschichtliche Entwicklung rein um ihrer selbst willen zu begreifen, und daß sie vor allem auch den Zeiten nationalen Niedergangs ihre Aufmerksamkeit schenkt, ja ihrer Erforschung in letzter Zeit besondere Thätigkeit zuwendet.

In erster Linie steht hier die Beschäftigung mit dem trübsten Abschnitt deutscher Geschichte, den die beiden Jahrzehnte zwischen dem Tode Friedrichs des Großen und dem Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806 umspannen. Kein andrer als der Meister unsrer Geschichtsschreibung in diesem Jahrhundert, Ranke, ist es gewesen, der die Beschäftigung mit diesem Zeitabschnitt zuerst befruchtend angeregt hat. Seine Herausgabe der Denkwürdigkeiten Hardenbergs (1877), die er selbst mit einer Geschichte des preußischen Staates von 1793 bis 1813 begleitete, hat eine ganze Reihe ähnlicher Veröffentlichungen, Forschungen und Darstellungen an-

Digitized by Google

geregt, unter denen vor allen die von Baillen: Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807 zu nennen ist. Einen neuen wichtigen Beitrag zu dieser Litteratur bietet uns nun auch Hüffer in seinem Buch über Lombard und die preußische Kabinetsregierung dar.

Hüffer hat das Glück gehabt, das Quellenmaterial der preußischen Geschichte dieses Zeitraums durch eine wichtige Entdeckung in ungeahnter Weise zu bereichern. Er hat die nachgelassenen Papiere und vertraulichen Korrespondenzen Lucchesinis, des bekannten preußischen Diplomaten dieser Zeit, der Forschung zugeführt, ferner lag ihm der (allerdings wesentliche private) Nachlaß Lombards vor, er verarbeitete endlich das umfassende Material, das das Berliner Staatsarchiv für die Geschichte der Kabinetsregierung in Preußen enthält. Aber wir haben es hier nicht bloß mit der wissenschaftlichen, sondern vor allem auch mit der schriftstellerischen Leistung zu thun. Und da möchten wir denn hervorheben, daß uns dies Buch ungemein geeignet erscheint, gerade auch weitere Kreise für die Ergebnisse, die die Forschung der letzten anderthalb Jahrzehnte über diese Zeit zu Tage gefördert hat, nachhaltig zu interessiren.

Hüffer vereinigt mit gediegner Forschung die Gabe leichter, anmutiger Darstellung. Er ist eine im tiefsten Grunde ästhetisch, ja künstlerisch angelegte Natur. Bescheiden und anspruchslos giebt er sich, er drängt sich dem Leser nicht auf, aber unvermerkt weiß er ihn zu fesseln durch die Anmut seiner Sprache, mehr noch durch den Hauch seiner liebenswürdigen und reinen Natur, der über dem Werke lagert. Das Buch führt sich ein als der Versuch, die Biographie eines Mannes mit der Geschichte einer staatlichen Institution zu verbinden. „Der Form nach, sagt Hüffer, überwiegt das Biographische, dem Inhalt nach das allgemein Geschichtliche. Ich wünschte, daß das letztere mehr Leben und Anschaulichkeit, das erstere volles Verständnis und einen bedeutsamen Hintergrund durch die Verbindung gewönne." Beides, so darf man sagen, ist gelungen, die Schwächen der gewagten Verbindung sind mit geschickter Hand verdeckt, der Leser empfängt durchweg den Eindruck organischer Einheit.

Im Mittelpunkte der Darstellung steht die Figur Lombards. Man wird nicht behaupten können, daß er sich gerade für die Rolle eines historischen Helden eigne. Auch Hüffer denkt nicht daran, ihn dazu zu stempeln. Aber Lombard war in den auswärtigen Angelegenheiten die Seele des königlichen Kabinets, dieser merkwürdigen Institution, die unter früheren preußischen Fürsten ein bloßes Organ für den Verkehr des Königs mit den Behörden gewesen war, unter dem geistig unselbständigen Friedrich Wilhelm III. aber sich zu einer Art von unverantwortlichem Ministerium auswuchs. In diesem Sinne wird man sagen dürfen, daß es wohl keinen Mann in dem damaligen Preußen gab, die Minister nicht ausgenommen, dessen stiller und nie unterbrochner Einfluß sich durch so viele Jahre über den ganzen Umkreis der auswärtigen Angelegenheiten erstreckt hätte. Den Spuren dieses Einflusses nachgehen, wie es Hüffer thut, heißt in der That eine Geschichte der preußischen Politik in diesen Jahren schreiben.

Damit soll nicht gesagt sein, daß nun Lombard schließlich den Gang der preußischen Politik leitend bestimmt habe. Genau das Gegenteil ergiebt sich aus der Hüfferschen Forschung. Wie alle Arbeiten der letzten Zeit auf diesem Gebiete, so hat uns auch die seine von neuem in der Erkenntnis befestigt, daß die wichtigsten Entscheidungen über die Geschicke des preußischen Staates von dem Könige selber ausgegangen sind. „Es ist ihm nicht leicht geworden, sagt Hüffer, einen Entschluß zu fassen, und niemals hat er ihn ganz nach eignem Urteil ohne fremden Beirat

Digitized by Google

fassen wollen, aber Thatsache ist, daß er so lange nach Rat suchte, bis er den Ratgeber fand, der ihm riet, was er selber wollte." Dieser Ratgeber, der dem Monarchen nie unbequem wurde durch hartnäckige Behauptung der eignen Meinung, der sich vielmehr stets seinen Neigungen und Abneigungen, seinen Wünschen und Besorgnissen nachgiebig anpaßte, dieser Ratgeber — und darin besteht seine verhängnisvolle Bedeutung für die preußische Geschichte dieser Zeit — ist Lombard gewesen. Man hat ihm zuviel Ehre angethan, wenn man ihm eine selbständige Politik und einen entscheidenden Einfluß beigemessen hat, man hat ihn verleumdet, wenn man ihn einen Intriganten nannte oder einen Verräter, der sich den Franzosen verkauft habe — nichts von alledem war der Fall. Er war ein ehrlicher Mensch, aber von ähnlichem Mangel an klarem und energischem Wollen wie der König selbst, und er hat seinen Herrn und Gebieter in all den schwächlichen Entschlüssen bestärkt und festgehalten, in denen die auswärtige Politik Preußens in dem Jahrzehnt von 1797 bis 1806 ihren beklagenswerten Ausdruck fand. Die Neutralitätspolitik des Königs hatte in ihm jederzeit einen willfährigen Vertreter. Eben darauf beruht das Geheimnis seiner Stellung, seine Unentbehrlichkeit für den König. Nicht die Denkschrift Steins oder die der Prinzen des königlichen Hauses, nicht der Einfluß der Königin vermochten seine Stellung zu erschüttern. Er fiel erst, als sich mit dem Zusammenbruch des alten Preußens die Grundlagen der bisherigen Politik des Königs dauernd verschoben.

Hüffer verfolgt die Geschicke und Wandlungen des Kabinets auch über den Sturz des Mannes hinaus, dessen Name sich in der geschichtlichen Erinnerung am engsten mit dieser Institution verknüpft hat. Aus den trüben Zeiten staatlichen Niedergangs führt er den Leser noch in jene unvergleichliche Zeit, wo die schöpferische Arbeit Steins und Hardenbergs den preußischen Staatsbau auf neuer Grundlage aufbaute. Es ist nicht zufällig, daß diese Reform mit der Beseitigung des königlichen Kabinets in seiner bisherigen Form ihren Anfang nahm. Denn das war die Bedingung alles weitern ersprießlichen staatsmännischen Wirkens, daß die unverantwortliche Nebenregierung subalterner Beamten aufhörte und in die oberste Staatsverwaltung Einheit und Kraft kam. Unendlich schwer ist es dem König geworden, sich von der Institution zu trennen, die so ganz den Bedürfnissen und Schwächen seiner Natur entsprach. Aber er hat zu so vielen andern Opfern, die der Feind ihm auferlegte, auch dieses freiwillige Opfer persönlichster Natur dem Staatswohl gebracht. Bereits Stein, mehr aber noch Hardenberg vereinigte in seiner Hand die gesamte oberste Verwaltung, eine Machtvollkommenheit, wie sie vorher kein preußischer Minister besessen hatte. Seitdem hat das königliche Kabinet, obwohl bis auf den heutigen Tag unter veränderten Formen erhalten, keine politische Rolle im Leben des preußischen Staates mehr gespielt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Zum Volksschullärm

Jeder Versuch, den verhängnisvollen Paragraphen 26 der preußischen Verfassung auszuführen, bleibt unter allen Umständen ein gefährliches Wagnis; ein solcher kann sehr leicht die Idee des modernen Staates ad absurdum führen. In den Miniaturstätlein des Altertums, aus denen sie erwachsen ist, hatte es bei der Gleichartigkeit der Bildung, Weltansicht und Lebenslage sämtlicher Staatsbürger nichts widersinniges, die paar hundert oder paar Dutzend Bürgersöhne nach einer Schablone und in einem Geiste zu erziehen (Sparta hatte ursprünglich 9000, zur Zeit des Königs Agis nur noch 700 Bürger). Aber schon Rom kannte keine „nationale“ Erziehung von Staats wegen. An eine Uniformirung der Erziehungsanstalten des römischen Reiches war erst gar nicht zu denken; erfreute sich doch jedes der unterworfnen Völker des ungehinderten Gebrauchs seiner Sprache, der ungestörten Ausübung seiner Religion und eines reichlichen Maßes von Selbstregierung. Das Mittelalter hatte kaum Staaten, geschweige denn Staatsschulen. Die meisten modernen Staaten gestatten die Errichtung von Kirchen- und Privatschulen neben den Staatsschulen, und sogar das im übrigen so stark zentralisirte Preußen hat seinen nach und nach erworbnen Provinzen ihre ursprünglichen Schulverfassungen gelassen und sie nur unter die Aufsicht der Bezirksregierungen gestellt. In Schlesien z. B. fand Friedrich der Große das katholische Schulwesen als Anhängsel der Kirche vor, und seine Verordnungen haben diesen Zustand bestätigt. Der Lehrer blieb auf das Schulgeld und auf seine Küsterbesoldung angewiesen, das Generalvikariatamt stellte ihn an, die Schulaufsicht wurde ausschließlich von Geistlichen geübt, denn auch der Regierungsschulrat mußte ein Geistlicher sein, und

Digitized by Google

die nach dem Rate des Saganer Abts Felbiger eingerichteten Lehrerseminare wurden mit der Quarta seminaristica dotirt, d. h. jeder neu angestellte Pfarrer hatte den vierten Teil seines ersten Jahreseinkommens an die Seminarienkasse abzugeben. Nur durch die auf Grund der Städteordnung eingerichteten Schuldeputationen erlitt das fridericianische Reglement eine erhebliche Änderung und Verbesserung. Und dieser Zustand ist geblieben bis auf Falk. Der neue Entwurf stellt ihn nicht wieder her, sondern kodifizirt nur, was Falk davon übrig gelassen hat. Das hält die Radaumacher natürlich nicht ab, tagtäglich in hunderten von Zeitungen, sowie in Volksversammlungen den Geist des großen Königs gegen den Grafen Zedlitz zu beschwören, über den Bruch mit den fridericianischen Traditionen zu jammern und dem Volke vorzulügen, es sei unerhört in Preußen, daß ein Minister, so wie dieser, die Jugend des Volkes „an Rom auszuliefern" sich unterstanden hätte.

Nicht in dem Schreckgespenst, das durch diese abgeschmackte Beschuldigung den Leuten vorgezaubert wird, liegt das Gefährliche dieses und jedes andern Entwurfs, sondern in der Unmöglichkeit, für dreißig Millionen Unterthanen einen Verwaltungszweig einheitlich zu ordnen, in dem so verschiedenartige örtliche, provinzielle und konfessionelle Bedürfnisse und Herzenswünsche ihr Recht geltend machen. Das Volk war bis auf Falk mit seinen Schulverhältnissen zufrieden gewesen, und Falks Anordnungen erregten bei den Katholiken große Unzufriedenheit. In den evangelischen Schulen, wo die Geistlichen größtenteils die Schulaufsicht behielten, ließ die neue Ordnung, abgesehen von einigen Änderungen des Lehrplans und Lehrstoffs, der Hauptsache nach alles beim Alten. Die Begeisterung der Freireligiösen und Religionslosen aber verrauchte schnell, als sie bemerkten, daß nach wie vor in der Schule der alte und nicht der neue Glaube gelehrt wurde. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses, die Falk beistimmte, hatte die Mehrheit des Volkes nicht hinter sich. Wäre nun die Sache so, wie sie jetzt nach eingetretner leidlicher Beruhigung lag, in der Schwebe geblieben, und hätte die Regierung fortgefahren, sich von Fall zu Fall auf dem Verordnungswege zu helfen, so hätte jede der drei großen konfessionellen Gruppen wie bisher der Hoffnung weiter gelebt, daß sie mit der Zeit ihre Ziele noch erreichen werde. Durch die beabsichtigte Festlegung wird die Leidenschaft der Partei, die dabei am schlechtesten fährt, zur Siedehitze entflammt, während die andern beiden Parteien, namentlich die katholische, noch lange nicht zufrieden gestellt sind. Dazu kommen zahlreiche technische Bedenken gegen die vorgeschlagene Verwaltungsordnung. Einige davon hat ein sachkundiger Mitarbeiter in Nr. 6 der Grenzboten schon hervorgehoben. Andre werden nach und nach in den Petitionen der Magistrate zum Vorschein kommen, denen es freilich nicht gerade zum Vorteil gereicht, daß sie hinter den Radaumachern hermarschiren und sich von diesen als Bundesgenossen behandeln lassen müssen. Die beiden bedenklichsten Punkte scheinen

Digitized by Google

uns zu sein, daß die Zahl der Schüler einer konfessionellen Minderheit, für die eine besondre Konfessionsschule errichtet werden kann oder muß, viel zu niedrig angesetzt ist, und daß den Gemeinden der Hauptstadt wie des kleinsten Dorfes dasselbe Maß von Teilnahme an der Schulverwaltung zugemessen wird. Eine Großstadt, und schon eine Mittelstadt, wird doch mit ihrem Schulwesen sehr gut allein fertig, auch wenn sich gar kein Staat darum kümmert und wenn die Geistlichkeit ganz ausgeschlossen bleibt. Auf den meisten Dörfern dagegen ist die Fürsorge des Pfarrers für die Schule gar nicht zu entbehren, und je weniger hineingeredet wird, je mehr die Schulvorsteher bloße Statisten sind, desto besser für die Schule. Daran werden die städtischen Liberalen mit allem Geschrei gegen die Pfaffen bis zum jüngsten Tage nichts ändern. Man müßte denn den Schulmeistern, was sie ja auch schon hie und da verlangen, eine vollkommne akademische Bildung zu teil werden lassen und nur ältern Männern selbständige Schulämter anvertrauen; die würden dann den Pfarrern ebenbürtig sein. Ob freilich solche Professoren noch Lust haben würden, sich in ein Gebirgsdorf zu setzen und kleinen Kindern das ABC einzupauken, ist eine Frage für sich.

Bei ordnungsmäßigem Verlauf der Sache würden nun alle diese Bedenken samt der Unvereinbarkeit der grundsätzlichen Gegensätze auch ohne städtische Petitionen in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses und seiner Kommission mit der Zeit so stark hervorgetreten sein, daß sich der Kultusminister vielleicht doch veranlaßt gesehen hätte, den Entwurf zurückzuziehen und sich für diesmal noch mit einem Dotationsgesetze zu begnügen. Aber nachdem die verbohrte Berliner Preßjudenklique den großen Radau losgelassen hat, wäre die Preisgebung des Entwurfes sehr bedenklich, weil sie den Schein erwecken würde, als wäre die Regierung vor dem Janhagel zurückgewichen. Es haben sich ja leider auch sehr ehrenwerte und anerkannt tüchtige Männer verleiten lassen, an der Bewegung teilzunehmen; aber durch ihren Ursprung und durch die angewandten Agitationsmittel bleibt ihr der Charakter einer bloßen Radaubewegung so unauslöschlich aufgeprägt, daß Ehrenmänner durch ihre Teilnahme nur sich selbst schaden, nicht aber die Sache retten können. Eine Bewegung zu Gunsten der alten städtischen Schuldeputationen, etwa unter dem Feldgeschrei „Für die Selbstverwaltung der Städte," hätte Sinn und Berechtigung gehabt; ein Windmühlenkampf gegen „Reaktion, Geistesknechtschaft, Pfaffenherrschaft" ist nicht ernst zu nehmen. Übrigens steckt viel unfreiwilliger Humor in den salzlosen, wenn auch giftigen Witzen des Kladderadatsch und des Ulk, die von der gläubigen Gemeinde dieser Apostel als urkundliche Aufschlüsse über Vergangenheit und Zukunft des preußischen Schulwesens hingenommen werden. Wäre Preußen ein absoluter Staat, und hätten wir statt eines beschließenden Landtages nur ratgebende Landstände, so könnte sich Graf Zedlitz einen prächtigen Scherz machen. Er könnte sagen: Gut,

Digitized by Google

meine Herrn! Ich erkenne an, die Katholiken sind Dummköpfe und dürfen in unserm aufgeklärten Jahrhundert namentlich in der Schule nichts mehr zu sagen haben. Ich lade demnach zur Lösung der Schwierigkeiten alle protestantischen Professoren ein, mit Ausnahme etwaiger Stöckerianer — denn auch die Schmach des Jahrhunderts muß von dem Heiligtum der Schule fern gehalten werden, das nur der dreimal große Hermes (groß als Politiker, als Schulleiter und als Krokodilvater) und seine Brüder vom freien Geiste zu betreten würdig sind. Diese Herren mögen durch eine von ihnen gewählte Kommission — zum Vorsitzenden würde sich der Wotanspriester Felix Dahn eignen — folgende Bücher ausarbeiten lassen: eine Religionslehre, eine Sittenlehre, eine Naturlehre, eine Weltwerdungsgeschichte und eine Weltgeschichte, mit besondrer Hervorhebung der drei wichtigen „Epochen": Entstehung des Christentums, Reformation, französische Revolution. Wenn diese fünf Bücher fertig und von sämtlichen Herrn Professoren einstimmig gebilligt worden sein werden, dann — ich schwöre es! — soll kein Kind in ganz Preußen, sein Vater sei Lutheraner, Kalvinist, Römling, Häckelianer, Egidianer, Jude oder Türke, nach andern Büchern unterrichtet werden, als nach diesen Urkunden des neuen deutschen Nationalglaubens! Der Herr Kultusminister dürfte den Schwur keklich wagen ohne Gefahr des Meineids; denn möchten die Herrn Professoren leben bleiben bis zum Weltuntergange, über die fünf heiligen Bücher würden sie sich nicht einigen.

Von einer vernünftigen Auseinandersetzung mit den Schreiern kann natürlich keine Rede sein; aber die Entstehung des Spektakels psychologisch zu ergründen, das ist von Wichtigkeit. Vier Triebkräfte scheinen zu seiner Erzeugung zusammengewirkt zu haben. Erstens der Konfessionshaß. Wäre dieser nicht der Hauptbeweggrund, so würden die Deutschfreisinnigen nicht mit den Nationalliberalen, sondern mit dem Zentrum gemeinsame Sache gemacht haben. Denn dieses pflichtet nicht allein den Bestimmungen des Entwurfs über die Privatschulen bei, sondern bekämpft auch den gegen die Dissidenten auszuübenden Zwang, erstrebt also das höchste Maß von Unterrichtsfreiheit, das in Preußen nur irgend denkbar und erreichbar ist, während die Nationalliberalen den Staatszwang bis zu jenem äußersten ausdehnen wollen, dem das Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl des Grafen Zedlitz widerstrebt. (Nebenbei bemerkt: der Herr Kultusminister hat Recht mit der Meinung, daß jeder gebildete Arbeiter, der den Christenglauben verliert, ein Sozialrevolutionär wird; aber die Kinder ungläubiger Eltern gläubig zu machen wird der konfessionellen Schule nicht gelingen. Freilich wären die armen Würmer zu bedauern, die von Priestern des modernen Glaubens durch Häckels Anthropogenie mit den schönen Fötusbildern in die Weltgeschichte eingeführt würden anstatt durch das hehre Thor der Genesis, das Michel Angelo und Schnorr von Carolsfeld mit ihren unvergänglichen Gestalten geschmückt haben.) Der Konfessionshaß ist nun eine

Digitized by Google

Thatsache, die sich durch ihr dreihundertjähriges Alter längst als daseinsberechtigt erwiesen hat, und wir haben nichts dagegen, wenn alle eifrigen Protestanten die Katholiken aus allen Lebensgebieten zurückzudrängen wünschen, wie der eifrige Katholik die Bekehrung aller Ketzer wünscht. Aber ehe sich so ein Wunsch in Gesetze eines Verfassungsstaates umsetzt, muß er doch außer dem Hasse noch andre Gründe geltend zu machen haben. Will man einem reichlichen Drittel der Staatsbürger den Zwang anthun, gegen ihren Willen den Einfluß ihrer Geistlichkeit auf die Schule (über dessen Maß und Grenzen sich ja reden läßt) zu beseitigen, so muß die Behauptung bewiesen werden, daß dieser Einfluß staatsgefährlich sei oder staatsgefährlich werden könne. Der Beweis dafür ist aber nicht zu erbringen, weder aus der Lehre der römischen Kirche noch aus der Geschichte. Nicht aus der Lehre. Versuche, die Staatsgefährlichkeit aus der päpstlichen Unfehlbarkeit u. s. w. abzuleiten, sind von vornherein als phantastisch abzuweisen; denn mit demselben Rechte könnte man beweisen, daß Luthers Lehre von der evangelischen Freiheit, die reformirte Gemeindeverfassung, Hegels Entwicklungsprinzip, der Darwinismus mit der Staatsordnung unverträglich seien. Hier kommt nur in Betracht, was die römische Kirche über die Pflichten gegen die Obrigkeit amtlich lehrt. Das in den meisten Pastorseminarien eingeführte Moralhandbuch des Jesuiten Gury lehrt nun auf S. 174, daß den Unterthanen Selbsthilfe gegen eine tyrannische Regierung durch Revolution unter keinen Umständen erlaubt sei. Was aber die Geschichte betrifft, so hat es keinen Sinn, die Geschichten von Gregor VII., von Ravaillac und von der Pulverschwörung aufzuwärmen. Für den Politiker kommt lediglich in Betracht, was der preußische Staat seit seinem Bestehen mit seinen katholischen Unterthanen und mit der katholischen Geistlichkeit für Erfahrungen gemacht hat. Die Antwort lautet: die allerbesten; die Katholiken haben sich, als Katholiken, als katholische Partei, niemals an einer Steuerverweigerung noch an einem Aufruhr beteiligt und haben in Krieg und Frieden jederzeit ihre Schuldigkeit gethan. Die katholischen Soldaten, die die Schlachten von 1864, 1866 und 1870 mitgeschlagen haben, sind aus den von Geistlichen geleiteten Volksschulen hervorgegangen, wie ihre protestantischen Kameraden aus der Schule der „berüchtigten" Stiehlschen Regulative. Als am 15. November 1848 die Nationalversammlung zu Berlin das Volk zur Steuerverweigerung aufgefordert und sich unter anderm auch die Mehrheit des Breslauer Magistrats für die Volksvertretung gegen den König erklärt hatte, da erließ der Fürstbischof Diepenbrock, der sich bei seinem Einzuge den Diözesanen mit den Worten vorgestellt hatte: „Ich stehe hier vor euch als der Mann des Papstes", am 18. November ein kurzes Rundschreiben, worin es heißt: Zur Beseitigung von Gewissenszweifeln „erkläre ich hiermit vor Gottes Angesicht und vor aller Welt, daß, da Se. Majestät der König nicht aufgehört hat, unser rechtmäßiger König zu sein, die Pflicht des Gehorsams gegen

Digitized by Google

ihn und insbesondre die Pflicht der Fortentrichtung der Steuern für jeden katholischen Christen eine unzweifelhafte heilige Gewissenspflicht ist.“ Diese Erklärung wurde in vielen Tausenden von Exemplaren vom Ministerium verbreitet und brachte auch in rein protestantischen Gegenden die überraschendsten Wirkungen hervor. Die polnischen Aufstände kann man als Beweis nicht gelten lassen, denn unterworfne Nationen unternehmen stets Befreiungsversuche, gleichviel welcher Religion sie sind. Auch haben die polnischen Soldaten in den drei großen Kriegen ihre Schuldigkeit gethan, und sollten sie gegenwärtig weniger zuverlässig erscheinen, so würde das nicht eben für die nach 1870 eingeschlagne Schulpolitik sprechen. Wenn es erlaubt wäre, Gesetzvorschläge mit aufgewärmten alten Geschichten zu begründen, so müßte doch hervorgehoben werden, daß 1848 nicht so weit zurückliegt wie der Investiturstreit, und daß auf Grund der Erfahrungen des genannten Jahres die Berliner Stadtgemeinde als eine zu Revolutionen geneigte Bevölkerung von der Teilnahme an der Schulverwaltung ausgeschlossen werden könnte. Also: den Konfessionshaß in allen Ehren, aber will er auf die Gesetzgebung Einfluß üben, so muß er seine Forderungen durch Thatsachen rechtfertigen. Übrigens verdient noch hervorgehoben zu werden, daß es seit Jahrzehnten schon nicht mehr der gläubige Teil der Protestanten, sondern ihr linker Flügel ist, der gegen „Rom und die Römlinge“ kämpft, daß also der Haß weniger den Römlingen als den positiv gläubigen Christen zu gelten scheint.

Der zweite Grund ist die schwierige Lage des Liberalismus. Die Künstlichkeit unsrer Kultur, die Menschenanhäufung, der babylonische Turmbau unsrer verwickelten Staats- und Gesellschaftsordnung, die grimmigen Interessenkämpfe schnüren uns dermaßen ein, daß von Freiheit nicht viel übrig bleibt, und die Verteidigung der etwa noch übrigen Freiheitsreste ist das letzte, was den liberalen Führern am Herzen liegt. Denn sie hängen mehr oder weniger am Mammon, der arg bedroht erscheint, und während sie gegen Soldatenmißhandlungen eifern, beten sie im Herzenskämmerlein zum Weltbaumeister, oder zu Jehovah, oder zu Allah, oder zu Wotan, oder zum Unbewußten, er oder es möge die Männer der Regierung stark und fest machen, daß sie mit eiserner Disziplin die Waffe blank, stahlhart und schneidig erhalten, die im Entscheidungskampfe das höchste Gut des modernen Menschen gegen die bösen Sozialdemokraten zu verteidigen haben wird. Was kann es unter diesen Umständen noch für „liberale“ Aufgaben geben? Könnte nicht mitunter ein wenig gegen Junker und Pfaffen gedonnert werden, obwohl es heute ganz andre Mächte sind, die unerträglichen Druck ausüben, so hätte das Wörtlein liberal ja keinen Sinn mehr. Darum durfte man diese schöne Gelegenheit, die alte Litanei gegen Pfaffenherrschaft und Geistesknechtschaft wieder einmal herunterzuleiern, nicht unbenutzt vorübergehn lassen.

Überhaupt, und das ist der dritte Grund, war im Augenblick die Ver-

Digitized by Google

legenheit der Parteien groß. Die alten Parteien haben abgewirtſchaftet, wie der jetzige Finanzminiſter vor ein paar Jahren richtig ausgeführt hat; ihre Namen haben keinen Sinn mehr. Was ihnen noch einigermaßen Daſeinsberechtigung verleiht, das ſind die Klaſſenintereſſen, die ſich unter dem durchſichtigen Schleier der Programmphraſen regen. Aber ſeitdem die Großinduſtriellen mit den Agrariern das Schutzzollkartell geſchloſſen hatten, und der Kampf der Deutſchfreiſinnigen „gegen die Lebensmittelverteuerung," d. h. für die Getreidehändler durch die Handelsverträge einſtweilen gegenſtandslos geworden war, fingen ſie an, die klägliche Figur des Greiſes auf dem Dache zu ſpielen; und da wurde denn Graf Zedlitz mit ſeinem Entwurf als rettender Engel begrüßt. Für den Parteikampf iſt wieder ein Gegenſtand gefunden, die Parteien fühlen ſich noch einmal daſeinsberechtigt. Weil aber mit den alten Kulturkampfphraſen wirklich nicht mehr viel Staat zu machen iſt, ſo war es ein glücklicher Gedanke, dem großen Geiſterkampfe ein ſcheinbar neues Ziel zu ſtecken mit der hochtönenden Loſung, es ſei notwendig, den ſchwindenden Einfluß des „liberalen Bürgertums" wieder herzuſtellen.

Endlich viertens drängt die ſoziale Sphinx; die Zeit rückt näher, wo es heißen wird: das Rätſel löſen oder in den Abgrund ſpringen! Niemand fühlt ſich unfähiger zur Löſung als die Liberalen; niemand iſt daher eifriger befliſſen, ſich ſelbſt den Anblick des grauſigen Ungetüms zu verbergen und die Blicke der Menge davon abzuwenden als ſie. Ein großer Rummel, ein bedeutender Lärm über ein Nichts, das gerade iſt es, was man in ſolcher Lage braucht! Über ein Nichts, ſagen wir, nicht etwa als ob die Volksſchule ein Nichts wäre, ſondern weil die Liberalen nicht imſtande ſind, ſtatt des bekämpften Entwurfs etwas andres, ein Etwas zu liefern.

Fiat Justitia!

Schon wiederholt haben wir in dieſen Heften auf das Schwinden des Gerechtigkeitsſinnes in der öffentlichen Meinung Deutſchlands hingewieſen. Wir müſſen heute leider den frühern Beiſpielen ein neues, außerordentlich betrübendes hinzufügen. In der „Poſt," die mit Recht als eins der vornehmſten und angeſehenſten Blätter gilt, finden wir einen Artikel über die Rechtsbelehrung

der Geschwornen, den wir gerade dort am wenigsten gesucht hätten. Der Artikel geht von der bekannten Thatsache aus, daß der Rechtsanwalt Munckel bei der Beratung des Justizetats im preußischen Abgeordnetenhause die Gelegenheit wahrgenommen hat, Klagen über das Verhalten der Schwurgerichtspräsidenten bei der Rechtsbelehrung der Geschwornen vorzubringen, und wendet sich gegen die Auffassung des Herrn Munckel, der in dem Verhalten des Schwurgerichtspräsidenten in den Fällen der Eheleute Heinze und des Geschwisterpaares Schweitzer-Prager eine unstatthafte Einwirkung auf die Meinung der Geschwornen erblickte. In Wahrheit sei in dem Verhalten des Schwurgerichtsvorsitzenden nur die nötige Korrektur gewissenloser advokatischer Kunststücke zu sehen gewesen. Durch die freie Advokatur seien in den Stand der Rechtsanwälte Elemente eingedrungen, die der Geduld und dem Rechtsgefühl der Richter und Geschwornen Dinge zumuteten, die die erlaubten Grenzen weit überschritten. Hier Abhilfe eintreten zu lassen sei wünschenswert, aber kaum möglich, und schon deshalb müsse man dafür sein, die Präsidenten gewähren zu lassen.

Was die Vorsitzenden des Schwurgerichtshofes in Sachen Heinzes und Schweitzers in ihrer Rechtsbelehrung gesagt haben, wissen wir nicht; wir unterlassen es daher, uns auf Grund ungenauer oder schlechter Zeitungsberichte ein Urteil darüber anzumaßen, ob die betreffenden Richter über die ihnen durch § 300 der Strafprozeßordnung gesteckten Grenzen hinausgegangen und der ausdrücklichen Gesetzesbestimmung zuwider in eine Würdigung der Beweise eingetreten sind. Uns genügt es hier festzustellen, daß der Aufsatz der „Post" von dieser Voraussetzung ausgeht, und daß er sich gleichwohl dafür erklärt, die Schwurgerichtsvorsitzenden „gewähren zu lassen."

Vom Standpunkte des Gesetzgebers aus sind wir mit dem Aufsatz der „Post" im Grunde einer Meinung, wenn wir auch die Auffassung für nicht ganz zutreffend halten können, wonach die in die Anwaltschaft eingedrungnen „schlechten Elemente" die eigentliche Ursache des Übels sind. Mögen solche Elemente immerhin und zwar namentlich in Berlin, wie dies selbst die fortschrittliche Vossische Zeitung einräumt, in den Anwaltstand eingedrungen sein, und mögen sie, wie anderwärts, so auch besonders im Strafverfahren ihre entsittlichende, volksverwüstende Thätigkeit ausüben, so liegt doch die Wurzel aller Mißstände nicht in ihnen, sondern in den Bestimmungen eben jener angeblich von den Schwurgerichtsvorsitzenden übertretnen Strafprozeßordnung, die in ihrer Meinung von der Weisheit der auf sich selbst gestellten Geschwornen nach den jetzt in mehr als einem Jahrzehnt gesammelten Erfahrungen entschieden zu weit geht. Hier, in der ängstlichen, von einem fast beleidigenden Mißtrauen gegen den rechtsgelehrten Richter zeugenden Absperrung der Geschwornen von den Richtern des Schwurgerichtshofs sind die zulässigen Grenzen weit überschritten, und hier ist mit der Reform einzusetzen.

Digitized by Google

Der erste von der Regierung vorgelegte Entwurf der Strafprozeßordnung kannte kein Geschwornengericht mit hermetisch von den rechtsgelehrten Richtern abgesperrten, zur Entscheidung der Schuldfrage allein ohne jede Mitwirkung Sachverständiger berufnen Geschwornen. Er hatte — es ist dies der sogenannte Friedbergsche Entwurf, der im Januar 1873 veröffentlicht wurde — an alte, mit Zähigkeit in Deutschland festgehaltne Einrichtungen angeknüpft und in den großen, mittlern und kleinen Schöffengerichten eine Strafgerichtsverfassung geplant, die die rechtsgelehrten Richter vor Einseitigkeit und Verknöcherung, die Laien vor den Folgen ihrer auf mangelnder Erfahrung beruhenden Urteilslosigkeit bewahrt haben würde, und die sich aller Voraussicht nach im allgemeinen so bewährt haben würde, wie sich die allein herübergereteten kleinen Schöffengerichte im großen und ganzen bewährt haben.

Aber die Schulweisheit liberaler, mit Laskerscher Beredsamkeit und Laskerschem Doktrinarismus verbündeter Professoren wußte es besser. Wie es überall das Kennzeichen des Liberalismus ist, so brach er auch hier revolutionär mit den Anschauungen der deutschen Vergangenheit und verpflanzte, nachdem der korsische Revolutionär in den Rheinlanden damit bereits 1808 durch Einführung der französischen Strafprozeßordnung den Anfang gemacht hatte, nunmehr jenes fremdartige Gewächs der Jury auf den Boden des gesamten Vaterlandes.

In dem Mangel eines lebendigen Zusammenwirkens des Rechtsgelehrtenstandes und des Laienelementes bei der Urteilsfindung namentlich in den Fällen der schwersten Verbrechen, also gerade da, wo ein solches Zusammenwirken am allernotwendigsten wäre, liegt die Quelle allen Unheils. Wird diese Quelle verstopft, dann mögen sich rabulistische, mit weitem Gewissen und engherziger Spitzfindigkeit begabte Anwälte die Lunge aus dem Halse reden — der Erforschung der materiellen Wahrheit wird dies keinen Eintrag thun.

So sehr wir aber nach diesem allen für eine gründliche Reform der Verfassung unsrer Strafgerichte sind und so dringend erforderlich uns eine größere Einwirkung der rechtsgelehrten Richter auf die Meinung des Laienelementes de lege ferenda erscheint, ebenso scharf müssen wir uns gegen die aussprechen, die, wie der Aufsatz der „Post", die notwendige Korrektur der bestehenden Gesetzgebung auf ungesetzlichem Wege vorzunehmen befürworten. Man sage nicht, daß, wenn die Vorsitzenden des Schwurgerichts in Sachen Heinzes und Schweitzers etwa die ihnen durch § 300 der Strafprozeßordnung gegebene Befugnis überschritten haben sollten, es sich um vereinzelte Vorkommnisse handeln würde, die keinen Anlaß zu einer eingehenden Erörterung bieten würden, und man gehe auch nicht über die Äußerung der „Post" als einer angeblich vereinzelten Stimme hinweg. Worüber die Anwälte in jenen beiden Prozessen geklagt haben, ist Gegenstand allgemeiner Klage unter den Anwälten, und die Äußerung der „Post", die übrigens u. a. der „Reichs-

Digitized by Google

bote" entschieden unterstützt, enthält nur die offne Aussprache dessen, was auch sonst vielfach gedacht und in kleinem Kreise ausgesprochen wird. Man mißtraut in den Kreisen der Richter und der Staatsanwälte mit vollem Rechte dem Geschwornengerichte. Aber anstatt laut die Gesetzgebung zu Hilfe zu rufen, sucht man der materiellen Wahrheit durch allerhand kleine, mit dem Gesetze kaum oder gar nicht in Einklang zu bringende Mittelchen zum Siege zu verhelfen. Man klagt die, die des wissentlichen Meineids hinreichend verdächtig sind, wegen fahrlässigen Falscheids, vorsätzliche Brandstifter wegen fahrlässiger Brandstiftung, der Notzucht verdächtige Personen wegen thätlicher Beleidigung einer Frauensperson an, und man thut dies in der Absicht, diese Fälle den unsichern Schicksalen einer Schwurgerichtsverhandlung zu entziehen und sie glücklich in dem sichern Hafen eines Strafkammerurteils zu bergen. Und ebenso unternimmt es der Vorsitzende des Schwurgerichts nur zu oft, in dem besten Glauben und in der ehrlichen Meinung, damit der Gerechtigkeit zu dienen, den Geschwornen, dem Gesetze zuwider, mehr oder weniger verhüllt seine Meinung über das Ergebnis der Beweisaufnahme zu sagen.

Als Rechtfertigung dieses Verfahrens wird dann stets das angeführt, was auch der Aufsatz der „Post" dafür vorbringt, daß nämlich eine Reform der Strafgerichtsverfassung noch in weitem Felde, vielleicht sogar nicht einmal durchzusetzen sei, und daß es daher jedenfalls zur Zeit gelte, den übeln Folgen einer verfehlten Gesetzgebung, wenn auch durch nicht ganz unzweifelhafte Mittel, nach Möglichkeit vorzubeugen.

Es ist in hohem Grade bedauerlich, daß derartige Anschauungen dazu nötigen, den Satz, den man in einem geordneten Staatswesen und bei einer gesunden öffentlichen Meinung als einen Gemeinplatz auszusprechen sich eigentlich scheuen müßte, noch besonders zu betonen, daß der Richter die Gesetze anzuwenden habe, und daß es nicht seine Sache sei, die bestehenden Gesetze, sie mögen nun gut oder schlecht sein, durch Ungesetzlichkeiten zu korrigiren.

Wer den Boden der strengen Anwendung der Gesetze verläßt, und sei es auch nur in einer ihm unwesentlich erscheinenden Formvorschrift, der gleitet aus und setzt seine subjektive Meinung an die Stelle objektiver, auf verfassungsmäßigem Wege zu stande gekommener Rechtsnormen, er begeht einen Staatsstreich im Kleinen.

Aber — was die Sache in dem von dem Aufsatz der „Post" gebilligten Falle noch bedenklicher macht, das ist, daß es sich in diesem Falle nicht um eine bedeutungslose Formvorschrift, sondern um eine sehr materielle Vorschrift, um eine wichtige Anwendung des der Strafgerichtsverfassung zu Grunde liegenden Prinzips der Nichteinmischung der Richter in die von den Geschwornen vorzunehmende Beurteilung der Thatfrage handelt. In diesem wichtigen Punkte die Schwurgerichtsvorsitzenden „gewähren zu lassen," wie es

Digitized by Google

der angeführte Aufsatz in naiver Weise ausdrückt, das geht nicht an. Die Richter werden warten müssen, bis die Gesetzgebung geändert sein wird, die ihnen einen größern Einfluß auf das Urteil und, was wir für das Wünschenswerteste halten, eine Mitentscheidung zuzugestehn haben wird.

Das ist der allein korrekte Standpunkt und zugleich der Standpunkt, der den berechtigten Klagen der Rechtsgelehrten über unsre Strafgerichtsverfassung Geltung verschaffen wird. Mag immerhin die strikte Anwendung der Gesetze dazu führen, daß in diesem oder jenem Falle ein Schuldiger von den Geschwornen freigesprochen oder — denn auch dies kommt vor — ein nicht hinreichend Überführter verurteilt wird, das ist doch, so beklagenswert es auch sein mag, nicht die Hauptsache. Das Wichtigste für unser Staatsleben ist, daß in greifbarer Weise gezeigt wird, wohin die jetzige Strafgerichtsverfassung führt, und das wird nur dann gezeigt werden können, wenn man die Gesetzgebung so wirken läßt, wie dies der Absicht des Gesetzgebers entspricht.

Der Weg, den der Aufsatz der „Post" empfiehlt, führt vielleicht in diesem oder jenem Falle zu einer Beseitigung der schlimmsten Auswüchse, aber er führt damit zugleich im allgemeinen weit ab von der als notwendig erkannten, gesetzmäßigen Reform; er läßt die Dinge den Außenstehenden nicht so schlimm erscheinen, wie sie in Wirklichkeit sind, und er giebt denen in der Meinung des großen Publikums Oberwasser, die diese Mißstände leugnen und eine Reform nur in der Verschärfung der Garantien gegen ungesetzliche Einwirkungen der Schwurgerichtsvorsitzenden auf die Geschwornen suchen.

Erkennt die Laienwelt infolge der Verschleierung der unhaltbaren Zustände nicht mit hinreichender Deutlichkeit, wie notwendig eine Reform der Schwurgerichtsverfassung ist, so würden wir es ihr sehr verdenken, wenn sie sich nicht im Interesse der Gerechtigkeit denen zuwendete, die Ungesetzlichkeiten auf der Grundlage der bestehenden Verfassung des Schwurgerichts entgegenzutreten bestrebt sind. So würde die Reform in eine falsche Richtung, und zwar in die Richtung gedrängt werden, die der einzuschlagenden gerade entgegengesetzt ist, und niemand würde mehr als wir ein solches Ergebnis beklagen. Die einfache Wahrheit, daß die geraden Wege am schnellsten und zuverlässigsten zum Ziele führen, gilt auch hier.

Digitized by Google

Umgestaltungen in der Eisenbahnverwaltung

Wenn kürzlich an dieser Stelle (Heft 8) die Leistungen der preußischen Staatseisenbahnen eine anerkennende und sachgemäße Würdigung erfahren haben, so darf daraus doch nicht gefolgert werden, daß die Einrichtungen dieser großen und wichtigen Verkehrsanstalt nicht noch wesentlicher Verbesserungen fähig und bedürftig wären. Erst neuerdings (in der Reichstagssitzung vom 10. Februar dieses Jahres) hat es der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten (in seiner Eigenschaft als Chef des Reichsamts für die Verwaltung der Reichseisenbahnen) ausgesprochen, daß die Ausbildung der höhern Beamten der Staatseisenbahnverwaltung „in mancher Beziehung Lücken aufweist, und daß zur Zeit Erwägungen schweben, wie diese Lücken in zweckmäßiger Weise zu beseitigen seien."

Wie bekannt, werden in Preußen und andern deutschen Staaten seit dem Entstehen der Eisenbahnen, wo dies ein durch die Umstände gebotener Notbehelf sein mochte, die höhern Eisenbahnbeamten für den eigentlichen Verwaltungsdienst den Juristen und für den Betriebsdienst den Bautechnikern entnommen, die die für ihr Fach vorgeschriebne Staatsprüfung abgelegt haben. Für beide ist bisher eine „Ausbildung" üblich, die innerhalb der dafür bestimmten kurzen Frist von einem Jahre auch nicht annähernd ihren Zweck erfüllen, sondern bestenfalls zu einer dürftigen Umschau auf den hier in Frage kommenden weiten Gebieten des Wissens und Könnens führen kann. Das häufig recht kümmerliche Ergebnis dieser dürftigen Umschau im Laufe ihrer spätern Thätigkeit, die bei den Assessoren sehr bald mit einer gewissen Selbständigkeit verbunden ist, allmählich zu ergänzen, bleibt dem mehr oder weniger guten Willen der Einzelnen überlassen. Wenn hierbei berücksichtigt wird, daß der Assessor in die Eisenbahnverwaltung nichts weiter mitbringt, als eine im günstigen Falle „umfassende" Kenntnis der bestehenden Rechtsnormen und ihrer Handhabung, verbunden mit der daraus entspringenden formalen Geschäftsgewandheit, so ist für den, dem die Eisenbahnverwaltung, ihr Wesen und ihre Aufgaben nicht ganz fremd sind, auf den ersten Blick erkennbar, daß dies nicht viel ist. Der enge Zu-

Digitized by Google

sammenhang des Eisenbahnwesens mit den verschiedensten Rechtsgebieten soll keineswegs bestritten werden. Aber das ist doch nur eine und sicherlich nicht die wesentlichste Seite des Eisenbahnwesens. Diese liegt überwiegend auf wirtschaftlichem Gebiete und stellt an den, der sie beherrschen will, weit mehr und ganz andre Anforderungen, als formale Geschäftsgewandtheit auf römisch rechtlicher Grundlage, die, abgesehen von sonstigen ihr anhaftenden Mängeln, nicht selten noch dazu recht lückenhaft ist. Mit der Gewinnung dieser Grundlage in einer sieben- bis achtjährigen oder noch längern Vorbildung geht überdies für den künftigen Eisenbahn-Verwaltungsbeamten eine kostbare Zeit unwiederbringlich verloren, der weit richtiger und besser der Vorbereitung für seine eigentliche Berufsthätigkeit gewidmet werden könnte. Ist für diese der Zeitraum eines Jahres schon viel zu kurz bemessen, so kommt weiterhin noch in Betracht, daß selbst dann, wenn der junge Assessor alle günstigen Voraussetzungen für seine weitere Ausbildung im Verwaltungsdienste in sich vereinigt, dieser ihn von vornherein dermaßen in Anspruch zu nehmen pflegt, daß seine Weiterbildung wohl oder übel darunter leiden muß.

Ähnlich verhält sichs mit den Technikern in der Eisenbahnverwaltung. Was in aller Welt nützt dem Bautechniker seine ganze noch so vortreffliche Ausbildung in den verschiedensten Zweigen des Bauwesens für eine spätere Thätigkeit im Eisenbahnbetriebe, der mit der Eisenbahnverwaltung so eng verbunden ist, daß er als ein Teil davon, und gewiß nicht als der unwichtigste, zu betrachten ist? Man kann dreist antworten: so gut wie nichts! Das Wesentliche im Betriebe ist die genaue Regelung des Stations- und des Fahrdienstes, seiner hauptsächlichen Bestandteile, die klare und bestimmte Unterweisung der in beiden Zweigen thätigen Beamten und Arbeiter und, was dabei von größter Bedeutung ist, deren sorgfältige Auswahl und Schulung. Diese Thätigkeit liegt aber ganz und gar auf dem Gebiete der eigentlichen Verwaltung. Die Technik nimmt im Eisenbahnbetriebe nur eine untergeordnete Stellung ein; der Betrieb erfordert an technischem Wissen nicht viel mehr als die Fähigkeit zur Beurteilung des betriebssichern Zustandes und der Leistungsfähigkeit der Bahnanlagen und der Betriebsmittel, sowie die Kenntnis der mechanischen Hilfsmittel des Betriebsdienstes und ihrer Verwendung, namentlich auf dem Gebiete des Signalwesens. Dazu aber bedarf es nicht eines langwierigen ausschließlich technischen Bildungsganges, der den zukünftigen Betriebsbeamten mit einer Menge für ihn völlig entbehrlicher Kenntnisse belastet und ihn erst in vorgerücktem Lebensalter an seine eigentlichen Aufgaben herantreten läßt. Eine Vorbildung, die sich auf das für ihn unumgänglich notwendige Maß technischen Wissens beschränkte, würde seinen Zwecken weit besser dienen, indem sie ihm genügenden Raum zur Erwerbung der Kenntnisse bieten würde, die für eine erfolgreiche Durchführung seiner vornehmsten Aufgaben unentbehrlich sind.

Digitized by Google

Das Beispiel andrer Länder mit hochentwickeltem Eisenbahnwesen, wie England und Amerika, wo eine technische Vorbildung in unserm Sinne für die höhern Betriebsbeamten nicht gefordert wird, spricht zur Genüge für die Richtigkeit dieser Ausführungen. Auch bei uns, z. B. in Sachsen, werden an diese Beamten derartige Ansprüche nicht gestellt. Ja selbst in Preußen giebt es aus der frühern Zeit der Privatbahnen her eine ganze Zahl von höhern Betriebsbeamten ohne besondre technische Vorbildung. Und auch hier in Deutschland wie dort in England und Amerika sind mit diesen Beamten, so viel uns bekannt ist, überwiegend günstige Erfahrungen gemacht worden. In England wie in Amerika wird eine wissenschaftliche (akademische) Vorbildung von den höhern Eisenbahnbeamten überhaupt nicht grundsätzlich verlangt, obwohl man auch dort den Wert einer solchen, wo sie mit den wesentlichen Anforderungen an das Wissen und Können der betreffenden Personen zusammenfällt, keineswegs unterschätzt. Es wird dort im Grunde nur darnach gefragt, was einer weiß und kann. Die „Bezugsquelle“ dafür ist völlig nebensächlich. Bei uns spielt diese Bezugsquelle leider noch immer die Hauptrolle und wird sie wohl noch lange spielen. Unsre Bureaukratie, die bedauerlicherweise gerade in der Vormacht Deutschlands ihre Hauptstütze findet, wird kaum jemals zu überzeugen sein, daß das, was in jenen Ländern so wesentlich zu hoher und höchster Leistungsfähigkeit beiträgt, auch bei uns ähnliche Vorteile mit sich bringen würde. Und doch ist es für jeden Unbefangnen klar, daß in der bloßen Möglichkeit, durch hervorragende Geistes- und Charaktereigenschaften und diesen entsprechende Leistungen auch ohne Ausweis über Erfüllung der „bestehenden Bestimmungen“ wirtschaftlich und sozial bevorzugte Stellungen zu erringen, eines der wirksamsten Mittel liegt, den Ehrgeiz nachhaltig zu beleben, das jedem Menschen mehr oder weniger innewohnende „Trägheitsmoment“ zu überwinden und ihn zur höchsten Entfaltung aller in ihm „latenten“ Kräfte anzuspornen. Die bei uns leider in weiten Kreisen so häufig anzutreffende geistige Stumpfheit und Schwerfälligkeit ist gewiß nicht ausschließlich oder auch nur überwiegend auf die leidige Unsitte übermäßigen „Hockens in verpesteten Kneiphöhlen“ zurückzuführen, sondern doch wohl zum großen Teile, wie zur Ehre unsrer Landsleute angenommen werden darf, auf den Umstand, daß auch der aufgeweckteste und strebsamste Kopf bei allen noch so lobenswerten Bemühungen, auf der wirtschaftlichen und sozialen Stufenleiter eine höhere Sprosse zu erklimmen, nur zu bald auf Vorurteile stößt, die allen Versuchen, sie zu durchbrechen, Trotz bieten und ihm den Weg zum Weiterkommen verschließen. Ist es da zu verwundern, wenn auch der Stärkste und Ausdauerndste schließlich ermattet und sich mit der Mehrzahl seiner schwächern und genügsameren Gefährten schlaffer Gleichgiltigkeit hingiebt, die vom Leben nichts erwartet, weil sie weiß, daß dieses ihr nichts bieten kann, und die deshalb auf eigne Anstrengung verzichtet, soweit diese nicht zur Erhaltung einer glücklich „er-

Digitized by Google

sessenen" Lebensstufe unumgänglich notwendig ist? Kann es befremden, daß in unserm Beamtenkörper, abgesehn von byzantinischem Strebertum, das stets und überall anzutreffen war, ist und sein wird, tiefergehendes Interesse für den erwählten Beruf und dessen Aufgaben mehr und mehr erstirbt, wenn der Beamte sich sagen muß, daß jedes größere Mühen, alle über das unbedingt vorgeschriebne Maß hinausgehenden Leistungen ihm im Wesentlichen nichts andres einbringen können, als das eigne Bewußtsein treu erfüllter Pflicht? Wie anders würde sich das Bild gestalten, wenn der Zopf, der uns doch wahrhaftig lange genug zum Gespött andrer Nationen im Nacken hängt, endlich fiele, wenn von dem einfachen Arbeiter an jedem der Weg zum Vorwärtskommen offen stünde, soweit seine natürliche Begabung und Bildungsfähigkeit unter den gegebnen Verhältnissen ihn zu tragen vermöchten? Und wäre der Staat nicht die berufenste „Instanz", hier mit gutem Beispiele voranzugehen, anstatt so vielfach zu zeigen, wie es nicht gemacht werden sollte? Um wie vieles würden wir damit einer befriedigenden, weil friedlichen Lösung der sozialen Frage näher kommen! Fürwahr, ein „schöner Gedanke", aber auch nichts weiter. Wenigstens lassen die gegenwärtigen Zeitläufte wenig Aussicht auf seine Verwirklichung erkennen. Darum kehren wir uns nicht ohne einen Stoßseufzer von dem lockenden Bilde ab, daß sich unserm sehnsüchtigen Auge darbot, und wenden uns wieder dem Ausgangspunkte dieser trotz alledem vielleicht nicht unzeitgemäßen Betrachtung zu.

An den kurzen Hinweis auf die hauptsächlichsten Nachteile, die mit der jetzigen Vorbildung der höhern Eisenbahnbeamten verbunden sind, schließt sich von selbst die Frage an, wie es denn künftig damit zu halten wäre. Von verschiednen beachtenswerten Seiten ist schon vor einer längern Reihe von Jahren der Vorschlag gemacht worden, für den Eisenbahndienst eine ähnliche Vorbildung zu schaffen wie bei der Reichspost- und Telegraphen-Verwaltung, die ihre vielfach hervorragenden Leistungen ohne Zweifel zum großen Teile der zweckmäßigen Vorbildung ihres Personals verdankt. Dieser Gedanke dürfte in unsern maßgebenden Kreisen wenig Anklang finden. Die Aufgaben der Post- und Telegraphenverwaltung sind so viel einfacher und darum auch einseitiger als die der Eisenbahnverwaltung, daß beide nicht gut mit einander verglichen werden können. Wir treten warm dafür ein, daß besonders befähigten und strebsamen Kräften, auch wenn sie nicht „nach den bestehenden Bestimmungen" vorgebildet sind, der Weg zu den höhern Stellungen in größerm Umfange als bisher geöffnet werde. Gleichwohl glauben wir uns dafür aussprechen zu müssen, daß als Regel die Forderung einer wissenschaftlichen Grundlage für die Vorbildung der höhern Eisenbahnbeamten aufrecht zu erhalten sei. Denn die Eisenbahnverwaltung ist so weit verzweigt und vielseitig, steht in so engem Zusammenhange mit allen staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebensverhältnissen und beeinflußt diese teilweise in

Digitized by Google

so hohem Grade, daß zu ihrer Leitung ein weiter Blick, tiefe Einsicht und sichere Beherrschung aller dieser Gebiete nicht entbehrt werden können. Zur Erwerbung dieser Eigenschaften aber, die einen hohen Grad natürlicher Anlage voraussetzen, wird eine systematisch wissenschaftliche (akademische) Vorbildung besser führen, als ein noch so strebsames Autodidaktentum. Was nun die Gestaltung der akademischen Vorbildung für die höhern Eisenbahnbeamten anlangt, so wird es nach den bisherigen Ausführungen nicht zweifelhaft sein können, daß dabei von vornherein auf die Erwerbung praktisch verwertbarer Fachkenntnisse und auf eine Vereinigung des Bildungsganges der eigentlichen Verwaltungsbeamten und der ihrer ganzen Thätigkeit nach zu diesen gehörenden Betriebsbeamten Bedacht zu nehmen wäre.

Eine allgemeine Einführung in die verschiednen Wissenschaftsgebiete, die für den Eisenbahnverwaltungs- und Betriebsdienst in Betracht kommen, würde sich ein tieferes Eingehen auf die für ihn wichtigsten Zweige jener Gebiete anreihen, überall mit besondrer Rücksicht auf das Wesen und die Aufgaben der Verwaltung und ihre Stellung zur Gesamtheit. Hieran würden sich die besondern Fachkenntnisse, von der Organisation und den Einrichtungen der Verwaltung, ihrem Verhältnis zu andern Verwaltungen u. s. w. anschließen. Einer solchen theoretischen Vorbildung würde eine mehrjährige gründliche praktische Ausbildung in den verschiednen Zweigen des Verwaltungsdienstes, einschließlich des Betriebsdienstes zu folgen haben, nach deren Abschluß eine zeitweilige selbständige Handhabung der wichtigsten Zweige nicht nur zur Befestigung der erworbnen Kenntnisse und zur größern Sicherheit in ihrer Anwendung, sondern auch zur Erprobung der Brauchbarkeit des Betreffenden führen würde. Außerdem wäre damit der weitere nicht zu unterschätzende Vorteil verbunden, daß das Bewußtsein der eignen Verantwortlichkeit und Leistungsfähigkeit wesentlich gestärkt werden und daß, worauf besondres Gewicht zu legen ist, ein Beamter auf Grund einer derartigen Schulung sowohl seine eigne Stellung und Aufgabe, als auch die seiner Mitarbeiter in der Verwaltung mit ganz andern Augen ansehen würde, als er es heutzutage thut, wo er sich bei dem Mangel jeder nähern Berührung, jedes längern Zusammenarbeitens an gleichartigen Aufgaben von vornherein daran gewöhnt, seine Untergebnen als eine besondre, in jeder Hinsicht weit unter ihm stehende Menschenklasse zu betrachten. Für die Aussöhnung und Ausgleichung der Gegensätze wäre hier ein äußerst wirksames Mittel geboten. Und über den Wert einer solchen Errungenschaft für die Verwaltung wie für die Gesamtheit kann niemand im Zweifel sein, der für den berechtigten Kern unsrer sozialen Bewegung einiges Verständnis hat.

Eine gemeinsame Vorbildung für die jetzt streng geschiednen höhern Verwaltungs- und Betriebsbeamten würde beiden insofern von Nutzen sein, als den einen gewisse technische Kenntnisse in Verbindung mit einer praktischen

Digitized by Google

Ausbildung im Betriebe, den andern die theoretische und praktische Vorbereitung und Schulung für den eigentlichen Verwaltungsdienst bei der sachgemäßen Erfüllung ihrer Aufgaben sehr förderlich sein müßten. Sodann würde damit eine vielseitigere Verwendbarkeit der Beamten, je nach Geschick und Neigung, erreicht und außerdem ermöglicht, daß die Leitung des Betriebs- und Verkehrsdienstes, die tief ineinandergreifen, wenigstens bei den untern Verwaltungs-„Instanzen“ in einer für beide Gebiete sachverständigen Hand vereinigt werden könnte. Hiermit wäre die gegenwärtige Doppel- und Dreiherrschaft, der juristisch vorgebildeten Beamten für den Verkehrsdienst, der bautechnischen Beamten für den Betriebsdienst und der Maschinentechniker für einen Teil des Betriebsdienstes, den Maschinendienst, mit allen unvermeidlichen, der Sache mindestens nicht förderlichen Zwiespältigkeiten für immer beseitigt. Den Bau- und Maschinentechnikern verblieben dann die Aufgaben rein technischer Natur, auf die sie ihre langwierige technische Vorbildung von vornherein hinweist, wobei zu erwägen wäre, ob die einfachern Aufgaben, die mit der baulichen Unterhaltung der Bahnanlagen verbunden sind, überhaupt eine höhere technische Vorbildung erfordern und ob diese Aufgaben nicht aus wirtschaftlichen Rücksichten ohne Schaden für die Sache billigern Kräften mit einer geringeren theoretischen, dafür aber mehr praktischen Vorbildung übertragen werden könnten. Die Erfahrungen verschiedner deutscher Bahnen und auch der frühern preußischen Privatbahnen scheinen dafür zu sprechen. Die Juristen würden der Eisenbahnverwaltung lediglich als Rechtsbeistände zu dienen haben und somit gleich den Technikern ihrem eigentlichen Berufe zurückgegeben werend.

Damit wäre auf dem weiten Gebiete der Eisenbahnverwaltung, an deren zweckmäßiger Gestaltung und Handhabung die Gesamtheit unzweifelhaft ein tiefes Interesse hat, eine Arbeitsteilung geschaffen, die zu einer wesentlichen Steigerung und Verbesserung der bisherigen Leistungen zu führen geeignet wäre und auch aus wirtschaftlichen Rücksichten umsomehr geboten erscheint, als diese bei den heutigen Zeitverhältnissen, und zwar nicht bloß in Preußen, eine besonders große Rolle spielen.

Digitized by Google

Das Verhältnis der Sittlichkeit zu Christentum, Staat und Kirche

Geschichtsphilosophische Gedanken 15

(Fortsetzung)

as Hellenentum vermochte aus sich allein die höchste und feinste Blüte der Sittlichkeit nicht zu erzeugen, und seine einer glücklichen Kindheit angemeßnen sittlichen Stützen würden den Weltstürmen und dem Riesenelend nicht Stand gehalten haben, die über das vielduldende Geschlecht der Menschen in späterer Zeit hereinbrachen. Aber man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, das Christentum habe die antike Humanität überflüssig gemacht. Man hat wohl gesagt, durch das Christentum sei die naive Einheit von Leib und Seele, in der die Hellenen so glücklich gewesen wären, ein für allemal aufgehoben worden und die Entzweiung von Geist und Fleisch sei ein Fortschritt, der nie mehr zurückgenommen werden könne. Allein nach wie vor mag das Fleisch nicht ohne den Geist und der Geist nicht ohne das Fleisch leben, und eine andre mit der ersten zugleich eingetretne Differenzirung ist so bedenklicher Art, daß es schwer fällt, sie als einen Fortschritt zu bezeichnen: die Menschheit ist manichäisch in ein Gottesreich und ein Teufelsreich auseinander gefallen, mit einer Hölle mußte der neue Himmel erkauft werden. Nicht allein um die einseitigen Reiche des Lichtes und der Finsternis handelt es sich, sondern während die Asketen alle Spuren menschlicher Bedürftigkeit ablegten, kaum noch irdische Nahrung genossen und in Verzückung schwelgten, sahen sich andre nicht allein den Qualen der Gewissensbisse und der Höllenfurcht überliefert, sondern die von düstern Phantasien ersonnenen Höllenqualen wurden tausenden von Unglücklichen leiblich zugefügt. Bei den Hellenen haben sich Sokrates und Alkibiades, Plato und Aristophanes gar wohl mit einander vertragen; bei den Christen genügte eine Meinungsverschiedenheit, eine Haarspalterei, eine Wortklauberei, die Streitenden mit einer Wut zu entflammen, in der sie einander nicht wie wilde Bestien rasch zerfleischten, sondern wie Teufel mit Vor-

Digitized by Google

bedacht langsam zu Tode marterten. Wenn wir den Tod des Sokrates mit den Hinrichtungen sogenannter Ketzer durch die Obrigkeiten aller drei christlichen Konfessionen und von wirklichen oder vorgeblichen Staatsverbrechern vergleichen, wie sie noch im vorigen Jahrhundert vorgekommen sind, so strahlt das athenische Volk, nicht bloß Sokrates, sondern auch seine Feinde, in einem reinen Glanze, vor dem wir Christen beschämt die Augen niederschlagen müssen. Es war doch nichts Geringes, daß sich die Angesehenen der Stadt so viele Jahre hindurch seine ironische Kritik ruhig hatten gefallen lassen, und für das ohnehin zerfahrne Gemeinwesen erschien es in der That als eine Gefahr, wenn die jungen Leute ganz allgemein zur Gewohnheit des Kritisirens erzogen wurden. Der Gedanke, den Mann unschädlich zu machen, war also natürlich. Aber wie wurde er ausgeführt? Nicht in Form eines feigen heimlichen Justizmordes, sondern in der Form eines öffentlichen Prozesses. Die Richter ließen den Mann ausreden, obwohl sie wußten, daß sie durch seine Worte tief gedemütigt werden würden, daß die Rede das Ansehen des Angeklagten erhöhen und die Verehrung seiner Anhänger zur Schwärmerei steigern würde. Seine Schüler und Angehörigen durften ihn im Gefängnisse besuchen, selbst der Kerkermeister war freundlich gegen ihn, keine leibliche Pein wurde ihm zugefügt, kein unzarter Hauch, geschweige denn eine Rohheit oder Grausamkeit, trübt die göttliche Schönheit des unsterblichen Gedichts, in dem uns sein Schüler Plato erzählt, wie der Meister in Andachtsstille (ἐν εὐφημίᾳ) hinübergeschlummert sei zur Genesung. Forscht man nach den größten Scheusalen, die das Menschengeschlecht mißhandelt und geschändet haben, und nach der schlimmsten sittlichen Verworfenheit größerer Kreise, so findet man sie weder bei den Negern, noch bei den Türken, noch bei den römischen Imperatoren — beim Griechenvolke gleich gar nicht —, sondern leider in der Christenheit.

Vier Lebenskreise sind es, in denen sich dieses satanische Element konzentrirt hat: der Hof von Byzanz, namentlich in der Periode der Glaubensstreitigkeiten, die Inquisition, die deutsche Justiz im Zeitalter der Hexenprozesse und der englische Industrialismus. Der Hof von Byzanz mit seinen Blendungen und Verstümmelungen liegt uns zu fern; die Inquisition ist hinlänglich bekannt, aber den Hexenprozessen müssen wir einige Zeilen widmen. Ein älterer Geschichtsschreiber sagt zwar, es sei ein Glück für die spätern Geschlechter, wenn ihnen unbekannt bleibe, welche Teufel in Menschengestalt früher gelebt haben, und der Jugend und dem Volke wird ja auch gewiß kein Verständiger ausführliche Mitteilungen über Gegenstände machen, die geeignet sind, den Glauben an Gott und die Menschheit zu erschüttern; ich selbst war wochenlang dem Nihilismus nahe, als ich die darüber handelnden Abschnitte in K. A. Menzels neuerer Geschichte der Deutschen zum erstenmal gelesen hatte. Aber die leitenden Geister müssen auch diese die Menschheit schändenden Blätter der Geschichte kennen, weil sie sich sonst ganz falsche Vorstellungen von den

Digitized by Google

Bedingungen des sittlichen Lebens machen. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich aus einem alten Werke, das allgemein bekannt sein sollte, dessen Verbreitung aber vom Parteigeiste verhindert worden ist, nur zwei kurze Stellen hersetze, die noch nicht das schlimmste enthalten. „Während die Theologen, sagt Menzel a. a. O. (III, 64) nach einem Bericht über Glaubensgezänk, in so barbarischem Geiste die Bedingungen der Seligkeit feststellten, und jede der mancherlei Schulen ihre Bahn für den allein richtigen Weg zum Himmel, die der andern für den gewissen Weg zur Hölle erklärte, ließen es sich die Juristen angelegen sein, schon die Erde zur Schaubühne höllischer Szenen zu machen. In den Jahrbüchern der Landschaften und Städte kommt es nun (gegen Ende des sechszehnten Jahrhundert) immer häufiger vor, daß Weiber ersäuft, lebendig begraben oder verbrannt, zuweilen nach Abschneidung der Brüste, männliche Verbrecher an den vier Ecken des Marktes mit glühenden Zangen gerissen, vor ihrem oder vor des Ermordeten Hause durch Abhauung der Hand verstümmelt, dann gerädert und lebendig aufs Rad gelegt oder, nach schamloser Verstümmelung, langsam zu Tode geschmaucht worden sind. Nicht leicht gab es eine Stadt, deren Obrigkeit nicht das ihr zustehende Recht über Leben und Tod alljährlich durch einige Verbrannte, Geräderte, Gehenkte und Enthauptete beurkundet hätte. In dem einzigen Fürstentum Ansbach, das damals schwerlich über einhunderttausend Seelen enthalten haben mag, haben in einem Zeitraume von neunundzwanzig Jahren, von 1575—1603, mehr als 1441 Menschen die Qualen der Folterwerkzeuge, 309 die Strafe des Prangers und Staupbesens, die übrigen grausamen Verstümmelungen an Ohren, Händen und Fingern nicht mitgezählt, 474 den Tod durch das Schwert, Galgen, Rad oder Feuer gelitten. Die meisten Opfer des letztern starben dem Hexenwahne, der den in frühern Jahrhunderten erhobnen Widerspruch der Vernünftigen völlig zum Schweigen gebracht hatte, seitdem die Reformatoren diesen, erst kurz vor ihrer Zeit von einem Papste begünstigten Irrtum durch das volle Gewicht ihres Ansehens und ihrer Überzeugungen bekräftigt hatten. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig ließ in der Nähe von Wolfenbüttel so viele Hexen verbrennen, daß die Pfähle, an denen die Unglücklichen angebunden wurden, das Ansehen eines Waldes gewannen. Noch mehr aber als die große Zahl der Hingerichteten — denn die Menge der Verbrechen, die Strenge der Gesetze und selbst der Wahnglaube der Richter kann dieselben entschuldigen — zeugt wider den Geist des Jahrhunderts das Wohlgefallen und die verführerische Lust, mit welcher die Kunst der Qualen von frommgläubigen Obrigkeiten geübt ward. Wir erinnern an den gräßlichen Tod des lebendig Vierteilens, den Grumbach und Bruck auf das Geheiß des Kurfürsten August erlitten, Bruck um keiner andern Schuld willen, als weil er seinem Fürsten in den Tagen des Unglücks treu geblieben war und den Dienst als Kanzler versehen hatte. Die Untersuchungsrichter behandelten das Foltern als Wissen-

Digitized by Google

schaft und prunkten mit den Kunstausdrücken derselben. In den Gerichtsakten ward frevelhafter Scherz mit dem Entsetzlichen getrieben."

Eine Anmerkung enthält Beispiele. Henker, die sich auf die Kunst verstanden, ihre Opfer monatelang zu peinigen, ohne ihnen das Lebenslicht auszublasen, wurden überall gegen hohe Besoldung gesucht, denn ein vorzeitiger Tod des Gemarterten kürzte diesem Geschlecht, dem fröhlicher Sang und Klang, Tanz und Spiel und Freude am Schönen als Sünde erschienen, einen hohen Genuß. „Wenn auch das Todesurteil schon gefällt war, machte es den Richtern noch Genuß, oft nur ein paar Tage vorher noch eine Folterung vornehmen zu lassen, so daß die Verbrecher meist zum voraus zerknickt und zerbrochen auf dem Richtplatz ankamen. Dieses grausame Spiel, das die Justiz mit dem menschlichen Leibe treiben durfte, rächte sich furchtbar an den Völkern, als in den Kriegen, die die kirchlichen Leidenschaften und Interessen entzünden halfen, Soldaten die Rolle der Henker gegen wehrlose Schlachtopfer übernahmen, und die Kunst der Qualen zur Befriedigung der Raubsucht und Wollust, im Wetteifer mit den Dienern der Gerechtigkeit übten." Selbstverständlich spielte schon bei den letztern, also in der Strafjustiz, die Wollust in ihrer niederträchtigsten, nicht viehischen, sondern teuflischen Gestalt eine hervorragende Rolle, wie die beliebten schamlosen Verstümmelungen von Männern und die an tausenden und abertausenden von unschuldigen Mädchen vorgenommenen unsagbaren Prozeduren beweisen, die eine verdorbene katholische Pfaffenphantasie erfunden hatte, und die nun von sittenstrengen protestantischen Richtern und Stadtvätern geübt wurden. Auch kam es öfter vor, daß ein solches Wesen, wenn es mit zerbrochenen Gliedern und über und über mit Schnitt- und Brandwunden bedeckt dalag, auch noch vom Henker geschändet wurde; „vom Teufel in des Henkers Gestalt," wie die blödsinnige Heuchelei, freilich in einem gewissen Sinne ganz richtig, in den Akten zu verzeichnen pflegte. Gräßliche Rache der Natur an einem Geschlecht, das die Abbildung einer schönen nackten Menschengestalt oder einen anmutigen Tanz, in dem die Schönheit der Jugend zum Ausdruck gelangt, als heidnischen Greuel verurteilt haben würde!

Und wären es nur, außer den Hexen, lediglich wirkliche Verbrecher gewesen, an denen diese sogenannte Justiz verübt wurde! Noch schrecklichere Wirkungen, als an den Höfen der Fürsten, — schreibt Menzel (a. a. O. S. 108) nach Erzählung des Crellschen Prozesses — äußerte die theologische Barbarei des Zeitalters in den Parteiungen des Stadtregiments. Er erzählt nun die Leidensgeschichte des Henning Brabant. Unter der Führung dieses gebildeten und tüchtigen Mannes stürzte im Jahre 1601 die Bürgerpartei in Braunschweig den patrizischen Rat und richtete eine demokratische Verfassung ein. Die lutherische Geistlichkeit, die mit den Patriziern in Spannung lebte, hatte die Verfassungsändrung begünstigt, zerfiel aber bald auch mit den Bürgerhauptleuten. Da sich auch die Volksgunst von Brabant, der zum Demagogen

Digitized by Google

zu ehrlich und gutmütig war, bald abwandte, so wagte es das Stadtministerium, ihn und seine Amtsgenossen wegen eines geringfügigen Anlasses zu exkommuniziren. Während noch über die Wirkungen dieses Bannes verhandelt wurde, „verbreitete sich im Mai 1604 plötzlich das Gerücht, Brabant sei auf dem Ägidienkirchhofe von einem Raben verfolgt worden; dieser Rabe besuche ihn auch im Hause. Bei dem damaligen Standpunkte der deutschen Kultur drohte solch ein Gerücht dem, gegen den es ausgebracht ward, an Leib und Leben Gefahr; denn daß ein Rabe, der einen Exkommunizirten besuchte, niemand anders als der Teufel sei, verstand sich von selbst. Brabant hielt es daher für nötig, unter dem Titel: Rabentand eine Verantwortung drucken zu lassen." Aber seine Feinde preßten einem Bürger, der sich ungerecht behandelt glaubte und die Obrigkeit bedroht hatte, auf der Folter durch fürchterliche Martern das Geständnis aus, er sei von Brabant angestiftet. Nun wurde zur Verhaftung der Bürgerhauptleute geschritten. Brabant entkam zwar, brach aber beim Sprunge von der Stadtmauer ein Bein und wurde zurückgeschleppt. Über die Folterung der Bürgerhauptleute und ihrer Genossen erzählt Menzel: „Sie wurden in der Art verhört, daß man jedem befahl, auf alle Fragen, die ihm vorgelegt würden, ja zu sagen. Zögerte einer, so wurden ihm die Hände mit Darmsaiten so fest auf den Rücken gebunden, daß das Blut aus den Einschnitten in Strömen herunterfloß und unter den Nägeln hervorquoll. Dann wurde der Inquisit zum zweitenmale befragt. Waren seine Antworten noch nicht befriedigend, so wurde ein Strick mit einem Haken von der Decke der Marterkammer herabgelassen, der Haken in den Verband der Hände geschlagen und der Gemarterte an der Rolle in die Höhe gezogen." Dem Brabant wurde dabei ein Arm ausgerissen; auch an dem gebrochnen Beine wurde er gemartert. „Da der Hängende nun gewöhnlich in Ohnmacht fiel und gar nicht antworten konnte, so wurden ihm, unter dem Vorwande der Verstocktheit, die spanischen Stiefeln angelegt und die Füße zermalmt. Jetzt erwachte der Gemarterte gewöhnlich aus seiner Betäubung und schrie, daß er zu allem ja sagen wolle. (Noch stärkere Zumutungen der Richter wies der Henker mit der Bemerkung ab, er müsse seine Seligkeit bedenken.) Solch ein Verhör war ein Fest für die deputirten Mitglieder des Gerichts. Dieselben saßen auf grünen Polstern an einem grün beschlagnen Tische und thaten sich auf Kosten der Kämmerei in einem Seitenzimmer an Wein und Konfekt so gütlich, daß sie entweder wie wütend wurden oder schlaftrunken auf das Gesicht sanken, während der Gemarterte um der Wunden Jesu willen nur um einen Tropfen Wasser oder um einen Augenblick Erleichterung flehte. Zuweilen blieb er sechs, acht, ja neun Stunden mit kurzen Pausen in den Rollen hängen, bis die zum Schmause abgetretnen Richtherren wiedergekehrt waren, oder indem ihm die Artikel des Verhörs mit größter Umständlichkeit vorgelesen wurden. War endlich das Verhör zu Ende, und hatte der Henker die Schulterknochen wieder eingesetzt,

Digitized by Google

so wurde die Frage gethan, ob er beschwören wolle, in dem Urgicht (dem Verhör nach der Tortur) alle Fragen von neuem zu bejahen. Widerrief er jetzt, so wurde die peinliche Frage in geschärfter Weise dergestalt wiederholt, daß der auseinandergerenkte Leib mit brennendem Schwefel bespritzt und unter die Fußsohlen brennende Lichter gestellt wurden." Einer der Gemarterten, Drüsemann, starb in der Folter hängend, während die Richtherren schmausten. Brabants kräftige Natur überstand eine dreimalige mehrstündige Folterung. Seine Hinrichtung zu erzählen ist in einer Zeitschrift nicht möglich. Das scheußlichste daran ist das Raffiniment, mit dem die Geistlichen während seiner Zerstücklung bis zum letzten Augenblicke bemüht waren, auch noch seine Seele zu peinigen. Die übrigen Opfer dieses Höllenspuks wurden mit dem Schwerte hingerichtet. Solche Scheusale hat das freundliche Hellas nicht ausgebrütet!

Eine Geschichte der englischen Teufeleien würde mit der barbarischen Vertreibung der Bauern durch die Lords, mit den scheußlichen Armengesetzen und der blutigen Unterdrückung aller nicht zur Staatskirche gehörenden Christen zu beginnen haben und mit der Behandlung der schwarzen und weißen Sklaven im neunzehnten Jahrhundert enden. Aber das eigentlich Satanische bleibt doch der Umstand, daß die englischen Fabrikanten, lediglich um schneller reich zu werden, hunderttausende von Kindern bis zu fünf Jahren hinab, zum teil in aller Form gekaufte Armenhauskinder, unter unerhörten Mißhandlungen verbraucht haben, wie rohe Fuhrknechte billig gekaufte Gäule verbrauchen. Das ist im Heidentum unerhört; weder Rom und Griechenland, noch der mohammedanische Orient kennen dergleichen, die Naturvölker vollends behandeln die Kinder durchweg mit Affenliebe. Und man darf nicht glauben, daß diese unmenschliche Härte wenigstens jener Seite der Sittlichkeit zu gute gekommen wäre, an die man heutzutage bei dem Worte zunächst zu denken pflegt. Ihre abergläubische und heuchlerische Frömmigkeit hat die puritanischen Grubenbesitzer nicht gehindert, tagtäglich nackte Knaben und Mädchen zusammengekoppelt in die Gruben hinunterzulassen; sie hat es nicht gehindert, daß die arbeitende Bevölkerung in einen Zustand viehischer Unwissenheit und unsäglichen Elends hinabgedrückt wurde, in dem weder ein Familienleben möglich ist, noch überhaupt sittliche Begriffe entstehen können. Lange vor den Enthüllungen der Pall Mall Gazette hat A. von Oettingen (Moralstatistik S. 468, nach Leon Fauchers Etudes sur l'Angleterre S. 12 und 211) auch deutsche Leser mit der Thatsache bekannt gemacht, „daß in London auf offnem Markte, zwischen Spitalfields und Bethnal-Green alle Montag und Dienstag zwischen sechs und sieben Uhr morgens Eltern ihre sieben bis zehnjährigen Kinder — es ist ein offnes Geheimnis, zu welchem Zweck es geschieht — zum Verkauf ausbieten." Der liebloſe und von den Musen und Grazien verlaßne Geist des englisch-schottischen Kirchenwesens hat die innern Schranken niedergerissen, die des

Digitized by Google

Menschen Begierden zügeln, und nur noch äußere stehen lassen, die zwar den Schein der Sittlichkeit, nicht aber ihr Wesen erzwingen können; er hat die Menschen nicht reiner, sondern nur heuchlerischer und brutaler gemacht; er hat die Poesie vom Verkehr der Geschlechter abgestreift und nur das Viehische übrig gelassen. Dazu kommt, daß sich dieses Kirchenwesen, Hochkirche wie Puritanertum, in den Dienst der Reichen und Mächtigen gestellt hat. Die Ausdrücke the Poor und the Wretch wurden von den Zeiten der Elisabeth an die stehende Bezeichnung für die Gesamtheit der arbeitenden Klassen, und das Volk wurde in jene zwei Welten zerrissen, die, wie Disraeli sagt, einander nicht mehr verstehn. Der Arme, mochte er zur Klasse der labouring poor oder der idle poor gehören, ward nicht mehr als menschliches Wesen angesehn und behandelt. Jene äußern Schranken gelten dem Manne der Gesellschaft nur Personen seines Standes gegenüber: derselbe Mann, der im Salon den zartfühlenden Ritter spielt, fordert draußen die Opfer des Minotaurus ein. Der edle Puritanercharakter ist auf wenige ausgezeichnete Männer beschränkt geblieben. Das Massenpuritanertum ist die Religion beschränkter Köpfe, deren Gemütsleben durch eine unfreundliche Außenwelt und fanatische Predigten verwüstet worden ist, sodaß sie, da sie selbst kein Glück mehr kennen, es auch andern nicht gönnen und nur noch in der Zerstörung von Glück und im Gelderwerb eine gewisse Befriedigung finden; es ist eine menschenfeindliche Religion. Nicht ganz ist es den Puritanern gelungen, die Lebenslust Altenglands zu ersticken. Es war ein Glück für Cromwell, schrieb die Saturday Review zu Weihnachten 1891, daß das Weihnachtsfest im Jahre 1653 auf einen Sonntag oder in der Nonkonformistensprache auf den Sabbath fiel. Denn die „Heiligen" wollten auch das Weihnachtsfest als einen Heidengreuel abschaffen, nicht bloß die alten lieben Volksbräuche, sondern auch den Gottesdienst. So aber mußten zum Troste der noch zahlreich vorhandnen wirklichen Christen die Kirchen an diesem Tage geöffnet bleiben. Sonst würde es in London, wo Cromwell mit eisiger Kälte und teilweise mit Spott und Zeichen der Verachtung empfangen wurde, zum offnen Aufruhr gekommen sein, was um so schlimmer gewesen wäre, als seine „Heiligen," die überhaupt keine vernünftige Staatsordnung vertrugen, wegen seiner zu großen Toleranz gegen ihn zu zetern anfingen. Sieben Jahre später begrüßte das Volk den zurückkehrenden Stuart und die Wiederherstellung eines bescheidnen Maßes von bürgerlicher und Religionsfreiheit mit Jubel. Nebenbei bemerkt: die Bureaukratie mancher Festlandsstaaten zeigt gegenwärtig einen stark puritanischen Zug. Die Herren haben aus der Geschichte nichts gelernt, kennen sie vielleicht auch nur mangelhaft. Sie übersehn außerdem die psychologische Thatsache, daß ein rauhes Klima und drückende Armut, jedes für sich schon, um wie viel mehr also beide vereinigt, traurig stimmen, und daß beständige Traurigkeit die weniger edeln Seelen, die ja stets die Mehrzahl bilden, bösartig macht. Ein armes Volk im Norden braucht geräuschvolle Volksfeste,

Digitized by Google

allwöchentlich Gesang und Musik, Spiel und Tanz und einen belebenden Trunk so notwendig wie das liebe Brot, wenn es geistig gesund bleiben soll. Wollen sich die Behörden um diese Privatangelegenheiten der Staatsbürger kümmern, was durchaus nicht nötig ist, so würde wahre Staatsweisheit fordern, daß es nach dieser Richtung hin geschähe, nicht nach der entgegengesetzten. Eine stillschweigende Verschwörung der Parteien hat bisher zu verhindern verstanden, daß die so wichtige Kenntnis des wirklichen modernen Englands im deutschen Volke verbreitet werde. Die Konservativen schonen es aus Hochachtung vor seiner Aristokratie, ferner weil es ein protestantisches Land ist und um unliebsamen Vergleichungen vorzubeugen. Die Liberalen sind noch eifriger bemüht, uns die Scheuklappen der Unwissenheit vorzubinden, denn ihr System steht und fällt mit der Antwort auf die Frage, ob die Engländer ein glückliches oder ein unglückliches Volk seien. Von den Katholiken endlich sind die angesehensten zu sehr in das Interesse der herrschenden Stände verwickelt, die übrigen zu unwissend, und den einzigen von ihren Leuten, der dem deutschen Publikum über englische Verhältnisse reinen Wein eingeschenkt hat, Döllinger, dürfen sie nicht mehr lesen, weil er ein Ketzer ist.

Man braucht aber diese Dinge sowie die sogenannte Justiz bei den Deutschen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nur kennen zu lernen, um sofort einzusehen, wie unentbehrlich ihre Kenntnis ist, und daß die Unkenntnis die leitenden Geister der Nationen der Gefahr höchst verderblicher Irrtümer aussetzt. Denn diese Geschichten beweisen, daß die christliche Kirche in keiner ihrer vier Hauptformen, und zwar weder für sich allein noch im Bunde mit dem Staate, das Menschengeschlecht vor dem Sturz in eine Verderbnis zu bewahren vermag, die alle heidnische Verderbnis überbietet, ja daß die Kirche solche Verderbnis jedesmal selbst erzeugt, wenn sie einen gewissen genau anzugebenden Irrweg betritt. Dieser Irrweg besteht darin, daß an Stelle des in Liebe wirksamen Glaubens, der sie beleben soll, der tote Buchstabenglaube gesetzt wird, daß man diesen Glauben allen Widerstrebenden fanatisch aufzuzwingen sucht, daß man die Natur für das Böse erklärt und den ästhetischen Sinn unterdrückt. Was Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts geschrieben hat, bleibt ewig wahr. Für uns kommen in diesem Zusammenhange besonders zwei Wirkungen in Betracht. Der ästhetisch gebildete Mensch vermag erstens den Geschlechtstrieb nicht an jedem beliebigen Stück Fleisch zu befriedigen, sondern er fordert Bedingungen, die sich weit seltner einfinden als das physische Bedürfnis, und zweitens fühlt er kein Bedürfnis, im Gegenteil das stärkste Widerstreben gegen jede Verletzung und Entstellung des Menschenleibes, den er als die Verkörperung seines höchsten Ideals mit zarter Scheu verehrt. Die Ästhetik kann verweichlichen, aber sie erzeugt keine Ungeheuer.

K. A. Menzel, der königlich preußische Schulrat und aufrichtig fromme,

Digitized by Google

streng konservative Mann, hat die Philosophie des vorigen Jahrhunderts gepriesen, weil sie die orthodoxen Christen aus blutdürstigen Bestien wieder in Menschen zurückverwandelt, und die französische Revolution gesegnet, weil sie durch die Guillotine den entsetzlichen Verbrechen gegen das göttliche Ebenbild ein Ende gemacht habe. Das letzte der Scheusale, beiläufig bemerkt, die die Folter- und Hinrichtungskünste gepflegt haben, ist der Jesuitentöter Pombal in Portugal gewesen. Was auch die Jakobinerbanden verbrochen haben mögen, sie haben das Menschenquälen nicht als Kunst betrieben. Und, wohl gemerkt, nicht aus der Zügellosigkeit eines von den Fesseln der Staatsordnung befreiten Volkes sind das Jakobinertum und die Schreckensherrschaft hervorgegangen, sondern sie waren auch wieder nur das Produkt eines Fanatismus: des Fanatismus theoretischer Volksbeglücker, die meistens Advokaten, also studirte Juristen waren, und denen sich ausgehungerte Proletarier zur Verfügung stellten; diese Proletarier aber waren wiederum das Produkt der alten Regierung, die das Volk durch Steuerdruck arm gemacht hatte.

Phantasievolle Freunde der bestehenden Ordnung haben uns die Greuel ausgemalt, denen unser Volk dereinst unter der Herrschaft des Kommunistenstaates verfallen würde. Nun, diese Greuel sind alle, und zwar weit schlimmer, schon dagewesen, unter höchst gottesfürchtigen, strammen Regierungen dagewesen, und sie kommen heute noch vor im frommen London wie im orthodoxen Rußland, das wir als fünften Schandfleck der Christenheit hätten nennen können. Wer es aber gar für möglich hält, daß diese Greuel schon in naher Zukunft über uns hereinbrechen könnten, der stellt unserm angeblichen Erzieher, dem gegenwärtigen Staate, ein um so vernichtenderes Zeugnis aus, als dieser mit einer Macht über seine Angehörigen ausgerüstet ist, wie vor ihm kein andrer, so daß er jeden, der sich seinen Anordnungen widersetzt, wie einen wehrlosen Wurm zu zermalmen vermag. Aber selbst wenn trotz solcher Übermacht des Staates eine Revolution über uns hereinbrechen sollte, so würde das zwar ein großes Unglück sein, jedoch nicht zur Auflösung aller menschlichen Bande führen. Was wir heute Staat nennen, war im Mittelalter so gut wie nicht vorhanden, aber die Menschen haben trotzdem nicht wie das liebe Vieh gelebt und nur in den von der Kirche eingerichteten Folterkammern wie Teufel gewütet. Die Franzosen haben sich im laufenden Jahrhundert mehr als einmal ohne alle oder mit einer sehr mangelhaften Regierung behelfen müssen, aber die Familien und Gemeinden sind nicht aus Rand und Band gegangen; auch 1870 war es, wie 1789, wieder nur der hauptstädtische Pöbel, der, noch dazu durch außerordentliche Ereignisse zum Wahnsinn erhitzt, blutige Orgien feierte. Auch bei den Naturvölkern bilden die Kannibalen die Ausnahme. Vor den Unruhen in Deutsch-Ostafrika konnte, wie Kenner versichern, der Europäer bloß mit einem Regenschirm bewaffnet ungefährdet von der Küste bis an die Seen spazieren, und nicht wenige abenteuerlustige englische

Digitized by Google

Frauen haben ganz allein Asien und Afrika kreuz und quer durchstreift, ohne daß ihnen etwas schlimmes begegnet wäre. Erst kürzlich ist eine Mrs. Sheldon unversehrt von den kriegerischen Massais zurückgekommen, die sie gern als ihre Königin bei sich behalten hätten, namentlich, weil sie von einem weißseidnen Kleide der Dame bezaubert waren. Anständige Frauen, die ein Martyrium der Schamhaftigkeit bestehen wollen, müssen sich schon nach Berlin oder Breslau bemühen, wo es ihnen begegnen kann, daß sie von Studenten, unsern zukünftigen Richtern und Gesetzgebern, als Dirnen angesprochen oder mit Schirmen und Stöcken ins Gesicht geschlagen werden.

Eine feste Staatsordnung ist freilich um so nötiger, je enger an einander gedrängt die Menschen leben; aber sie stellt sich mit dem Bedürfnis überall von selbst ein, und nur das Erbsünddogma konnte die ganz ungeschichtliche Vorstellung erzeugen, die Abschaffung einer bestehenden alten Ordnung müsse notwendigerweise die Menschen in lauter Unholde verwandeln. Die Vorstellung vom radikalen Bösen ist ebenso falsch wie die entgegengesetzte, daß die Menschen von Natur sittlich gut seien. Die natürlichen Begierden sind an sich sittlich indifferent, gut aber nicht im ethischen, sondern in dem Sinne, wie der Optimist die ganze Schöpfung gut nennt, indem sie einen unentbehrlichen Bestandteil des Menschenwesens bilden. Sittliche Bedeutung empfangen sie nach und nach in der Gesellschaft, indem die Vernunft ihre Befriedigung ordnet. Diese Ordnung gestattet ihnen einen gewissen Spielraum; überschreiten sie dessen Grenze, so werden sie unsittlich. Einen zweiten weitern Kreis zieht die bürgerliche Ordnung, und überschreiten sie auch diesen, so richten sie Verderben an. Wo einer geordneten mäßigen Befriedigung der Bedürfnisse keine gar zu großen Hindernisse im Wege stehen, da pflegt sich die Mehrzahl innerhalb des ersten engern Kreises zu halten, und die Überschreitung des zweiten, weitern kommt nur ausnahmsweise vor. Erfahrungsgemäß aber tritt die Überschreitung in großem Maßstabe und massenhaft stets in folgenden drei Fällen ein: unter der Einwirkung des Fanatismus, bei großer Machtfülle (Cäsarenwahnsinn und Übermut des Reichtums), und wenn durch materielle Not oder durch Staatszwang der Masse ein Maß von Selbstüberwindung zugemutet wird, das die Durchschnittskraft übersteigt. Wenn sich in dem zuletzt genannten Falle die Natur gegen die künstlichen Schranken empört, so ist das nicht ein Unglück, sondern ein Glück für ein Volk. Ein Volk frommer Lämmer würde zwar ein Schauspiel für die Engel des Himmels sein, aber nicht lange, da es bald von den Wölfen gefressen werden würde, denn die Schafsnatur der einen weckt in den kräftigern Nachbarn einen Wolfshunger. Lerne leiden, ohne zu klagen ist! ein sehr schöner Wahlspruch für den einzelnen Christen, aber er taugt nichts für einen ganzen Stand oder gar für ein Volk; denen frommt der andre mehr: Artige Kinder kriegen nichts. So wäre es ja auch gewiß ein rührender Anblick, wenn sich die gesamte Jugend der gebildeten

Digitized by Google

Stände aus lauterm Pflichtgefühl krumm, lahm, blind und schwindsüchtig büffelte, was unter der Alleinherrschaft des pflichtmäßigen Gehorsams ganz gewiß geschehen würde, denn die Herren Lehrer würden in der schweigenden Geduld, mit der die auferlegten Lasten getragen würden, immer nur die Aufforderung zu weiterer Belastung sehen. Aber heilsamer ist es denn doch wohl für die Jugend wie fürs Vaterland, wenn sich das Fleisch wider den Geist ein wenig empört und dem Lehreifer durch jenen passiven Widerstand, den man Faulheit nennt, gewisse Schranken zieht.

Die Tugenden wie die Laster des edlern Heidentums sind menschlich geartet, das Christentum hat den Himmelsglanz seiner göttlichen Tugenden durch das unheimliche Feuer höllischer Bosheit verdüstert. Wenn den von der Schönheit berauschten und zärtlich gestimmten Hellenen, mit Sokrates zu reden, die Pferde durchgingen, so lag die Absicht fern, dem Gegenstande der Begierden Schaden zuzufügen oder wehe zu thun; der heuchlerische Christ zügelt die Begierden zum Schein und verbindet mit ihrer heimlichen Befriedigung die teuflische Lust, zu peinigen und zu zerstören. Möge uns auch fernerhin das Gut des Christentums gewahrt bleiben! Aber die Himmelsblüten übernatürlicher Tugenden aus Seelen, in denen ihr Keim nicht liegt, zwangsweise hervortreiben wollen, ist wahnsinniger Frevel; er kann zu Scheußlichkeiten führen, wie den oben geschilderten, oder zu solchen, wie sie den mittelalterlichen Ketzern nachgesagt werden, und sich unter dem Namen Satanismus in kleinen geheimen Gesellschaften bei den Franzosen bis auf den heutigen Tag erhalten haben sollen. Dem Menschen von gewöhnlicher Begabung genügt eine mit rein natürlichen Erwägungen begründete und nur mäßige Anforderungen stellende Moral; sie genügt ihm nicht allein, sondern sie ist ihm auch zuträglicher. Das schließt selbstverständlich die Verwendung der christlichen Motive nicht aus, die aber an Wirksamkeit nicht gewinnen würden, wenn man die Religion in Kirche und Schule lediglich als Morallehre behandeln und die kirchlichen Einrichtungen vorzüglich zur Sittenzucht verwenden wollte. Die Aufgabe der Religion ist es, das Gemüt mit heiligen Bildern zu erfüllen, in eine höhere, reine Region zu erheben und mit Hoffnung zu trösten; sie soll den ganzen Menschen, sein Empfinden, Wollen, Denken und Vorstellen veredeln. Auf die Sittlichkeit wirkt sie um so stärker und sicherer, je weniger eine unmittelbar darauf gerichtete Absicht zu erkennen ist; nichts stößt mehr ab, als Moralpredigten und das ewige: Du sollst oder du sollst nicht! Der Mensch braucht nur einen angemeßnen Wirkungskreis und Befriedigung seiner Notdurft zu finden, so thut er das Gute und unterläßt das Schlechte von selbst. Die sittlichen Grundbegriffe soll sich allerdings jeder, jedoch ohne Grübelei, aneignen; aber daß sich jeder über den Unterschied der natürlichen, der philosophischen und der christlichen Antriebe klar werde, ist nicht nötig. Wählt der Gebildete mit Bewußtsein die natürliche Nützlichkeits-

Digitized by Google

moral oder irgend eine philosophische, so muß ihm das freistehn; ein aufrichtiger Epikureer ist nicht allein für die Gesellschaft nützlicher sondern auch wirklich sittlicher als ein heuchlerischer Christ. Die schöne Moral unsers gebildeten deutschen Bürgerstandes, die in der Zeit von den Befreiungskriegen bis in die letzten Jahrzehnte geherrscht hat, beruhte auf einer glücklichen Mischung christlicher und humanistischer Anschauungen und Motive. Seit einiger Zeit droht sie nach drei oder vier verschiednen Richtungen auseinanderzugehn. Auf der einen Seite sehen wir ein raffinirtes Genußleben mit ein bißchen angefaulter Ästhetik verbrämt, auf einer andern die grobe, blinde, tolle Geldgier, sodann eine Rohheit und Rücksichtslosigkeit, die sich unter dem Namen der Schneidigkeit brüstet, auf der vierten Seite endlich Pietisterei und Puritanertum. Das ist doch wohl eher Zersetzung als heilsame Differenzirung zu nennen. Auf diesem Gebiete muß eine neue Einigung angestrebt werden, die jedoch weder vom Staate noch von der Kirche zu erwarten ist. Wie im vorigen Jahrhundert, muß wieder auf litterarischem Wege eine Republick der Gebildeten gegründet werden, die über den Konfessionen und politischen Parteien steht, und die auch die Moral wieder auf die einzig sichere, weil natürliche Grundlage der sittlichen Ideen stellt. Dadurch muß im Volke ein zuverlässiger sittlicher Takt erzogen werden, der natürlich niemals hinreicht, für jede Einzelfrage auf kasuistischem Wege eine übereinstimmende und für alle bindende Entscheidung herbeizuführen, was auch gar nicht nötig ist, der es aber merkt und entschlossen Widerstand leistet, wenn dem Volke entweder erlaubter Genuß verkümmert, oder unerlaubter als erlaubt hingestellt, oder ungerechte Gewaltthat als Mittel zu einem vermeintlich guten Zweck empfohlen wird. Wunderbar ist die Heldenkraft, die der christliche Glaube in außerordentlichen Fällen verleiht, aber so allgemein brauchbar und wohlthätig ist keine Charaktereigenschaft, als die aus Hellas stammende Gewohnheit, Maß zu halten in allen Dingen.

(Schluß folgt)

Das heilige Lachen

Nach langer, sorgsamer und liebevoller Vorbereitung brachte das königliche Schauspielhaus zu Berlin am 16. Februar Wildenbruchs Märchenschwank in sechs Bildern: Das heilige Lachen zum erstenmale zur Aufführung. Wildenbruch hat aus leicht begreiflichen Gründen gerade in Berlin seine wärmsten Anhänger, und man sah diesem Werke, von dem man jedenfalls etwas ganz Besondres

Digitized by Google

erwarten konnte, wohl mit andrer, aber kaum mit geringerer Spannung entgegen, als seinerzeit dem „Neuen Herrn." Die Mehrzahl der Zuschauer war gewiß mit dem besten Willen erschienen, dem Dichter Beifall zu spenden, und wenn es nicht recht dazu kam, so liegt die Schuld — an Wildenbruch selbst. Unleugbar zeigt auch dieses auf jeden Fall merkwürdige Stück großes Talent; in manchen Teilen entfaltet sich eine reiche und kühne Phantasie. Dem, was der Dichter damit wollte, der Bekämpfung des seichten Pessimismus und Naturalismus, bringen wir die aufrichtigste Sympathie entgegen. Aber so gern wir auch möchten, wir können nicht anerkennen, daß ihm dieser Versuch auf dem phantastisch-humoristisch-satirischen Gebiete gelungen wäre. Zwar die Behauptung, die wir in einem Berliner Blatte fanden, das Stück könnte, wenn man es ohne Unterstützung durch Musik, Tanz und eine prunkvolle Ausstattung zwischen kahlen Wänden aufführen ließe, auch den eingefleischtesten Optimisten zum Pessimisten machen, ist eine Übertreibung jener Rezensentenbosheit, gegen die der Dichter manchen scharfen Ausfall richtet; aber leugnen läßt sich nicht, daß der ohnehin stark bestrittene Erfolg zum größern Teile wirklich auf jene in umfassendster und sehr reizvoller Weise zur Mitwirkung herangezogenen Künste zurückzuführen ist, und das kann doch der Dichter unmöglich beabsichtigt haben.

Doch wir wollen zunächst versuchen, den Gang der absichtlich von allen Bedingungen der Wirklichkeit absehenden Handlung vorzuführen, indem wir dabei die Nebenzüge, die freilich oft das reizvollste sind, möglichst übergehen. Sollte dem Leser manches unklar bleiben, so bitten wir nicht zu vergessen, daß die Ursache vielleicht im Stücke liegen könnte.

Im ersten Bilde, das wirklich sehr geeignet ist, die Zuschauer in die von dem Dichter gewünschte naive Märchenstimmung zu versetzen und das überhaupt in jeder Hinsicht erfreulich wirkte, läßt sich der große Prinzipal der großen Apotheke nach einer im echten Märchenton gehaltenen Unterredung mit den Sternen, die ihm versichern können, daß sie ihre Pflicht, den Menschen zu leuchten, gut erfüllt haben, von der Wahrheit, der Buchführerin in der Stadt Terra, berichten, daß dort alles gut stehe und daß ihr Bürgermeister Animus sich mit der Schönheit vermählt habe. Um den jungen Eheleuten einen Herzenswunsch zu erfüllen, den ihm die Wahrheit ins Ohr flüstert, sendet er ihnen durch Adebar ein reizendes Knäblein, den Lachegott zu. Die Aufgabe, die dieser erfüllen soll, bezeichnet er ihm, nachdem er ihm die Augen geöffnet hat, damit er die heilige Schönheit der Welt schauen könne, mit den Worten:

Wenn drunten am Grunde
Beschränkter Gedanken,
Des Ew'gen vergessen,
Verzagt und vermessen,

Digitized by Google

Die Menschen erkranken,
Dann bring ihnen Kunde
Vom ewigen Lichte;
Mit lachendem Munde
Bekämpfe, vernichte
Die finstere Trauer, die knechtend sie hält.
Die Kranken, die Schwachen
Du laß sie erwachen
Zum Mute der Freude;
Bring Licht ihnen wieder —
So steige hernieder,
So geh zu den Menschen, du heiliges Lachen,
Du freudige Stimme der freudigen Welt.

Dann übergiebt er den Schlüssel zur großen Apotheke, die er durch seine Diener, die Heinzelmännchen, mit allen Mitteln, mit Glaube, Liebe, Hoffnung u. s. w. reichlich versehen weiß, dem Provisor Optimus, um sich nach andern Welten zu wenden. Diese Welt glaubt er dem ihr gegebnen Gesetz überlassen zu dürfen; aber Optimus soll die Sorge um seine Menschen nicht vergessen.

Das zweite Bild führt in die Höhle des Pessimus, des Gehilfen in der großen Apotheke. Für ihn braut die Lüge mit Beihilfe von Häßlichkeit und Neid gerade einen höllischen Trank. Da bringt der Haß die Kunde von dem Weggange des großen Prinzipals, und daraufhin giebt die Lüge dem Pessimus, nachdem er sich verpflichtet hat, ihre Tochter, die Häßlichkeit, zu heiraten, den Rat, den vertrauensseligen Optimus in die Höhle zu locken, ihm durch den eben fertig gewordnen Trank „Pessimismus“ all seine Kraft zu nehmen, so den Schlüssel der großen Apotheke in seine Gewalt zu bringen und die dort vorhandnen Flaschen durch Zusatz jenes Tranks zu fälschen. Der Plan gelingt bei der kindlichen Arglosigkeit und Gutmütigkeit des Herrn Optimus nur zu leicht.

Im dritten Bilde erscheint Herr Pessimus unter dem skandinavisch-russischen Namen Ole Pessimoff, der, wie ihm die Lüge versichert hat, von vornherein einen günstigen Eindruck auf die Menschen machen wird, zum Kindtaufsschmaus bei dem Bürgermeisterpaar in Terra und überbringt, angeblich im Auftrage des großen Prinzipals, den Wein, eben jene gefälschten Flaschen. Mit ihm kommen die Lüge unter dem Namen Wahrheit, die Häßlichkeit als Echtheit, der Haß als „Unentwegtheit,“ der Neid als kritisches Bewußtsein. Sie finden bei den Gästen, von denen übrigens keiner über die Spießbürgerlichkeit hervorragt, zunächst kühle Aufnahme. Sobald aber diese von dem verfälschten Trank genossen haben, lassen sie sich durch Pessimus leicht überzeugen, daß ihr ganzes bisheriges Glücksgefühl nur ein Wahn gewesen, daß die Schönheit eine Betrügerin, die Ehe eine Lüge sei und dergleichen mehr. Die Warnungen der Wahrheit bleiben wirkungslos, Animus

Digitized by Google

verstößt seine Gattin; Herr Pessimoff wird Bürgermeister in Terra, Animus begnügt sich mit der Stellung eines Standesbeamten.

Im vierten Bilde nimmt die Schönheit in nächtlicher Stunde Abschied von der Stadt Terra; Pessimus, der im Widerspruch mit seinen Prinzipien von Liebe zu ihr ergriffen ist, will ihr nahen, aber die Nacht schützt sie. Nach einem Szenenwechsel sehen wir die Schönheit vor dem Lager ihres schlafenden Gemahls: sie scheidet mit tiefem Schmerze, läßt ihm aber als Erinnerungspfand ihren Schleier zurück.

Das fünfte Bild bringt die Wendung. Wir finden die Schönheit in einer düstern Höhle, aber bei ihr ist Lachegott, der wunderbar schnell herangewachsen ist. Er weiß die düstern Gedanken seiner Mutter durch seinen fröhlichen Humor zu verscheuchen; er kennt aber auch die Gedanken des Pessimus, sein Liebesverlangen nach der Schönheit und beschließt, ihn dadurch zu verderben. Als Pessimus in die Höhle „herabgerutscht" ist, in der Meinung, die Schönheit allein zu finden, während doch Lachegott immer an ihrer Statt gesprochen hat, da bethört ihn dieser völlig, indem er begünstigt durch die Düsterkeit der Höhle, immer unter dem Mantel der Mutter versteckt, deren Rolle weiter spielt; er bringt ihn zu dem Glauben, daß die Schönheit ihm günstig sei — eigentliche Liebe wäre gegen die Prinzipien —, und giebt ihm schließlich den Plan ein, der nahe bevorstehenden Heirat mit der Häßlichkeit dadurch zu entgehn, daß er sie den Bürgern von Terra als in Widerspruch mit seinen Prinzipien stehend schildre; höchstens eine zeitweilige Vereinigung von Mann und Weib auf Kündigung sei zu gestatten. Pessimus ist entzückt von diesem Gedanken der Schönheit, die er bisher für dumm gehalten hat, er scheidet von ihr mit dem Versprechen, sie seinerzeit doch unter einem andern Namen wieder auf Terra einzuschmuggeln.

Im sechsten Bilde: „Ehescheidungsfest" sehen wir zunächst den jetzigen Standesbeamten Animus. Er fühlt sich sehr unglücklich. So oft er den zurückgelaßnen Schleier der Schönheit in die Hand bekommt, steigt eine dunkle Erinnerung vergangnen Glücks in ihm auf. Er soll eigentlich die Eheschließung zwischen Pessimus und der Häßlichkeit vollziehen; doch Pessimus verfährt, wie ihm Lachegott eingegeben hat, die als Zeugen erschienenen Bürger und Bürgerinnen jubeln ihm zu, und um die Wut der Lüge und der Häßlichkeit kümmert sich Pessimus nicht. Nur Animus, in dem die Erinnerung an die Vergangenheit immer lebhafter wird, ruft aus: Aber das ist ja alles Wahnsinn! Da bemerkt Pessimus in den Händen des Animus den Schleier der Schönheit; dieser Anblick raubt ihm die Besonnenheit, er verrät seine Liebe zu ihr und verwickelt sich in Widersprüche. Nun regt sich Opposition und Gelächter, vor allem veranlaßt durch das Eingreifen des Provisors Optimus. Dieser ist schon im fünften Bilde in tiefer Schwermut bei der Schönheit und dem Lachegott erschienen; hat er doch seine Pflichten verletzt,

Digitized by Google

und den Schlüssel zur großen Apotheke verloren. Lachegott hat ihn geheilt und mit neuer Lebensfreudigkeit erfüllt. Jetzt enthüllt er alles, was Pessimus gethan hat, natürlich auch seinen Besuch bei der Schönheit, und die Bürger, völlig umgestimmt, beschließen, daß Pessimus „baumeln" soll. Da verwandelt sich die Szene in eine herrliche Frühlingslandschaft, die Schönheit kehrt jubelnd begrüßt zurück, der wiedergefundne Schlüssel zur großen Apotheke geht an die Wahrheit über, und Optimus wird ihr Provisor, denn, wie Lachegott sagt, die Mittel des Optimus waren doch etwas gar zu süß; er hätte etwas Rhabarber zusetzen müssen. Diesen zu brauen soll künftig die Aufgabe des Pessimus sein, dem das Leben geschenkt und der nun in einer ungeheuren Flasche eingesperrt wird. Auf der obersten Terrasse erscheint endlich der große Prinzipal, von allen mit ehrfurchtsvollem Jubel begrüßt.

Man sieht, das Stück ist ein kecker Angriff auf den Pessimismus in der modernen Kunst und auf die ganze durch ihn vertretene Lebensanschauung, eine Verteidigung des durch Wahrheitssinn geläuterten Optimismus, der die Schönheit für kein Wahngebilde hält und das Recht der Lebensfreudigkeit entschieden verteidigt. Es bietet nach dieser Richtung einige sehr hübsche Züge, vor allem die Art, wie Herr Pessimoff seinen Prinzipien untreu wird und doch die Schönheit wieder einzuschmuggeln beschließt. Die Sprache — das Stück ist zum großen Teile in Versen geschrieben — ist oft sehr schön, und die Kühnheit der Erfindung sehr anzuerkennen. Aber zunächst krankt das Werk an den Nachteilen, die jede Allegorie für die dramatische Wirkung mit sich bringt. Die meisten Personen — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen will — vertragen gar keine Charakterisirung im gewöhnlichen Sinne. Dann ist doch eine gewisse Zwiespältigkeit nicht hinwegzuleugnen zwischen dem harmlosen Märchencharakter einiger Teile, der, wie erwähnt, besonders im ersten Bilde ausgezeichnet getroffen ist, und dem scharf satirischen Grundzug andrer, und die Satire selbst bleibt zu sehr an Einzelheiten haften, sie geht zu wenig in die Tiefe.

Aber auch den einzelnen Gestalten fehlt zum Teil die rechte Einheitlichkeit der Durchführung. Dies gilt besonders von Pessimus. Von dem großen Geschick und der besondern Klugheit, die ihm zugeschrieben werden, merken wir an manchen Stellen herzlich wenig; die besten seiner Pläne werden ihm von der Lüge eingegeben, und die Art, wie er sich von Lachegott düpiren läßt, ist doch trotz der versuchten Begründung recht bedenklich. Pessimus soll wohl eine Art Mephistorolle spielen, aber wie unendlich steht er hinter diesem Vorbilde, an das man doch immer denken muß, zurück! Freilich hat er an Optimus einen sehr ungefährlichen Gegner, und auch die Bürger der Stadt Terra machen, schon ehe sie den gefälschten Trank genossen haben, einen sehr unbedeutenden Eindruck, so daß wir uns nicht weiter wundern, wenn der besonders einfältige Stadtpoet Lamm unter dem Regiment des Pessimus sich verpflichtet fühlt, diesen Namen mit Schöps zu vertauschen.

Digitized by Google

Wildenbruch hat sich, dies kann ruhig ausgesprochen werden, diesmal an eine Aufgabe gewagt, der er trotz seines auch hier unverkennbaren Talentes nicht gewachsen war. Ihre Lösung kann aber wohl überhaupt nur einer Dichterkraft ersten Ranges gelingen, und auch dann bleibt es noch zweifelhaft, ob die dramatische Form die richtige sein würde.

Die Leistungen der Schauspieler verdienten in der Mehrzahl alle Anerkennung, die Darsteller waren mit dem besten Willen an ihre Aufgaben gegangen; aber bei dem ganzen Charakter des Stückes konnten sie unmöglich zu voller Wirkung kommen. Eine Ausnahme machte nur der Lachegott des Fräulein Conrad; diese eigentümliche Gestalt wurde durch sie in reizvoller Weise verkörpert. Auf Einzelheiten können wir hier um so weniger eingehn, da es uns im wesentlichen nur um eine Würdigung des Stückes zu thun ist.

Das „Heilige Lachen" wird ohne Zweifel noch eine Reihe von Aufführungen erleben; aber es wird wohl immer eine litterarische Kuriosität bleiben und wird auch ferner seinen etwaigen Erfolg mehr, als dem Dichter recht sein kann, der glänzenden Ausstattung — der gegenüber man unwillkürlich fragt, ob man mit dem darauf verwandten Gelde nicht lieber ernstere Kunstzwecke hätte fördern sollen — der reizvoll dem Charakter des Werkes sich anschmiegenden Musik und ähnlichen Nebendingen verdanken.

Wildenbruchs eigentliche Begabung liegt auf einem andern Felde, als auf dem der aristophanischen Satire, vor allem auf dem des volkstümlichen historischen Dramas. Was er da geschaffen hat, wirkt jedenfalls erfreulich, so mancherlei Bedenken sich auch vom strengen Kunststandpunkt vor allem gegen seine preußischen Stücke vorbringen lassen.

Im „Heiligen Lachen" sind — wir wiederholen es — die märchenhaften Partien am besten gelungen, und das wird den nicht überraschen, der aus der reizenden Erzählung „Kinderthränen" weiß, wie sich Wildenbruch in das Kindergemüt zu versetzen versteht. Seine eigentliche Absicht aber, einen Schlag gegen den modernen Pessimismus und Naturalismus zu führen, hat er leider ebenso wenig erreicht, wie verschiedne kurzlebige und innerlich ganz unbedeutende Stücke, die uns die Berliner Bühnen in letzter Zeit vorgeführt haben, und das bleibt um so bedauerlicher, als sein Angriff jedenfalls weit ernster zu nehmen ist, als die der Herren Blumenthal und Kubliner. Aus seinem Scheitern werden die „Modernen" natürlich weidlich Kapital zu schlagen suchen.

Digitized by Google

Aus däniſcher Zeit

10. Tanzſtunde

Morgen kommt Herr Weihkopf! erzählte uns Herr Denker, einer unſrer Großkaufleute, und wir nickten bekümmert. Jürgen und ich hatten die Nachricht ſchon gehört; unſre Gefühle waren aber nicht ſehr freudig.

Er bringt auch ſeine Frau mit, berichtete Herr Denker weiter, indem er zwei Pfund Reis, ein Pfund gebackne Pflaumen, drei Ellen Schirting und fünf Rollen Nähgarn ſorgſam zu einem Paket vereinigte. Wie die tanzen kann! Wiegt über zweihundert Pfund und ſpringt wie ein Gummiball! Ich hab ſie im Ballet in Sankt Pauli bei Hamburg geſehen; davon hab ich lange geträumt! Bei der könnt ihr noch was lernen! Nun — mehr wollt ihr alſo heute nicht haben? Sagt eurer Mama, daß ich friſche Anchovis hätte, und nächſtens kriege ich auch die Proben von den neuſten Frühjahrsſtoffen! Ganz was feines! Kommen direkt aus Hamburg! Und nun geht nur noch mal zu den Kaninchen!

Dieſer Einladung folgten wir gern. Herr Denkers Kaninchenſtall war uns weit verlockender als die Tanzſtunde, und bald ſaßen wir mit einigen Kohlblättern in der Hand vor einer Schar Kaninchen. Wir beneideten Denkers recht um dieſen Beſitz, denn er verurſachte ſehr angenehme Überraſchungen. Heute hatte ſich die zahlreiche Familie plötzlich und unerwartet um zehn bis zwölf Mitglieder vermehrt — ein Ereignis, das die Denkerſchen Kinder überall mit lärmender Freude erzählten; morgen wurde dem alten Kaninchenurgroßvater die Unruhe zu viel und er fraß ſo viele ſeiner Enkelkinder auf, wie er nur erwiſchen konnte. Denkers wußten alſo eigentlich nie ganz ſicher, wie viel Kaninchen ſie hatten, und dieſer ſchnelle Schickſalswechſel, dieſer plötzliche Übergang von lauter Freude zu noch lauterm Leid hatte für uns etwas ungemein anziehendes. Daß auch unſer Sehnen auf dem Beſitz eines Kaninchenpärchens gerichtet war, iſt wohl begreiflich; aber bis jetzt war dieſer Wunſch unbefriedigt geblieben, und wir mußten uns mit Denkers Stall begnügen. Vater Denker lud uns auch immer dringend ein; wußte er doch, daß wir ihm

Digitized by Google

Großvaters und der Eltern Kundschaft allmählich zuwandten. Bei ihm konnte man alles bekommen: die schwärzeste Schmierseife und die verlockendsten Früchte des Orients, die feinsten Nähnadeln und die schönsten seidnen Kleider und Blondenhauben. Auch der Lehrling Denkers war eine von uns viel besprochne Persönlichkeit. Erstens hatte er fast das ganze Jahr erfrorne Finger, ein Leiden, das wir nie hatten und doch sehr gern einmal probirt hätten, weil es Ferien für die Klavierstunden in Aussicht stellte, und dann durfte er von allen guten Sachen, die Denkers Laden so reichlich bot, so viel essen, wie er wollte. Daß er diese Erlaubnis sehr ausnützte, zeigte seine Gesichtsform, die stets etwas verzogen war, was daher kam, daß seine eine Backe immer mit irgend einer Näscherei angefüllt war. Damals war es unsre Zukunftsidee, einen Laden zu haben voller Pflaumen und Bonbons, mit einer Kaninchenzucht als Nebenbeschäftigung, und dieses Ideal wäre uns noch ungetrübter erschienen, hätten nicht Herr Weihkopf und Gemahlin in der Ferne gedroht.

Ich nehme keine Tanzstunden! bemerkte Jürgen, als wir uns endlich von den Kaninchen losgerissen hatten und nach Hause wanderten.

Ich auch nicht! versicherte ich und seufzte sorgenvoll. Wir hatten im Wochenblatte gelesen, daß Herr Weihkopf kinderreichen Eltern ungeahnte Vorteile biete. Vier Kinder kosteten fast nicht mehr als zwei, und es beschlich uns die trübe Ahnung, daß unsre Eltern nicht ungern die Gelegenheit ergreifen würden, uns für ein Billiges dem Tanzlehrer zu überlassen. Die ältern Brüder konnten schon tanzen und sahen mit Freuden der nahenden Auffrischung ihrer Kenntnisse entgegen; Jürgen und ich aber verstanden uns noch nicht geschickt zu bewegen. Es gab Tanten, die behaupteten, daß die Grazien nicht an unsrer Wiege gesessen hätten, und wir fühlten instinktiv, daß wir allerdings ein würdiges Arbeitsfeld für Weihkopf und Gattin abgeben würden.

Aber wir wollten trotzdem nicht tanzen lernen, Jürgen bekam sogar aus Furcht vor der Stunde moralische Anwandlungen. Er versicherte mir, daß er nicht daran denke, Mitglied des Ballets in Sankt Pauli bei Hamburg zu werden, und daß Papa dies auch gewiß nicht wolle, und ich pflichtete ihm eifrig bei. Nein, so leid es mir für das Balletkorps that: Tänzerin wollte ich auch nicht werden, und deshalb glaubte ich Herrn Weihkopf als Tanzlehrer nicht nötig zu haben.

Es kam aber doch anders. Der Kinder Wille steckte zu damaliger Zeit noch hinter dem Spiegel, wie die ältern Brüder uns oft genug erzählten. Unsre Eltern hatten noch keine modernen Ansichten über Kindererziehung; was sie wünschten, geschah ohne Widerrede, und wenn wir auch freudlos in die Tanzstunde wanderten, so mochten wir doch nicht bitten, daß dieser Kelch an uns vorüberginge. Nur die Brüder wußten, daß wir eigentlich nicht tanzen lernen wollten, und sie benutzten diese Wissenschaft zu allerhand Späßen.

Eigentlich fand ich die Stunden gar nicht so schlimm. Der dicke, schwarz-

Digitized by Google

haarige Herr Weihkopf hatte uns mit wahrhaft väterlicher Freundlichkeit empfangen, hatte jedem einzelnen Kinde auf den Kopf geklopft und gesagt, er freue sich unsre Bekanntschaft zu machen, wir sähen alle so wohlerzogen aus. Auf manche Kinder unsrer, für großstädtische Begriffe sehr gemischten Gesellschaft paßte zwar diese Bezeichnung durchaus nicht; sie verfehlte aber doch nicht ihren Eindruck, und selbst die unartigsten Jungen wollten nicht für schlecht erzogen gelten. Madame Weihkopf verfolgte dieselbe pädagogische Taktik. Sie war sehr dick, so dick, daß wir ihre unendliche Beweglichkeit kaum begreifen konnten, wenn sie uns mit hochgeschürzten Röcken ihre Entrechats vortanzte, aber sie war stets freundlich und hilfreich. Sie lachte selbst über die ungeschicktesten Kinderfüße nicht und schalt auch nicht, wenn alle ihre Mühe umsonst schien. Gutmütig sprang sie immer wieder im Saale herum, um jede Bewegung zu zeigen: hier band sie einem Mädchen die Haare fest, die bei der Bewegung losgegangen waren; dort knüpfte sie einem Jungen das Halstuch — kurz, sie hielt auf Ordnung nicht allein an den Füßen, sondern an der ganzen Erscheinung. Und ihre Art und Weise machte selbst die schweren fünf Positionen leichter und erhöhte den Mut, sich langsam und schwerfällig im Kreise zu drehen. Nein, so schlimm, wie ich gedacht hatte, war es doch nicht; sah ich auch mit einer gewissen Hoffnungslosigkeit auf Madames dicke und so überaus gelenkige Beine, so mühte ich mich doch im Schweiße meines Angesichts, eine halbwegs anständige Polka zu stande zu bringen.

Füßchen auswärts, tralala! sang Herr Weihkopf, während er sich mit seiner Violine im Kreise drehte und überallhin seine Blicke streifen ließ.

Paris ist nicht an einem Tage erbaut worden! tröstete Madame unterdessen Jürgen, der widerspenstig mit einem Mädchen tanzte, das er nicht leiden konnte.

Sie meinen wohl Rom? fragte mein Bruder, dessen trübseliges Gesicht sich ein wenig bei dem Gedanken aufheiterte, doch etwas besser zu wissen, als die Tanzmeisterin.

Sie lachte gutmütig. Rom oder Paris, sagte sie, das sei einerlei; es hätte gewiß mit beiden Städten gleich lange gedauert, bis sie groß und berühmt geworden wären. In Paris hätte sie tanzen gelernt, aber in Rom solle gar kein ordentliches Ballet sein. Dann sprang sie unermüdet weiter.

Wir mußten viel, erschrecklich viel lernen. Nicht allein uns langsam und schneller im Kreise zu drehen, sondern auch das Hereinkommen, das Fortgehen, ja selbst das Sitzen mußte gelernt werden. Wer nicht vorzog, mit eingedrückten Knieen, den rechten Fuß in der ersten Position, die Arme anmutig zusammengelegt, an der Wand zu stehen, der mußte kerzengerade auf einem Stuhle sitzen, die linke Hand aufs linke Knie und die rechte aufs Herz legen. Dazu sollten wir ungezwungen freundlich aussehen und uns mit einander unterhalten. Die Unterhaltung litt allerdings häufig an grabesstillen Pausen, und nur die

Digitized by Google

Söhne des Herrn Denker erzählten von ihren Kaninchen, oder davon, daß ihr Vater Herrn und Madame Weihkopf in ganz engen, fleischfarbnen Hosen in Sankt Pauli bei Hamburg habe tanzen sehen. Wir glaubten diese Geschichte nicht recht, nur auf Jürgen machte sie einigen Eindruck. Noch immer hatte er keine Lust zum Tanzen, und als er hörte, daß man im Ballet meistens in einem Kostüm tanze, das man in unsrer Stadt nicht auf der Straße zeigen könne, schwand seine Achtung vor dem Tanzlehrer immer mehr. Als dieser ihm einmal mit dem Violinbogen über die ungeberdigen Beine fuhr, verschwand unser Bruder stillschweigend aus dem Saale, um fürs erste nicht wiederzukommen. An sehr gute Behandlung bei allen Lehrern gewöhnt, konnte er es nicht begreifen, daß ihn ein Ballettänzer schlagen durfte, und er wußte unserm Vater seine Abneigung gegen alles Tanzen so begreiflich darzustellen, daß dieser ihm erlaubte, aus den Stunden wegzubleiben. Wir andern tanzten aber munter weiter: Walzer, Esmeraldas, Françaisen; immer lustiger wurde es, und als das Ehepaar Weihkopf lange genug mit uns gehüpft und gesungen hatte, durften wir unsre Künste der Öffentlichkeit zeigen. Die „verehrungswürdigen Eltern und sonstigen Angehörigen" wurden eingeladen, unsern „Abtanzball" mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen, und in jedem Hause begann sich einige Aufregung einzustellen. In der Stadt entstand große Nachfrage nach weißbaumwollnen Glacehandschuhen, wie wir diesen zum erstenmal geforderten Ballartikel nannten, die besten Stiefel wurden neu befohlt, und der Bedarf an Makassaröl und Eau de Lavande ging ins Großartige. Um vier Uhr nachmittags sollte das Fest beginnen; aber schon viele Stunden vorher verlangten wir in unsern Ballstaat gesteckt zu werden und wiesen Speis und Trank mit Entrüstung zurück. Auch Jürgen ging mit. Er fand es doch angemessen, sich zu den „verehrungswürdigen Angehörigen" zu rechnen und nahm mit Selbstgefühl diese Stellung ein, obgleich er behauptete, nicht tanzen zu wollen.

Als wir den Saal betraten, war er köstlich mit Tannenreisern und Papierblumen geschmückt, während an den Wänden die vornehmsten Leute aus Stadt und Land saßen. Alle Beamten waren mit ihren Familien erschienen, auch die Hofbesitzer, und unsre durch Pracht unverwöhnten Augen wurden fast geblendet von alle den schwarzseidnen Kleidern und den gelblichweißen Blondenhauben.

Herr und Madame Weihkopf standen in der Thür, jeden Gast aufs leutseligste begrüßend. Beide waren im Gesellschaftsanzug und sahen äußerst fein und würdig aus. Endlich stellte sich der Tanzlehrer feierlich in die Mitte des Saals, hob den Arm, und nun begann die Stadtmusik ihren Eingangsmarsch zu spielen. Es war derselbe, mit dem die Honoratioren begraben wurden, und er kam uns so angenehm bekannt vor, daß die Polonaise sehr schön ging. Auch die Zuschauer summten ihn leise mit, denn es geht nichts über eine wohlvertraute

Digitized by Google

Melodie, und nun schlugen die Wogen des Festes über uns zusammen. Noch nie hatten wir nach der Stadtmusik getanzt, noch nie war uns von dienstbaren Geistern Glühwein, Limonade und Butterbrot so freundlich angeboten worden, noch niemals waren wir uns so glücklich und vergnügt vorgekommen! Es waren herrliche Stunden, und daß Jürgen in einer Ecke ganz für sich allein tanzte, wunderte uns keinen Augenblick, obgleich er es heutiges Tags noch ableugnet. Schon drängte sich manches erwachsene Paar in unsre Reihen, schon fühlte man eine sonderbare Schwere in den Augen, die man vor besorgten Angehörigen mit Entschiedenheit ableugnete, da ertönte plötzlich eine schmetternde Fanfare. Alles hielt mit Tanzen ein und drängte sich auf die Seite, um alsbald atemlos die Augen so weit wie möglich aufzureißen.

In den Saal flatterte etwas Buntes, Leichtbeschwingtes: Madame Weihkopf in rosenrote Wolken gekleidet, holdselig nach allen Seiten grüßend, während ihr Gatte, von Atlas und Gold strahlend, ihr in kühnen Sätzen folgte.

Und nun kam etwas Unvergeßliches. Diese beiden, die aussahen, als wären sie unmittelbar aus einer bessern Welt auf unsre arme Erde geflogen, sie tanzten uns etwas vor! Tanzen war es eigentlich nicht zu nennen, dieses Neigen und Beugen, dieses Schweben und Zittern. Wir waren auf die Stühle geklettert, auf denen eigentlich die Honoratiorendamen sitzen sollten; ob wir uns auf irgend eine heilige Blondenhaube setzten, war uns ganz einerlei. Alle Müdigkeit war wie weggeblasen, und wir hatten nur noch so viel Besinnung, daß wir mit den Erwachsenen in die Hände klatschen und da capo rufen konnten, wenn sich Madame Weihkopf minutenlang auf einem Beine langsam herumgedreht hatte, das andre so weit von sich streckend, daß wir dachten, es gehöre ihr gar nicht mehr!

Das Fest war viel zu früh zu Ende, und als wir über das holprige Straßenpflaster nach Hause gingen, konnten wir uns gar nicht darein finden, daß wir wieder in unsrer dunkeln, kleinen Stadt und nicht im Himmel bei Herrn und Madame Weihkopf waren.

Das war also das Ballet — o! gab es in der Welt überhaupt etwas Schönres als das Ballet? Wenn ich groß war, das stand bei mir fest, wollte ich doch versuchen, ins Ballet von Sankt Pauli bei Hamburg zu kommen, und Jürgen meinte auch, daß wir beide das Tanzen wohl noch lernen würden, wenn wir uns nur ordentliche Mühe gäben. Aber er war meistens etwas wankelmütig in seinen Entschlüssen. Nach wenigen Wochen kam eine Frau mit einem dunkeln Vollbart in unsre Stadt, die sich für sechs Bankschillinge Eintrittsgeld sehen ließ, und von der uns der Junge an der Kasse die vertrauliche Mitteilung machte, dieses Wunder der Natur sei nicht seine Mama, sondern sein Papa. Da meinte Jürgen, es sei doch gewiß noch leichter, eine bärtige Frau zu werden als ein Ballettänzer.

Herr und Madame Weihkopf sind nicht wiedergekommen, und das war

Digitized by Google

eigentlich klug von ihnen, denn sie lebten in unsrer Erinnerung fort, von Tüll- und Gazeschleiern umgeben, wie die Engel auf alten Ölbildern. Mit Herrn Denker sprachen wir noch lange von ihnen, besonders wenn die Kaninchen genugsam erörtert waren; aber auch er wußte nichts neues von ihnen, nur das eine, daß sie wohl ihr Schäfchen ins Trockne gebracht und kaum mehr nötig hätten, Tanzstunde zu geben. Dabei seufzte er wehmütig, was wohl bedeuten sollte, daß sein Schäfchen noch nicht so weit sei. Aber er lud uns doch einmal ein, bei ihm Kaninchenbraten zu essen, eine Aufforderung, die wir zu unsrer großen Trauer ablehnen mußten.

Wiedergefunden habe ich aber Herrn und Madame Weißkopf doch, und zwar in der Zeitung. Kurz nach einander sind sie in vorgerücktem Alter gestorben und hoffentlich dorthin gelangt, woher sie nach unsrer Ansicht gekommen waren, nämlich in den Himmel. Vielleicht tanzen sie jetzt dort den kleinen Engeln etwas vor und solchen Leuten, die von der Erde nicht gar zu blasirt gekommen sind. Da droben giebt es gewiß noch altmodische lustige Kinder, die Spaß an solchen Sachen finden. Auf der Erde werden sie immer seltner.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Berliner Pöbelexzesse und der Notstand. Die sozialdemokratische Presse hat vom ersten bis zum letzten Augenblicke behauptet, zeilenjagende Reporter hätten die widerlichen Vorfälle stark übertrieben; die Exzedenten seien nicht beschäftigungslose Arbeiter, sondern Zuhälter gewesen, und die Hurrakanaille, die in Wolffs Telegrammen als „enthusiastisch begrüßendes Volks“ zu figuriren pflegt, habe die Straßenfüllung dazu geliefert. Der „Vorwärts“ schloß seinen ersten Bericht mit den Worten: Wenn das Lumpenproletariat in Ballonmützen oder in seidnen Hütten Lust zu Putschen empfindet, so mögen diese Leute das allein ausmachen; wenn der Arbeiter heutzutage auch keine materiellen Güter zu verlieren hat, so würden ihn die von gewisser Seite so heiß ersehnten Folgen in seinen wirtschaftlichen und politischen Bestrebungen um so härter treffen. Das Lumpenproletariat — von oben und von unten — hat nichts zu verlieren; den Arbeiter aber können Unvorsichtigkeiten um seine heiligsten Rechte bringen. Und in Nr. 49 veröffentlichte er eine Ansprache „An die Arbeiter Berlins,“ worin vor jeder Teilnahme an Tumulten aufs eindringlichste gewarnt wird.

Die Organe der bürgerlichen Parteien geben der sozialdemokratischen Verhetzung die Schuld, und zwar desto entschiedner, je weiter sie nach links stehen oder je mehr sie reine Geschäftsunternehmungen sind; das „Berliner Tageblatt,“ ferner das Organ der Jobber, Gründer und Kartelle, wie der Vorwärts die „Börsenzeitung“ nennt, und die „Freisinnige Zeitung“ thun sich besonders

Digitized by Google

hervor. Jedenfalls, sagt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung," dürfte es kein Zufall sein, wenn, jemehr der Standpunkt der nichtsozialdemokratischen Zeitungen nach links gravitirt, sie desto mehr und schlimmeres zu berichten wissen." Das Wahrscheinliche ist wohl, daß die im Friedrichshain versammelten beschäftigungslosen Bauhandwerker eine Demonstration versucht haben, und daß der Bummlerpöbel diese Gelegenheit zu Ausschreitungen benutzt hat. Wie verderbliche Folgen ein Putsch für die sozialdemokratischen Arbeiterklassen nach sich ziehen würde, liegt so auf der Hand, daß es thöricht wäre, an der Aufrichtigkeit der Warnungen zu zweifeln, die von der Parteileitung an die Arbeiter ergehen. Zugleich aber ist es klar, daß es von Tag zu Tage schwieriger werden muß, unter den von der Not bedrängten Massen, deren Köpfe mit Zukunftsträumen und Umsturzplänen angefüllt sind, die Disziplin aufrecht zu erhalten. Gelingt es den Führern noch ein paar Jahre, so ist das eine Leistung, derer sich keine kluge und energische Regierung zu schämen hätte.

Der Notstand mag nun die Ursache der Ausschreitungen gewesen sein oder bloß den Vorwand abgegeben haben, jedenfalls müssen sie unsre Blicke auf ihn lenken. Die Behörden leugnen ihn. Sehr natürlich! Denn gestünde sie ihn zu, so würden sie sich verpflichtet fühlen, auf Mittel dagegen zu sinnen, und da würde guter Rat teuer sein. Die bürgerliche Presse leugnet ihn nicht minder. Ebenfalls natürlich. Denn la libre concurrence, c'est le monopole, wie Proudhon sagt, im Zeitungswesen so gut wie überall. Die großen Zeitungen stehen im Dienste von Kapitalisten, und diese müssen den Notstand leugnen, um die Löhne drücken und die Notwendigkeit einer Umgestaltung der Produktion leugnen zu können. Und zwar haben die Linksliberalen bei weitem am meisten Ursache, die Umgestaltung zu fürchten, auf die alle Umstände hindrängen, und die durchaus nicht nach Bebelschen Wünschen und Plänen auszufallen braucht. Der geniale Techniker wird jederzeit als gut besoldeter und hochangesehener Leiter gewerblicher Unternehmungen eine hohe gesellschaftliche Stellung einnehmen. Der Großgrundbesitzer wird Grandseigneur — nicht bleiben, denn jetzt, als Spekulant in Zucker, Schnaps und Preßhefe ist er keiner mehr —, sondern wieder werden, wenn er wie sein Vorfahr über Scharen von Zinsbauern waltet, die auf seinen Herrschaften angesiedelt werden. Aber der Geldverleiher, der überflüssige Schmarotzer, wird verschwinden. Es bereitet den freisinnigen Blättern große Verlegenheit, daß sie, um ihren Anhang unter den kleinen Leuten beisammen zu erhalten, hie und da vom Notstande sprechen müssen. Sie helfen sich damit, daß sie ihn auf die Schutzzölle schieben, und dem Volke vorreden, es werde im Überfluß schwimmen, sobald nur erst die Zollschranken gefallen sein würden.

Also daß die bürgerlichen Zeitungen, gerade auch die linksliberalen, soweit der Kampf gegen die Agrarier nicht ins Spiel kommt, den Notstand in Abrede stellen, ist natürlich, aber für die Regierungen ist das ein Unglück. In ältern Zeiten, wo die Presse, dieses Werkzeug der Meinungsmache, das sich fälschlich Organ der öffentlichen Meinung nennt, noch nicht vorhanden war, wurden die Regierungen weit zuverlässiger und prompter bedient. Im Altertum, im Mittelalter, bis zur französischen Revolution und stellenweise noch in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, wurden sie von jedem Notstande sofort durch Straßenkrawalle in Kenntnis gesetzt, und der türkische Sultan pflegte bei seinem Morgenritt durch die Straßen von Konstantinopel den Grad der Volksnot von der Zahl der Bäcker abzulesen, die er mit an die Ladenthür angenagelten Ohren Spalier machen sah. Übrigens konnte man damals nur das erträglichere Übel, die Teuerung.

Digitized by Google

Das weit schrecklichere der Arbeitslosigkeit zu erfinden, blieb der Weisheit des neunzehnten Jahrhunderts vorbehalten.

Wir gehören nicht zu denen, die ein Interesse daran haben, es wegzuleugnen. Um sich von der Wirklichkeit dieses Übels zu überzeugen, braucht man weder in Hinterhäusern herumzukriechen, noch die Berliner Wärmstuben zu besuchen oder die Schulstuben, in denen an arme Schulkinder warmes Frühstück verteilt wird, noch von den Polizeibehörden zu erforschen, wieviel tausend katilinarische Existenzen sie gern hinter Schloß und Riegel setzen möchten, aber wegen Überfüllung der Gefängnisse nicht können. Man braucht nicht einmal die Berichte über die Verhandlungen der Arbeitslosen mit den Magistraten in den großen Städten Deutschlands, Österreichs und Italiens zu lesen, Berichte, die von der bürgerlichen Presse so sparsam und kurz wie möglich und zwischen andre Nachrichten versteckt gebracht werden. Man braucht bloß zu beachten, daß die Unternehmer aller Industriezweige über mangelnden Absatz und über Preisdruck klagen, und daß, wie F. Herrmann in seinen „Technischen Fragen und Problemen“ klar gemacht hat, das „Hinaus mit dem Menschen!“ die Losung des modernen Gewerbebetriebes ist, und man wird sich nur darüber wundern, daß nicht schon die Hälfte unsrer städtischen Bevölkerung brotlos ist.

Vielleicht wissen das die Behörden so gut wie wir, und erachten es nur für „inopportun,“ es einzugestehen. Aber dann läge ihnen doch die Pflicht ob, den Notstand, den sie öffentlich zu leugnen für politisch klug und notwendig halten, wenigstens unter der Hand zu bekämpfen. Leider vermissen wir jedoch jede thatkräftige Gegenwirkung auch an Stellen, wo sie am ehesten zu erwarten wäre. Auf eine solche wollen wir noch hinweisen. Als Verkehrsanstalt verdienen die preußischen Staatsbahnen ohne Zweifel das höchste Lob. Aber in sozialer Beziehung, als Unternehmerin, unterscheidet sich die preußische Bahnverwaltung in nichts von andern Unternehmern: sie läßt sich ebenfalls von rein kapitalistischen Grundsätzen leiten; höchstens daß sie sich durch die Beschaffung von Dienstwohnungen und durch die Fürsorge für die Ausbildung der Lehrlinge in ihren Werkstätten in die Reihen der edlern unter den Unternehmern stellt. Zwar gegen die Entlassung zahlreicher Arbeiter ist nichts einzuwenden. Wie der Eisenbahnminister am 8. Februar einer Deputation der Maschinenbauer gesagt hat, giebt es eben weniger zu thun als vorm Jahre, teils weil die außerordentlichen Arbeiten, die da zu bewältigen waren, vollendet sind, teils weil der Verkehr (ohne Zweifel doch infolge schlechter Geschäfte) nachgelassen hat, und das vermag offenbar keine Bahnverwaltung zu ändern. Aber im Betrieb ließen sich doch wohl mehr Menschen beschäftigen. Die Überbürdung des Betriebspersonals darf als anerkannte Thatsache bezeichnet werden. Über kleinere Unfälle, Zusammenstöße beim Rangiren u. dergl., wird nicht selten vor Gericht verhandelt, und die angeklagten Unterbeamten kommen gewöhnlich mit einer ganz gelinden Strafe weg, weil sie sich mit Überanstrengung oder verschiednen Mängeln des Betriebs, für die sie nicht können, zu entschuldigen vermögen. Schorers Familienblatt bezeichnete es vorm Jahre einmal als eins der unbegreiflichsten Wunder, daß niemals gegen die eigentlich Schuldigen, gegen die Betriebsdirektoren Anklage erhoben würde.

Im Kriege, auf See, bei großen Unfällen muß den Beteiligten oft Übermenschliches zugemutet werden, und tüchtige Menschen unterziehen sich einer solchen außerordentlichen aufopfernden Pflichterfüllung auch ohne Dienstzwang. Aber in einem regelmäßigen, wohlorganisirten Betrieb und unter gewöhnlichen Umständen sollte dergleichen doch eigentlich nicht vorkommen. Wird eine solche Überspannung

Digitized by Google

für notwendig erklärt, so sind nur zwei Fälle denkbar. Entweder die industriellen Unternehmungen können wegen elender Geschäftslage wirklich nur bestehen, wenn so wenig Arbeiter verwendet werden, daß diese nur bei rücksichtsloser Ausnutzung ihre Aufgabe zu bewältigen vermögen. Dann ist damit bewiesen, daß unser Vaterland verarmt ist und seine Kinder nicht mehr zu ernähren vermag. Oder die Unternehmer verfahren nur so, weil die Lage des Arbeitsmarktes so mit den Menschen zu wirtschaften gestattet. Dann handelt die Staatsbahnverwaltung zwar geschäftlich korrekt, aber politisch unweise. Das Ergebnis der neuen Einschätzungsmethode in Preußen scheint doch den Schluß zu gestatten, daß die Not der größern Unternehmer noch nicht so arg sei, und daß sie wohl durch Herabsetzung der Arbeitszeit und Einstellung von mehr Leuten zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit etwas beitragen könnten. Dadurch würde dann Zeit gewonnen, die allerdings im Hintergrunde lauernde Gefahr der Verarmung zu bekämpfen. Der Kaiser hat die Leute, denen es im Vaterlande nicht gefällt, aufgefordert, sich zu trollen. Du lieber Gott! Für ein paar Millionen Menschen, an die der Monarch bei seinem Trinkspruche freilich gar nicht gedacht hat, lautet die Frage nicht, ob es ihnen gefällt, sondern: Sein oder nicht sein.

Weiteres zum Volksschulgesetz. Wenn in der vorläufigen Debatte über das Volksschulgesetz sehr viel Politik getrieben und wenig Schulsachen behandelt worden sind, so möchte der Verfasser dieser Zeilen, ein ehemaliger Bürgermeister einer rheinischen Stadtgemeinde und mehrjähriger Lokalinspektor eines bedeutenden, sehr schwierigen Volksschulwesens, aus seiner frühern Stellung heraus einige besonders wichtige Punkte des Entwurfs, zugleich mit Benutzung seiner in großen Städten des Ostens gesammelten Erfahrungen, betrachten.

Das ganze Volksschulwesen baut sich auf auf die Schulpflicht; deshalb nehme ich diese zunächst unter die Lupe. Daß die Schulpflicht nach § 76 des Entwurfs nach dem vollendeten sechsten Lebensjahre beginnen soll, während sie nach § 43 des allgemeinen Landrechts (II, 12) und dem Gesetze vom 14. Mai 1825 nach zurückgelegtem fünftem Lebensjahr eintritt, mag sich überzeugend begründen lassen; weniger einleuchtend dürfte es sein, weshalb die Schulpflicht nach § 77 des Entwurfs mit dem vierzehnten Lebensjahre endet, während das allgemeine Landrecht die Entlassung aus der Schule von dem Grade der erlangten Kenntnisse abhängig macht, ein Grundsatz, dem sich auch das Gesetz vom 14. Mai 1825 anschließt. Wenn man bedenkt, daß oft nur die Besorgnis, die Kinder möchten über das vierzehnte Lebensjahr hinaus zum Schulbesuch angehalten werden, größere Pünktlichkeit, größere Regelmäßigkeit und größern Fleiß bewirkt, muß man zu dem Schlusse kommen, daß das Vorgeschlagene eine Verschlechterung des jetzigen Rechtes ist, die in das neue Recht nicht übergehen darf. Dabei will ich erwähnen, daß in dem Entwurf die Bestimmung darüber fehlt, wer die Schulstammrollen anzufertigen hat. Dieser Punkt ist von viel größerer Wichtigkeit, als man denkt, da jetzt, wo es an einem Gesetze hierüber fehlt, fast nirgends ordentliche Stammrollen geführt werden. Die Folge davon zeigte sich in Stettin bei der Volkszählung von 1885: es besuchten 1750 schulpflichtige Kinder keine Schulen, und in Danzig wies eine Feststellung nach, daß 2000 schulpflichtige Kinder keine Schulen besuchten.*) Bei der gegenwärtigen Beweglichkeit der Bevölkerung ist es unbedingt nötig, daß jährlich alle schulpflichtigen Kinder zur Schulstammrolle angemeldet werden. Dies kann am

*) Die Glücklichen! D. R.

Digitized by Google

einfachsten bei dem ersten Lehrer des Schulbezirks geschehen. Die Verpflichtung zur Anmeldung muß aber nebst einer Strafandrohung in das Gesetz aufgenommen werden, da alles Material der Polizeibehörden aus den Meldebureaus u. s. w. zu keinem ordentlichen Ergebnis führt. Mehrfach ist es durch unsern obersten Gerichtshof ausgesprochen worden, daß Kinder, die nicht in die Schulstammrolle eingetragen sind, wegen Schulversäumnissen nicht zur Bestrafung gezogen werden könnten. Dieser Grundsatz wird nach dem Entwurf nicht geändert, deshalb muß eine Bestimmung wie die vorstehende aufgenommen werden. Übrigens werden die Schulversäumnisse schwerlich durch den Schulvorstand bestraft werden können, wie § 87 des Entwurfes will, da diese richterliche Befugnis dem Schulvorstande die besten Kräfte entziehen würde; sie müßten vielmehr auf Grund der von dem Lehrer aufzustellenden Versäumnisliste, die dem Schulvorstande zu Händen seines Vorsitzenden, des Ortsschulinspektors, einzureichen und von diesem zu prüfen wäre, von der Ortspolizeibehörde auf Grund des Gesetzes vom 23. April 1883 bestraft werden.

Eine wichtige und unschätzbare in dem Entwurf vorgesehene Einrichtung ist die eines Schulvorstandes für jede Schule. Dieser Punkt ist es aber auch besonders, der den Widerspruch der Opposition entfesselt, obwohl er doch gerade mit der Zeitrichtung sich fortbewegend, die Selbstverwaltung in das Volksschulwesen einführt, wo sie noch nicht besteht. Einem Beamten aus dem Westen der Monarchie, wo im Regierungsbezirk Düsseldorf die vorzüglichsten Elementarschulen nach den von Justus Gruner seit 1810 gegebenen Anordnungen arbeiten und jede Schule einen solchen Schulvorstand hat, kommen Befürchtungen, wie sie von Berliner Herrn ausgesprochen worden sind, das neue Gesetz würde die herrliche bestehende Schulorganisation zerreißen, geradezu komisch vor. Dieser Schulvorstand ist es ja, der den Sinn der Schulgemeinden weckt und für die Schule wach erhält. Soll aber der Schulvorstand das sein, was er am Rhein ist und im Osten werden müßte, so muß man ihm bei der Anstellung der Lehrer und Lehrerinnen eine größere Mitwirkung geben, als es die §§ 69, 117 und 121 des Entwurfs thun. Der Schulvorstand als Ortsschulbehörde muß unbedingt das im § 117 erwähnte Vorschlagsrecht und die Befugnis haben, Probelektionen der betreffenden Kandidaten abzuhalten; er sendet dann seine Vorschlagsverhandlungen der Kreis(Stadt)schulbehörde, und diese fordert die Äußerung des Gemeindevorstandes, mit der sich sodann die höhere Instanz befaßt. Auch der Entwurf zur Bestallung ist von dem Schulvorstande auszufertigen.

Schwere Bedenken ruft die Zusammensetzung der Stadtschulbehörde wach. Es ist augenscheinlich verfehlt, alle zu einem Kreisverbande gehörigen Städte der Aufsicht der im § 60 gebildeten Kreisschulbehörde zu entziehen; § 65 widerspricht in sofern dem § 60, als dieser eben für den ganzen Landkreis gilt, also die Städte, die keinen besondern Kreis bilden, einschließt. Die keinen Kreis bildenden Städte müssen unbedingt dem Landrat auch in Schulsachen unterstellt bleiben, da kein Grund vorhanden ist, kleine Stadtgemeinden anders zu behandeln als Gemeinden oder Gutsbezirke, die ungleich wichtiger sind. Städte wie Lions mit 948 Seelen, Zaborowo mit 888 Seelen, Trendelburg mit 795 Seelen können den über 10000 Seelen zählenden Land-Gemeinden Hardenberg, Haan und Altenessen im Regierungsbezirk Düsseldorf, sowie einigen noch größern Ämtern im Regierungsbezirk Arnsberg, z. B. Bochum Nord und Bochum Süd an Wichtigkeit nicht an die Seite gestellt werden; deshalb wird es nötig sein, alle zu einem Kreise gehörigen Städte der Kreisschulbehörde zuzuweisen.

Wenn nun aber bei den Kreisschulbehörden dem königlichen Landrat und

Digitized by Google

dem königlichen Kreisschulinspektor die Schulaufsicht und die Aufsicht über die Ortsschulinspektionen übertragen werden soll, so ist nicht einzusehen, weshalb diese Stelle, die volle Unabhängigkeit fordert, in den Städten den von ihren Wählern abhängigen Bürgermeistern zustehen soll. Die Ortsbehörden sind nicht zur Ausübung staatlicher Aufsichtsgeschäfte geeignet. Wir in Preußen stehen nicht auf dem Standpunkte, daß wir gewählte Richter wünschten, und ebenso wünschen wir möglichst wenig gewählte Polizei; am allerwenigsten aber eine Behörde, die die Aufsicht über die Volksschulen zu führen hat und dann der Gefahr ausgesetzt ist, wegen Mißliebigkeit bei der nächsten Bürgermeisterwahl durchzufallen. Die drei der Stadtschulbehörde beitretenden Mitglieder der Stadtverordneten und des Magistrats werden selbstverständlich in den demokratischen Stadtverwaltungen des Ostens ebensolche Richtung haben und den königlichen Kreisschulinspektor so gründlich matt setzen, daß er absolut ohne Wirkung ist. Man kann nicht eindringlich genug auf diesen wichtigen Punkt hinweisen, nicht eindringlich genug darauf aufmerksam machen, daß die Unabhängigkeit der Schule neben dem Kreisschulinspektor einen königlichen Beamten erfordert. Wenn hier, wie wir ausgeführt haben, nur die Stadtkreise in Frage kommen, kann wegen der geringen Zahl die Beschaffung des Personals keine Schwierigkeit machen. Wird diese Forderung aber erfüllt, so muß selbstverständlich der Bürgermeister oder sein Vertreter, entsprechend dem § 70 Nr. 4 des Entwurfs zum Schulvorstande gehören. Auch dies Verhältnis besteht am Rhein seit Jahren und erweist sich als sehr gut.

Einem Wunsche der Lehrer entspricht der Entwurf, indem er einen an der Schule angestellten Lehrer zum Schulvorstande abordnet; diese Einrichtung wird gewiß von allen Schulmännern mit Freuden begrüßt werden.

Bezüglich der Gehalte möchte ebenfalls eine Änderung der §§ 134 ff. vorzunehmen sein. Der Grundgehalt (§ 134 und 135) von 1000 Mark mit der Alterszulage von 100 Mark (§ 140), also 1100 Mark für einen ersten Lehrer bis zum fünfzehnten Dienstjahre nach definitiver Anstellung, ist nicht ausreichend. Man wird weitergehen und, wenn jeder weitere Anhalt fehlt, eine Gehaltsskala nach den Servisklassen machen müssen. Für die in den Orten der ersten Servisklasse angestellten alleinstehenden oder Hauptlehrer würde ein Grundgehalt von wenigstens 1500 Mark festzustellen sein. Auch bei der Gehaltszulage muß der Schulvorstand vernommen, der Gemeindevorstand gehört, von der Kreisschulbehörde berichtet und dem Regierungspräsidenten oder der Regierung entschieden werden.

Die schon bestehenden Bestimmungen wegen des Religionsunterricht in den §§ 16 bis 19 des Entwurfs haben sich im großen und ganzen bis jetzt trefflich bewährt. Gerade die Orte und Städte, wo die Konfessionen friedfertig neben einander wohnen, zeigen nach Konfessionen getrennte Volksschulen.*) Alle entgegengesetzten Reden werden durch die Praxis widerlegt. Sollte der Lehrer dem betreffenden Pfarrer den Religionsunterricht abzutreten genötigt sein, so würde auch dagegen nichts erinnert werden können. Mir ist eine evangelische Volksschule im Regierungsbezirk Münster bekannt, wo zweimal wöchentlich der Lehrer um elf Uhr vormittags von dem evangelischen Pfarrer abgelöst wurde. Der in der vortrefflichsten Weise erteilte Unterricht dieses Mannes war weit entfernt, die Wirksamkeit des Lehrers zu beeinträchtigen, sie wurde vielmehr durch die Kollegialität mit dem Pfarrer entschieden gehoben, auch machte sich der erziehende Einfluß des Geistlichen auf die

*) Diese Einrichtung besteht auch in großen freisinnig verwalteten Städten z. B. Stettin nach dessen Adreßbuch für 1892.

Digitized by Google

ganze Schule in der vorteilhaftesten Weise geltend. Selbstverständlich verließen die katholischen und jüdischen Kinder vor Beginn des Religionsunterrichts die Schule. Auch eine vorzügliche Schule aus dem Oberbergischen im Regierungsbezirk Köln ist mir bekannt, wo der Pfarrer zwei Jahre vor Beginn des Konfirmationsunterrichts den Religionsunterricht übernahm; auch hier war keine Rede davon, daß der Lehrer „kaltgestellt" worden wäre, er hatte vielmehr eine so vorzügliche Volksschule, wie ich sie kaum im Westen oder im Osten des preußischen Staates gefunden habe.

In den §§ 81 u. s. w. des Entwurfs wegen des Privatunterrichts fehlt die Bestimmung, daß auch die unentschuldigte Schulversäumnis in Privatschulen strafbar ist. Zu diesem Zwecke muß in jeder Privatschule eine Schulversäumnisliste geführt werden. Läßt man die Privatschule von dem Schulzwange frei, so macht man ein Loch in die allgemeine Schulpflicht.

Nicht ganz verständlich ist es, weshalb die Gründung von Privatschulen vollständig freigegeben werden soll. Wenn die Motive sagen, daß die Allerhöchste Kabinettsordre vom 10. Juni 1834 (Gesetzsammlung Seite 135) und die Instruktion vom 31. Dezember 1839 (Ministerialblatt 1840, S. 94) die preußischen Privatschulen so gehoben hätten, daß sie den öffentlichen Schulen würdig zur Seite stünden, so wäre es doch gerade wünschenswert, die beiden als trefflich erprobten Hauptbestimmungen, auch künftig für die neuzugründenden Schulen zu erhalten. Eine Verfassungsänderung, die sonst nicht leicht zu nehmen ist, darf dieser trefflichen Einrichtungen wegen nicht gescheut werden; es sei noch darauf hingewiesen, daß die sehr gute preußische allgemeine Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 im § 43 die erwähnten Bestimmungen bewahrt hat. Man möge sich die Wichtigkeit des Gesetzes recht lebhaft vergegenwärtigen und keine Schwierigkeiten schaffen, wo solche nicht vorhanden sind. Dies scheint mir auch hinsichtlich der erforderlichen Mittel der Fall zu sein. Wenn man das Gesetz zu stande bringen will, muß man die Mittel nehmen, wo man sie findet. In den Überschüssen, die die neue Einkommensteuer ergiebt, sind aber die Mittel reichlich vorhanden, und es ist nicht einzusehen, weshalb diese Mittel nicht für eine so wichtige Sache, wie die Volksschule ist, Verwendung finden sollen.

Von Wichtigkeit ist es, die Abteilung für das Kirchen- und Schulwesen nicht aufzulösen. Sie ist eine gute alte preußische Einrichtung, die sich bewährt hat. Solche Einrichtungen muß man nicht ohne zwingende Gründe beseitigen und diese liegen nicht vor, vielmehr ist die Überlastung des Regierungspräsidenten schon jetzt soweit gekommen, daß eine besonders tüchtige Kraft dazu gehört, die Hilfsarbeiter zu kontroliren, und diese Überlastung würde durch die beabsichtigte Auflösung noch wesentlich vergrößert werden.

Möchte sich die freikonservative Partei mit Eifer und gutem Willen an der Bearbeitung des Entwurfes beteiligen und möchte die nationalliberale Partei bedenken, daß sie sich schon einmal, 1879, von der Linken hat umgarnen lassen und dieser Fehler nicht wieder gut zu machende Folgen hatte. Der Entwurf kann ein ausgezeichnetes Gesetz werden, also frisch an die Arbeit!

Digitized by Google

Litteratur

Deutsche Geschichte von Karl Lamprecht. I. Bd. XVIII und 364 S. 8°. Berlin R. Gärtners Verlagsbuchhandlung, 1891.

Karl Lamprecht, gegenwärtig Professor der Geschichte an der Universität Leipzig, ist zuerst 1878 mit seinen vortrefflichen „Beiträgen zur Geschichte des französischen Wirtschaftslebens im 11. Jahrhundert" in die Öffentlichkeit getreten. Dieser Doktordissertation folgte zunächst in den achtziger Jahren eine Reihe kleiner kulturhistorischer, besonders wirtschaftsgeschichtlicher Aufsätze, die 1887 als „Skizzen zur Rheinischen Geschichte" in Buchform erschienen, dann das großartige vierbändige Werk „Deutsche Wirtschaftsgeschichte im Mittelalter," das die Entwicklung der rheinischen Volkswirtschaft bis ins zwölfte Jahrhundert urkundlich darstellt, während die „Initialornamentik des achten bis dreizehnten Jahrhunderts" den Verfasser zugleich als feinsinnigen Kunstforscher zeigte. Von dem sehr weit und tief gefaßten kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte aus, der in allen diesen Arbeiten schon hervorgetreten war und nach seines großen Meisters Wilhelm Roscher unvergänglichem Vorbilde die menschliche Entwicklung in allen ihren Äußerungen als ein unzertrennliches Ganze erscheinen läßt, hat es nun Lamprecht jetzt unternommen, eine deutsche Geschichte zu schreiben. Der vorliegende erste Band des auf sieben Bände berechneten Werkes umfaßt die Zeit von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Bekehrung der deutschen Stämme im achten Jahrhundert. Es würde der Vorbemerkung der Verlagsbuchhandlung kaum bedürfen, um nach jenen Vorarbeiten die Erwartung zu erregen, daß das Kulturgeschichtliche in dem Buche durchaus überwiegt. In der That werden die äußern politischen und kriegerischen Vorgänge in allen behandelten Perioden nur gestreift, im wesentlichen als bekannt vorausgesetzt, nicht eigentlich erzählt. Weder von den Römerkriegen noch von der Völkerwanderung oder der Ausbreitung und den Schicksalen des fränkischen Reiches giebt das Buch eine wirkliche Vorstellung, und es will das auch gar nicht. Man könnte ihm daher sogar die Berechtigung bestreiten, sich schlechtweg eine „deutsche Geschichte" zu nennen. Insofern ist es gewissermaßen das volle Gegenstück zu den Werken der ältern Schule, in denen die äußern politischen Vorgänge fast allein behandelt werden. Gleichwohl würde es falsch sein, es als eine deutsche Kulturgeschichte im gewöhnlichen Sinne zu bezeichnen. Es ist wieder weit mehr als das, eine Geschichte des gesamten innern Lebens unsers Volkes, das Staats- und Rechtsleben mit eingeschlossen. Gesteht man einmal die Berechtigung dieses Standpunktes zu, so bietet das Buch außerordentlich viel und zwar in einer Darstellung voll tiefer Gedanken und in einer Sprache von kräftiger Eigenart. Voraus geht als „Einleitung" eine geistvolle Skizze der Ausbildung des deutschen Nationalbewußtseins von der Urzeit bis zur Gegegenwart. Im ersten Buche gewinnt Lamprecht durch Verbindung prähistorischer, sprachlicher und geschichtlicher Forschung ein höchst anziehendes, reiches und im ganzen sicher auch zuverlässiges Bild von der germanischen Kultur vor der Zeit der Römerkriege, wie wir es in dieser Form noch nirgends gefunden haben; dann schildert er die vorchristlichen Völkerbewegungen in Mitteleuropa und die erste, westgermanische Wanderung, von der der Cimbernzug und der Einbruch Ariovists in Gallien nur eben besonders hell beleuchtete und daher allbekannte Vorgänge sind, und stellt dann im zweiten Buche

Digitized by Google

die Ausbildung der natürlichen Gliederung des Volkes, die Verfassung, das Gesellschafts- und Geistesleben von den ältesten Anfängen bis etwa ins erste nachchristliche Jahrhundert dar, wobei er jene dunkeln Anfänge an den Beispielen späterer, genau bekannter Naturvölker und aus halb unverstandnen Resten in der geschichtlichen Zeit klar zu machen sucht. Es seien in dieser Beziehung besonders seine Anschauungen über die älteste, nämlich mutterrechtliche Geschlechtsverfassung hervorgehoben. Sehr klar und überzeugend ist die Darstellung des vielbehandelten und oft völlig mißverstandnen Wirtschaftslebens der Urzeit in seinen Wandlungen, besonders sein die Ausführung über die Kunstäußerungen und die Sittlichkeit dieser Periode. Im dritten Buche kommen nach einem kurzen Abschnitt über die Römerkriege „Verlauf und Folgen der ostgermanischen Wanderung," der s. g. Völkerwanderung, zur Besprechung. Wenn man hierbei jede eigentliche Erzählung dieser gewaltigen Ereignisse vermißt, so wird man doch dafür entschädigt durch die scharfe Beleuchtung der Folgen, die die Eroberung des weströmischen Reichs für die Germanen hatte. Geradezu mustergiltig und allgemeinster Beachtung wert ist dann im vierten Buche die Schilderung der Zustände im römischen Gallien vor der deutschen Eroberung, die zugleich eine schneidende, aber unwiderlegliche Kritik der ganzen römischen Eroberungs- und Zivilisationspolitik enthält. Vermißt haben wir dabei nur eine Erörterung der germanischen Besiedlung Galliens vor dem Einbruche der Franken. Ebenso überzeugend wirkt die Schilderung der innern Zustände des merowingischen Reiches, das dem Verderben verfällt, weil der jugendliche germanische Geist unfähig ist, die abgelebte römisch-keltische Kulturwelt zu bemeistern, sodaß der fränkische Stamm aus seinen natürlichen Bahnen herausgeschleudert wird. Den Schluß bildet ein Abschnitt über „Geistesleben und christliche Mission zur Stammeszeit," nämlich im rechtsrheinischen Deutschland, das bis zum Eindringen des Christentums die fremde Kultur von sich ablehnt und sich daher stätig weiterbildet. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß das Werk, obwohl sehr wenig darin zitirt wird, auf umfassender Litteraturkenntnis und eindringenden, selbständigen Studien beruht. Einzelne Ausführungen sind von ganz besondrer Tiefe und Schönheit, so das, was Lamprecht S. 137 von der Treue, dem „Lebensodem alles Guten und Schönen" bei den Germanen von der Urzeit bis zur Gegenwart sagt, oder wenn er die Erfolge des Bonifatius und der angelsächsischen Mission darauf zurückführt, daß sie „ein warmschlagend germanisches Herz" verraten habe.

Alles in allem ist das Buch keine deutsche Geschichte im vollen Sinne des Wortes, aber ein sehr eigenartiges Werk und eine notwendige Ergänzung zu jeder deutschen Geschichte, eine Frucht der in unsrer ganzen historischen Forschung immer stärker hervortretenden Richtung auf Verinnerlichung und zugleich ein erfreulicher Beleg dafür, daß diese nicht im Spezialismus erstickt, sondern, was doch schließlich die Hauptsache ist, den unermeßlich angewachsenen Stoff geistig zu durchdringen und kraftvoll zu gestalten versteht. Freilich werden sich für den Verfasser, je weiter er in lichtere Zeiten vordringt, die Schwierigkeiten häufen. Denn je schärfer sich die politischen Ereignisse ausprägen und je stärker das Persönliche hervortritt, desto schwieriger wird es sein, sie derart in den Hintergrund zu drängen, wie es in diesem ersten Bande geschehen ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der Bauernſtand unſre Rettung

Ein ſeltſamer Doppelſchrei gellt heute durch unſre Lande. Arbeit! Arbeit wollen wir! lärmen ſie in den Städten; Arbeiter! Arbeiter brauchen wir! ruft der Bauer auf dem Dorfe. In den Städten kann man nicht genug Häuſer bauen, um der Wohnungsnot zu ſteuern, auf dem Lande ſtehen Huben und Hütten leer. In den Städten droht fortwährend Hungersnot, die man mit teuerm amerikaniſchem Korn decken will, auf dem Lande liegen die Heiden wild, die Felder brach; auf abgehauſten Bauerngründen wächſt junger Wald, und wo früher ungezählte Menſchenfamilien gearbeitet haben, gelebt haben, zufrieden geweſen ſind, tummeln ſich heute Rehe und Hirſche für den Jagdſport hochmögender Herrſchaften. So wenigſtens iſt es bei uns in den Alpen; doch wie man hört, trifft's im Flachlande auch zum Teil zu, und der Bauernſtand geht dort wie hier dem Verfall entgegen.

Wer kann das verſtehen?

Der Niedergang des Bauernſtandes iſt eine Thatſache, die niemand mehr leugnet. Wenn man doch nur auch zugeſtehen wollte, daß das große Arbeiterelend in den Städten und die drohende Gefahr der Sozialdemokratie mit dem Niedergange des Bauernſtandes zuſammenhängt! Nichts wird ſich ſo furchtbar rächen, als daß man den altgeſeßnen Bauernſtand verkommen ließ, daß man ihn mit Laſten zu ſehr drückte, daß man Dienſte von ihm verlangte, die ihn ſeinem Berufe entfremdeten. Der Bauer leiſtet genug für den Staat, wenn er Bauer iſt. Aber man verlangt noch ſonſt alles mögliche von ihm: man will mit ſeinen Steuern die Staatseiſenbahnen betreiben helfen, dafür daß ſie

Digitized by Google

fremdes Korn ins Land bringen; man will mit seinen Steuern die städtischen Schulen erhalten helfen, dafür daß diese Schulen den aufgeweckten Bauernsohn von der Scholle fort und zum „studiren“ locken; man will mit seinen Steuern das ganze büreaukratische Triebwerk von Ämtern, Behörden und Polizei bestreiten helfen, von dem der Bauer selten Vorteile empfindet, aber manche Hemmungen zu leiden hat; man will mit seinen Steuern eine gewaltig gerüstete Armee versorgen helfen, von der im Notfalle natürlich kein Stand so wenig Schutz genießt, als der Bauernstand.

Doch nicht allein Geld fordert der Staat vom Bauer, sondern auch Blut. Die kräftigen, hoffnungsvollen Burschе, die natürliche Zukunft des Bauerntums werden herausgeholt aus ihrer stillen, behäbigen Wirtschaft und fort zu den Soldaten, sie lernen Welt kennen und Welt schmecken. Früher war ein Bursche, der ein Bauernhaus besaß und bewirtschaftete, militärfrei. Der Staat wußte recht gut, was damit gethan war. Heute genießt nur derjenige militärische Vorteile, der studirt und dadurch das Gelehrtenproletariat vermehren hilft; der Bauernsoldat wird seinem Stande entfremdet. Viele, und gerade die intelligentesten Bauernsoldaten, kehren in ihren Hof nicht wieder zurück. Andre kehren mit Widerwillen zurück; mancher sucht sein angestammtes Nest zwar mit Freuden wieder auf, doch er hat Weltgift getrunken, den altgewohnten Kurs verloren, sachte lockert sich sein Verhältnis zur Scholle der Vorfahren, und bei guter Gelegenheit springt er ab. Schon stehn auch Herrschaften auf der Lauer, um die Bauerngüter anzukaufen, aber nicht etwa, daß sie darauf das Feld bebauen, die Viehzucht betreiben, den Obstbau pflegen, sondern vielmehr, daß sie die Höfe verfallen lassen oder lieber gleich niederreißen, daß sie aus Feld, Wiesen und Gärten Wald wachsen lassen und eine schöne Jagd herrichten. Für Kleinbauern, die solche Reviere zur Nachbarschaft haben oder gar davon eingeengt werden, ist es überhaupt nicht mehr möglich, die Wege, Stege, Schulen u. s. w. zu erhalten, Dienstboten zu bekommen, sich des saatenfressenden Wildes zu erwehren. Solche Bauern müssen noch froh sein, wenn ihnen der herrschaftliche Nachbar das Gut abkauft, damit sie ihr Glück in der weiten Welt, in Eisenwerken, Fabriken, bei Neubauten und Eisenbahnen suchen können. Also lösen sich in den Hintergegenden die Bauerngemeinden auf, die Gegend ist entvölkert, wird zur Wildnis, und wenn der Staat nun für Wald- und „unfruchtbaren“ Boden viel weniger Steuern beziehen kann als früher von den Bauerngründen, so muß es ihm recht sein.

Noch viele andre äußere, wirtschaftliche und gesellschaftliche Ursachen giebt es, die dem Landmann Totengräberdienste leisten. Aber es giebt auch innere Ursachen, daß der Bauernstand darniedergeht. Der Bauer selst ist nicht ohne Schuld. Entweder er betreibt seine Wirtschaft nach Urväterart, oder er will den Fortschrittsmann spielen, führt allerlei unerprobte Neuerungen ein und verrechnet sich. Den gesunden Mittelweg zwischen alter Sitte und neuen

Digitized by Google

Anforderungen finden die Wenigſten. Das iſt eins. Ein Zweites iſt, daß der Bauernſchaft die Standesehre abhanden kommt. Man will nicht mehr Bauer ſein, es iſt eine Schande, mit dem Pfluge zu arbeiten, die Herde zu züchten. Auch den Bauer erfaßt die hölliſche Großmannsſucht, die ſo viele ſonſt gutartige Menſchen blind, dumm und ſchlecht macht; er will höher hinauf, will ſtudiren, will was probiren in der weiten Welt — alſo wird aus dem freien Manne guten Falls ein untergeordneter Beamter oder gar ein Hausmeiſter, ein Laſtträger, ein Fabrikgeſelle, ein Dienſtmann, ein Kanalarbeiter. Es iſt unbegreiflich. Der Bauernknecht in der freien Natur, in der Poeſie althergebrachter Arbeit und lebenerleichternder Gepflogenheiten, als Mitglied eines patriarchaliſchen Hausſtandes lebt herrlich und ſtolz im Gegenſatze zu einem dienenden Subjekte in der Stadt. Aber eins fürchtet der Bauernſtand mit Recht — ſeine alten Tage, wo er, der ein langes Leben hindurch nichts als Brot gebaut hat, als „Einleger“ betteln muß um die letzten kümmerlichen Biſſen, oder warten wie ein hungriger Hund, was vom Bauerntiſche für ihn abfällt. Da geht er doch lieber bei Zeiten zu den Fabrikarbeitern, die ja demnächſt unter der roten Fahne die Welt erobern wollen!

Jetzt ſteht der Bauer auf ſeinem Grunde da: die Söhne ſind bei den Soldaten, die Knechte ſind in die Fabriken gegangen; auch die Mägde haben gehört, daß man in der Stadt als Köchin oder Bedienerin zehnmal feiner lebt als in der Bäuerei, und daß man dort ſogar ſein Glück machen kann. Der Bauer ſteht einſam da und ruft nach Arbeitern für Feld und Wieſen! Er ruft vergebens. Und weil niemand mehr zu ihm kommt, ſo will auch er davon. Der Bauersmenſch hat eben einen Blick in die Welt gethan und geſehen, wie viel Reichtum ohne Arbeit es dort giebt, wie viel Genuß ohne Leiſtung, wie viel unbeſtrafte Lüderlichkeit, wie viel ſiegende Schlauheit, und daß nicht mehr die innere Tüchtigkeit den Ausſchlag giebt, ſondern die Keckheit, die Herzloſigkeit, die Verſchlagenheit. Ja wenn es ſo ſteht, da will er auch mitthun: an Klugheit, meint er, nehme er es mit manchem auf, ſo dumm er auch ausſchaue, und — er ſpringt in den Wettkampf.

Die Volksſchule hätte auf dem Dorfe die Miſſion gehabt, nicht bloß den Sinn der Jugend ins Weite und Breite zu lenken, ſondern ihn auch für den bäuerlichen Beruf zu bilden, zu vertiefen und immer wieder die Liebe für den Bauernſtand zu wecken und deſſen hohe Ehrenhaftigkeit zu betonen. Die Geiſtlichkeit, die ſich ja doch auch ſonſt ſo willig an weltlichen Angelegenheiten beteiligt, hätte dieſelbe Aufgabe zu erfüllen. Allein dem katholiſchen Klerus ſcheint es nicht gegeben zu ſein, den Bauernſtand für den modernen wirtſchaftlichen Wettbewerb zu erziehen. Alſo ſehen wir, daß unſer Alpenbauer den moraliſchen Halt verliert, großenteils ſchon verloren hat, und daß der Bauer dorthin gedrängt wird, wo das Volk nicht mehr Volk heißt, ſondern Pöbel, Proletariat.

Digitized by Google

Eine große Industrie ist ja etwas recht schönes, doch ihr die Agrikultur zum Opfer bringen — das ist sie nicht wert. Die Agrikultur hat ein älteres Anrecht auf unser deutsches Vaterland als die Industrie, und wird ihr wohl auch in Zukunft eine bessere Stütze sein.

In meinem Roman „Jakob der Letzte" habe ich den Niedergang des Bauerntums in den Alpen geschildert. Hierauf erhielt ich zahlreiche Zuschriften, daß es in vielen Gegenden Deutschlands nicht anders sei, und so nehme ich mit Schrecken wahr, daß die moderne Politik und Ökonomie mit dem freien Bauernstande systematisch aufzuräumen gedenkt. Was soll das werden?

In den übervölkerten Städten wogen Rotten durch die Straßen, schreien nach Arbeit, greifen mit räuberischer Hand nach Brot. Man ist bestrebt, ihr Begehren zu erfüllen, schafft in der Stadt allerhand Arbeiten, die an und für sich nicht nötig wären, die nur die Gemeinde- und Staatslasten vermehren und trotzdem ganz unzulänglich sind, um die Massen mit Brot zu versorgen. Was ist das für eine Wirtschaft? Sieht es denn um Gottes willen niemand, wo Arbeit in Hülle und Fülle vorhanden ist, und zwar jene natürliche, segensvolle Arbeit, die unmittelbar Brot schafft? Mit den Massen arbeitsloser Menschen aufs Land hinaus! Zurück wieder auf die Dörfer, ins Gebirge, roden, ackern und ernten. Feldbau und Viehzucht treiben. Und nicht bloß die rohe Arbeitskraft hinaus; es giebt in den Städten auch so viele überschüssige Intelligenz, die ein besseres Los verdiente, als zwischen Mauern unnütz zu verkommen oder gar gemeinschädlich thätig zu sein. Hinaus mit ihr in die freie Gottesnatur! Auch das Bauerntum braucht gescheite Köpfe; ja ein Bauer, der gemischte Wirtschaft tüchtig betreiben will, muß in seiner Art mindestens so viel gelernt haben und verstehen, wie irgend ein „Studirter" in der Stadt.

Aber wie ist es zu machen? Was soll geschehen, auf daß ein wohlthätiger Rückzug beginne von der Stadt aufs Land? Mit den Sommerfrischen, dem Touristenwesen, von dem man sich erneutes Interesse und Vorteil für den Bauernstand versprochen hatte, ist es nichts. Das ist nur so eine Art Spielerei mit dem Bauerntum, schadet diesem, besonders moralisch, weit mehr, als es nützt. Die landschaftlichen Schulen machen auch nicht viel aus; für den Bauer ist die Schulbank, wenn er sie zu lange drückt, überhaupt mit einer gewissen Gefahr verbunden, besonders zu einer Zeit, wo es jeder, der etwas gelernt zu haben glaubt, für eine Schande hält, körperlich zu arbeiten. Körperlich arbeiten muß aber der Bauer, und dagegen hilft keine Gelehrsamkeit und kein Hochmut, es kommt nur darauf an, daß er es merkt und empfindet, welch ein Segen und Genuß auch in der körperlichen Arbeit liegen kann. Vielfach ist sie mehr Genuß als Anstrengung. Wenn zwei Feiertage neben einander stehn, so wird sich der richtige Bauer oder Bauernknecht am zweiten Feiertage schon wieder sachte an eine Handarbeit machen, er fühlt sich dabei wohl.

Digitized by Google

Aber was ist zu machen, daß der Rückzug beginne von der Stadt aufs Land? Ihr Staatsleiter und Gesetzgeber, es ist die höchste Zeit, darüber nachzudenken!

Ich habe schon darüber nachgedacht und bin zu dem Schlusse gekommen, daß mit Zeitungsartikeln und Bankettreden nichts gethan ist, daß die Menschen für diese wichtige Sache sich persönlich einsetzen müssen, so tapfer und opferfreudig, wie man sich gegen den Feind einsetzt fürs Vaterland. Das Opfer wäre ja endlich nicht so groß. Wenn ich ein kräftiger Stadtbürgerssohn wäre mit einem kleinen Vermögen, ich würde damit kein Geschäft anfangen weder im Gewerbe noch im Handel, ich würde mir draußen in einer schönen Gegend des Landes ein Bauerngut kaufen. In gesunder Luft, bei köstlichem Wasser, bei nahrhafter einfacher Kost würde ich abwechselnd fleißig arbeiten und behaglich ruhen, würde meiner Familie leben, meinen Kindern eine glückliche Jugend auf dem Lande und ein selbständiges Daheim schaffen. Fernab von dem unheimlichen Treiben der modernen Welt würde ich im ländlichen Frieden ein echter und rechter Mensch sein können.

Und wenn mir das auch andre nachmachten, viele nachmachten, brave und gescheite Söhne der Stadt, würde es allmählich anfangen als etwas sehr Wackres, Patriotisches, Aristokratisches zu gelten, wenn sich junge Leute dem altehrwürdigen Bauerntum widmeten, und dann wäre es ja gewonnen. Das dienende Volk würde schon selber folgen. Und so wie sonst das städtische Menschenmaterial durch Bauernblut aufgefrischt zu werden pflegt, so müßte das alte zu Grunde gegangne Bauerntum durch ein aus gebildeten Schichten stammendes junges, zeitgemäßes ersetzt werden. Der historische, in vieler Beziehung so ehrenwerte und heimliche Bauernstand wäre freilich dahin, aber in dem jungen Bauerntum würden sich vermöge der veredelnden Einwirkung von Arbeit und Natur allmählich wieder die Tugenden dieses Standes ausbilden. Einfachheit, patriarchalischer Sinn, Liebe und Treue zur angestammten Erde, zu der Väter Sitte, Ahnung und Verehrung Gottes, diese erhaltenden Mächte gehn aus der Scholle hervor und sind des Bauernstandes Hort.

Der menschliche Drang nach gesitteter Freiheit, nach einer festen Heimstätte für sich und die Nachkommen, nach dem natürlichen Adel, der sich in der erblichen Ständigkeit, in dem treuen Festhalten an dem Berufe seines Geschlechts begründet, ist ja doch noch nicht ganz verloren, so daß uns wenigstens die seelische Eignung und Fähigkeit nicht abgeht, das älteste gottgeheiligte Erbe der Menschheit wieder anzutreten.

Das Übrige müssen unsre Staatsmänner, Volksvertreter und Volksfreunde besorgen. Und wenn sie in der Großstadt geweckt werden von dem Lärm des Proletariats, das durch die Straßen stürmend mit drohenden Geberden nach Arbeit, nach Brot und nach anderm schreit, mögen sie sich daran er-

Digitized by Google

innern, daß der historisch-konservative Staat keinen mächtigern, treuern Freund hat als einen starken Bauernstand. Einen solchen müssen sie schaffen um jeden Preis, denn von diesem angeblich so ungebildeten Stande hängt der Fortbestand unsrer Gesittung ab.

Graz P. K. Rosegger

Der Richterstand und die öffentliche Meinung

Der im 38. Hefte der vorjährigen Grenzboten enthaltne Aufsatz: Der Richterstand und die öffentliche Meinung hat berechtigtes Aufsehen erregt, weil darin eine nicht eben erfreuliche Erscheinung in unserm Volks- und Staatsleben besprochen wird. Trifft die Annahme zu, daß den Richtern nicht mehr volle Achtung von dem Volke entgegengebracht wird, dann muß auch das Vertrauen zu ihnen wankend werden, und mit diesem Vertrauen würde ein Grundpfeiler jedes geordneten Staates erschüttert werden. Leider können wir jene Annahme nicht als ganz unrichtig bezeichnen, und da nun einmal die wichtige Angelegenheit zur öffentlichen Besprechung gebracht worden ist, so mögen einige weitere Erörterungen erlaubt sein, die hoffentlich dahin führen werden, die Gründe jener betrübenden Erscheinung noch näher zu erkennen und den Richtern die volle ihnen gebührende Achtung wieder herzustellen.

Der Aufsatz im 38. Hefte (und der sich anschließende im 41.) führen einzelne Gründe auf, denen wir beitreten müssen. Zwar daß die Richter durch eine zu milde Handhabung des Strafrechts ihr Ansehen verringern, mag hin und wieder vorkommen, ist aber doch keine durchgehende Erscheinung. Als allgemeine Begründung wird dagegen richtig angeführt, 1. daß keine Auswahl aus den Rechtskandidaten stattfindet, sondern jeder als Richter angestellt werden muß, der das zweite juristische Examen besteht; 2. daß die Zuständigkeit der Richter beschränkt, ihnen insbesondre durch die Errichtung der Verwaltungsgerichte die Zuständigkeit in allen sozialen und Verwaltungsangelegenheiten entzogen ist; 3. daß der übergroße Zuwachs von jüdischen Richtern dem Ansehen des Richterstandes nicht förderlich ist, wobei wir noch unsre Erfahrung dahin aussprechen wollen, daß durch die jüdischen Richter und ihre jüdischen Frauen das gesellige und kollegiale Leben wesentlich gestört wird.

Die Notwendigkeit, jeden Rechtskandidaten nach beendigter Studienzeit und nach Ablegung des ersten Examens als Referendar anzunehmen und nach dem zweiten Examen als Richter anzustellen, wirkt für das Ansehen der Richter um so nachteiliger, als bei der Verwaltung, wenigstens in Preußen,

Digitized by Google

ganz entgegengesetzte Grundsätze befolgt werden. Bei den Regierungen werden Referendare nur in beschränkter Zahl und nur nach dem wirklichen Bedarf angenommen, sodaß nach bestandnem Examen der junge Regierungsassessor sehr bald auf festbesoldete Anstellung rechnen, auch nach fünf bis sechs Jahren seine Ernennung zum Rate erwarten kann. Bei den Gerichten tritt gegenwärtig eine feste Besoldung erst nach fünf bis sieben Jahren und die Ernennung zum Rate nach Verlauf von vierzehn bis sechzehn Jahren ein. Als Regierungsreferendar wird ferner nur angenommen, wer bei den Gerichten zwei Jahre referirt und gute Zeugnisse beigebracht hat. Außerdem findet eine genaue Prüfung aller persönlichen und Familienverhältnisse statt. Reichtum, vornehme Geburt und persönliche Verbindungen wirken bei der Annahme der Kandidaten mit, und die Erfahrung soll erst noch lehren, ob diese für die Annahme der Regierungsreferendare jetzt befolgten Grundsätze — die übrigens ihre eigentliche Begründung in dem in Preußen durch die neue Verwaltungsorganisation eingeführten Präfekturſystem finden —, zur Gewinnung eines befähigten Beamtenpersonals führen und dauernd beibehalten werden können. Die Grundsätze werden aber jetzt scharf gehandhabt, und als Folge ergiebt sich, daß die jungen Verwaltungsbeamten, Regierungsreferendare und Regierungsassessoren, als besonders erwählte auf einer höhern Staffel zu stehn vermeinen, als die gleichaltrigen Gerichtsbeamten. Nun ist, wie schon bemerkt, auch die Zahl der Regierungsbeamten sehr beschränkt, sie reicht kaum zur Besetzung der Ratsstellen bei den Regierungen und der landrätlichen Stellen aus, und aus diesem Umstande folgt wieder, daß alle übrigen Verwaltungen, namentlich die umfangreiche Eisenbahnverwaltung, die Provinzial- und Kommunalverwaltungen, die großen Städte u. s. w., ihre jungen Beamten aus dem Richterstande entnehmen müssen. Selbst die Ministerien, z. B. das auswärtige Ministerium bezüglich der anzustellenden Konsuln, entnehmen oft ihre Beamten aus dem Richterstande. Von allen diesen fremden Verwaltungen werden aber selbstverständlich immer nur tüchtige und bewährte Arbeiter ausgewählt, die weniger tauglichen Kräfte bleiben der Justiz, und daß in diesem Reste auch unlautre Elemente anzutreffen sind, kann nicht Wunder nehmen, da Unlauterkeit leider in allen Ständen zu finden und die Zahl des Richterpersonals sehr bedeutend ist. Wo aber solche Unlauterkeit bei einem Richter hervortritt — das müssen wir hervorheben —, da wirkt sie für das Ansehen des Einzelnen und des ganzen Standes viel nachteiliger, weil der Richter mitten im Volke leben soll und auch wirklich lebt.

Hier haben wir nun einen in den bisherigen Erörterungen gar nicht berührten Umstand zu erwähnen, der nicht selten Ansehen und Geltung des Richters beeinträchtigt, und der in den Bestimmungen des deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes begründet ist. Nach diesem Verfassungsgesetze ist der Amtsrichter — nur bei diesem, nicht bei den Mitgliedern der Land- und Oberlandes-

Digitized by Google

gerichte, dürfte überhaupt von einer Verringerung des Ansehens zu sprechen sein — Einzelrichter. Als solcher hat er in allen Angelegenheiten allein zu verfügen und allein zu erkennen, seine Zuständigkeit ist im Zivilprozeß nur auf eine bestimmte Geldsumme und im Kriminalprozeß nur auf ein bestimmtes Strafmaß beschränkt, innerhalb seiner Zuständigkeit hat er aber über alle in seinem Bezirk vorkommenden Rechtsangelegenheiten allein zu befinden, er hat in diesem Bezirk auch zu wohnen, damit dem Volke das Suchen des Rechts erleichtert werde. Nur ausnahmsweise in großen Städten und oft auch in den Kreisstädten sind mehrere Amtsrichter zusammen an demselben Orte, aber auch sie bilden kein Kollegium, sondern verfügen und erkennen allein, indem die Geschäfte entweder nach Bezirken oder sachlich unter sie verteilt sind. Diese Grundsätze des deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes haben volle innere Berechtigung und haben sich auch durchaus bewährt. Sie setzen aber bei jedem Richter die gründlichste Rechtskenntnis, unbedingte Pflichttreue und untadelhaftes sittliches Verhalten voraus, und wo diese Bedingungen zutreffen, da stehn die Richter — wir kennen zahlreiche Fälle — nicht nur in hohem Ansehen, sondern gelten auch in andern als den Rechtsangelegenheiten als treue Berater ihrer Bezirkseingesessenen und genießen unbedingtes Vertrauen. Aber jene drei Eigenschaften finden sich nicht bei allen Richtern vereinigt, und bei der Nähe, in der die Richter zum Publikum stehn, wird jeder geistige Mangel und jeder sittliche Fehltritt sofort bemerkt und vielfach besprochen. Der Einzelrichter findet auch keinen Schutz und keine Hilfe bei einem Kollegen, da er einen solchen nicht hat; der Einzelrichter ist allein auf seine Persönlichkeit angewiesen. Die vor der neuen Gerichtsorganisation bestehenden Gerichte erster Instanz, die Kreisgerichte, hatten als Kollegien und durch ihren Vorsitzenden vorweg eine hervorragende gesellschaftliche Stellung, und die Kreisrichter gewannen selbst in politischer Beziehung in Stadt und Land einen bedeutenden, weder berechtigten noch wohlthätigen Einfluß. Diese mit der Mitgliedschaft eines Kollegiums verbundne hervorragende Stellung der Richter erster Instanz ist durch die Gerichtsorganisation zu Grabe getragen worden, mit ihr auch der politische Einfluß der Richter. Auf dieser Vereinzelung beruht zum allergrößten Teile das gegen früher verminderte Ansehen des Richterstandes.

Sollen erst die Mittel zur Wiedererhöhung dieses Ansehens besprochen werden, so müssen wir vor allem empfehlen, der weitern Vereinzelung der Richter nach allen Richtungen hin entgegenzutreten. Man gründe nicht neue kleine Amtsbezirke, ziehe die ganz kleinen Bezirke, wenn verbesserte Verkehrsverhältnisse es gestatten, lieber ein und verwalte in entfernten Kreisteilen die Gerichtsgeschäfte durch Absendung von Kommissionen. Man suche die persönliche Annäherung der an einem Orte und in einem Kreise angestellten Richter — die sich jetzt persönlich oft kaum kennen — durch amtliche Zusammenkünfte zu erstreben. In solchen amtlichen Zusammenkünften würden die Wahrnehmungen

Digitized by Google

der einzelnen Richter über das amtliche und außeramtliche Verhalten der Unterbeamten zu besprechen und dem aufsichtführenden Richter mitzuteilen, es würden Wünsche bezüglich des Amtslokals und der sonstigen geschäftlichen Einrichtungen zu äußern sein, auch wären die etwa vorgekommnen amtlichen Differenzen zwischen den einzelnen Richtern zu besprechen und möglichst durch Einigung auszugleichen. Solche Differenzen können sich selbstverständlich nur auf den formellen Geschäftsgang beziehen, und auch auf diesen nur so weit, als er durch Gesetz oder höhere Verfügungen nicht unzweifelhaft geordnet ist. Außerdem wäre es jedem Richter überlassen, die Ansichten der Kollegen über sonstige ihm zweifelhafte Fragen zu erbitten, sowie über außerordentliche Vorkommnisse in seinem Geschäftskreise Mitteilung zu machen. Wir erachten derartige amtliche Zusammenkünfte — um nicht zu sagen Sitzungen — besonders da für notwendig, wo, wie bei allen größern Amtsgerichten, die Geschäfte nicht nach Bezirken, sondern nach Sachen verteilt sind. Der Amtsrichter, der einen Bezirk allein und nach allen Richtungen hin bearbeitet, lernt die sämtlichen Eingesessenen allmählich kennen, er kennt die Vorgeschichte aller Leute, weiß, ob und welche Prozesse sie führen, weiß, ob Straf- und Untersuchungssachen gegen sie schweben, kennt auch ihre Vermögensverhältnisse genau. Dem nach Materien arbeitenden Richter, also dem Prozeßrichter, dem Vormundschaftsrichter, dem Grundbuchrichter geht diese vollständige Kenntnis der Personalien ab, und doch kann sie für seine Geschäftsverwaltung von entscheidender Wichtigkeit sein. Wenn in den von uns vorgeschlagnen Zusammenkünften mindestens die wichtigsten Vorkommnisse besprochen würden, wäre ein nicht zu verachtender geschäftlicher Gewinn zu erwarten und eine persönliche Annäherung der Richter erreicht. Wir meinen, daß die an einem Orte thätigen Richter vierteljährlich mindestens einmal, und sämtliche zu einem Landratskreise gehörigen Richter jährlich mindestens einmal vereinigt werden müßten, die letztern am besten durch den Landgerichtspräsidenten nach Beendigung aller Geschäftsrevisionen, wobei der Präsident Gelegenheit haben würde, einzelne allgemeine Geschäftsangelegenheiten in fruchtbringender Weise zu besprechen. Die Zusammenkünfte würden ein kollegiales Bindemittel sein und würden mit der Annäherung der Richter auch zur Hebung ihres Ansehens führen.

An zweiter Stelle haben wir nun den Gesetzentwurf zu besprechen, der vergangnen Winter dem preußischen Landtage vorgelegt wurde und die Aufsichtführung bei den Amtsgerichten abzuändern bestimmt war. Nach diesem Entwurfe sollte bei den großen, mit zehn oder mehr Richtern besetzten Amtsgerichten die Aufsichtführung dem Landgerichtspräsidenten abgenommen und von dem Justizminister einem Amtsrichter übertragen werden. Dieser Gesetzentwurf wurde im Herrenhause angenommen, im Abgeordnetenhause aber vielfach bemängelt und in einer Kommission begraben, aus der er hoffentlich das Licht der Welt nicht wieder erblicken wird. Denn die durch den Entwurf beab-

Digitized by Google

sichtigten Bestimmungen würden die persönliche Annäherung der Richter unter einander, auf die wir großes Gewicht legen, völlig aufheben, würden auch das Ansehen der Amtsrichter wesentlich beeinträchtigen. Der Landgerichtspräsident oder in seiner Vertretung ein Direktor des Landgerichts hat die Aufsicht über die Amtsrichter zu führen, und wir glauben hervorheben zu müssen, daß von der Art und Weise, wie diese Aufsichtführung geübt wird, auch wesentlich das Ansehen der Amtsrichter im Publikum abhängt. Wir möchten vor allem vor jedem pedantischen Eingreifen warnen.

Was sonst noch zur Hebung des Ansehens der Richter geschehen müßte, läßt sich kurz besprechen. Auf der Universität und im Referendariat wird der Kandidat zu dem gründlichsten Rechtsstudium anzuhalten und scharfen Prüfungen zu unterwerfen, auch in sittlicher Beziehung strenger zu beaufsichtigen sein. Diese Aufsicht kann auch bei dem jungen Gerichtsassessor noch nicht aufgehoben werden, und seine Anstellung kann erst dann erfolgen, wenn er sich keine Sittlichkeitsvergehen hat zu schulden kommen lassen. Als ein solches Vergehen müssen wir für das ganze Deutschland die leider oft von der Universität mitgebrachte Trunksucht bezeichnen. Wir erinnern an die Verhandlungen des preußischen Herrenhauses im vergangnen Winter, wo bei Gelegenheit des Gesetzentwurfs über die Aufsicht über die Amtsgerichte Fälle namhaft gemacht worden sind, wo trunksüchtige Gerichtsassessoren zur Anstellung in einem fremden Oberlandesgerichtsbezirke gekommen, aus diesen neu gewonnenen Stellen aber bald wieder durch Disziplinarerkenntnis entfernt worden sind. Offenbar hat das Justizministerium von der Trunksucht der Anzustellenden keine Kenntnis gehabt; wir können also nur die genaueste Aufsichtführung, sowie die strengste Handhabung der Disziplin vor der Anstellung empfehlen. Aber auch nach der Anstellung und gegenüber den alten Richtern darf, wenn das Ansehen des Standes nicht leiden soll, die disziplinarische Aufsicht nicht ruhen, von jedem Beamten muß strengste Pflichterfüllung und lautester Lebenswandel gefordert werden. In dieser Beziehung müßte nach unsern Wahrnehmungen auch darauf Bedacht genommen werden, daß alte und arbeitsunfähige Richter nicht so lange, wie es leider gegenwärtig geschieht, im Amte gelassen werden. Im Verwaltungsdienste wird in Preußen die Bestimmung des Disziplinargesetzes, daß Beamte bei einem Lebensalter von 65 Jahren ohne weiteres Untersuchungsverfahren wider ihren Willen entlassen werden können, scharf gehandhabt. Für die Richter besteht eine solche Bestimmung nicht, und nach dem jetzt beobachteten Verfahren werden selbst alte, arbeitsunfähige Richter im Amte gelassen. In keinem Stande wird das fünfzigjährige Dienstjubiläum so oft wie im Richterstande gefeiert, und selbst nach dem Jubiläum bleiben die Richter oft noch lange im Amte. Überall sind junge Assessoren zur Stelle, um den alten Richter mit oder ohne Diäten zu vertreten; abgesehen davon, daß dadurch die Anstellung der jungen Beamten verzögert wird, leidet durch

Digitized by Google

die den alten, unfähigen Richtern erwiesene Milde das Ansehen des gesamten Richterstandes im Volke. Die Justizverwaltung darf gegenüber andern Verwaltungen in Bezug auf die Arbeitsfähigkeit ihrer Beamten nicht nachstehn.

Noch eines andern bei den Anstellungen zu beachtenden Punktes wollen wir hier gedenken. Bei der Justizverwaltung wie auch bei andern Verwaltungen werden an den kleinen, von tüchtigen und vorwärtsstrebenden Beamten gemiednen Orten oft die weniger befähigten, sittlich nicht ganz tadelfreien Beamten angestellt, oft, weil sich bessere nicht gemeldet haben. Wir halten dieses Verfahren für bedenklich. In derartigen kleinen, von wenigen Gebildeten bewohnten Orten findet der geistig nicht besonders befähigte oder nicht charakterfeste junge Beamte gar keine Stütze, er sinkt geistig und sittlich noch weiter hinab und beeinträchtigt so das Ansehen des ganzen Standes. Wir würden es vorziehn, an solchen Orten ganz junge Beamte anzustellen und rascher mit ihnen zu wechseln.

Endlich muß zur Hebung des Ansehens der Richter noch erwartet werden, daß ihre Ernennung zu Räten rascher als bisher erfolge. Der Richter hat gegenüber dem Verwaltungsbeamten oft eine bedeutungsvollere und verantwortlichere Stellung inne, vor allem muß er mehr als der Regierungsassessor mit dem Publikum verkehren. Es ist daher unbedingt notwendig, das Ansehen des Richters durch eine frühere Ernennung zum Rate zu erhöhen. Die jetzige ungleiche Behandlung der Gerichts- und Regierungsassessoren bezüglich der Verleihung des Ratstitels ist nicht gerechtfertigt.

Vielleicht tragen diese Erörterungen, verbunden mit den frühern in dieser Zeitschrift enthaltnen Aufsätzen, dazu bei, daß diesem wichtigen Gegenstande in weitern Kreisen Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Gesetzgebung und die vorgesetzten Behörden können durch geeignete Gesetze und durch entsprechende Maßregeln das Ansehen des Richterstandes wesentlich heben. Aber die Heilung der Schäden muß, wie bei jeder Krankheit, zunächst von innen nach außen, also hier aus und in dem Richterstande selbst erwartet werden, und darauf ist um so zuversichtlicher zu rechnen, als in dem deutschen Richterstande hervorragend tüchtige Kräfte und feste Charaktere genug vorhanden sind. Ihnen darf das deutsche Volk unbedingt vertrauen, wie denn größere Störungen des Gemeinwohls durch mangelhafte Rechtspflege noch nirgends bemerkt worden sind.

Digitized by Google

Das Verhältnis der Sittlichkeit zu Christentum, Staat und Kirche

Geschichtsphilosophische Gedanken 15

(Schluß)

Von der verschiednen Färbung der Sittlichkeit durch die Konfessionen ist zwar gelegentlich schon die Rede gewesen, aber gewisse Streitfragen über diesen Punkt können wir doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehn. Diese Streitfragen sind sehr einträglich für den Buchhandel, denn sie erzeugen seit Jahrhunderten jahraus jahrein eine Menge Bücher und Schriften, die meistens gar nicht schlecht gehn, aber das ist auch ihr einziger Nutzen; für die Praxis, für die Volkssittlichkeit sind sie ohne alle Bedeutung.

Ganz besonders auf dem Gebiete der Sittlichkeit wird dem Katholiken das Verständnis abgesprochen; ein Katholik, schreibt der früher erwähnte Amiel, werde niemals die protestantische Sittlichkeit verstehn. Aber versteht er sie selbst, ja versteht er sich selbst? Man liest seine tiefsinnigen, von heißem Verlangen nach Wahrheit und Heiligkeit durchglühten Betrachtungen mit Andacht und Rührung, aber eine feste Richtschnur des Glaubens und Handelns sucht man vergebens darin. Das Christentum, heißt es da u. a., werde bis auf den heutigen Tag nicht verstanden, ja die wahre Religion erscheine den meisten Christen lästerlich. Die Kirche — er meint hier offenbar alles, was sich nur irgend Kirche nennt — sei ketzerisch. „Wohl oder übel, es giebt eine esoterische Lehre. Es giebt eine relative Offenbarung; jeder dringt so weit ein in Gott, als Gott in ihn eingeht, wie, glaube ich, Angelus Silesius sagt." (Christliche Welt, Jahrgang 1891 Nr. 37). Das ist richtig, und wer sich zur Höhe dieses Mystikers, der übrigens sehr eifrig für seine, die katholische Kirche eingetreten ist, emporschwingt, der braucht eigentlich kein äußerliches Kirchenwesen, aber beim Volke und bei der Jugend, denen wir doch wohl den Weg zu zeigen verpflichtet sind, ist mit privaten Erleuchtungen nichts anzufangen. Als das Wesen der wahren christlichen Sittlichkeit bezeichnet

Digitized by Google

Amiel Liebe, Abscheu vor der Sünde, Sinnesänderung. Aber in welchem Abschnitt ihrer mehr als achtzehnhundertjährigen Dauer hätten diese drei Dinge, die im Leben ja leider nur allzuoft vermißt werden, in den amtlichen Kundgebungen der Kirche gefehlt? Man findet sie in jedem katholischen Katechismus. Anselm von Canterbury, der gewöhnlich als der erste Scholastiker bezeichnet wird, behauptete, wenn ein Mensch vor die Wahl gestellt würde, ob er die mit dem Untergange bedrohte Welt durch eine „läßliche" Sünde, z. B. eine Notlüge retten wolle oder nicht, so müsse er lieber die Welt untergehn lassen, als daß er Gottes Heiligkeit mit klarem Bewußtsein durch eine Sünde beleidigte. Ist eine tiefere Würdigung der Sünde und ein größerer Abscheu vor ihr denkbar, und giebt es unter hundert Protestanten einen, der den guten Anselm nicht für verrückt erklären wird?

In einer hochansehnlichen evangelischen Versammlung wurde auf die Bemerkung, daß die Zahl der barmherzigen Schwestern größer sei als die der Diakonissen, geantwortet, es fänden sich eben leichter Leute, die das Gute um der zukünftigen Himmelsfreude willen, als solche, die es thun, weil sie das Reich Gottes in sich tragen. Auch das ist richtig. Aber will man alle guten Werke verpönen, an denen die Selbstsucht in ihren mancherlei gröbern und feinern Formen ihren Teil hat, dann mag die evangelische Kirche nur gleich erklären, daß sie mit all den sozialen und Wohlthätigkeitsbestrebungen, die in die Öffentlichkeit treten, nichts zu schaffen habe. Auch ist es ein Irrtum, daß in der katholischen Kirche das quia ganz und gar durch das ut verdrängt worden sei. In jedem Katechismus kann man lesen, daß, wer Gott um seiner selbst willen liebt, sich auf einer höhern Stufe des sittlichen Lebens befinde, als wer ihm nur mit Rücksicht auf die jenseitige Vergeltung dient, und daß eine knechtische Furcht vor der ganz sinnlich aufgefaßten Höllenpein gar nicht als sittliches Motiv gelte, daher zur Rechtfertigung des Sünders nicht genüge. In den Lehrbüchern der Askese und Mystik wird dieser Punkt ausführlich besprochen und durch allerlei Beispiele und Geschichtlein erläutert, von denen wir eines anführen wollen. In Alexandria lief einmal eine Frau mit verzücktem Antlitz auf dem Markte herum, die in der einen Hand eine brennende Fackel, in der andern einen Eimer voll Wasser trug. Als man nach dem Sinn ihres wunderlichen Gebahrens fragte, rief sie: „Mit dieser Fackel möchte ich den Himmel in Brand stecken und mit diesem Wasser das Höllenfeuer auslöschen, damit Gott in Zukunft nicht mehr aus Verlangen nach der Seligkeit und aus Furcht vor der Hölle, sondern um seiner eignen Schönheit willen geliebt werde." Viele barmherzige Brüder und Schwestern wählen gewiß ihren Beruf ohne alle Spekulation auf das Jenseits, lediglich von ihrem barmherzigen Gemüte getrieben.

Damit fällt auch die Behauptung, daß die Autonomie der Moral etwas eigentümlich protestantisches sei. Dante, der sich von Virgil (der mensch-

Digitized by Google

lichen Vernunft) zu seinem eignen Papst und Kaiser krönen ließ, ist bereits erwähnt worden, und die sogenannten Mystiker haben alle kein andres forum internum anerkannt als ihr eignes Gewissen. Die Gewissen des Volkes aber werden im Protestantismus so gut von Autoritäten regiert wie in der römischen Kirche, und wo wirklich größre Freiheit herrscht, da entspringt sie, wie im dogmatischen Gebiete, nicht aus dem Fehlen der Autorität, sondern aus der Mehrheit einander widersprechender Autoritäten. Die Ohrenbeichte ist zwar ein prinzipiell sehr bedenkliches und in der Praxis oft verwerfliches Institut und dabei vor allem sehr lästig, aber eine Fesselung der Gewissen kann man sie kaum nennen. In der Beichte wird ja den Leuten nicht gesagt, was sie thun oder lassen sollen — das geschieht vielmehr, gerade so wie bei den Protestanten, im Religionsunterricht und in der Predigt — sondern sie selbst haben zu sagen, in welchen Stücken sie die Gebote Gottes und der Kirche übertreten haben. Fast nur mit Beziehung auf die Kirchengebote kommt es bei Erwachsnen vor, daß sie fragen, ob dies oder jenes Sünde sei; im übrigen entscheiden sie ganz autonom, und die Entscheidung fällt gewöhnlich dahin aus, daß, was immer auch einem so vollkommenen Manne, oder einer so vollkommenen Frau zu thun beliebt, selbstverständlich keine Sünde sein könne. Kennt man den Poenitenten zufällig, seinen Wandel und seine Verhältnisse, und erinnert ihn an seine wirklichen Charakterfehler und Verschuldungen, so kommt man schön an. Zu einer Betschwester, die sich wie gewöhnlich ihrer Zerstreuungen im Gebet mit großer Zerknirschung anklagte, sagte einmal ein Priester: „Ach, lassen Sie doch den Firlefanz, aber wie können Sie so niederträchtig gegen die gute Frau N. handeln!“ Da fuhr das heilige Wesen wie eine Furie zum Beichtstuhl heraus und — der Priester war sie für immer los; sie wählte sich einen andern Beichtvater. Noch übler würde man natürlich ankommen, wenn man einen angesehnen Mann wegen stadtbekannter Dinge, deren er sich aber nicht anklagt, zur Rechenschaft ziehen wollte. Sünden, grobe und schwere, und zahlreich wie der Sand am Meere, findet der Beichtvater wohl nur bei Knaben und Mädchen im Alter von dreizehn bis sechzehn Jahren. Die stöbern mit Gewissenhaftigkeit jede winzige Kleinigkeit auf, zittern, ob ihnen Gott auch ihre schwere Schuld vergeben werde, erkundigen sich mit Angst, ob sie sich eines sehr groben Verbrechens schuldig gemacht haben, wenn sie ein Stückchen Tropfwachs von der Größe einer Nuß unterschlagen haben, und nehmen sich mit Ernst vor, Heilige zu werden. Es ist ja auch da viel Mechanismus dabei. Sie legen gewöhnlich einen sogenannten Beichtspiegel zu Grunde, den sie teilweise abschreiben, und da zudem Menschen, die in denselben Verhältnissen leben, einander sehr zu gleichen pflegen, weiß der Priester bei jeder Kinderbeichte schon im voraus so ziemlich, was kommt; er atmet erleichtert auf, wenn der kleine Sünder endlich flüstert: „Ich habe Tiere gequält,“ denn das macht gewöhnlich den Schluß. Aber ein ganz

Digitized by Google

mechanischer Akt ist dieses Ablesen abgeschriebner Sünden (sie schreiben natürlich auch gegenseitig von einander ab; „pump mir mal deine Sünden," sagt eins zum andern) nur bei wenigen stumpfsinnigen Kindern, bei den geweckterm höchstens an Orten, wo ein schlechter, fauler oder unfähiger Geistlicher den Religionsunterricht erteilt. Den Kindern mag die Sache weder viel schaden noch viel nützen, aber den Geistlichen nützt sie; die nicht ganz verhärtet sind, verlassen doch nach einer Kinderbeichte immer beschämt den Beichtstuhl. Vom sechzehnten Jahre ab fällt dem Knaben die Aufrichtigkeit schwer. Er drückt sich über seine Peccadillen contra sextum möglichst allgemein aus, und allmählich findet er, daß kein Grund vorliegt, warum er bei andern Sündenklassen mehr ins Einzelne gehen solle. Auch schon die schärfere Ausbildung der Individualität (als Knabe verschlossen und trutzig!) macht ihn spröde, so daß er nicht leicht jemand in sein Inneres blicken läßt. Freilich bilden die Sünden meistens gar nicht das Individuelle, sondern nur das allgemein Menschliche. Je älter er wird und je mehr er die Welt kennen lernt, desto mehr gewinnt das cosi fan tutti über ihn Gewalt, er findet, daß er eigentlich noch viel zu gut sei für diese schlechte Welt, und so erwirbt er sich um das dreißigste Jahr herum jene strahlende Reinheit, die es ihm möglich macht, in der Osterzeit ohne sonderliche Beschämung den Beichtstuhl zu betreten, da er ja außer einigen Regungen eines gerechten Zorns nichts zu bekennen hat. Nicht auf dem sittlichen Gebiete liegt die Bedeutung des Beichtstuhls. Nur insofern spielt hier die Ohrenbeichte eine Rolle, als diese Einrichtung die Möglichkeit darbietet, in unauffälliger Weise gewissen außerordentlichen Seelenbedürfnissen abzuhelfen: schwer bekümmerten — namentlich unglücklich verheirateten Frauen — einen Tröster, innerlich reichen nach Vollkommenheit ringenden einen Führer und Ratgeber, großen Verbrechern die Möglichkeit eines Bekenntnisses, nach dem sie sich sehnen, zu vermitteln. Für solche Fälle ist das Institut in evangelischen Kreisen schon oft zurückgewünscht worden. Seine eigentliche Bedeutung aber liegt darin, daß es die Kraftprobe der römischen Kirche bildet; vermag sie über einen Mann so viel, daß er in den Beichtstuhl kriecht, dann hat sie ihn fürs ganze Leben sicher. Weibern und Kindern widerstrebt diese demütigende, vertrauensvolle Hingebung weniger, viele empfinden sogar ein Bedürfnis danach. Wie weit der Beichtstuhl für fremde, namentlich politische Zwecke gemißbraucht werden mag, läßt sich natürlich, vorausgesetzt, daß es überhaupt geschieht, nicht leicht ermitteln. Sollte es in größerm Maßstabe vorkommen, so würden Frankreich und Italien, auch Österreich, die Ohnmacht des Beichtstuhls beweisen.

Nicht in den Gewissensfragen im allgemeinen, an die man bei dem Worte Sittlichkeit zunächst denkt, ist der Katholik von seiner Kirche abhängig, sondern nur in zwei Klassen solcher Fragen: wo es sich um den Glauben und wo es sich um die Kirchengebote handelt. In beiden Gebieten jedoch ist der Unter-

Digitized by Google

schied zwischen ihr und den evangelischen Kirchen nicht grundsätzlicher Art, sondern betrifft nur den Umfang. Das protestantische Prinzip allerdings würde hier völlige Freiheit fordern, die lutherischen, reformirten und unirten Kirchen dagegen haben stets Dogmenzwang und Kirchenzucht geübt, nur daß sie weniger Dogmen und Kirchengesetze haben als die beiden katholischen Kirchen. Daß aus der Verpflichtung zum sonntäglichen Kirchenbesuch, aus dem Fastengebot und der Beobachtung der geschloßnen Zeiten (Advent und Fasten) der Sittlichkeit ein sonderlicher Schaden erwachse, dürfte schwer zu beweisen sein. Wenn eine katholische Magd, die bei einer protestantischen Herrschaft dient, Sonntags um halb fünf Uhr aufsteht, um der Fünfuhrmesse beiwohnen zu können, und Freitags das Stückchen Fleisch, das sie bekommt, einem Armen giebt, so scheint in einer Zeit, wo der Staat das Gebiet der Sittlichkeit zu verschlingen droht, und wo mancher angesehne Mann keine andre Normen des Handelns mehr kennt als das Strafgesetzbuch, das Polizeireglement und den Beifall oder die Mißbilligung der Vorgesetzten, solches Handeln einen Rest sittlicher Autonomie zu retten; denn von der Beobachtung jener Gebote hat die Magd keinen Orden sondern höchstens Spott und Schelte zu erwarten, im besten Falle bleibt ihr Thun unbeachtet, und kehrte sie sich nicht an die Kirchengebote, so würde ihr die Übertretung nicht den geringsten Nachteil zuziehen.

Es ist sonderbar, daß man die kantische Pflichtenmoral als die autonome hat preisen können. Schiller hat bei aller Begeisterung für Kant doch sofort eingesehn, daß es um die Autonomie, um die Freiheit, und damit um die Sittlichkeit selbst geschehen sein würde, wenn der Mensch radikal böse wäre und das Gute immer nur widerstrebend aus knechtischem Gehorsam gegen den kategorischen Imperativ thäte. Auch Herbart hat bemerkt, daß dieses „Du sollst“ und „Du sollst nicht“ edlere Gemüter nur beleidige. Nach Paulus ist es das Los des unerlösten Menschen, sich dem Gesetz als einem harten Zuchtmeister unwillig und unvollkommen nach Sklavenart zu fügen, während der Erlöste durch den Geist des Vaters, der ausgegossen ist in sein Herz, zum Kinde geworden, des Vaters Willen als seinen eignen mit Freuden erfüllt, und neuere Theologen suchen auch Luthers Rechtfertigungslehre in diesem Sinne zu deuten. Wir halten die paulinische Auffassung insofern für richtig, als wir glauben, daß der Geist des Christentums, wo er ungefälscht wirken darf, die sittliche Empfindung verfeinert und die Zahl der edeln Gemüter vermehrt. Solchen Gemütern ist es natürlich, Wohlwollen zu üben, gerecht zu urteilen, keines andern Menschen Rechte zu verkürzen, gegen jedermann wahrhaftig zu sein und ihre natürlichen Gaben in nützlicher Thätigkeit zu verwenden. Sie fühlen sich an diese Art zu handeln gebunden, und darin besteht eben ihr Pflichtgefühl. Aber in der Form des kategorischen Imperativs tritt es nicht auf. Wenn sie im Innern eine Stimme zu vernehmen glauben,

Digitized by Google

so klingt diese nicht: du mußt, du sollst! sondern: ich will es, ich mag und kann nicht anders. Das einzige, was einen solchen bewegen könnte, wider die Pflicht zu handeln, wäre eine harte, grobe und plumpe Obrigkeit, die ihm durch ihre Befehle und Anordnungen fortwährend zu verstehen gäbe, daß er gar nichts zu wollen, sondern nur zu gehorchen habe. Ein solcher Zustand raubt der Pflichterfüllung alle Freudigkeit, und wenn der also gemaßregelte endlich einsieht, daß sein guter Wille ganz überflüssig ist und daß der erste beste Lump mit Hilfe der Fuchtel in eine ebenso brauchbare und glatt arbeitende Maschine verwandelt wird, dann sagt er wohl einmal: Nun will ich gerade nicht, um zu zeigen, daß ich ein Mensch bin und freien Willen habe! Die Zahl der einfachen, schlichten Seelen, deren Leben, von außen betrachtet, als ein beständiges Opfer im Dienste der Pflicht erscheint, die aber nie etwas von Kant und Fichte gehört, nie im Leben ein erhabnes Moralsystem studirt oder erhabne Gedanken ersonnen haben, und die weiter nichts thun, als dem Zuge ihres edeln Herzens folgen, ist zum Glück für die Menschheit nicht gering. Nicht bloß Mütter giebt es, sondern auch Väter, Brüder, Schwestern, Muhmen, die für ein Häuflein Kinder einen Tag wie den andern arbeiten und entbehren, bis sie eines Tages tot umfallen, ohne sich etwas besonderes dabei zu denken oder außer dem Drange ihres Herzens noch eines andern Antriebes zu bedürfen. Auch durch Gewissenskonflikte kommt kein fremdes Element in edle Gemüter: in der Außenwelt, nicht in ihnen liegt der Widerspruch, der sie zerreißt und vielleicht tötet. Wenn ein Liebender von solchem Charakter entdeckt, daß er den Gegenstand seiner Liebe ohne Verletzung der Rechte eines andern nicht besitzen kann, so versteht sich der Entschluß der Entsagung von selbst, aber der Schmerz, den sie ihm zufügt, ist nichts unedles, kein Widerstreben gegen die Pflicht, kein Beweis für das radikale Böse, so wenig wie die leibliche Pein einer Mutter, die für ihr Kind hungert, und ihre Sehnsucht nach Speise die Erbsünde beweisen. Bei manchen Konflikten wird die Entscheidung einer edeln Natur gerade gegen das ausschlagen, was äußerlich als Pflicht erscheint; wenn ein Mann sich oder die Seinigen in eine unwürdige, unerträgliche Lage eingezwängt sieht und nach dem Worte des alten Arndt handelt: der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte, dann wird gewöhnlich eine Verletzung der äußern gesetzlichen Ordnung, eine Pflichtwidrigkeit herauskommen, eine kleine oder große Revolution.

Für gewöhnlich allerdings erscheinen die edeln Seelen pflichttreu, wenn sie auch bei allem, was sie thun, lediglich ihrer Natur folgen und gar nicht daran denken, daß sie Pflichten erfüllen. Ihre Moral ist Tugendübung, sie geht aus den sie beherrschenden sittlichen Ideen hervor. Für die rohern Seelen, die des Antriebs von außen und der Abschreckung, des Sporns und Zügels bedürfen, eignet sich die Pflichtenmoral, und die ist nun eben vor allem nicht autonom. Ein „Du sollst“ und „Du sollst nicht“ hört kein

Digitized by Google

Mensch von Natur in seinem Herzen. Von außen wird es in ihn hineingerufen, von Eltern, Lehrern, Priestern, Vorgesetzten, und tönt dann fort in ihm. In keinem Lande der Welt wird dieses Wort so oft und so nachdrücklich gerufen wie in Preußen, und da allgemein anerkannt ist, daß Kant nirgends anders gedacht werden kann als in Preußen, und daß er zu Friedrich dem Großen gehört, wie Fichte zum Freiherrn von Stein, so ist damit auch schon der Charakter seiner Moral als der Unteroffiziermoral deutlich genug ausgesprochen. Damit widerfährt ihr keine Herabsetzung; der preußische Unteroffizier ist eine weltgeschichtliche Größe; ihm verdankt unser Staatswesen jene Strammheit, Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, die es befähigten, Frankreich niederzuwerfen und das Deutsche Reich aufzurichten. Aber die höchste und feinste Moral ist sie nicht, und autonom auch nicht; der in ihr erzogne Soldat oder Beamte erfüllt seine Pflicht mit der Zuverlässigkeit einer Maschine, so lange ihm ein Vorgesetzter sagt, was für ihn Pflicht sei, aber wenn er selbständig handeln soll, wird er nur zu leicht ratlos. Wenn in Deutschland die Vorzüge der protestantischen Moral gepriesen werden, so meint man gewöhnlich die preußische. Manche scheinen sie darum für besonders evangelisch zu halten, weil das opus supererogatorium ein für allemal ausgeschlossen ist, wenn keiner mehr als seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit thun kann. Aber daß es den Norddeutschen mit dem Verzicht auf alle Verdienstlichkeit ihrer Tugend ernst sei, wird nicht eher glaubhaft sein, als bis der König von Preußen das Ordensfest abschaffen muß, weil ihm alle Orden zurückgeschickt werden. Der Einwurf: wir wollen ja nur vor Gott kein Verdienst haben, vor Menschen ist das etwas andres! ist hinfällig; es ist eine billige Tugend, sich vor Gott einen unnützen Knecht zu nennen, wenn man die Ehren einheimst, die die Welt vergiebt. Den Papst kostet es auch keine Selbstüberwindung, sich den Knecht der Knechte Gottes zu nennen; wenn er auf die dreifache Krone, den Fußkuß, die sella gestatoria und auf seine Souveränität verzichtete, dann könnte man an seine aufrichtige Demut glauben.

Die dritte Art von Moral, die Gütermoral, ist besonders in England ausgebildet worden, weil kein Volk der Welt mit solcher bewußten Absicht und solcher Beharrlichkeit nach Reichtum strebt wie die Engländer. Daß dieser Krämertypus nicht gerade der höchste Moraltypus sei, wird in England selbst anerkannt. Wer den Engländer veredeln wolle, meint John Stuart Mill, der müsse vor allem seinen Erwerbssinn schwächen. Unter den ökonomischen Tugenden, die dieses Moralsystem begünstigt, ist natürlicherweise die am meisten ausgebildet worden, die der Britte am nötigsten braucht: die Zuverlässigkeit im Handelsverkehr. Darin waren ihm die Holländer vorangegangen, von denen Sir William Temple seinerzeit schrieb: „Wo sie mit Sachverständigen verkehren, sind sie ehrlich, sonst suchen sie aus der Einfalt und Unwissenheit des andern Teils Nutzen zu ziehen.“ Aber die gleich-

Digitized by Google

mäßigste Ausbildung und allgemeinste Verbreitung aller ökonomischen Tugenden ist nicht in England, sondern in Frankreich zu finden. Alle Beobachter des gewerblichen und sozialen Lebens Frankreichs stimmen darin überein, daß der Bienenfleiß und die Sparsamkeit der französischen Bauern, Kleinhändler und kleinen Gewerbetreibenden Bewunderung verdienen, und daß die gewerblichen Erzeugnisse Frankreichs die jedes andern Landes in Schatten stellen. Die ökonomischen Tugenden finden sich nämlich überall unfehlbar von selbst in dem Maße ein, als sie dem Inhaber nützen. In Frankreich kann es auch der kleine Mann durch Fleiß, Mäßigkeit und Sparsamkeit zu bescheidnem Wohlstand bringen, seitdem die Revolution den Großgrundbesitz zerschlagen, Millionen kleine Besitzer geschaffen und diesen den Ertrag ihrer Arbeit leidlich gesichert hat, während unter den letzten Königen des vorigen Jahrhunderts, wo der Bauer in Lumpen gehen und seine Vorräte verscharren mußte, wenn er nur etwas vor dem Steuererheber retten wollte, hunderttausende dieser Unglücklichen fortliefen und ganze Armeen von Schmugglern, Vagabunden und Banditen bildeten. Dieselbe Wirtschaftlichkeit findet man in allen den deutschen Provinzen, die sich eines tüchtigen Bauernstandes erfreuen, bei den Halbpächtern Toscanas, und wo sonst die Verhältnisse ähnlich liegen. In England ist das nicht der Fall. Am Anfange unsers Jahrhunderts waren daher die Engländer der untern Klassen wenig besser als die Irländer und aller wirtschaftlichen Tugenden bar; erst die Gewerkvereine haben den Bestand einer gehobnen Arbeiterschaft möglich gemacht, und kleine Besitzer giebts überhaupt nicht. Der Fabrikant Escher in Zürich, der zweitausend Arbeiter verschiednr Nationen zu beschäftigen pflegte, hat die Nationalitäten von seinem Standpunkte aus charakterisirt. Die intelligentesten, die des Fabriksleiters Meinung rasch auffassen und sich in neue Verhältnisse leicht hineinfinden, sind die Italiener. (Sehr natürlich! Von Haus aus gut begabt, haben sie sich in ihrer Heimat frei entfalten können; ihr Geist ist in der Jugend weder durch Schuldrill noch durch Fabrikarbeit steif und einseitig geworden.) Dann kommen die Franzosen, dann erst die langsamen Engländer, Schweizer, Deutschen und Holländer. Die Engländer sind unübertrefflich in der einen Arbeit, für die man sie abgerichtet hat, aber sonst zu nichts zu gebrauchen. Bei den Sachsen hat die gute Schulbildung günstig gewirkt, sie sind, ähnlich wie die Schweizer, von großer allgemeiner Brauchbarkeit und nach kurzer Vorbereitung tauglich, jede Beschäftigung zu übernehmen. In sittlicher Beziehung stehen die Engländer am tiefsten. „Sie zeigen sich als die unordentlichsten, ausschweifendsten und widerspenstigsten, als die am mindesten achtungswerten und zuverlässigen von allen Nationen, aus denen ich Leute beschäftigt habe. Das gilt allerdings nur von denen, die keine Erziehung genossen haben. Wenn diese ungebildeten Arbeiter von den Banden der eisernen Disziplin, worin sie von ihren Arbeitgebern in England gehalten werden, freikommen und mit derjenigen Höflich-

Digitized by Google

keit und Freundlichkeit, die die gebildetern Arbeiter auf dem Kontinent zu erwarten haben, behandelt werden, so verlieren sie vollständig ihr Gleichgewicht; sie begreifen ihre Stellung nicht, werden ganz unlenksam und unbrauchbar." Mill, der das mitteilt (a. a. O. I S. 116 ff.), fügt hinzu: „Hiervon kann man sich in England selbst überzeugen. Sobald einem gewöhnlichen englischen Arbeiter eine Idee von Gleichheit in den Sinn kommt, verdreht sie ihm den Kopf; sobald er aufhört unterthänig zu sein, wird er unverschämt."

Wir sehen, daß alle diese Unterschiede weit mehr von andern Ursachen als von den Konfessionen herrühren. Auch mit der Jesuitenmoral ist nicht viel anzufangen. Es ist sehr komisch, wenn man hört, wie sich Philister und Lebemänner, mit deren Moral verglichen die von Gury als übermäßig rigoros erscheint, über die unsittlichen Grundsätze der Jesuiten ereifern. Wenn sich nur alle Bankiers, Kassenbeamten und liebebedürftigen Männer genau nach der Jesuitenmoral richten wollten, dann könnten die Besitzer von Effekten, Gattinnen und Töchtern ruhig schlafen! Wenn man der Jesuitenmoral einen Vorwurf machen kann, so ist es nicht der, daß sie eine absonderliche, sondern daß sie die Allerweltsmoral ist und wie eines eigentümlichen Gepräges und eigner Gesichtspunkte, so auch des höhern Schwunges entbehrt. Auf solche Geschichten, wie sie Pascal geißelt, ist kein großes Gewicht zu legen; bei der kasuistischen Behandlung der Moral kommt immer ungereimtes und anstößiges heraus. Nicht in einzelnen laxen Sätzen liegt das bedenkliche — sehr große Männer sind noch laxer gewesen —, sondern in der Kasuistik an sich, in der Anleitung zum Berechnen und Abwälzen der Schuld. Diese Methode, nicht die Meinungsverschiedenheit darüber, was als erlaubt oder unerlaubt gelten soll, macht, wie schon bemerkt wurde, die Jesuiten dem Deutschen mit Recht unsympathisch. Noch zwei andre Gründe, die nur mittelbar ins Gebiet der Moral eingreifen, würden jeden deutschen Patrioten zu entschiednem Protest verpflichten, wenn irgendwo die Absicht vorläge, einen größern Teil der deutschen Jugend den Jesuiten zur Erziehung anzuvertrauen: ihr engherzig dogmatischer Standpunkt, der es ihnen unmöglich macht, ohne Preisgebung des eignen Glaubens den Überzeugungen andrer gerecht zu werden und demnach zu Fanatismus führt, und die entnervende Pflege des Gehorsams als der höchsten Tugend; ist doch der Gehorsam mehr ein notwendiges Übel als eine Tugend.

Vor fünfzig Jahren kam es noch vor, daß ein Pommer nur mit Bangen nach Oberschlesien, ein Oberschlesier nicht ohne große Sorge um sein Seelenheil nach Pommern wanderte, weil beide in dem Lande der andern Konfession unter Wesen andrer Gattung, wo nicht unter lauter Teufel zu geraten fürchteten. Bei dem heutigen Weltverkehr kann es niemand mehr verborgen bleiben, daß es überall gute, gewöhnliche und schlechte Menschen giebt, und daß die

Digitized by Google

Moralgrundsätze, die von den guten beobachtet, von den schlechten verletzt werden, überall so ziemlich dieselben sind. Wenn an dem einen Orte die Diebstähle, an einem andern Trunksucht und Völlerei, an einem dritten Verletzungen der Keuschheit oder Körperverletzungen auffällig mild oder auffällig streng beurteilt werden, so kommt das meistens nicht von der Verschiedenheit der Konfessionen, sondern von Unterschieden des Temperaments und der sozialen Verhältnisse. Was den Tiroler Bauern vom pommerschen, den Spanier vom Norweger unterscheidet, das ist nicht eine andre Auffassung seiner bürgerlichen und häuslichen Pflichten, sondern daß er neben diesen noch allerlei kirchliche Pflichten anerkennt; er macht bei verschiednen Gelegenheiten Kreuze und Kniebeugungen und hält sich für verpflichtet, Sonn- und Feiertags in die Kirche zu gehen und auch an andern Tagen gewissen Andachtsübungen obzuliegen. Damit hätten wir den einzigen greifbaren und unzweifelhaften Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Sittlichkeit genannt; der katholische Pflichtenkreis umschließt religiöse Pflichten, die im protestantischen fehlen, und die Wirkung der Reformation im sittlichen Gebiete beschränkt sich darauf, daß der Mensch von dem Übermaß kirchlicher Pflichten befreit und mit Ernst auf seine bürgerlichen Pflichten verwiesen worden ist, daß die Männer und Frauen wieder gelernt haben, Gott weniger mit Kirchengehen und Wallfahren, mit Spendung von Ablaß- und Meßgeldern, als mit Hobeln, Schmieden und Kinderwarten zu dienen. Und nicht einmal dieser Unterschied ist grundsätzlicher Natur; denn auch der katholische Katechismus lehrt, daß die Berufsarbeit des frommen Christen ein beständiger Gottesdienst sei, die ältern Mönchsorden haben die bei Griechen, Römern und Germanen gering geachtete Handarbeit zu Ehren gebracht, und schon Thomas a Kempis hat gewarnt: Qui multum peregrinantur, raro sanctificantur. Anderseits würde sich doch auch der fromme Lutheraner oder Kalvinist der Sünde schuldig zu machen glauben, wenn er beharrlich den Gottesdienst versäumen und auch im Kämmerlein niemals beten wollte. Aber im großen und ganzen tritt allerdings dort mehr der Zug nach dem Jenseits, hier mehr der nach dem Diesseits hervor; der Protestant hält es im allgemeinen mit Martha, während der fromme Katholik, und noch mehr die Katholikin, gern den bessern und meistens auch bequemern Teil wählt, mit Maria zu des Herrn Füßen zu sitzen. Dort liegt die Gefahr weltlicher Verflachung und Gottvergessenheit, hier die des frommen Müßiggangs und der Schwärmerei näher.

Das andre, was der konfessionellen Moral hie und da eine andre Färbung verleiht, ist schon besprochen worden. Der Katholizismus legt auf die Barmherzigkeit, der Protestantismus auf die Gerechtigkeit größeres Gewicht. Nur ganz kurz wollen wir noch auf die juristischen, sozialen und politischen Wirkungen dieses Unterschiedes hinweisen. Während die Barmherzigkeit den Hungrigen speist, ohne nach seiner Würdigkeit zu fragen, fordert die Gerech-

Digitized by Google

tigkeit, daß, wer nicht arbeitet, auch nicht esse. Dieser Grundsatz hat in England zusammen mit der Geldgier, in Preußen zusammen mit der strengen Pflichtmoral bewirkt, daß die Kräfte des Volkes aufs höchste angespannt wurden. Dieser Kraftanspannung hat England den ungeheuern Reichtum der obern Zehntausend, Preußen die Tüchtigkeit seines ganzen Volkes und einen leidlichen allgemeinen Wohlstand auf kargem Boden zu verdanken. Allein wie alle guten Dinge, so hat auch der Nutzen jenes schönen Grundsatzes seine Grenzen. Sobald die Überproduktion anfängt, kann daraus, daß alle arbeiten wollen oder sollen, nur noch Verlegenheit entspringen. Da heutzutage nicht mehr für den Konsum, sondern für den Markt produzirt wird, so hört mit dem Absatz auch die Produktion auf: für die Produktion unverkäuflicher Waren findet sich kein Unternehmer. Sollte es einem der Phyllozera verwandten Insekt einfallen, die Baumwollenstauden, die Leinensaaten und die Seidenwürmer zu überfallen, so würde die Wolle enorm im Preise steigen, und bei den heute herrschenden Grundsätzen der Produktion ist gar kein Zweifel, daß dann einige Millionen Bauern, Knechte und Tagelöhner die Arbeit verlieren und einigen tausend Schafhirten Platz machen würden. Auch ohne eine solche Katastrophe wird sich schon nach wenigen Jahren die Zahl der arbeitlosen Arbeitfähigen, die nur durch Almosen erhalten werden können, auf Hunderttausende belaufen. Gäbe es überall solche tapfere, barmherzige Christen, wie der Pastor Klein in Reinerz einer ist, der sich endlich das Recht erkämpft hat, die dortigen Hungernden mit wöchentlicher Brotverteilung zu speisen, so hätten wir vielleicht jetzt schon in Deutschland fünf bis zehn Millionen Almosenempfänger.

Das greift nun zugleich in die Rechtspflege ein. Wo nach katholischer Anschauung das Almosengeben als ein gutes Werk gilt, da darf allenfalls die Polizei, der öffentlichen Ordnung und Sicherheit wegen, gegen übermäßigen Bettel einschreiten, aber kein Gesetz darf den Bettel zum Verbrechen stempeln. Dieser kann zu einer großen Last für die wohlhabendere Bevölkerung, aber die Armut kann niemals zu einer Gefahr für den Staat werden. Im Protestantismus, wo man alles aufs Recht gestellt hat, mag man nun zusehen, wie man mit dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag und zunächst mit dem Recht auf Arbeit fertig wird. Wo sich die Armen und Unglücklichen in jeder verschuldeten oder unverschuldeten Notlage vertrauensvoll an die Mildherzigkeit der Begüterten wenden können, bedarf es keiner Feststellung ihrer Rechte; anders bei uns, wo das geradezu verboten ist. Der Richter in großen Städten kommt heute sehr häufig in die Lage, Dutzende von „Strolchen" — vor fünfzig Jahren hießen sie noch arme Reisende — aburteilen zu müssen. Sie werden verurteilt, entweder weil sie gebettelt oder sich keine Wohnung verschafft haben. Der verurteilende Richter weiß es ganz genau, daß in einer Zeit, wo es schon anständig gekleideten und tüchtigen Menschen oft schwer

Digitized by Google

fällt, Arbeit zu finden, so ein heruntergekommner Schelm gar keine Aussicht hat, daß er höchstens hinausgeworfen werden würde, wenn er sich einem Hauswirt als Mieter vorstellen wollte, daß ihm also nach Verbüßung seiner Haft, wenn er sich nicht aufhängen will, gar nichts anders übrig bleiben wird, als sich wieder bettelnd oder stehlend herumzutreiben, falls er es nicht vorzieht, sich durch Einschlagen eines Schaufensters das Recht auf die Rückkehr ins Gefängnis zu erzwingen; aber der Paragraph steht einmal da, und so muß denn der Mann verurteilt werden. Daß die Verurteilung ungerecht und grausam ist, kommt hier nicht in Betracht. Wir haben nur das eine hervorzuheben, daß sie wegen eines Vergehens verhängt wird, das zu unterlassen unmöglich ist, und daß, wenn sich dergleichen Verurteilungen häufen (was bekanntlich auch in andern Gebieten des Strafrechts geschieht), die Strafrechtspflege ihren Sinn und ihre natürliche Grundlage verliert. Den Zweck, durch Abschreckung von Übertretungen die öffentliche Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten, erfüllt die Strafrechtspflege nur dann, wenn kein Übertreter des Gesetzes, der entdeckt wird, der Strafe entgeht, und wenn nichts Unmögliches geboten wird. Mit der Möglichkeit der Beobachtung des Gesetzes hört dessen verpflichtende Kraft, und mit einer nach zehntausenden zählenden Menge der Übertretungen die Möglichkeit seiner durchgreifenden Anwendung auf. Die Verurteilung erscheint dann nicht mehr als unabwendbare Folge der Übertretung, sondern als ein individuelles Unglück, dessen möglicher Eintritt so wenig von der Übertretung abschreckt, wie der mögliche Katarrh vom Besuch eines Balles; mit der Furcht wie mit der Ehrfurcht vor dem Gesetz ists dann vorbei.

Ein Recht auf Arbeit giebt es ursprünglich so wenig wie irgend ein anders angebornes Recht, aber der Staat kann es gleich andern positiven Rechten schaffen, und indem er Bettel, Landstreichertum und Obdachlosigkeit verbietet, hat er es schon geschaffen. Eine Rechtsordnung, die den Satz ad impossibilia nemo tenetur nicht berücksichtigen wollte, würde ihre Daseinsberechtigung preisgeben. Verpflichtet der Staat jeden Mittellosen zur Arbeit, dann muß er, das hat schon J. G. Fichte gesagt, auch einem jeden Arbeit verschaffen. Auf dem gegenwärtigen Stundpunkte stehen zu bleiben, ist ihm unmöglich; er muß entweder zurück oder vorwärts, entweder das Betteln und Vagabundiren gestatten oder für jedermann Arbeit schaffen. Man pflegt nun zwar einzuwenden, die Vagabunden seien nicht sowohl arbeitslos als arbeitsscheu und verdienten daher die Strafe. Allein der Beweis der Arbeitsscheu ist gar nicht zu erbringen, so lange der Staat nicht Arbeit schafft, zumal wenn er gar, wie das diesen Winter geschehen ist, aus seinen Werkstätten noch eine Menge Arbeiter entläßt und dadurch erklärt, daß das Angebot von Arbeit die Nachfrage übersteigt. Der Einwurf trifft also den Gegenstand gar nicht. Dazu richtet seine Beachtung wirtschaftlichen und sozialen Schaden an. Daß

Digitized by Google

im Konkurrenzkampfe nicht die Starken, ſondern die Schwachen unten zu liegen kommen, verſteht ſich von ſelbſt. Man weiß daher im voraus, daß das Vagabundentum aus den ſchwächlichſten Perſonen beſteht, und es iſt gleichgiltig, ob im einzelnen Falle leibliche oder Geiſtes- oder Charakterſchwäche die erſte Urſache des Untergangs war. Nehmen wir nun an, alle dieſe Wichte würden plötzlich durch ein Wunder in Helden verwandelt und eroberten ſich Stellungen im Gewerbe, ſo wäre das doch nur durch die Verdrängung der frühern Inhaber dieſer Stellen möglich, und nun müßten dieſe vagabundiren. Die wunderbarſte Steigerung der gewerblichen und ſittlichen Leiſtungskraft aller Staatsangehörigen könnte an der Thatſache, daß — ſagen wir fünfhunderttauſend, nach fünf Jahren vielleicht fünf Millionen Menſchen vagabundiren müſſen, nicht das mindeſte ändern, oder vielmehr könnte ſie höchſtens verſchlimmern, indem ja, je größer die Leiſtungskraft der einzelnen iſt, deſto weniger Arbeiter erforderlich ſind, den Bedarf des Marktes zu befriedigen, und der Bedarf des Marktes deſto geringer wird, je enthaltſamer die Arbeiter leben. Unter den heutigen Umſtänden die Vagabunden zum Arbeiten zu zwingen, heißt den Lohn der ordentlichen Arbeiter drücken und die ſchwächern von dieſen ins Vagabundentum hinabſtoßen. Der proteſtantiſche Grundſatz iſt in die Maſſen eingedrungen. Wer von den Arbeitern noch nicht verlumpt iſt, der verſchmäht das Almoſen und fordert lohnende Arbeit als ſein Recht. Der Staat mag nun zuſehen, wie er ſich mit dieſer Forderung abfindet.

Philipp Albert Stapfer

Der Schweizer Stapfer iſt bekannt als ein Mann, der ſich um das Schulweſen ſeines Vaterlandes unvergängliche Verdienſte erworben hat. Seine diplomatiſche Thätigkeit konnte, da ſie in die Zeit der krauſen, einem Fremden nicht leicht verſtändlichen Verfaſſungswirren fällt, nicht ſo viel Beachtung finden, und genau die zweite Hälfte ſeines Lebens, 37 Jahre, blieb er der Öffentlichkeit fern. Daher werden außerhalb der Schweiz viele mit einiger Verwunderung vernehmen, daß eine zwei ſtarke Bände von 66 Druckbogen füllende Auswahl aus ſeinem Briefwechſel veröffentlicht worden iſt. Sie bildet den 11. und 12. Band der Quellen zur Schweizer Geſchichte, herausgegeben von der Allgemeinen Geſchichtforſchenden Geſellſchaft der Schweiz (Baſel, A. Geering), und in der That hat ein großer Teil des Inhalts ausſchließlich für die Geſchichte der Schweiz, insbeſondre für die Geſchichte der Staatsumwälzung um die

Digitized by Google

Wende der beiden Jahrhunderte, Bedeutung. Aber auch solche auf ein kleineres Gebiet sich beschränkende authentische Beiträge sind dem Geschichtsfreunde und dem Politiker wertvoll zur Charakteristik einer Periode, aus der für die Gegenwart so viel zu lernen ist, und überdies hatte Stapfer durch seine amtlichen Stellungen und persönlichen Beziehungen vielfach Gelegenheit, Blicke über den engern Kreis des Wirkens in seinem Berufe hinaus zu thun. Die Ausgabe ist von Dr. Rudolf Luginbühl, dem Verfasser einer Biographie Stapfers, mit musterhafter Sorgfalt hergestellt worden. Den Briefen gehen Regesten, eine Übersicht der orthographischen Eigentümlichkeiten der Briefschreiber im Deutschen wie im Französischen und ein Lebensabriß Stapfers voraus. Anmerkungen und genaue Personen- und Ortsregister erleichtern die Benutzung des Werkes.

Stapfer war 1766 als Sohn eines Pfarrers in Bern geboren, widmete sich dort und in Göttingen dem Studium der Theologie und dann in seiner Vaterstadt der akademischen Thätigkeit, bis ihn seine Regierung 1798 in politischen Angelegenheiten nach Paris sandte. Schon im Sommer desselben Jahres wurde er zurückberufen und zum Minister der Künste und Wissenschaften ernannt. Zwei Jahre verblieb er in dieser Stellung. Über sein System spricht er sich in einem Schreiben an seinen Freund Paul Usteri auf dessen Wunsch im Jahre 1812 sehr interessant aus. Er wünschte der „unseligen Anarchie“ im Unterrichtswesen dadurch ein Ende zu machen, daß „jeder Sache ihre Zeit angewiesen, und das Reine in unserm Wissen, das bloß Instrumentale und Formelle, von der Anwendung geschieden“ würde. Zu diesem Zweck sollten alle damals in der Schweiz bestehenden hohen Schulen in „gründliche Vorbereitungsanstalten“ für eine einzige Nationaluniversität umgeschaffen werden. „Überall Lyceen, écoles préparatoires, die den Menschen bilden sollten, aber eine einzige école des travaux publics oder Fakultätsanstalt. Das Ganze sollte ein Institut krönen, das „die ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller in sich begriffen und zugleich die Oberaufsicht über die ganze Unterrichtshierarchie geführt hätte.“ Er hoffte von dieser Organisation neben den innern Vorzügen auch wirtschaftliche Vorteile, „indem durch die Scheidung des Reinen und Menschlichen vom Angewandten und Bürgerlichen alle unnützen Lehrstühle und doubles emplois weggefallen wären.“ Die Wahlfähigkeit für Stellen in allen Zweigen der Staatsverwaltung sollte von Zeugnissen über vollendete Universitätsstudien oder wenigstens über „propädentische Kultur“ abhängig sein. Der „heillosen Verwahrlosung der Bildung der untern Volksklassen“ hatte Stapfer zunächst durch Bestellung von Erziehungsräten und Inspektoren zu steuern gesucht, und er rühmt die Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit, mit der die gebildetsten Männer in jedem Kanton die mühevollen, vielfach verdrießlichen Arbeiten unentgeltlich übernommen hätten. Andrerseits begegnete er auch starkem Widerstande, und daß er mit seinem unitarischen, wie wir jetzt sagen

Digitized by Google

würden, zentralistischen System ohne Rücksicht nicht nur auf den bekannten Kantönligeist, sondern auf das berechtigte Unabhängigkeitsgefühl und die Eigenartigkeit vorgegangen sei, hat er später selbst als einen Fehler anerkannt. Nur die „Schulinspektoren-Creation" hat, wie er in jenem Briefe sagt, alle andern Revolutionsschöpfungen überlebt.

Im Sommer 1800 wurde er von der Regierung abermals nach Paris geschickt, weil man hoffte, er würde in nichtoffizieller Stellung die Interessen der Schweiz wirksamer vertreten können; doch bald erhielt er den Posten eines Gesandten. Er bemühte sich nach Kräften, der Arbeit der Franzosen, die, wie der damalige französische Staatsrat P. L. Roederer rückhaltlos zugesteht, in die Schweiz gekommen waren, um sie zu zerstören und zu verderben, Halt zu gebieten, aber mit geringen Erfolgen, wie uns scheint, wenn auch der Biograph sie bedeutend findet. Freilich lag die Schuld zum guten Teil an der Unentschlossenheit und den Parteizwisten in der Schweiz selbst. Um so wichtiger sind seine Urteile. Schon am 27. September 1800 schreibt er an Usteri: „Bis zur Evidenz ist es mir nun klar und erwiesen, daß die französische Regierung die Einführung einer die wahre Freiheit begünstigenden Verfassung nicht nur nicht befördern will, sondern auf alle mit ihrem Interesse und ihren nun einmal öffentlich angekündigten Grundsätzen unvereinbare Art zu hindern entschlossen ist. Der Zweck Bonapartes ist gewiß kein andrer als der, Frankreich unter republikanischen Formen und Namen unumschränkt und à la Louis XIV. zu regieren." Jede Mitwirkung der Nation („ich sage mit Fleiß der Nation und nicht des Volkes") bei der Bestellung „ihrer Geschäftsträger" werde verschrieen, lächerlich, verabscheuungswürdig, jede wahre Volksvertretung unmöglich gemacht, jede freimütige republikanische Äußerung unterdrückt oder bestraft, dagegen Jakobiner und Royalisten begünstigt. „Es wird planmäßig daran gearbeitet, die ganze Nation wieder monarchisch zu stimmen, versteht sich, nicht um einem Bourbon wieder den Weg zum Throne anzubahnen, sondern um den neuen Octavian, qui plebem discordiis civilibus fessam sibi, specie reipublicae conservata, se subjecit, das Herrschen leicht zu machen. Nicht nur hat dieser Jüngling bei seinen großen Talenten keine Seele und keinen Funken von Moralität, sondern er verfolgt recht systematisch den Plan, den so viele Könige gleichsam instinktmäßig befolgt haben." Diese Charakteristik um diese Zeit bezeugt allein schon den staatsmännischen Scharfblick Stapfers, und seine weitern Erfahrungen im Verkehr mit Bonaparte bewiesen ihm selbst, daß er ihn nicht ungerecht beurteilt hatte.

Im Jahre 1803 entsagte Stapfer der politischen Thätigkeit, schlug die wiederholten Anerbieten von Ämtern in der Heimat aus und blieb in Frankreich. Der Gedanke, wieder in die kleinen und kleinlichen Verhältnisse der Schweiz zurückzukehren, konnte wohl nichts verlockendes für ihn haben, um so weniger, als er über seine Landsleute im allgemeinen ziemlich ungünstig

Digitized by Google

dachte. In einem Briefe vom Jahre 1815 spricht er sich mit Bitterkeit aus über „eine Gesellschaft, wo man aus der Philisterei eine Art von Spießbürgerehre macht und gemeine, pöbelhafte Urteile und Empfindungen wohl gar verdienstlich glaubt, weil man ohne Delikatesse und mit Grobheit zur Schau trägt, was man anderwärts aus Zartgefühl und Schicklichkeitsgefühl so sehr als möglich verbirgt. Ich sträube mich seit Jahren, aber ohne Erfolg, gegen die traurige Überzeugung, daß die obern, leitenden Volksklassen in unserm Lande der Ehre, das Haupt eines biedern freiheitsliebenden Volkes zu sein, sehr unwürdig waren." Über die Ursachen dieser Ausartung lasse sich ein Buch schreiben. Der lange Friede habe entnervt, ohne Arbeit und Anstregung seien die Patrizier in den Besitz aller Stellen gelangt, für andre sei das willenlose Sichanschmiegen an einflußreiche Familien das Mittel gewesen, emporzukommen. Er schildert umständlich die Vernachlässigung aller geistigen Interessen („in Bern fast ausschließlich französische Leserei"), Reislaufen, Geldspekulationen als die natürlichen Ursachen des Mangels an fähigen, charaktervollen Männern, den die Revolution und die Ereignisse nach 1813 auf eine so klägliche Art vor den Augen Europas enthüllt hätten. Daß es in Zürich besser stehe, sei der demokratischen Verfassung und der Nähe Deutschlands zuzuschreiben. Zu solcher Abneigung gegen schweizerisches Wesen kam aber noch ein Umstand, der Stapfer zur Niederlassung in Frankreich bestimmte: er war mit einer Französin verheiratet. Ließe sich statistisch feststellen, wie viele Deutsche dem Vaterlande verloren gehen durch Eheschließung mit Französinnen, Engländerinnen, Russinnen, Polinnen u. s. w., wir würden überraschende Ziffern erhalten, überraschend zumal im Vergleich mit Fällen eines umgekehrten Verhältnisses. Wie lange dauert es in der Regel, bis nach Deutschland eingewanderte Ausländer, Männer und ganz besonders Frauen, die Einbürgerung nicht als ein Hinabsteigen ansehen! Auch Stapfers Söhne wurden Franzosen; Guizot war ihr Hauslehrer, einer übersetzte den Faust ins Französische.

Der Vater selbst freilich bleibt beidlebig, unterhält einen lebhaften Briefwechsel nach beiden Seiten, vor allen mit Usteri und Laharpe und mit vielen andern Gelehrten und Staatsmännern, darunter beiden Humboldt, Eichhorn, Ölsner, Ch. Vikt. Bonstetten, den Monods, Zschokke, Volney u. a., seine Thätigkeit für die Sache des Protestantismus bringt ihn wie mit Aug. de Stael auch mit Hengstenberg und Tholuck in Verkehr. Natürlich laufen dabei Urteile über die zeitgenössische Litteratur mit unter, von denen eins überraschend klingt; die deutsche Litteratur, schreibt er 1808 an Laharpe, sei vielleicht noch nicht en décadence, mais en délire. Goethe und die Schlegel auf der einen Seite, die Ultra-Kantianer auf der andern hätten die Sprache wahrhaft entstellt und die Geistesrichtung verdorben! Mehr einverstanden kann man mit den Aussprüchen über Johannes v. Müller sein, die sich übereinstimmend in Briefen an Laharpe und Usteri finden. Er erkennt die Gelehr-

Digitized by Google

samkeit des Geschichtschreibers an, sein Talent zu schildern und seinen genialen Blick. Aber der Stil, den sich Müller zurechtgemacht hatte, hat für Stapfer etwas Peinliches durch das Anspruchsvolle und die erkünstelte Würde. „Diese gezwungenen Inversionen, diese Archaismen, diese altfränkischen Wendungen (tournures gothiques), die majestätisch sein sollen, machen auf mich den Eindruck, als sähe ich einen Richter, der sich durch Aufblähen und durch Verzerren der Gesichtszüge Ansehen geben möchte."

Da Stapfer bis in sein hohes Alter den Gedanken- und Nachrichtenaustausch mit den Freunden in der Heimat pflegte, noch die ersten zehn Jahre des Julikönigtums mit erlebte, und an den Ereignissen in Frankreich, wenn auch nur als Zuschauer, immer den lebhaftesten Anteil nahm, enthalten seine Briefe allerlei interessanten geschichtlichen Stoff, nicht nur die Schweizer Zustände betreffend. Für die erste Zeit steht natürlich Napoleon in erster Reihe, und es ist bezeichnend, wie in den Briefen, die Stapfer schreibt oder empfängt, der Name des Beherrschers der Franzosen wechselt: Bonaparte, der General, der Konsul, der Kaiser, Napoleon, gelegentlich sogar Sa Majesté, nach 1814 Buonaparte. Auf die Art der Leitung der öffentlichen Meinung fallen mehrfach Streiflichter. So wird 1801 erzählt, die eben damals erschienene Schrift La philosophie de Kant von dem Lothringer Villers (der zuerst vor den Jakobinern, dann vor Napoleon in Lübeck und Göttingen Zuflucht fand) sei in Paris „aus Furcht vor den Juden nirgends rezensirt worden." Man habe Bonaparte weisgemacht, die Kantische Philosophie untergrabe die Throne und Altäre „jeder Art", und so habe denn der Polizeipräfekt allen Journalisten verboten, für oder gegen irgend eine Religion oder Staatsverfassung spekulative Räsonnements zu drucken. Als Roederer im Staatsrate den ersten Konsul darauf anredet, daß Frankreich trotz der Revolution une religion dominante zu erhalten scheine, bekommt er die klassische Antwort: Oui, dominante, mais non pas dominatrice. 1806 versichern Ohrenzeugen, es vergehe kein Tag, wo nicht Napoleon gegen die Metaphysik, d. i. Philosophie, und die Agiotage, d. i. den Handelsgeist, Sarkasmen loslasse. Im Anschluße hieran bezeichnet es Stapfer als höchst wahrscheinlich, daß in zwanzig Jahren die französische Nation nur noch aus Satrapen oder Staroſten, kleinen Krämern und Soldaten bestehen werde. Als 1811 das Verbot ergangen ist, in den Zeitungen von Büchern zu sprechen, die nicht vorher im offiziellen Buchhandels-Direktions-Journal angezeigt worden sind, die Regierung also abermals ein Mittel mehr hat, jede ihr unbequeme Erscheinung den Franzosen zu verheimlichen, thut Stapfer den Ausspruch: „Kein Fürst hat je mehr oder gar so viel für Wissenschaften gespendet wie Napoleon, und keiner weniger angeregt und aufgerufen als er." Merkwürdigerweise läßt er sich einige Monate später zu dem Glauben verleiten, die Bücherzensur gehe in ihrer Strenge über des Kaisers Absicht hinaus, weil sich dieser im Staatsrate den einzigen Vertreter liberaler Grund-

Digitized by Google

sätze genannt hat. In den Jahren nach 1813 fließt die Quelle leider schwächer. Im Oktober des genannten Jahres (das Datum 8. muß wohl ein Schreib- oder Druckfehler sein, da bereits der Anschluß Baierns an die Verbündeten erwähnt wird) empfiehlt Stapfer den Schweizern dringend, ihre Neutralität zu wahren, verweist auf die ungeheuern Hilfsquellen Frankreichs und die Bereitwilligkeit der Nation, jeder Forderung der Regierung zu genügen. „Die Alliirten rechneten ganz sicher falsch, wenn sie sich mit einem Aufstand im Innern oder mit Erschöpfungsideen schmeichelten." Ende November rühmt er die Ruhe und das Sicherheitsgefühl in der Beurteilung der Lage bei den verständigsten Leuten in Paris. Man rechne sehr auf die Familienbeziehung in Wien, und die Besorgnis, die Rußlands wachsender Einfluß ebendort erregen müsse. Doch kann er nicht umhin, auch das Zunehmen der Mutlosigkeit und der Friedenssehnsucht zu erwähnen, wofür er das System verantwortlich macht, den Ideenverkehr und die sittliche Bildung der Reichsangehörigen einer Art von Regie wie den Tabak zu unterwerfen. Nach Napoleons Abdankung spiegelt sich die Stimmung der vom Drucke befreiten Franzosen auch in den Briefen. In der Provence hat ein Bauer dem durchreisenden Exkaiser unter fürchterlichen Verwünschungen eine Laterne unter die Nase gehalten und den Umstehenden zugerufen: Seht euch den Elenden gut an, das Blut des Herzogs von Enghien strömt ihm aus dem Munde! Und im März 1815: „Buonaparte hat niemand für sich als die plünderungslustige Meute, die die Länder nur als Beute zum Ausrauben betrachtet." Sie sei allerdings zu fürchten, und die Regierung habe Ungeschick genug bewiesen, die Käufer von Nationalgütern und die Freunde einer vernünftigen Freiheit zu beunruhigen und die Eigenliebe des Heeres zu verletzen.

Das Verhältnis Napoleons als Konsul zu seinem Bruder Lucian als Minister und ihre angeblichen Zerwürfnisse beurteilt Stapfer so, daß man an Napoleon III. und Plonplon erinnert wird. Alles sei Komödie, Lucian sei gewiß kein Jakobiner, und er diene nur dazu, seinem Bruder die Geheimnisse der Jakobiner zu hinterbringen. Ein Zank zwischen Fouché und Lucian Bonaparte gab dem Konsul Gelegenheit zu einem salomonischen Urteil. Der Polizeiminister beschwerte sich über einen Brief seines Kollegen, worin es hieß: Es kann nicht überraschen, daß du, mit Blut besudelt, glaubst, es seien noch nicht Verbrechen genug in Frankreich verübt worden! und Napoleon erklärte, da Lucian ihn duze, sei der Brief vertraulicher Natur und keine Staatsschrift. Daß Talleyrand bald in Gunst, bald in Ungnade steht, aber immer verachtet wird, ist nichts neues, aber dieser fortwährende Wechsel in den Stellungen auf demselben Boden macht den Eindruck eines politischen Lustspiels, und es ist bedauerlich, daß sich Scribe dieses Stoffes nicht bemächtigt hat; natürlich hätte er ihn in ein andres Land und in eine andre Zeit verlegen müssen, um nicht gesteinigt zu werden.

Digitized by Google

An Talleyrand scheint sich denn auch der Witz der Pariser am meisten gewagt zu haben. Es kommen hier einige artige Anekdoten vor, die er in seinen Memoiren nicht erwähnt hat. Charles Guillaume Etienne, ein Schriftsteller, der in der wechselvollen Zeit vielfach auf- und abgeworfen, in die Académie gewählt, ausgestoßen und wiedergewählt wurde, abwechselnd Censor und liberaler Journalist war und unter Louis Philipp als Pair starb, war beschuldigt worden, in seinem Lustspiel Les deux gendres ein älteres Stück abgeschrieben zu haben, und in den Streit darüber hatte sich Talleyrand gemischt (1810). Etienne bot ihm darauf einen Tausch an: er wolle Talleyrand die Handschrift des Originalstückes ausliefern und ihn als Verfasser des Lustspiels anerkennen, dagegen die Schande des Plagiats auf sich nehmen, wenn ihm Talleyrand ein eben damals in Hamburg entdecktes Aktenstück nebst dem Objekt, von dem es handelte, überlasse: nämlich das Papier, aus dem hervorging, daß Talleyrand und der französische Geschäftsträger Bourienne von der Stadt Hamburg zehn Millionen erhalten hatten, um für die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit zu wirken. Einen andern Witz machte mit ihm, aber unabsichtlich, der Prinz von Condé nach der Restauration. Er galt bereits für schwachsinnig, und als ihm der Fürst von Benevent gemeldet wurde, glaubte er irgend einen von den vielen kleinen Herrschern, die damals wieder auftauchten, zu empfangen. Er begrüßte den Besucher mit den Worten, er werde die Pariser Gesellschaft jetzt wieder so ziemlich gesäubert finden, nur der coquin Talleyrand sei noch da, leider behaupte man, ihn zu brauchen. „Was sagen Sie dazu?" Was Talleyrand dazu gesagt haben soll, wird nicht berichtet. Später heißt er schlechtweg der hinkende Teufel von Autun.

Unter den Bourbonen rührte sich die Spottlust wieder mehr. Weil in dem ersten Ministerium Ludwig XVIII. zwei Abbés, Montesquiou und Louis, und noch mehrere Frömmler saßen, legte man fast allen Mitgliedern der königlichen Familie ebenfalls die Namen von Abbés bei, und zwar dem gichtbrüchigen Könige: l'abbé Quille (la béquille, die Krücke), dem Grafen von Artois: l'abbé Vue (la bévue, wegen seiner Mißgriffe vor der Ankunft des Königs), dem beschränkten und bigotten Herzog von Angoulême: l'abbé Tise (la bêtise), dem Herzog von Berry: l'abbé Daine (la bedaine, Dickbauch), der stolzen Herzogin von Angoulême, die Napoleon bekanntlich den einzigen Mann in der Familie genannt hatte: l'abbé Gueule (bégueule, Zierpuppe). Derselbe Brief, dem wir dies entnehmen, beschreibt auch eine Menge Karrikaturen: aus den Fenstern der Tuilerien fliegen Adler davon, die Treppe hinauf werden Truthähne gejagt, und zwar mit weißen Taschentüchern, die bekanntlich beim Einzuge der Verbündeten als improvisirte bourbonische Fahnen gedient hatten u. dgl. m. Nicht ohne pikanten Reiz ist die Anekdote, daß sich der Herzog von Orleans, der spätere König, geweigert habe, der Krönung Karls X. beizuwohnen, bis eine Anzahl Verse aus dem von dem neuen König geneh-

Digitized by Google

migten Chant du Sacre ausgemerzt waren, worin der Verbrechen Philippes Egalité und der Verzeihung, die Ludwig XVIII. dem großen Namen Orleans gewährt habe, gedacht war; der Verfasser des Gedichts aber war Lamartine, der dafür mit der Ehrenlegion beglückt wurde.

Mit der größten Verehrung wird durchweg vom Kaiser Alexander gesprochen. Laharpe erzählt 1811, er sei durch einen Brief seines einstigen Zöglings zu heißen Thränen gerührt worden.

Über die Julirevolution erstattet Stapfer umständliche und sehr gefärbte Berichte, da sein Sohn Mitarbeiter des National ist, dessen Redaktionslokal das Hauptquartier der Liberalen war.

Zum Schlusse noch einige Einzelheiten über einen Vorfall, der für die traurigen Zustände nach den Befreiungskriegen bezeichnend ist. Wie bekannt, wurde der Philosoph Viktor Cousin auf seiner zweiten Studienreise in Deutschland 1824 in Dresden als Carbonaro verhaftet und nach Berlin gebracht, wo man ihn sechs Monate in Untersuchungshaft hielt. Der Polizeidirektor Franchet in Paris hatte nämlich die deutschen Behörden auf den gefährlichen Reisenden aufmerksam gemacht, die Sache erregte aber in Frankreich einen solchen Sturm, daß der Ministerrat für gut fand, zu beschließen, durch den Gesandten die Freilassung Cousins zu fordern. Dieser erzählte dann, einen Hauptklagepunkt habe seine Reise nach der Schweiz abgegeben, wo er mit Republikanern, namentlich Usteri, Umsturzpläne beraten haben sollte. Der Beweis, daß er Usteri gar nicht gesehen hatte, verbesserte seine Sache augenscheinlich! In Berlin mochte man sich noch erinnern, daß der Züricher Staatsmann, der Verfasser des Schweizer Staatsrechts, ein Vierteljahrhundert früher eine Zeitung mit dem anstößigen Titel „Der Republikaner" herausgegeben hatte. Auf jeden Fall hielt es Cousin, der übrigens den französischen Gesandten in der Schweiz, Marquis de Moustiers (vermutlich der Vater des Botschafters Louis Napoleons in Berlin, Wien ꝛc.) als den eigentlichen Anstifter und Angeber bezeichnete, für Pflicht, Usteri, Zschokke u. a. vor dem Überschreiten der Schweizer Grenzen in andrer als offizieller, wohlbeglaubigter Eigenschaft warnen zu lassen.

Digitized by Google

Zeichnet Stammbäume!

er die seit der Mitte der siebziger Jahre von den deutschen Standesämtern ausgefertigten Auszüge aus den neu eingerichteten Geburts-, Heirats- und Sterberegistern mit den nach den Kirchenbüchern ausgestellten Zeugnissen älterer Art, den Tauf-, Trau- und Totenscheinen, vergleicht, wird als Erfolg der neuern Gesetzgebung über die Standesbuchführung (preußisches Gesetz vom 9. März 1874, dann Reichsgesetz vom 6. Februar 1875) gegen früher eine größere Genauigkeit der Aufzeichnungen gewahr werden. Ich meine damit nicht etwa die Sorgfalt, deren man sich bei der Niederschrift der Beurkundung über die drei wichtigsten Ereignisse des menschlichen Einzellebens befleißigt hat; in dieser Hinsicht können es manche Standesbeamte, namentlich auf dem an geeigneten Kräften weniger reichen Lande, mit unsern Geistlichen nicht immer aufnehmen. Vielmehr denke ich dabei an die Gründlichkeit, die das neue Recht durch Vorschriften bestimmter Art, die früher fehlten, ohne weiteres zur Folge gehabt hat: an die viel eingehendern Angaben über den Familienstand und an die Peinlichkeit, mit der die Aufsichtsbehörden auf Berichtigung falscher Angaben zu halten haben. Solche falsche Angaben spielen namentlich bei Erbschaftsregelungen eine für die Beteiligten oft unliebsame Rolle. Derartige Berichtigungen dürfen aber stets nur auf Grund gerichtlicher Prüfung und Anordnung stattfinden, damit alle zur Gefährdung privater wie öffentlicher Rechte geeigneten nachträglichen Verschiebungen des Personenstandes, sei es auch nur des Geburtstags, möglichst verhindert werden. Das erstreckt sich in manchen Bezirken in etwas weitgehender Weise auch auf unbedeutende Abweichungen in der bloßen Schreibung der Namen; bei der Kirchenbuchführung wäre ein großer Teil der Zweifelfälle, die jetzt gerichtlich entschieden werden, sicherlich niemals zur Sprache gekommen oder beachtet worden. Ein Fortschritt ist es auch, daß jetzt alle Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunden eine vollständige beglaubigte Abschrift der ganzen betreffenden Registereintragung bilden, wogegen z. B. kirchliche Totenscheine, die nicht einmal den Namen der Eltern des Verstorbnen angeben, gar nichts seltnes sind; habe ich doch sogar einmal einen wohl etwas hastig ausgefertigten Taufschein gesehen, der zwar den Vater, aber nicht die Mutter des Gebornen nannte.

Digitized by Google

Welche Thatsachen in die Standesregister einzutragen sind, das ergeben klar und deutlich die Gesetzesworte wie die für diese Bücher vorgeschriebnen Formulare. Dazu gehören insbesondre auch genaue Angaben über Abstammung, Alter und örtliche Herkunft der in Betracht kommenden Person, wie auch Auskunft über den Ehegatten. Jeder, der einmal auf dem Standesamte eine Anmeldung gemacht hat, weiß aber, daß die sofortige richtige Erklärung auf die vorgelegten Fragen oft unmöglich ist, weil man sich darauf nicht vorbereitet hat, weil man z. B. die Vornamen der eignen Frau und der eignen Kinder aus dem Kopfe nicht sicher anzugeben vermag. Zuweilen ist es, weil jede Kenntnis mangelt, überhaupt unmöglich, einzelne Punkte zu beantworten, weil man weder die betreffenden Standesurkunden zu Hause hat, noch weiß, woher man sie beschaffen soll. Da kommt es denn bei nicht peinlichen Leuten oder aus reiner Verlegenheit auch zu falschen, mehr aufs Geratewohl gegebnen Meldungen, und hauptsächlich diese haben dann nach meiner Richtererfahrung ein umständliches amtliches Berichtigungsverfahren zur Folge. Da kann es dann nicht Wunder nehmen, daß unsre Standesregister (was bei den Kirchenbüchern so leicht doch nicht vorkam), durch eine Menge nachträglicher berichtigender Randvermerke verunziert werden.

Wie kann nun diesem Übel abgeholfen werden? Offenbar nur durch Beseitigung unsrer eignen Unwissenheit über unsre Familien- und Verwandtschaftsverhältnisse. Denn nur, wenn man von Hause aus mit den nötigen schriftlichen Aufzeichnungen ausgerüstet ist, kann man sich getrost vor den Standesbeamten stellen. Deshalb habe ich an die Spitze dieses Aufsatzes als nützliche Mahnung die Worte gesetzt: Zeichnet Stammbäume! Ist es denn aber nicht, ganz abgesehen von dem Wert solcher Stammbäume oder Familientafeln für die Erreichung des eben besprochnen Zwecks, überhaupt zu beklagen, daß nur bei einem verschwindenden Teil unsrer deutschen Familien, meist nur bei den ihre Ahnen hochhaltenden adlichen Häusern, die Kenntnis der Vorfahren und der Seitenverwandtschaft über das, was jeder in seinem Leben persönlich wahrgenommen hat, hinausreicht, sodaß man meist kaum noch den Namen der Großeltern genau anzugeben weiß? In einem Lande, dessen Gesetze auch die weitern Seitenverwandten zur Erbfolge zulassen, und das mit Stiftungen für die Abkömmlinge längst verblichner Stifter oder ihre Verwandten so gesegnet ist, wie Deutschland, hat das doch seine bedenklichen Seiten. Doch warum auch hier nur den Nützlichkeitsstandpunkt betonen! Wer für ideale Gedanken empfänglich ist, weiß, wie alles, was an die Heimat erinnert, so auch die natürlichen Wurzeln seines Daseins als Grundlage seiner eignen Persönlichkeit zu würdigen. Da liegt es ihm auch nahe, sich den aus solchen Wurzeln erwachsnen Stamm auch im Bilde eines Stammbaums oder auf einer Familientafel zu vergegenwärtigen. Wenn mich mein Urteil nicht trügt, so ist die Gegenwart für solche Erwägungen wieder empfänglicher ge-

Digitized by Google

worden. Wenigstens könnte man das aus der wieder aufkommenden, auch durch buchhändlerische Hilfsmittel geförderten Sitte der Anlegung von Familienchroniken schließen. Sehr erfreut war ich, in einer Zeitung kürzlich von dem Nutzen zu lesen, den es gewähre, bemerkenswerte ältere Aufzeichnungen, wie Briefe und Tagebücher der Eltern und Voreltern, ihre Bildnisse, auch wenn sie keinen Kunstwert besitzen, und ähnliches, nicht als alten Plunder wegzuwerfen oder in die Rumpelkammer zu verweisen, sondern in treuer Liebe als Grundstock eines Familienarchivs zu bewahren, dessen Vorhandensein dann auch die Nachkommen wieder veranlassen werde, den überlieferten Bestand sorglich zu mehren. Für solche Bestrebungen bildet offenbar der Familienstammbaum eine unentbehrliche Grundlage, ja gewissermaßen das Rückgrat.

Wer sich ein solches Hilfsmittel gut anfertigen will, darf sich allerdings etwas Mühe und einige Kosten nicht verdrießen lassen, weil die Einholung der nötigen Nachrichten nicht möglich ist, ohne sich an mancherlei Verwandte, auch an Behörden mit der Bitte um Auskunft zu wenden. Zweckmäßig ist es, zunächst auf Grund der eignen Kenntnis ein Gerippe der geplanten Nachweisung zu entwerfen und, darauf bauend, durch Befragung derer, die weiteres wissen, das Ganze zu einem möglichst vollständigen Körper zu ergänzen. Stückwerk wird natürlich die Arbeit immer bleiben; jeder wird selbst zu ermessen haben, wie weit er seine Nachforschungen mit Aussicht auf Erfolg ausdehnen kann und wie weit er die schließlich erlangte Zeichnung auch noch später durch Nachtragung der später gebornen Abkömmlinge der Seitenverwandtschaft (auf Grund erneuter Nachfragen) bei der Gegenwart erhalten kann und will. Im allgemeinen dürfte für Erkundigungen nach außen die Frage nach folgenden Umständen genügen: Vollständiger Vor- und Zuname der in die Stammtafel aufzunehmenden Personen, Geburtstag, Geburtsort, Eheschließungstag und -Ort, Wohnort, Todestag und Todesort. In die Stammtafel gehören auch die Ehegatten der Blutsverwandten, wogegen die Verwandten dieser Ehegatten, sofern sie nicht auch Verwandte des andern Eheteils sind, also die bloßen Verschwägerten, nicht aufzunehmen sind. Die Mitaufnahme der Geburts-, Verheiratungs- und Todesorte empfiehlt sich, wenn der Stammbaum auch zur Auskunft darüber dienen soll, wo erforderlichenfalls die Standesurkunden über einen Geburtsfall oder dergleichen zu beschaffen seien. Weitere Angaben über die Lebensverhältnisse dürften in die Familienchronik gehören. Was die äußerliche Anordnung anlangt, so mag hier, abgesehen von der Verwendung eines recht breiten, großen Stücks dauerhaften Papiers noch empfohlen werden, für die eigne Verwandtschaft und die des Ehegatten je eine besondre Stammtafel aufzustellen; auf jeder ist die väterliche und die mütterliche Verwandtschaft so einzuzeichnen, daß sich unten die Verbindung des eignen Vaters mit der eignen Mutter vollzieht. Für trotzdem entstehende Schwierigkeiten muß eine möglichst geschickte Lösung gefunden werden, z. B. indem

Digitized by Google

man Sondertäfelchen anbringt. Künſtleriſch ausgeführte Bilder, die einen Baum mit Äſten und daran angebrachten Namenſchildern darſtellen, wie ſie früher üblich waren und den Namen „Stammbaum“ veranlaßt haben, ſcheinen mir große Hemmniſſe darzubieten, namentlich, wenn man nicht nur die männliche, ſondern auch die weibliche Linie berückſichtigen will, weil ein Schildchen nur geringen Raum für die nötigen Nachrichten bietet. Endlich ſollte man nicht unterlaſſen, auf der Stammtafel in augenfälliger Weiſe eine Bitte an die Überlebenden anzubringen, daß ſie auch nach unſerm Tode auf der ihnen überlieferten Grundlage weiter arbeiten möchten. Auch wird man für die Vervielfältigung des mühſam hergeſtellten Werks und für Mitteilung von Abdrücken oder Abſchriften an die beteiligten Verwandten Sorge zu tragen haben. Dann wird ſich wohl unter dem Nachwuchs jederzeit wenigſtens einer finden, der ſich die Fortführung der Urkunde angelegen ſein läßt, zu ſeinem und der andern, läſſigern Familienglieder Frommen! So werden dann im Notfalle dergleichen Stammbäume, wenn es in Rechtsangelegenheiten wirklich darauf ankommt, durch ihre Zuſammenbringung vielleicht zu Nachweiſen dienen können, wie ſie heutiges Tages meiſt gar nicht zu beſchaffen ſind.

Zweckmäßig wäre es, wenn der Geſetzgeber allen Hausvätern die Anlegung eines Familienſtammbaums in gewiſſen Grenzen auferlegte, da ſolche Schriftſtücke gewiſſermaßen eine notwendige Ergänzung der nur aus zuſammenhanglosen Einzelbeurkundungen beſtehenden Standesbücher bilden würden. Doch ſo weit wird man vor der Hand nicht gehen wollen. Darum mag der freie Wille auch hier das leiſten, was er in ſo vielen andern wichtigen Angelegenheiten unſers Lebens leiſtet, die der Staat der Selbſthilfe überläßt. Möchte alſo meine Mahnung, die ich in den weiteſten Kreiſen (durch Nachdruck dieſes Aufſatzes oder ſonſtwie) zu verbreiten bitte, nicht auf unfruchtbaren Boden fallen, die Mahnung: Zeichnet Stammbäume!

Torgau. K. Bruns.

Aus däniſcher Zeit

11. Poltern

In einer Ecke unſers Gartens war ein wüſter Fleck. Dahin brachten die Mädchen alles, was ihnen „ganz von ſelbſt“ unter den Händen entzwei gegangen war: Waſch- und Kochgeſchirr, Taſſen, Teller und Flaſchen. Man ſollte nun denken, daß dieſe Ecke bald übervoll geweſen wäre, denn was wird nicht im Laufe eines Jahres in einem großen Haushalte alles zerſchlagen! Aber das war

Digitized by Google

nie der Fall. Im Gegenteil: die Ecke war meistens leer, ja es konnte sogar vorkommen, daß unsre Mutter nach einem Krug, einem Steintopf suchte, den sie vor einigen Stunden noch anscheinend lebensfrisch in der Küche gesehen hatte, und der jetzt wie vom Erdboden verschwunden war.

Er war doch noch ganz heil, seufzte Mutter, und die Köchin zuckte die Achseln.

Heinrich sagte, er hätte einen Riß und ginge allernächstens doch kaput! Da hat er ihn lieber zum Poltern mitgenommen.

Poltern! Es gab kein schöneres Vergnügen. Irgend ein Paar wollte sich morgen in den Stand der heiligen Ehe begeben, da wurde heute abend vor dem Hause gepoltert, und zwar in des Wortes verwegenster Bedeutung. Alles, was von Thon, Porzellan und Glas war, wurde an oder vor die Hausthür der glücklichen Braut geworfen, und wer die Sache als Kenner betrieb, der füllte die Flaschen und Töpfe mit Wasser, weil sie dann noch einmal so viel Spektakel machten. Dazu mußten sie aber noch wasserdicht sein, und deshalb suchte Mutter in ziemlich erregter Stimmung nach ihrem Kruge, der nach ihrer Ansicht noch zehn Jahr hätte leben können.

Der Meister im Poltern war Heinrich, einer der ältern Brüder. Er wußte von jedem Polterabend in der ganzen Stadt, und überall beteiligte er sich mit entsetzlichem Geklirr. Es giebt aber stets Menschen, die ein bißchen Spektakel nicht vertragen können, und deshalb hatte unser guter Bürgermeister nicht allein das Poltern verboten, sondern — und das war wirklich häßlich — auch den Polizeidiener Weber beauftragt, jeden Polterer einzufangen und in den Bürgergewahrsam zu stecken. Ins Loch! nannten wirs, und mit gemischten Gefühlen dachten wir darüber nach, ob es wohl angenehm sein würde, unser junges Leben im Loch zu verbringen. Wir waren nämlich nicht ganz sicher, wie lange die Strafe der Einschließung dauerte. Einige unsrer Spielgefährten meinten, mehr als zehn Jahre Gefängnis bekäme man nicht fürs Poltern. Andre hatten gehört, wer einmal im Loch säße, käme auch so bald nicht wieder heraus; man könnte vergessen werden im Gefängnis, und wen man jung hineingeworfen hätte, der käme manchmal erst auf Krücken wieder ans Tageslicht. Das waren nun eigentlich keine verlockenden Aussichten: dennoch polterten wir ruhig weiter und stoben wild auseinander, wenn es hieß: Weber kommt! Aber während wir das Scheltен des Polizisten Weber in der Ferne hörten, wenn wir dann eine dunkle Seitengasse hinabflogen, dachten wir doch auch wieder mit einem Gefühl der Beruhigung daran, daß wir unser Gefängnis jedenfalls schon kannten, und daß wir uns also nicht in unbekannte Schrecken begeben würden, wenn uns Weber wirklich einfinge.

An des Bürgermeisters Geburtstag spielten wir nämlich mit seinen Jungen Versteckens im Gefängnis. Die Dienstwohnung des städtischen Oberhauptes befand sich, ebenso wie die Gefangnenzellen, im Rathause, das noch heute mitten auf dem Marktplatze der kleinen Stadt steht. Es war ein windschiefer großer Kasten

Digitized by Google

aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, der zugleich zur Behausung des obersten städtischen Beamten, wie zur Aufbewahrung der Feuereimer und Feuerleitern diente. In den obern Räumen tagte der Magistrat; unten und auf einem unheimlichen Boden befand sich eine Reihe von kleinen Gefangnenzellen. Die untern waren uns die liebsten, wenn sie sich auch nicht gerade durch kostbare Einrichtung auszeichneten. Ein mit Stroh angefüllter Kasten bildete das Lager, und ein großer Haken diente zum Aufhängen der Kleidungsstücke. Da sich kein Stuhl in der engen Zelle befand, mußte der Gefangne eigentlich immer auf dem Strohbett liegen, wenn er es nicht vorzog, zu stehn und aus dem kleinen vergitterten, scheibenlosen Fenster auf den Marktplatz zu blicken. Wenn wir also mit des Bürgermeisters Söhnen durch diese geheimnisvollen Räume huschten, dann stellte sich wohl einer von uns an das kleine Gitterfenster, schrie laut und jämmerlich und zog dadurch eine Menge kleiner Kinder an die Gefängnisseite des Rathauses, die, mit starren Augen zu uns hinaufblickend, sich natürlich dachten, der Bürgermeister mache sich die besondre Geburtstagsfreude, eigenhändig einen Gefangnen abzustechen. Unsre Gesichter waren durch die winzigen Fenster nicht zu erkennen, zum Überfluß hingen auch noch die Feuerleitern davor, und wir erreichten es mehr als einmal, daß etwa dreißig bis vierzig Menschen vor der einen Zelle standen, die angstvoll und doch mit dem festen Vorsatz, sich auch das schrecklichste Schauspiel nicht entgehen zu lassen, unserm Schreien lauschten, bis Lauritzen, der zweite städtische Polizeidiener, um die Ecke des Rathauses blickte. Dann wurden wir natürlich still, und da er als Däne die wehleidigen Erklärungen der versammelten Frauen und Kinder nicht verstehen konnte, so blieben unsre wilden Seufzer vielen ein ungelöstes Rätsel. Manchmal war übrigens doch eine der Zellen besetzt und mit einem großen Vorlegeschloß verschlossen. Nach langer, flüsternder Beratung fragten wir dann durch die Thür den Gefangnen nach seinem Namen, und wie viele Menschen er umgebracht hätte, doch kann ich mich keiner sehr befriedigenden Antwort entsinnen. Nur einmal — aber das ist eine Geschichte für sich. Hin und wieder sahen auch wir vom Marktplatz aus ein Gesicht gegen die Eisengitter gedrückt; zur Unterhaltung waren die Gefangnen aber selten geneigt, und weil sie so still und verdrießlich schienen, nahmen wir wohl mit Recht an, daß der Aufenthalt in der Zelle nicht besonders erfreulich sein könnte. Und doch polterten wir weiter, und die Bürgermeisterjungen waren noch viel unartiger als wir, wie alle Leute sagten, ein Urteil, das uns mit Rührung über unsre eigne Vortrefflichkeit erfüllte, uns aber, ich muß es leider bekennen, nicht auf den Pfad der Tugend leitete, sondern uns das Gefühl gab, wir hätten, wie die katholischen Heiligen, einen Überschuß guter Thaten im Himmel stehn, von denen wir nach Belieben verbrauchen könnten.

Da erschien plötzlich im Wochenblatt, das jeden Sonnabend herauskam, und das seinem Titel nach versprach, für Intelligenz und Unterhaltung zu sorgen, ein

Digitized by Google

Edikt des Bürgermeisters. Ob es sich an die Intelligenz der Bürger wandte, weiß ich nicht; es schädigte aber unsre Unterhaltung, da es das Poltern mit strengen Worten ein für allemal verbot. Wahrscheinlich war etwas Gesetzwidriges an irgend einem Polterabend geschehen, etwas, woran wir nicht beteiligt waren, und wofür wir nun büßen mußten. Und wieder drohte der Bürgermeister mit dem Gefängnis allen denen, die beim Poltern vom Polizeidiener Weber ergriffen werden würden, mit dem Zusatze, daß diese Gefängnisstrafe verschärft sei. Verschärft! Es gruselte uns doch leise, und wir dachten voller Abneigung an den holsteinischen Kollegen Lauritzens, an den Polizeidiener Weber. Der war sehr viel unfreundlicher als der Däne, er war groß und stark, konnte schnell laufen und hatte so große rote Hände, daß der Gedanke, von ihnen gepackt zu werden, selbst den größern Brüdern nicht erfreulich erschien. Wir hatten schon öfter gesehen, wie er ein paar arme Sünder vor sich hergestoßen und in seiner derben holsteinischen Sprache ausgescholten hatte; vielleicht schleppte er uns nun auch bald davon! Und dabei war die Gartenecke herrlich voll, nicht bloß von Scherben, sondern auch von unversehrtem Geschirr. Im Hinblick auf ein bevorstehendes großes Hochzeitsfest hatte Heinrich schon lange gesammelt und sich von verschiednen Freunden und Freundinnen leere Weinflaschen, Buttertöpfe und andre Herrlichkeiten schenken lassen. Besonders stolz war er auf eine Suppenterrine. Er hatte sie auf einem gelegentlich unternommenen Raubzuge im Hause der Großeltern mitgenommen und lächelte vergnügt, als wir schließlich keinen Schaden an ihr entdecken konnten. Der Deckel hatte einen Riß, erklärte er, und Großvater mag nichts Kaputtes leiden! Obgleich wir diese Abneigung unsers kurzsichtigen Großvaters noch niemals bemerkt hatten, war uns Heinrichs Grund doch sehr einleuchtend. Was aber nützten uns alle Suppenterrinen der ganzen Stadt, wenn uns Polizeidiener Weber als strafender Engel der Gerechtigkeit das Vergnügen verdarb, den Brautleuten unsre Teilnahme zu bezeugen? Denn man glaube nur nicht etwa, daß das Poltern im Publikum unbeliebt gewesen wäre: im Gegenteil, die meisten Bräute faßten es als eine Unhöflichkeit auf, wenn an ihrem Polterabend kein Lärm vor dem Hause entstand, und die Aufforderung: Nicht wahr, ihr poltert doch bei mir? war so oft an uns gerichtet worden, daß wir uns einer Nachlässigkeit schuldig zu machen glaubten, wenn wir einem Polterabend fern blieben. Besonders die wohlhabenden Leute, denen eine zerschlagene Hausthür keinen Kummer bereitete, luden uns geradezu zum Poltern ein, wenn sie auch der Obrigkeit gegenüber diese Einladung nicht eingestehen wollten. Bei dieser großen Hochzeit nun, die in der Stadt bei dem wohlhabenden Landwirt Hermenstein stattfand, mußte unbedingt gepoltert werden, trotz des Verbots und trotz des Polizeidieners. Heinrich war Hausfreund bei Hermensteins. Zu jedem Schweineschlachten wurde er feierlich eingeladen; neulich hatte er sogar den Schwanz eines der Schlachtopfer halten dürfen, ein Vertrauensamt, um

Digitized by Google

das er nicht wenig beneidet wurde. Und nun sollte er sich am Polterabend Fräulein Hermensteins teilnahmlos verhalten, er, der beste Polterer der Stadt? Es ging nicht, wirklich nicht, wir Jüngern sahen das nur zu deutlich ein, und wir sahen uns auch schon in der düstersten Zelle des Rathauses, zu verschärfter, d. h. lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt.

Wir Kleinen konnten wohl auch wie der Wind laufen; doch gegen Bruder Heinrich waren wir ungeschickte Tölpel. Mit einem merkwürdig gewandten Körper begabt, verstand er es, mit indianerartiger Geschicklichkeit zu verschwinden. Andre Jungen machen Lärm, wenn sie laufen und klettern; er glitt unhörbar über eine Mauer oder schnellte sich, wie von Federn getragen, so außer Schußweite, daß es keinem Menschen einfiel, ihn zu verfolgen. Deshalb wußten wir auch genau, daß Polizeidiener Weber trotz seiner langen Beine Heinrich niemals einfangen würde. Wenn jemand erwischt wurde, so waren wir es, das wußten wir sehr wohl; dennoch fiel es uns keinen Augenblick ein, diese Gelegenheit, unsern Mut zu beweisen, unbenutzt vorübergehen zu lassen. Heinrich konnte uns auch gar nicht entbehren, denn wir trugen die meisten Wurfgeschosse und mußten sie ihm nachher zulangen. Kam doch auf sichres Zielen und einen geschickten Wurf sehr viel an. Gerade vor die Hausthür, vielleicht auch an sie selbst, sollten die Scherben fliegen, niemals an die Fenster. Heinrich würde wegen solcher Ungeschicklichkeit sich selbst verachtet und vielleicht niemals wieder gepoltert haben. Deshalb begnügten wir Kleinen uns auch stets mit leeren Tintenflaschen und andern leicht zu werfenden Sachen, die auch ihr Spektakelchen machten und doch wenig Unheil anrichten konnten.

Fräulein Hermensteins Hochzeit war Ende Oktober. Diese Jahreszeit hatte, der dunkeln Abende wegen, ihr Angenehmes. Straßenbeleuchtung kannte unser Städtchen natürlich noch nicht, und es war zu hoffen, daß uns Weber gar nicht sehen würde. In diesem Sinne äußerte ich mich gegen Jürgen, der mir achselzuckend erwiderte, daß die dunkeln Abende für den Polterabend allerdings sehr vorteilhaft wären, für das Gefängnis aber nicht.

Wie so? fragte ich mit einem Gefühl banger Ahnung.

Jürgen versuchte ein gleichgiltiges Gesicht zu machen. Man kriegt gar kein Licht im Gefängnis!

Gar kein Licht! Muß man immer im Dunkeln sitzen?

Jürgen nickte finster, und ich wurde sehr nachdenklich. Jürgen, fragte ich besorgt, wir dürfen doch Weihnachtsabend nach Hause gehn? Das wird Weber doch erlauben?

Jürgen schüttelte den Kopf. Wer gefangen ist, ist gefangen!

Aber unser Weihnachtsbaum, Jürgen, und die Geschenke, und das Kuchenbacken?

Jürgen putzte sich lange die Nase, dann erzählte er mir, indem er mühsam

Digitized by Google

versuchte, seiner Stimme Festigkeit zu geben, eine Geschichte, die er gerade gelesen, und die unser Freund, Franz Hoffmann, geschrieben hatte. Der Held war ein edler, unbeschreiblich edler Knabe, der von seinen Feinden ins Gefängnis geworfen worden war. Er saß auf einem Strohbündel und wurde aus einem Knaben ein Mann, aus dem Mann ein Greis, und niemand kümmerte sich um ihn. Aber er blieb immer gut und freundlich, und weil er stets auf einem Flecke saß, wuchs sein Bart auf die Erde und von der Erde, wie Epheu, an der Wand des Gefängnisses entlang. Und als er über hundert Jahre so gesessen hatte, und seine holde Freundlichkeit stets dieselbe blieb, da öffnete sich endlich die Thür seines Kerkers, und die Befreier kamen: er sollte König eines reichen Landes werden. Er aber sagte — ja was der edle Greis sagte, habe ich niemals erfahren. Ich weinte schon längst Ströme von Thränen, und Jürgen, der mich zuerst verächtlich angelächelt hatte, schluchzte ebenso laut wie ich.

Am Polterabend Fräulein Hermensteins standen wir rechtzeitig auf unserm Posten. Nicht weit von dem großen, hell erleuchteten Hause war ein Neubau mit einem Gerüst. Dahin hatten wir alle unsre „Pottscherben" gebracht, da war auch eine große Gießkanne mit Wasser, aus der die noch Wasser haltenden Gläser und Töpfe gefüllt wurden. Zuerst begann eine kleine Plänkelei: Tassen, Gläser und einige Flaschen wurden gewissermaßen versuchsweise geworfen, aber es war nichts Ordentliches. Wegen solcher Kleinigkeit setzte sich Polizeidiener Weber nicht in Bewegung. Einem Gerüchte nach sollte er in einer dunkeln Ecke des Festhauses stehen, aber wir sahen ihn nicht; und auch Heinrich war noch nicht erschienen, obgleich er uns gebeten hatte, rechtzeitig auf dem Platze zu sein. Wir warteten noch eine Zeit lang — endlich stand der große Bruder vor uns, und nun ging der eigentliche Spaß los. Atemlos vor Aufregung reichten wir Heinrich Töpfe, Gläser und Krüge, alle mit Wasser gefüllt: prasselnd fielen sie immer auf denselben Fleck nieder und machten einen wahrhaft höllischen Lärm. An den hell erleuchteten Fenstern des Brauthauses zeigten sich Gestalten: man war entschieden erbaut von dieser Huldigung. Aber auch die rächende Gerechtigkeit nahte sich. Es hatte sich eine größere Volksmenge angesammelt, und wahrscheinlich fielen einige spöttische Bemerkungen über Webers Leistungsfähigkeit; denn plötzlich hörte man sein lautes Schelten auf dem Platz, und die blanken Knöpfe seiner Uniform blinkten so unheimlich nahe bei uns, daß es meiner ganzen Selbstbeherrschung bedurfte, unser schönstes Polterstück, Großvaters Terrine, nicht fallen zu lassen. Heinrich hatte sie bis zuletzt verwahrt, und auch jetzt, wo die Gefahr in nächster Nähe war, schien er sich nicht von ihr trennen zu können. Er schob mich vor sich her und warf einen Wasserkrug so nahe an Webers Kopf vorbei, daß dieser zurücktaumelte und erst nach einigen Sekunden mit wilden Flüchen nach dem Neubau stürzte. Aber dort waren wir

Digitized by Google

nicht mehr. Vom Dunkel begünstigt standen wir jetzt hart vor Hermensteins weit geöffneter Thür. Wir konnten in den hell erleuchteten Hausflur sehen, wo viele Mädchen herumhantirten, und wo Berge von Butterbrot und Kuchen und lange Reihen dampfender Punschgläser standen. Ein Mädchen mit leeren Gläsern kam aus den Zimmern, um gleich wieder gefüllte fortzutragen, und aus den Fenstern tönte Musik und Lachen. Ich sah und hörte freilich von alledem nicht viel; meine beiden Arme hielten die bis zum Rande mit Wasser gefüllte Terrine umklammert, und ich hatte Mühe, mich mitten in dem Gedränge aufrecht zu halten. Und nun — das Blut stockte mir in den Adern — kam Weber wieder. Er fluchte sehr laut und ging sehr langsam. Er wird dich sehen, dachte ich; dann giebt es lebenslängliches Gefängnis, keine Weihnachten und einen langen Bart! Aber Weber sah uns nicht. Er stand in der Hausthür, und seine rote Nase bog sich wohlgefällig herunter zu einem Glase mit rotem Inhalt. Wie in halber Zerstreuung streckte er die Hand aus nach der Wange eines drallen Mädchens — da fliegt ihm die Terrine klatschend vor die Füße, daß er wild in die Luft springt und sein Punschglas fallen läßt. Ich sehe und höre nichts mehr; ich laufe nur, weiter und immer weiter, bis Heinrich, der mich an der Hand gefaßt hat, mir zuruft, ich solle doch kein „Bangbüx" sein. Er war gar nicht stark gelaufen, und jetzt blieb er stehen und lachte.

Das Wasser sprang ihm bis in seinen Punsch! rief er. Na, und umziehen muß er sich auch!

Weshalb hat er uns denn nicht gefangen? fragte ich noch halb erschreckt.

Er kann ja nicht laufen! Hast dus denn nicht gesehen, daß er hinkt? Kein Mensch sollte es wissen, aber sein Junge, der Krischan, sagte heute so was in der Schule davon, daß sein Vater krank wäre; er wollte aber nicht verraten, was ihm fehlte. Heute nachmittag kaufte ich ihm für einen Bankschilling Lakritzen, da sagte er, sein Vater hätte ein dickes Knie, und als ich ihm noch mein Butterbrot schenkte, kam die Wahrheit an den Tag. Weber hat eine Schweinsbeule am Knie und Grützverband darauf, da soll ers wohl lassen, uns einzufangen. So haben Hermensteins doch einen anständigen Polterabend bekommen! setzte er stolz hinzu.

Am andern Tage war die große Hochzeit, an der vierundzwanzig Stunden gegessen und getrunken wurde. „Zufällig" standen wir vor dem Hause und sahen in die Fenster. Da rief uns der alte Hermenstein herein. Wir bekamen so viel Gutes aufgetischt, daß wir es gar nicht bewältigen konnten, wir mußten uns auch noch die Taschen vollstecken. Vor allem aber war Heinrich der Held des Tags. Keiner sagte weshalb, aber alle klopften ihm auf die Schulter und meinten, aus ihm würde noch einmal etwas Ordentliches werden. Und der alte Herr Hermenstein konnte sich gar nicht beruhigen, so viel mußte

Digitized by Google

er lachen und unserm Heinrich zunicken und zutrinken, bis es diesem ungemütlich wurde und er uns ein Zeichen gab, daß wir fortgehn wollten.

Habt ihr noch Kuchen? fragte er, als wir auf der Straße standen.

Wir hatten Hände und Taschen voll, und er nahm von jedem von uns einen Teil. Das ist für Polizeidiener Weber! sagte er. Sein Bein ist immer noch nicht besser, und es soll ihm arg weh thun. Ich leg es ihm gleich ins Fenster!

So geschah es denn auch, und ich glaube, diese süße Spende hat den guten Weber getröstet über die klägliche Rolle, die er am Polterabend gespielt hatte. Jürgen und ich waren aber auch zufrieden, denn ins Gefängnis sind wir nicht gekommen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Noch ein Wörtchen zum Schulradau. Auf einer westfälischen Protestversammlung äußerte ein Redner, die Losung sei nicht: Atheismus oder Christentum, sondern: freie Forschung oder Dogmenzwang. Ja, wollen denn die Herren die bisher ungelösten theologischen Streitfragen, wie die nach der Abstammung des Menschengeschlechts und nach der Abfassungszeit der Bestandteile des Pentateuchs, oder ob die Auferstehungsgeschichte reiner Mythus oder schlaue Erfindung oder das Ergebnis von Halluzinationen sei, wollen sie diese Fragen von frei forschenden Schulkindern lösen lassen? Oder meinen sie nur, daß es keinem Lehrer gewehrt sein soll, die Ergebnisse seiner eignen oder fremder Forschungen den Schulkindern aufzutischen? Wollen sie, daß der eine Lehrer den Kindern Christus, der zweite Hegel, der dritte Schopenhauer predige? Der zuletzt genannte hat bekanntlich Hegeln als einen dummen Kerl und von der Regierung zum Zweck der Volksverdummung bezahlten Charlatan hingestellt. Wollen sie, daß Luther vom Lehrer A den Kindern als der große Reformator und teure Gottesmann, von B als ein arger Ketzer, von C als ein Finsterling und Reaktionär dargestellt werde? Wollen sie die ohnehin überangestrengten Kinderköpfe vollends durch Widersprüche zu Grunde richten und schon zwölfjährige Knaben und Mädchen durch philosophischen Wahnsinn ins Irrenhaus bringen? Oder wollen sie, daß die Kinder diese Widersprüche leicht nehmen und sich über die Autoritäten der Wissenschaft lustig machen?

Die Herren protestiren gegen den Vorwurf, daß sie dem Volke die Religion rauben wollten. Läßt sich aber Religion lehren ohne Glaubenssätze? Giebt es außer den Katechismen der zwei großen Konfessionen noch eine dritte lehrbare Form der christlichen Religion, etwa einen egidianischen Katechismus? Nein, es giebt nichts dergleichen, sondern nur ein Gewirr einander widersprechender Meinungen, und das ist nicht lehrbar, am wenigsten in der Kinderschule! Versuche sind zwar gemacht worden; in Gotha, in der Schweiz sind rationalistische Religionshandbücher erschienen, aber diese dem gläubigen Teile der Bevölkerung aufzuzwingen würde keine Macht der Erde stark genug sein, und nicht einmal die Freidenker würden, wenn es sich um die Approbation eines dieser Bücher handelte,

Digitized by Google

unter einen Hut zu bringen sein. Es bleibt also doch gar nichts andres übrig, als nach den Katechismen der zwei großen Kirchen zu unterrichten, von denen keiner sich der andern aufdrängen läßt. Der Katechismus kann ja sehr geistlos behandelt werden, so geistlos wie nach der Behauptung eines berühmten Professors die Botanik allgemein in unsern Schulen behandelt wird, und vielleicht noch mancher andre Unterrichtszweig. Aber er kann auch die geistvolle Quintessenz und Blütenkrone, die Seele des gesamten Unterrichts sein. Es giebt nicht ein Dogma, nicht einen Katechismusabschnitt, von dem aus nicht die höchsten Höhen und die abgründlichsten Tiefen des geistigen Lebens im Nu zu erreichen wären. Denken wir uns, der katholische Geistliche führte bei dem Abschnitt über die Eucharistie folgenden Vers aus dem Hymnus des Thomas von Aquino auf das Himmelsbrot an, natürlich in deutscher Übersetzung:

Sumit unus, sumunt mille,
Quantum isti, tantum ille,
Nec sumtus consumitur,

und machte daran einen wichtigen Unterschied zwischen den leiblichen und den geistigen Gütern klar: daß nämlich jene nur in begrenzten Stücken besessen und genossen werden, und daß der Besitz und Genuß eines solchen Stückes nur je einer Person mit Ausschließung aller andern zufallen könne, während jedes geistige Gut von vielen ganz besessen und genossen werden kann, ja mit der Menge der Teilnehmer sogar wächst, wie denn z. B. der Eindruck der Worte eines Redners desto gewaltiger zu sein pflegt, je größer die Schar der Zuhörer ist. Läßt sich das nicht jedem Kinde klar machen, und ist es nicht zugleich eine Wahrheit, deren Größe, Schönheit und Wichtigkeit des Nachdenkens der Philosophen, Staatsmänner und Volkswirte wert ist? Oder denken wir an die vierte Bitte des Vaterunsers, deren praktische Wichtigkeit noch unmittelbarer einleuchtet! Liegt doch die ganze Volkswirtschaft und Rechtsordnung in dem Wörtlein unser! Unser eignes, wohlverdientes, das uns von Rechts wegen gehört, nicht fremdes, nicht Bettelbrot, oder gestohlenes, oder geraubtes, oder erwuchertes, oder im Spiel gewonnenes, oder geborgtes, pflegt der lutherische Erklärer zu sagen. Reicht nicht dieser Gedanke allein schon hin, bei Menschen, die guten Willens sind, die vernünftigste und glücklichste Ordnung herzustellen? Nur die Dummheit, die Unwissenheit und der Fanatismus können die Jugend von dem Krystallmeer (ein Bild Dantes) des lebenspendenden Wassers absperren wollen, in dessen Tiefen der grübelnde Geist des Philosophen versinkt, während das Kind, das in ihm herumplätschert, überall festen Grund und Boden unter den Füßen findet.

Und solches Wüten gegen das konfessionelle, d. h. das allein in der Kinderschule lehrbare Christentum in einer Zeit, wo die Sozialdemokratie aus der neuen Weltanschauung die praktischen Folgerungen zieht und — namentlich jetzt bei Gelegenheit des Schulstreits — tagtäglich den Professoren höhnisch vorhält, daß sie zu feig seien, die Konsequenzen ihrer eignen Lehren zu ziehen! Wir sind für unsre Person nicht orthodox, sondern verstehen die Dogmen als geheimnisvolle Symbole der ewigen Wahrheiten, als die Hülle, ohne die diese nicht hätten 'Gemeingut' werden' können, und wir erkennen in den verschiednen philosophischen Systemen ebenso viele berechtigte, wenn auch einseitige Ansichten dieser selben Wahrheiten an. Aber sieht man denn nicht ein, daß der weiße Lohnsklave, sobald er sich eine dieser Ansichten zu eigen gemacht hat, daraus praktische Folgerungen ziehen muß, die der hochbesoldete Professor nicht zu ziehen braucht? Hält man ihn für so dumm, daß er sich, einmal zum Kritiker erzogen, mit der Dogmen-

Digitized by Google

kritik werde abspeisen lassen, während ihm die Kritik des Eigentums so viel näher liegt? daß ihm die Autorität der Herren Eugen Richter und Felix Dahn imponiren werde, nachdem er sich über Luther und den Papst hinweggesetzt hat? Und als könnte man die Katastrophe gar nicht erwarten, will man schon die Schulkinder vom Autoritätsglauben emanzipiren! Wir möchten wissen, was in aller Welt, außer der Furcht vor der zufällig noch übermächtigen Staatsgewalt, die aufgeklärten Fabrikarbeiter noch abhalten könnte, ihre „Ausbeuter“ an den ersten besten Laternenpfahl zu hängen, nachdem sie den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit und die Furcht vor dem Weltenrichter abgelegt haben! Was kommen soll, wird kommen, und auch die konfessionelle Schule wird es auf die Dauer nicht aufhalten. Aber daß man den verhängnisvollen Gang der Dinge auch noch beschleunigen will, daß Herren, die dem kochenden Vulkan des Arbeiteringrimms näher sitzen als irgend eine andre Menschenklasse im preußischen Staate, weit näher namentlich als unsre Wenigkeit, daß die mit aller Gewalt geschwind noch eine Kiste Dynamit unter ihr wertestes Sitzfleisch schieben wollen, das ist wohl die tollste aller welthistorischen Verrücktheiten; im Vergleich damit verdient das Benehmen der französischen Aristokraten vor 1789 als höchste Staatsweisheit gepriesen zu werden.

Zur Geburtstagsfrage, die wir kürzlich unter der Überschrift „Der große Logiker“ behandelt haben, geht uns von einem Mitgliede des Reichsgerichts folgende Aufklärung zu: Der Herr Verfasser mag sich für zuständig erachten, die sprachliche Zweifelsfrage, ob der Tag, an dem jemand ein Jahr alt wird, als erster oder als zweiter Geburtstag zu gelten habe, in der Weise zu entscheiden, wie er es thut. Die Vermutung aber, die er daran knüpft: „wahrscheinlich habe jemand versprochen, einem Kinde an seinem soundsovielten Geburtstage, man sage am zehnten, einen gewissen Vorteil zukommen zu lassen; es sei ein Streit darüber entstanden, ob das Kind nach Ablauf seines neunten oder seines zehnten Lebensjahres in den Genuß des zugesagten Vorteils treten solle, und das Reichsgericht habe nun „entschieden“, daß im Rechtsleben ein Tag, an dem einer geboren wird, als der erste Geburtstag anzusehen sei,“ diese Vermutung ist irrig. Der Rechtsfall, um dem es sich handelt, war vielmehr folgender. Nach der Strafprozeßordnung sind Personen, die zur Zeit der Vernehmung das sechzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet haben, unbeeidigt zu vernehmen. Die am 5. März 1875 geborne X. sollte am 5. März 1891 als Zeugin vernommen werden. Es fragte sich, ob sie eidlich abgehört werden könne. Das Gericht hielt dies für zulässig, und das Reichsgericht hat die auf die Unzulässigkeit der Beeidigung gestützte Revision verworfen. Es wurde nach Erörterung der Frage, wie die Eidesmündigkeit der Zeugin nach preußischem Recht zu berechnen sei, angenommen: „Die X. hatte die Eidesmündigkeit mit Beginn des Terminstages am 5. März, ihrem siebzehnten Geburtstage, erlangt.“ Hiernach war für die Entscheidung der prozeßrechtlichen Frage die Beifügung der Worte „ihrem siebzehnten Geburtstage“ ohne Bedeutung; es hätte der Geburtstag der Zeugin als sechzehnter statt als siebzehnter bezeichnet werden, ja die Beifügung wegbleiben können, ohne daß die Entscheidung selbst irgendwie berührt worden wäre. Von einer reichsgerichtlichen Entscheidung der sprachlichen Zweifelsfrage für das Rechtsleben überhaupt, namentlich von der Aufstellung und Anwendung eines derartigen allgemeinen Rechtssatzes für die Beurteilung vermögensrechtlicher Verhältnisse kann also nicht die Rede sein. Sollte jemandem ein Vorteil unter der in jenem Artikel angenommenen Zeitbestimmung zugewendet werden, so würde im einzelnen Falle die Feststellung des Sinnes

Digitized by Google

lediglich Sache der Auslegung sein, wobei der Sprachgebrauch des Gebers ins Gewicht fallen könnte.

Wir bemerken hierzu, daß die betreffende Nachricht über die angebliche Entscheidung des Reichsgerichts Ende Januar oder Anfang Februar fast durch die gesamte Tagespresse gegangen ist, und zwar in zweierlei Fassung, in einer allgemeinen, ohne nähere Angabe des Falles, und in einer besondern, die den Fall auf den Eintritt der Eidesmündigkeit zuspitzte. Die zweite Fassung ist uns leider erst zu Gesicht gekommen, als unsre Notiz „Der große Logiker" schon gedruckt war. Aus der eben mitgeteilten Aufklärung ergiebt sich, daß die Worte, aus denen die Zeitungen eine Entscheidung des Reichsgerichts herausgelesen haben, an der betreffenden Stelle der Reichsgerichtsentscheidung ein unnötiger Zusatz und für die Entscheidung der Rechtsfrage selbst ohne Belang waren. Immerhin weicht das Reichsgerichtserkenntnis in diesen Worten von dem natürlichen Sprachgebrauch des Volkes ab. Der Tag der Geburt wird nicht gefeiert; gefeiert werden immer nur die Geburtstage. Seinen ersten Geburtstag feiert man also, nachdem man das erste Lebensjahr zurückgelegt hat.

Beiläufig: Seit wann sind eigentlich überall in unsrer Rechtssprache die schönen Wörter beeidigen, Beeidigung, unbeeidigt u. s. w. eingeführt worden? In Sachsen wurde man früher vereidigt, wie man noch heutigestags verpflichtet wird, aber nicht bepflichtet. Beeidigen kann für den, der noch eine Spur von Sprachgefühl hat, nichts anderes bedeuten, als durch einen Eid bekräftigen, beschwören. Es ist ein Jammer, wie durch solche verkehrte Anwendungen das Sprachgefühl in Verwirrung gebracht wird.

Litteratur

Das Licht der Welt. Uraltes in neuer Gestalt. Von Johannes. Leipzig, Th. Grieben, 1891

Der Verfasser dieses Buches hat sich das Hauptergebnis der Bibelkritik eines tiefsinnigen, geistvollen und unermüdlichen, aber wenig beachteten Forschers, des Dr. Hugo Delff, angeeignet, nach dem nur das Johannisevangelium, dieses aber ganz gewiß, von einem unmittelbaren Schüler Jesu stammen soll. Der heutige Johannes nun, der seinen wirklichen Namen nicht verraten mag, verfolgt mit seinem Büchlein einen doppelten Zweck. Erstens will er eine Evangelienharmonie liefern, eine biblische Geschichte, die die Form der Abteilung in Kapitel und Verse beibehält, aber die zusammengehörigen Bestandteile der vier Evangelien besser als die gewöhnlichen Bücher dieser Art zu einem wohlzusammenhängenden fließenden Ganzen verbindet. Sodann aber will er durch saubre Ausscheidung aller vermeintlich spätern Zuthat, zu der er namentlich die Wundergeschichten rechnet, ein getreues Bild Jesu und seine reine Lehre herstellen und dadurch dem wiedererwachten Glaubensbedürfnis der Gebildeten entgegenkommen. Die erste Aufgabe hat er vorzüglich gelöst: litterarisch betrachtet steht sein Werk entschieden über dem der vier Evangelisten, es liest sich sehr gut und wird allen solchen willkommen sein, die gern im Neuen Testament Erbauung suchen, denen aber an den Wundergeschichten nichts liegt und

Digitized by Google

denen der Bibelbuchstabe nicht heilig ist, sodaß sie sich durch willkürliche Änderungen, wo die subjektive Auffassung des Verfassers solche forderte, nicht verletzt fühlen. Ob es dem Verfasser gelungen ist, auch die zweite Aufgabe zu lösen, wird der Erfolg entscheiden. „Ists Gottes Werk, so wirds bestehn, ists Menschenwerk, wirds untergehn." Vom Professor Bahrdt angefangen, hat ja schon so mancher Gelehrte die vier Evangelisten ob ihrer Einfalt hart angelassen und ihre Schriften vorn, hinten und in der Mitte gestutzt, geglättet und ausgebessert. Entspricht nun diese neue Hülle des ewigen Lichtes der Welt den Bedürfnissen des deutschen Volkes nicht in höherm Grade als das alte Kleid und dessen bisherige Zustutzungen, so wird sich seine Wirksamkeit darauf beschränken, dem Verfasser selbst und einem Kreise von Gesinnungsgenossen Trost, Erquickung und Erleuchtung zu spenden. Wir greifen dem Gottesgerichte des Erfolges nicht vor, wenn wir ein paar Bedenken äußern. Aus jenem Anfange des Johannisevangeliums, der die Kirchenväter veranlaßt hat, den vierten Evangelisten als den in die Sonne, d. h. in die Gottheit blickenden Adler zu bezeichnen, nimmt der neue Johannes nur die Verse 6 und 8 auf: „Es war ein Mensch, von Gott gesandt u. s. w." Gerade das übrige aber ist von einer gewaltigen, erschütternden Kraft, namentlich der erste Vers: „Im Anfange war das Wort" und der letzte: „Und das Wort ist Fleisch geworden." Es mögen wohl mehr als fünfzig Millionen Christen sein, die diesen Schlußvers täglich kniebeugend sprechen. Vielleicht ist es bloß Aberglaube, zum großen Teil gewiß nur Lippengeplärr, vielleicht aber doch auch ein Band zwischen Himmel und Erde. Wir unserseits möchten die Verantwortung, möglicherweise ein solches Band zu zerschneiden, nicht auf uns nehmen, möchten den Glauben von Millionen nicht antasten, daß im Anfange nicht der Urnebel oder der Kohlenstoff gewesen sei, sondern das Wort, die Vernunft, und daß dieses Wort Fleisch geworden sei und unter uns gewohnt habe. Die Auferstehung wird nur als eine Phantasie der Magdalena, des hysterischen Weibes, erwähnt. Uns will es nicht in den Kopf, daß die christliche Kirche eine Lüge zum Baugrunde haben sollte („Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel." 1. Kor. 15, 17). Der neue Johannes nimmt an, daß dem so sei. Er meint, in dem Schlußsatze des Gleichnisses vom reichen Manne und dem armen Lazarus („wenn sie Moses und die Propheten nicht hören,' so werden sie auch nicht glauben, wenn jemand von den Toten auferstünde") habe sich Jesus geirrt; denn ohne den Glauben der Jünger an Jesu Auferstehung würde seine Lehre nach menschlichem Ermessen untergegangen sein. Wie mir scheint, irrt hier der neue Johannes. Was Jesus meint, ist doch wohl dieses: wer, um sich im Genuß des irdischen Glücks nicht stören zu lassen, vom Jenseits nichts wissen mag und der aus dem Jenseits stammenden Prophetenstimmen nicht achtet, der ist auch durch kein Wunder zu überzeugen. Zu dieser Klasse gehörten aber die Jünger nicht, die an die Auferstehung glaubten. Und noch etwas von untergeordneter Bedeutung! Der neue Johannes meint, das Gleichnis vom Splitter und Balken sei bisher in höchst abgeschmackter Weise mißverstanden worden; wie könne man solchen Unsinn schwatzen von einem Splitter im Auge, auf den der Verwundete erst von einem andern aufmerksam gemacht werden müsse, und gar von einem Balken im Auge! Auge sei im Aramäischen ein häufiges Bild für Brunnen; von Splittern und Balken im Brunnen also, der schon ritueller Vorschriften wegen rein gehalten werden mußte, sei die Rede. Aber Brunnen werden doch wohl gewöhnlich nicht durch Balken, sondern durch Schutt und Unrat verunreinigt, und einen Splitter aus meinem Brunnen brauche ich mir nicht vom Bruder herausfischen zu lassen, das kann ich selbst besorgen. Der Verfasser hätte

Digitized by Google

schon aus den allerdings meist recht albernen „Kasernenhofblüten“ und von Sprichwörtern wie „aus der Haut fahren“ lernen können, daß der Volksmund übertreibende Redensarten liebt. Im Orient ist das noch viel mehr der Fall. Alle Sprichwörter, die Christus gebraucht hat, und die durch ihn in den Sprachschatz der abendländischen Völker übergegangen sind, stammen aus dem Volksmunde und packten eben dadurch, daß sie, ganz volkstümlich und jedermann vertraut und lieb, in seinem Munde eine höhere Bedeutung annahmen und über das gesellschaftliche und das Seelenleben ein neues Licht verbreiteten. Man denke nur an das „Kamele verschlucken“! Auch das vom Splitter und Balken ist, wie wir von einem Schriftgelehrten erfahren, im Talmud, und zwar an zwei Stellen, nachgewiesen. Man muß selbst schon ein kleines Sehhindernis vorm oder im Auge haben, wenn man nicht sieht, wie schön und passend das Sprichwort ist. Begründet es doch die Schwierigkeit der Selbsterkenntnis gewissermaßen physiologisch. Das Auge sieht alles außer ihm; nur sich selbst und was in ihm ist, kann es nicht sehen, und wäre der Gegenstand so groß wie ein Balken und schmerzte er wie ein eingeführter Splitter. Gleicherweise verdirbt unser neuer Johannes auch das Bild vom Nadelöhr durch die Erklärung, daß damit ein kleines Pförtchen gemeint sei, durch das ein Kamel immer noch hindurch kriechen könne. Christus will ja eben nicht die Möglichkeit, sondern die Unmöglichkeit ausdrücken, er will sagen, daß ein Reicher unmöglich ins Himmelreich kommen könne. Auch diese Redensart stammt aus dem Sprichwörterschatze des Morgenlandes. In einem talmudischen Traktat sagt jemand zu einem andern, der an Wunder glaubt: „Vielleicht bist du aus der Stadt Pumbeditha, wo sie einen Elefanten durch ein Nadelöhr gehen lassen,“ und ähnliche Redensarten kommen bis nach Indien hin vor. Frühere Gelehrte, die auch nicht wußten, wie das Volk spricht, haben bekanntlich Schiffstau statt Kameel übersetzt, und in Papes griechischem Wörterbuche wird die Vermutung ausgesprochen, daß das Wort *Κάμιλος* erst aus diesem Mißverständnis der neutestamentlichen Stelle entstanden sei. Das sind unbedeutende, aber doch nicht ganz bedeutungslose Kleinigkeiten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der die Volksseele kenne, der des Volkes Sprache so wenig kennt. Die Anerkennung vieler Gebildeten wird dem Verfasser nicht fehlen; aber dem alten Lichte eine neue Stätte im Herzen des Volkes zu bereiten, wird ihm schwerlich gelingen.

Römische Essays von Ersilia Caetani Lovatelli. Autorisirte Übersetzung. Leipzig, C. Reißner

Das Haus der verwitweten Gräfin Lovatelli in Rom ist bekannt als Sammelpunkt der wirklich besten Gesellschaft; namentlich öffnet es sich gastlich allen Mitgliedern der aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzten Archäologenkolonie. Zu dieser Gilde sich zu zählen hat die Dame selbst volles Recht, da ihr ihre Arbeiten die Mitgliedschaft der Accademia dei Lincei und die Ehrenmitgliedschaft des deutschen Instituts erworben haben. Eine Auswahl solcher Studien, in denen sich das umfassendste Wissen mit schöner Begeisterung für die Heimat eint, liegt uns hier vor und wird gewiß dankbare Leser in Kreisen finden, wo das Interesse für Kunst und Altertum über die Modelaune hinausgeht. Mit Recht sind die Aufsätze in der Übersetzung Essays, nicht Feuilletons genannt worden. Die Abhandlungen über die Auffassung des Todes, der Liebe und der Ehe, über Schlaf und Hypnotismus, Isiskultus ꝛc. verlangen aufmerksame Leser, die sich auch nicht die Mühe verdrießen lassen, nachzuschlagen oder nachzufragen, wo mit der Gelehrsamkeit der römischen Patrizierin die eigne nicht Schritt halten kann. Am leichtesten befreunden werden sich nichtgelehrte Leser und Leserinnen mit der Verfasserin, wenn

Digitized by Google

sie anstatt mit „Thanatos“ mit den beiden letzten Abschnitten „Monte Pincio“ und „Sonnenuntergang“ beginnen. Der schönen Schilderung des Sonnenuntergangs in Rom ist als Motto der Ausruf Byrons vorangestellt: O, süße Dämmerstunde! Der Inhalt aber verrät die Unbekanntschaft der Südländerin mit dem Begriffe Dämmerung in unsrer nordischen Vorstellung; in der That ist gerade die Aussicht von einem der Höhenpunkte Roms vorzüglich geeignet, den Unterschied zwischen dem langsamen Hinschwinden des Lichts und dem plötzlichen Wechsel von Tag und Nacht zum Bewußtsein zu bringen.

Da Gregorovius durch den Tod verhindert worden war, die versprochne Einleitung zu schreiben, hat Eugen Petersen, früher Professor in Dorpat und Prag, jetzt erster Sekretär des deutschen Instituts, ein kurzes Vorwort geliefert, das über die Person der Verfasserin unterrichtet und bei aller Wärme doch nicht in den gesuchten Stil verfällt, dessen sich in neuester Zeit manche Gelehrten befleißigen, wenn sie sich an einen weitern Leserkreis wenden.

Die vormals kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. Von Julius von Schmidt, Generalleutnant a. D. (1866 Hauptmann im kurhess. Generalstabe). Kassel, bei M. Brunnemann 1892

Noch immer drängen sich Darstellungen der Einzelheiten aus unsern letzten großen Kriegen ans Licht. So auch in der vorbezeichneten Schrift. Sie will zur Anschauung bringen, wie es gekommen sei, daß in der kurhessischen Truppe ein anerkannt braves Heer mit einer alten ruhm- und ehrenreichen Geschichte so klanglos geendet habe. Der Verlauf dieser Sache ist allerdings recht traurig. Kopflos war der Kurfürst in den Krieg mit Preußen hineingerannt. Ebenso kopflos hatte er nicht im geringsten dafür gesorgt, daß seine Truppen nun wenigstens zum Kriege gerüstet seien. Hals über Kopf mußten die Truppen in völlig unvorbereitetem Zustande von Kassel abziehen, um sich im Süden des Landes bei Hanau zu sammeln. Als bald darauf der Kurfürst als Kriegsgefangner abgeführt wurde, war der Kommandirende der Truppen, General von Loßberg, in der größten Not, was er nun mit seinem ungerüsteten Heere anfangen sollte. Schließlich kam mit den übrigen gegen Preußen kämpfenden Heerführern eine Verständigung dahin zu stande, daß sich zwei Schwadronen Husaren der 4. Division des ersten Armeekorps anschlossen, die übrigen Truppen dagegen zur Besatzung von Mainz dienen sollten. Dort blieben sie, bis endlich die Formen gefunden wurden, unter denen sie in die neuen Verhältnisse übergehen konnten. Die erwähnten zwei Schwadronen Husaren nahmen an dem Kampfe bei Aschaffenburg teil und hatten dort (freilich ohne einen Feind zu sehen) mehrere Tote und Verwundete.

Die Schilderung aller dieser, für jedes Soldatenherz höchst schmerzlichen Vorgänge bildet den Gegenstand der genannten Schrift. Bei einer ins einzelne gehenden Geschichte des Krieges von 1866 wird sie nicht übergangen werden dürfen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Neue Verſuche zur Löſung der Arbeiterwohnungsfrage

Von Kuno Frankenſtein

Vor einiger Zeit unterzog ich die Arbeiterwohnungsfrage der Großſtädte in den Grenzboten einer kurzen Erörterung. Dabei wies ich namentlich auf die ſoziale Seite der Frage hin und betonte, daß man als Ideal aller Beſtrebungen zur Linderung der modernen Wohnungsnot den Bau von Häuſern bezeichnen müſſe, die beſtimmt ſeien, allmählich in das Eigentum der Bewohner überzugehen. Ich bemerkte auch, daß man da, wo ſich die Grunderwerbs- und Baukoſten zu hoch ſtellen, und in dem Maße, als niedrige Arbeitslöhne den Arbeitern Einſchränkungen in der Lebenshaltung auferlegen würden, allerdings von der Herſtellung von Eigentumshäuſern abſehen und für billige und geſunde Mietwohnungen ſorgen müſſe. Im weſentlichen aber kam ich zu dem Ergebnis, daß für einen ſehr großen Teil der Arbeiterfamilien kein Anlaß vorliege, in der teuern Stadt zu wohnen, daß es vielmehr zweckmäßiger ſei, den Bedürfniſſen der Arbeiter entſprechende, billige Miet- und Eigenhäuſer in den Vororten zu erbauen.

Mein Standpunkt ſcheint mehr und mehr und ſelbſt von den Kreiſen geteilt zu werden, die noch vor kurzem der Meinung waren, daß der großſtädtiſche Arbeiter gezwungen ſei, in Mietkaſernen, günſtigenfalls von ſpekulativen Aktiengeſellſchaften gebauten, zu wohnen, ja daß er es auch gar nicht anders wolle. Entgegen den Prophezeiungen einzelner Mitglieder der Wohnungskommiſſion des „Deutſchen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit“ (vergl. Grenzboten 1891, Nr. 22) hat der Bau von Arbeiterwohnhäuſern,

Digitized by Google

die bestimmt sind, allmählich in das Eigentum ihrer Bewohner überzugehn, hie und da gute Fortschritte gemacht. Insbesondre ist in den Städten Hamburg, Kiel, Aachen-Burtscheid, Berlin u. s. w. manches lobenswerte geschehen. In Berlin wirkt einerseits der Umstand fördernd, daß seit dem 1. Oktober v. J. die Personentarife für den Eisenbahnverkehr der Vororte bedeutend billiger geworden sind, andrerseits scheint man den Bestrebungen, die den Arbeiterfamilien zu behaglichen, eignen Wohnstätten verhelfen wollen, in den Kreisen der wohlhabenden Klassen neuerdings überhaupt mehr Verständnis als früher entgegenzubringen. Vielleicht ist das auf die Anregung zurückzuführen, die das Kaiserpaar dadurch gegeben hat, daß es vor etwa vier Monaten der Berliner Baugesellschaft „Eigenhaus“ den Bau einiger Arbeiterwohnhäuser übertrug und sich vorbehielt, sie mit Arbeiterfamilien zu besetzen. Ein Schreiben aus dem kaiserlichen Zivilkabinett spricht die Hoffnung aus, daß die wohlhabenden Klassen dem Beispiele des Monarchen folgen und würdigen, mittellosen Arbeitern in gleicher Weise ein Heim schaffen werden. Mit andern Worten: es soll versucht werden, eine Lösung der Wohnungsfrage durch Handlungen der Wohlthätigkeit anzubahnen.

Man kann gern zugeben, daß in besondern Fällen auch diese Form der Fürsorge berechtigt ist, allein man wird nicht übersehen dürfen, daß die Wohnungsfrage nur dann gelöst werden wird, wenn sehr große Mittel, weit größere, als menschenfreundliche Bestrebungen Einzelner aufzubringen vermögen, bereit gestellt werden; man wird zu beachten haben, daß die Schenkung oder Nießbrauchsüberlassung von Einfamilienhäusern an einzelne Arbeiter keine Bürgschaft bietet, daß diese Häuser ihrem Zweck erhalten bleiben, und endlich wird man berücksichtigen müssen, daß die Wohlthätigkeit, die durch Schenken geübt wird, niemals große soziale Schäden heilen kann, vielmehr die Energie und das Selbstbewußtsein der Hilfsbedürftigen schädigt und herabdrückt. Halte ich es hiernach für ausgeschlossen, daß die Schenkung von Einfamilienhäusern an Arbeitende die Wohnungsfrage ihrer Lösung wesentlich näher bringen werde, so verkenne ich doch keineswegs die Bedeutung der auf Wohlthätigkeit beruhenden Bestrebungen einzelner Menschenfreunde. Freilich möchte ich diesen Bestrebungen eine andre Richtung geben, entweder eine Richtung, die durch die bekannte großartige Stiftung Georg Peabodys in London, durch eine Stiftung des Geh. Bergrats Prof. Dr. Gerhard vom Rat in Bonn und durch eine Schöpfung des Vereins für Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig-Lindenau*) vorgezeichnet ist, oder eine Richtung, die ihre Aufgabe in einer Förderung der einerseits zwar auf rein gemeinnützigem Boden, andrerseits aber doch ausschließlich auf dem Boden der Selbsthilfe stehenden

*) Bei diesen Schöpfungen wird zu Gunsten der Entwicklung des Unternehmens auf Kapitalverzinsung verzichtet, die Nettoeinnahme wird zur Fortsetzung der Bauten verwendet.

Digitized by Google

Baugesellschaften sieht. Die gemeinnützigen Baugesellschaften würden in weit höherm Maße wirken können, wenn ihnen die wohlhabenden Kreise, anstatt einige Tausende zum Bau von Arbeiterwohnungen zu schenken, gegen eine mäßige Verzinsung hypothekarisch sicher zu stellende Gelder liehen. Als Bedingung eines Erfolgs ist natürlich vorauszusetzen, daß alle Bestrebungen, die die großstädtischen Wohnzustände der arbeitenden Klassen durch Errichtung von Eigentumshäusern in den Vororten zu bessern suchen, nicht durch äußere Hindernisse beeinträchtigt werden. So ist z. B. in einem Berliner Vororte die Entwicklung einer Kolonie der „Berliner Baugenossenschaft" durch die Haltung der Ortsbehörden sehr gehemmt worden. Der Grund lag darin, daß man an dem Orte lieber ein Villen- als ein Arbeiterviertel erbaut sehen wollte. Solche Sonderwünsche müssen freilich zurücktreten, wenn öffentliche Interessen in Frage kommen. Zweifellos ist das da der Fall, wo es sich darum handelt, einerseits die traurigen Wohnungsverhältnisse einer zahlreichen großstädtischen Arbeiterbevölkerung mit ihren sozialen und sittlichen Gefahren zu beseitigen, andrerseits den wenig bemittelten Klassen zu einem geräumigen und gesunden eignen Heim zu verhelfen.

Einen ganz und gar zu verurteilenden Standpunkt hat man in Magdeburg eingenommen. Da die Arbeiterwohnungen an diesem Orte zu teuer sind und häufig nicht einmal den einfachsten Anforderungen der Gesundheit entsprechen, so regte man an, zum Bau gesunder und billiger Wohnhäuser Geldmittel zu beschaffen. Die Sache kam in einer Versammlung des „Vereins für Gesundheitspflege" zur Besprechung, verlief jedoch ergebnislos, weil sich gerade die finanziell leistungsfähigen Kreise ablehnend verhielten. Nicht nur die Bedürfnisfrage wurde verneint, sondern die Ablehnung wurde sogar durch die Bemerkung begründet, ein solches Unternehmen würde eine unerwünschte Konkurrenz gegen Bauunternehmer und Hausbesitzer zur Folge haben.

In der Reichshauptstadt ist bis heute noch sehr wenig gethan worden, um die Wohnungsnot der arbeitenden Klassen zu mildern. Die Thätigkeit der „Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft," die schon 1847 begonnen hat, hat keine irgendwie nennenswerte Erfolge gehabt; auch der seit zwei oder drei Jahren wirkende Verein zur Verbesserung der kleinen Wohnungen weiß mit seinen alten Häusern nichts rechtes anzufangen, und selbst die als Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht errichtete Berliner Baugenossenschaft (vom Jahre 1886) wird ebenso, wie einige kleinere Gesellschaften, deren Zweck der Bau kleiner Eigentumshäuser ist, trotz ihrer verhältnismäßig günstigen Entwicklung die Arbeiterwohnungsfrage nur zu einem sehr geringen Teile der Lösung näher bringen.

Die im Jahre 1889 erbauten Häuser der Berliner Baugenossenschaft wurden von einem königlichen Bauführer, einem Architekten, einem Zeichner, zwei Kaufleuten, zwei Buchhaltern, einem Schneidermeister, einem Graveur,

Digitized by Google

einem Bandagisten, zwei Tischlern, einem Färber, einem Maurer und zwei Arbeitern erworben. Unter den Käufern war demnach die arbeitende Bevölkerung im eigentlichsten Sinne am schwächsten vertreten. Der Grund dieser Erscheinung ist wohl hauptsächlich, daß die Hauserwerbskosten — 6000 bis 7410 Mark — zu hoch sind, als daß sie, selbst bei günstigen Zahlungsbedingungen, eine größere Zahl von Arbeitern erschwingen könnte.

Größere Hoffnungen knüpfe ich an den Plan der Baugesellschaft „Eigenhaus," zunächst auf einem unmittelbar an der Ostbahnstation Biesdorf, in der zweiten Zone des Berliner Vorortverkehrs gelegnen, ungefähr 200 Morgen großen Gelände etwa 1500 Einfamilienhäuser in vier nach Größe und Einrichtung verschiednen Arten (zum Preise von 2800, 3750, 5200 und 6500 Mark) zu errichten. 300 Häuser sollen im Laufe dieses Frühjahrs erbaut werden, mehr als 100 hatten zu Ende des vergangnen Jahres bereits Abnehmer. Die Grundstücke der Baugesellschaft „Eigenhaus" (Haus, Hof und Garten einschließlich Umzäunung und Brunnen) können zu folgenden Bedingungen erworben werden: 1. Die bar zu leistende Anzahlung auf den Kaufpreis soll der Regel nach mindestens ein Zehntel des Preises betragen. 2. Die Tilgung des Preises (durchschnittlich zwei Prozent für jedes Jahr) geschieht allmählich durch Verrechnung eines Teils der Miete auf die Weise, daß die Amortisation ausschließlich der ersten Hypothek (in Höhe von 1000, 1350, 1900 oder 2400 Mark je nach der Art des Hauses) in 18½, einschließlich der ersten Hypothek in 28 Jahren erfolgt ist. Die Jahresmiete einschließlich der Amortisation beträgt bei Haus A 210 Mark, bei Haus B 280 Mark, bei Haus C 390 Mark, bei Haus D 500 Mark. 3. Das Eigentum des Grundstücks geht auf den Käufer über, sobald der dritte Teil des Kaufpreises bezahlt ist. 4. Das Verfügungsrecht über das Grundstück unterliegt in gemeinnützigem Interesse gewissen in das Grundbuch einzutragenden Beschränkungen. 5. An der Verwaltung der gemeinsamen Einrichtungen nehmen die Käufer zur Wahrung ihrer Interessen teil. 6. Reparaturkosten, Steuern und Abgaben trägt der Käufer, während die Herstellung, Unterhaltung, Beleuchtung und Reinigung der Straßen der Gesellschaft obliegt. Über die Größe und Einrichtung der verschiednen Grundstücke ist kurz folgendes zu bemerken. An Flächeninhalt ergeben sich für

Haus	A	mit	Hof	und	Garten	179,28	qm,	bebaute	Fläche	32,00 qm
„	B	„	„	„	„	212,85	„	„	„	33,60 „
„	C	„	„	„	„	283,80	„	„	„	56,80 „
„	D	„	„	„	„	340,56	„	„	„	69,00 „

Haus A enthält im Erdgeschoß ein Zimmer und die Küche von 4,00 × 4,00 und 2,70 × 2,18 m Größe und 2,70 m lichter Höhe, im ersten Stockwerke ein Zimmer und den Bodenraum von einer den Parterreräumen entsprechenden Größe bei 2,50 und 3,35 m Höhe. Haus B besteht aus zwei Zimmern von je 16 qm Grundfläche bei 2,95 und 2,50 m Höhe, einer Kochnische von 1 × 2,40 m

Digitized by Google

und einer 2,35 m hohen Bodenkammer von 1×5 m Größe. Haus C, mit unterkellertem Treppenhaus, enthält im Erdgeschoß zwei Stuben von $3{,}80 \times 4{,}20$ und $2{,}50 \times 3{,}75$ m Größe und eine Küche von $3{,}02 \times 3{,}68$ m bei 2,90 m Höhe. Diesen Räumen entsprechen im Obergeschoß zwei Stuben und ein Bodenraum, die 2,50 bis 1,90 m hoch sind. Haus D, dessen Treppenhaus gleichfalls unterkellert ist, besteht im Erdgeschoß aus zwei 2,90 m hohen Zimmern von $4{,}00 \times 4{,}50$ und $3{,}00 \times 4{,}00$ m, einer Kammer von $2{,}30 \times 3{,}40$ und einer Küche von $2{,}45 \times 3{,}40$ m Größe. Im ersten Stockwerke befinden sich zwei Zimmer, die die gleiche Grundfläche wie die Zimmer des Erdgeschosses besitzen, aber nur 2,50—1,95 m lichte Höhe aufweisen, daneben ein Bodenraum von $2{,}30 \times 4{,}75$ m Größe.

Ob die Bauart und die Einrichtung der vier Häuserarten im wesentlichen den Anforderungen entsprechen, die an Arbeiterfamilienhäuser meist gestellt werden, will ich nicht untersuchen. Die Baupläne sollen auch keineswegs verbindlich sein, sondern den Wünschen und Bedürfnissen Einzelner angepaßt werden können. Da eine innerhalb gewisser Grenzen bleibende Änderung nur geringe Mehrkosten verursacht, durch eine möglichst mannigfache, geschmackvolle Bauart der einzelnen Häuser aber die Kolonie nur gewinnen kann, so liegt es im Interesse der Baugesellschaft selbst, berechtigten Forderungen ihrer Auftraggeber zu entsprechen und Mängel zu beseitigen oder Verbesserungen anzubringen, wo es wünschenswert erscheint.

Von größter Bedeutung ist nun die Frage: Wie gestalten sich die Preisverhältnisse für Wohnungen in der Kolonie des Vororts Biesdorf in Vergleich zu den Berliner Arbeiterquartieren? Nach Angaben Th. Goeckes, die ich für zutreffend halte, bezahlt der Berliner Arbeiter jährlich an Miete:

	für eine einzelne Stube	für eine Stube mit Küche	für zwei Stuben oder eine Stube nebst Kammer und Küche
	Mk.	Mk.	Mk.
in der äußern Stadtzone ausschl. des Westens	90 bis 154	181 bis 300	225 bis 345
in der mittlern Stadtzone	172 bis 216	300 bis 345	bis 420
in der innern Stadt	bis 246	bis 420	bis 540
im Westen	172 bis 216*	300 bis 345*	bis 540

Im einzelnen weicht die Preisbildung natürlich nach dem Umfange des sogenannten Zubehörs, der Größe der Räume, der Lage nach der Straße u. s. w. von dem Durchschnitt ab. Im allgemeinen aber kommt der mittlere Mietpreis einer in der Regel aus Stube und Küche bestehende Wohnung in den hauptsächlich von Arbeitern bevölkerten Stadtteilen jährlich auf 300 Mark zu

*) Derartige Wohnungen sind im Westen nur in beschränkter Zahl in Hinter- und Quergebäuden vorhanden.

Digitized by Google

stehn. In den meisten Fällen erhöht sich der Preis freilich aus folgendem Grunde. Eine Statistik, die vor einiger Zeit in zwei großen Gemeindeschulen der Berliner Arbeiterviertel aufgenommen wurde, ergab, daß bei etwa fünfzig Prozent der Schüler der — in Berlin wohnende — Vater seine Arbeitsstätte so weit entfernt von der Wohnung hatte, daß er über Mittag nicht zu Hause sein konnte, während bei 23 Prozent das Mittagessen nachgetragen wurde. Es ist zweifellos, daß weder der Arbeiter, noch sein Weib oder Kind, das ihm Mittagessen bringt, täglich zweimal den weiten Weg zwischen Wohnung und Arbeitsstätte zu Fuß zurücklegen wird. Sie werden mindestens einmal eine Fahrgelegenheit benutzen. Nun verursacht das aber, selbst wenn der Omnibus, die Pferdebahn oder die Stadtbahn täglich nur ein- oder zweimal benutzt wird, eine Ausgabe von mindestens dreißig bis sechzig Mark jährlich. Rechnet man diesen Betrag der Wohnungsmiete zu, so ergiebt sich, daß der (etwa in der zweiten Stadtzone wohnende) Berliner Arbeiter durchschnittlich 330 bis 360 Mark im Jahre auf die Befriedigung seines Wohnbedürfnisses verwenden muß. Wer eine solche Summe nicht erschwingen kann, hat keine andre Wahl, als seine Ansprüche herunterzuschrauben und sich mit einer einzelnen Stube zu begnügen. Daß die Stube, in der gekocht, gegessen, geschlafen und schließlich auch noch gewaschen wird, durch Überfüllung, Unsauberkeit und Mangel an Luft zu einer Brutstätte von Krankheiten aller Art werden muß, daß aus dem Zusammenpferchen der Bewohner schwere sittliche Gefahren entstehen müssen, das wird jedermann zugeben. Ich will auf diese Dinge nicht näher eingehen. Der jährliche Mietpreis selbst einer Einzimmerwohnung kommt durchschnittlich auf 200 Mark zu stehen und, wenn man die Transportkosten nach oder von der Arbeitsstätte hinzurechnet, auf 230 bis 260 Mark.

So liegen die Verhältnisse in Berlin. In der Kolonie des Vororts Biesdorf werden sie sich voraussichtlich folgendermaßen gestalten. Der Käufer eines aus zwei Stuben, Küche und Bodenraum bestehenden Hauses (A) der Baugesellschaft Eigenhaus zahlt jährlich für Miete und Amortisation der Grunderwerbskosten 280 Mark. Die Bahnverwaltung gewährt ihm für 1,10 Mark eine Arbeiterwochenkarte 3. Klasse, die täglich einmal zur Hin- und Rückfahrt zwischen Biesdorf und dem Schlesischen Bahnhofe, dem Mittelpunkte des Berliner Fabrikviertels berechtigt. Danach sind 57 Mark jährlich für Arbeiterwochenkarten zu zahlen und bei Berechnung der Wohnungskosten anzusetzen. Das ergiebt insgesamt eine Ausgabe von 337 Mark zur Befriedigung des Wohnbedürfnisses.

Das Endergebnis ist folgendes. Da für die Mehrzahl der Arbeiterfamilien wegen der Entfernung der Wohnungen von den Arbeitsstätten kein Grund vorliegt, in der teuern Stadt zu wohnen, da ferner ein Arbeiter, der 300 Mark jährlich zu Wohnzwecken übrig hat, imstande ist, mit dieser Summe in dem Vororte Biesdorf ein eignes, geräumiges Haus zu erwerben, während er sich in

Digitized by Google

Berlin mit einer sehr bescheidnen Mietwohnung begnügen muß, und da endlich zu Gunsten der Biesdorfer Kolonie neben andern Vorzügen sehr ins Gewicht fällt, daß man dort räumlich bequemer und gesünder wohnen wird als in Berlin, so wird für den Arbeiter nichts vorteilhafter sein, als in Biesdorf ein eignes Haus zu erwerben. Voraussetzung ist natürlich, daß er über die auf den Kaufpreis zu leistende Anzahlung verfügt. Da junge Arbeiter bei den heutigen Löhnen im allgemeinen bis zu ihrer Verheiratung leicht eine Summe ersparen können, die hinreicht, ein eignes Heim zu erwerben, so sollte man annehmen, daß es den meisten nicht schwer fallen könnte, das Geld zur Anzahlung zu beschaffen. Leider pflegen aber die unverheirateten Arbeiter, namentlich in den Großstädten, wenig vom Sparen zu halten. Deshalb wird die Frage der Anzahlung immer Schwierigkeiten bieten. Sie läßt sich vielleicht überwinden, wenn gemeinnützige Baugesellschaften auf die Anzahlung einer größern Summe als ersten Teiles des Kaufpreises verzichten und den Arbeiter, der ein Einfamilienhaus bezieht, sich erst nach einigen Jahren entscheiden lassen, ob er nur Mieter oder Käufer sein will. In diesem Falle würde die Amortisationsquote, die auf den Mietpreis geschlagen wird, als Spareinlage zu behandeln und dem Arbeiter, der seine Absicht aufgiebt, das Haus allmählich zu erwerben, nebst Zinsen zurückzuerstatten sein. Daß es trotz der Amortisationsquote aber immer noch billiger und vor allem weit besser sein wird, auf dem Lande oder in den Vororten in Einfamilienhäusern zu wohnen, als in den Mietkasernen der Großstädte, ist zweifellos. Um so dringender ist zu wünschen, daß man Mittel und Wege finde, die es uns möglich machen, der großen Masse der Arbeiterbevölkerung Heimstätten zu bieten.

Das Straßenrecht zur See und seine Mängel

Von Georg Wislicenus

Wer Deutsche, insbesondre der Binnenländer, zeigt, sobald er sich auf See begiebt — sei es in einem der modernen Schnelldampfer oder einem sonstigen Fahrzeug bis herab zu dem kleinsten offnen Segelboot —, stets ein blindes Vertrauen, und zwar nicht allein zu den Seeleuten, denen der Schutz seines Lebens obliegt, sondern auch zu dem Schiffe oder Boote, das er ohne Wahl auf gut Glück besteigt. Von Seefahrtseinrichtungen und internationalen Gesetzen, die zu seinem Schutze beitragen sollen, weiß er meist gar nichts, oder er hat nur

Digitized by Google

eine ganz dunkle Vorstellung davon; die Folge ist dann fast immer, daß er der heiligsten Überzeugung ist, diese Angelegenheiten seien alle aufs vorzüglichste geordnet. Die Berliner Börsenzeitung hat im vorigen Jahre einmal in einem Artikel „Zur Kollisionsgefahr auf See“ (1891, Nr. 157) diesen Gegensatz zwischen Vorliebe und Verständnis für alles Seemännische bei unsern „Landratten“ sehr richtig in folgender Weise geschildert: „In Deutschland ist leider im großen Publikum noch zu wenig Verständnis für seemännische Angelegenheiten, und daher hat es ein blindes Vertrauen in die Schiffsführung und auch in alle Schifffahrtsgesetze. Ists die Liebe, die blind macht? Denn das kann man dem Deutschen, und zwar dem lebhaften und intelligenten Binnenländer noch mehr als dem phlegmatischen Küstenbewohner, mit Recht nachsagen: Liebe zur See und zum Seewesen hat er, ganz gleichgiltig, welcher politischen Konfession er ist, ob sein Ideal an Steuerbord oder Backbord oder Mittschiffs — im Reichstage sitzt. Er begeistert sich für alle Marineangelegenheiten, besucht vom Seebade aus alle Kriegsschiffe, deren er nur habhaft werden kann; freilich hält er dann hie und da ein Kanonenboot für eine Panzerfregatte und läßt sich alles Ernstes noch heutiges Tages einreden, daß die Torpedoboote im Gefecht unter Wasser liefen. Kann er gar zu seinen Bekannten einen Marineangehörigen oder sonstigen Seemann zählen, so ist er besonders stolz und fühlt sich selbst als nautischer Sachverständiger. Aber dabei läßt er es auch meist bewenden. Selbst Fragen, die seine eigne Sicherheit betreffen, berühren ihn fast gar nicht.“

Für den Schiffskapitän kann es ja nur schmeichelhaft sein, wenn er von seinen Passagieren wie ein höheres Wesen, eine Art Halbgott angesehen wird, der mit den gewaltigen Elementen des Meeres und des Sturmes zu kämpfen versteht, und für die Dampfergesellschaften ist es unter Umständen von beträchtlichem pekuniärem Vorteil, wenn die arglosen Passagiere die vom englischen Volksmund bezeichnend coffin-ships genannten so gerade noch schwimmfähigen „alten Kasten“ nicht von den wirklich seetüchtigen Schiffen zu unterscheiden vermögen. Dasselbe gilt in Bezug auf die Gleichgiltigkeit bei der Auswahl von Segelboten und Bootsführern in unsern Seebadeorten; jedes Jahr kommt es dort zu Unfällen, weil schlechte Boote oder unfähige Bootsführer genommen werden.

Ebenso aber wie man jetzt weiß, daß es eine alte, freilich lange und zäh festgehaltne Fabel ist, daß der Matrose nicht schwimmen lernen dürfe, ist es auch keineswegs unzweckmäßig, daß sich der gebildete Laie wenigstens so viel Kenntnisse der seemännischen Einrichtungen und Vorschriften erwerbe, um imstande zu sein, eine gewisse Kritik und, wo es nötig werden könnte, auch eine gewisse Kontrole selbst auszuüben. Es würde dann nicht mehr vorkommen können, daß es ein Kapitän bei Nebel unterläßt, die vorgeschriebnen Pfeifensignale zu geben, nur um seine Passagiere nicht zu beunruhigen, oder

Digitized by Google

daß er trotz des Nebels die Schiffsgeschwindigkeit unverändert beibehält und dadurch zwar eine schnelle Reise macht, aber die Gefahr des Zusammenstoßes riesig steigert. Noch fahren die Schiffe nicht auf Schienen, sodaß es nur auf richtige Weichenstellung ankäme; so unglaublich es auch oft dem Landbewohner in dem Gedanken an die enorme Ausdehnung der Ozeane erscheint, daß Schiffe unter einander „rempeln" können — dieser Fall tritt doch außerordentlich häufig ein. Natürlich ist die Häufigkeit von Schiffszusammenstößen abhängig von der Zahl der Schiffe, die sich gleichzeitig auf der Flächeneinheit eines Meeresteils befinden. Thatsächlich finden auch am häufigsten Unfälle in folgenden stark befahrnen Gewässern statt: im englischen Kanal, einschließlich der Themsemündung; im südlichen Teile der Nordsee, besonders zwischen Helgoland und der Elbe- und Wesermündung; in den Gewässern von Newyork; in der irischen See und dem Bristolkanal; im Roten Meere.

Die nachfolgende Darstellung bezweckt, dem Laien ein klares Bild davon zu geben, inwieweit bis jetzt Vorsorge zur Verhütung von Zusammenstößen zur See getroffen ist, und welche Punkte noch einer befriedigenden Lösung harren. Gewöhnt sich der Deutsche daran, ein größeres sachliches Interesse für die Seefahrtsangelegenheiten zu bethätigen, so wird er imstande sein, durch sein Urteil manche der noch bestehenden Mängel mitbeseitigen zu helfen. Deutschland, das die zweitgrößte Seehandelsflotte der Welt besitzt — also nur noch von England übertroffen wird —, hat in seinem Reichstage nur drei nautische Sachverständige! Diese Thatsache spricht wohl genügend für die Notwendigkeit, der Nautik größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn daß auch in seemännischen Angelegenheiten manche Frage zu schnellerer und für die Sache selbst günstigern Lösung zu bringen wäre, wenn sich die öffentliche Meinung — im besten Sinne verstanden —, das allseitige Interesse der gebildeten Kreise damit beschäftigte und einen gewissen Druck gegen etwaige Sonderinteressen ausübte, davon wird wohl heutzutage nach Beispielen auf andern Gebieten jedermann überzeugt sein.

Wenn der Laie einmal das Verständnis für die Übelstände erlangt hat, so wird sich ihm zunächst die Frage aufdrängen: Was ist denn bisher von den Fachleuten zur Sicherung des Seeverkehrs vorgeschlagen, versucht und durchgesetzt worden?

Mit einigen unwesentlichen Umänderungen sind noch heute die im Jahre 1863 international vereinbarten „Verordnungen zur Verhütung des Zusammenstoßes der Schiffe auf See" bei allen seefahrenden Nationen in rechtsgiltigem Gebrauch. Für den damaligen geringen und langsamen Dampferverkehr genügten diese Vorschriften ganz gut. Dennoch erhoben sich schon bald nach ihrer Einführung gewichtige Stimmen gegen einzelne Lücken und Fehler. Namentlich der auf dem Gebiete des Signalwesens sehr bewanderte Admiral Colomb machte wiederholt in besondern Schriften sehr energisch auf die viel-

Digitized by Google

fach falschen Grundsätze aufmerksam. Aber man kümmerte sich nicht um die seemännischen Bedenken und vermochte auch nicht die Notwendigkeit einer Gesetzesverbesserung zu erkennen. Obwohl sich binnen drei Jahrzehnten die Anzahl der Seedampfer verzehnfachte und sich ihre Geschwindigkeit verdoppelte, obwohl sich von Jahr zu Jahr die Schiffszusammenstöße ungeheuer mehrten, blieb doch alles so ziemlich beim alten. Freilich wurden hie und da, um das aufgeregte Publikum etwas zu beruhigen, Vorschriften erlassen über die Anzahl der Rettungsboote und Schwimmgürtel, die ein Passagierdampfer führen muß; der Seemann weiß aber recht gut, daß trotz aller Rettungsboote und Schwimmgürtel fast bei jedem Zusammenstoß eine mehr oder minder große Zahl von Passagieren den Tod in den Wellen findet. Der ahnungslose Laie fragt nie darnach, ob vielleicht ein Fehler in den bestehenden Vorschriften vorliegen könne; hatten doch die Juristen bei der Aburteilung von Kollisionsfällen nie solche Mängel entdecken können, vielmehr jedes Unglück auf seemännisches Verschulden oder force majeure zurückgeführt. Jeder Fachmann kann es nur als „Glück und Zufall" bezeichnen, daß Deutschland seit dem entsetzlichen Untergang der Cimbria am 19. Juli 1883, bei dem 437 Menschen ertranken, nicht durch neuere Vorkommnisse den ernsten Mahnruf erhalten hat, darüber nachzudenken: ob auch wirklich alles, was Menschenkraft vermag, geschehe, um Seeunfälle zu vermeiden. Von Interesse ist es, zu sehen, welche Fehler der schon genannte Aufsatz der Berliner Börsenzeitung als die Ursache des Zusammenstoßes der Dampfer Cimbria und Sultan ansieht. Er sagt hierüber: „Verfolgt man die Seeamtsverhandlung, die in die Ursache der Katastrophe Klarheit bringen sollte, so sieht man, daß die beiden Schiffe, als sie sich schon in großer Nähe in Sicht bekamen, nicht über ihre gegenseitige Kursrichtung klar werden konnten und, dadurch mißgeleitet, Manöver machten, die zu dem verhängnisvollen Ergebnis führten. Nicht in der zu geringen Fähigkeit der verantwortlichen Seeleute lag die Schuld, sondern der Fehler war in dem unzureichenden System der Nebelsignale und des Lichtersystems, sowie in zu wenig präziser Fassung der Gesetze zu suchen. Das Unglück verursachte in erster Linie die dem jetzigen Gesetz entsprechende und dennoch ungenügende Art der Aufstellung und Beschirmung der Positionslaternen beider Schiffe (so nennt man die Signallaternen der Schiffe, von denen eine grüne an Steuerbordseite, eine rote an Backbordseite jedes Schiffes und dazu noch eine weiße Laterne am Mast, bei Dampfschiffen während der Fahrt gesetzt wird), ferner daß die Schiffe während des starken Nebels mit zu großer Geschwindigkeit fuhren, was aber nach dem heutigen Gesetz auch zulässig ist, da keine bestimmte Geschwindigkeit vorgeschrieben ist, und schließlich, daß die Nebelsignalapparate so ungenügend waren, daß die damit gegebenen Schallsignale erst dann von den Schiffen gegenseitig gehört wurden, als diese einander schon sehr nahe gekommen waren."

Digitized by Google

Erst in den letzten fünf Jahren, wo der Schnelldampferverkehr nach Amerika eingerichtet wurde und die leichtsinnigen Ozeanwettfahrten begannen, mehrten sich die Stimmen unter den Fachleuten und drangen auf Verbesserung der Vorschriften. An der Spitze dieser Bewegung standen die Franzosen. Es mag dies daran liegen, daß sie ein wissenschaftlich wie technisch vorzüglich durchgebildetes Marineoffizierkorps besitzen. Hervorragende Männer, wie Admiral Jurien de la Gravière, die Linienschiffskapitäne Riondel und Banaré, nahmen sich der Angelegenheit eifrig an, indem sie durch Wort und Schrift auf die bestehenden Mängel hinwiesen und zweckmäßige Verbesserungsvorschläge machten. Die wissenschaftliche Welt Frankreichs, die bereits seit Jahrhunderten Interesse und Verständnis für nautische Angelegenheiten zeigt, unterstützte durch verschiedenerlei Untersuchungen, besonders auf optischem und akustischem Gebiete, die Bestrebungen der Seeleute.

Den Amerikanern gebührt das Verdienst, die praktische Ausnutzung der wissenschaftlichen Erörterungen und Vorschläge zuerst angeregt zu haben. Sie luden alle Seestaaten zu einer internationalen nautischen Konferenz ein; diese fand in Washington unter allgemeiner Beteiligung statt. Eine Reihe nautischer Fragen wurde der Lösung schon dadurch näher gebracht, daß die wertvollen Ansichten tüchtiger Nautiker aller Länder erörtert wurden. Überdies gab die Konferenz lebhafte Anregung, der Nautik nach vielen Richtungen hin mehr Beachtung zu schenken und die Lösung mancher bisher nachlässig behandelten Probleme schneller zu fördern. Leider verhinderte die ultrakonservative Zurückhaltung der englischen Abgeordneten, daß durchgreifende Änderungen und Vorschläge, die sonst allseitig gebilligt waren, Annahme fanden. Wie die Engländer ihr zopfiges Maß- und Gewichtssystem beibehalten, weil das metrische System nicht von ihnen erfunden ist, ebenso verhalten sie sich gegen nautische Verbesserungen ablehnend, die vom Auslande kommen. Die interessanten Beschlüsse der Konferenz,*) insbesondre eine neue Verordnung zur Verhütung von Zusammenstößen auf See, sind von den Seestaaten zu den Akten genommen und harren vorläufig der gesetzlichen Billigung und der internationalen Einführung.

Von diesen Konferenzbeschlüssen sollen hier nur die Berücksichtigung finden, die zur Vermeidung der schlimmsten Gefahr auf See in Betracht kommen.

Der größte Feind für den Seemann ist der Nebel; deshalb bilden auch die Vorsichtsmaßregeln gegen die Gefahren des Nebels den schwierigsten Punkt des Straßenrechts zur See. Vorgeschrieben ist die Abgabe von Schallsignalen mit einer Dampfpfeife oder Sirene auf Dampfschiffen in Fahrt, mit einem mechanischen Nebelhorn auf Segelschiffen in Fahrt und mit einer Glocke auf allen vor Anker liegenden Schiffen. Außerdem bestimmt die jetzt giltige Vor-

*) Ergebnisse der internationalen Marinekonferenz zu Washington und ihre Bedeutung für Deutschlands Seewesen. Eine kritische Studie von G. Wislicenus, Kapitänleutnant a. D. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1891.

Digitized by Google

schrift (Artikel 13): Jedes Schiff, einerlei ob Segelschiff oder Dampfschiff, muß bei Nebel, dickem Wetter oder Schneefall mit mäßiger Geschwindigkeit fahren. Dieser Artikel — der noch zum Überfluß die dem Seemann besonders verhaßte Zahl 13 trägt — ist der wundeste Punkt des heutigen Straßenrechts zur See. Er überläßt die Mäßigung der Geschwindigkeit dem Belieben jedes Einzelnen. Dem Wortlaute des Gesetzes geschieht Genüge, wenn die Schiffsmaschine bei Eintritt des Nebels ein paar Umdrehungen in der Minute weniger macht. So halten denn Führer von Schiffen, die zwanzig Seemeilen laufen, schon sechzehn Seemeilen in der Stunde für eine „mäßige" Geschwindigkeit, während Kapitäne von Schiffen, die zehn Seemeilen machen, schon sieben Seemeilen für „mäßig" erklären. Allen Fachleuten ist es bekannt und in England und Frankreich auch oft genug von solchen ausgesprochen worden, daß Artikel 13 gerade seiner unbestimmten Fassung halber keinen Schutz gewährt. Von den Interessenten der Schnelldampferlinien ist geradezu der Wunsch nach Aufhebung dieses Artikels ausgesprochen worden, und zwar unter folgender Begründung: die Schnelldampfer seien manövrirfähiger, was thatsächlich wegen ihrer meist sehr beträchtlichen Länge nicht zutrifft. Ferner sollen sie das Risiko des Zusammenstoßes vermindern, weil sie schneller durch den Nebel kommen; auch das ist entschieden kein stichhaltiger Grund, wenn man bedenkt, daß das Risiko dadurch vermehrt wird, daß beim Passiren eines entgegenkommenden Schiffs viel weniger Zeit zur Ausführung von Ausweichmanövern übrig bleibt. Ferner soll bei einem Zusammenstoß der Schnelldampfer größere Aussicht haben, die geringere Verletzung davonzutragen; dies ist gewiß ein geringer Trost für das Schiff, das von ihm überrannt wird. Ferner halten sich die Schnelldampfergesellschaften wegen der technischen Vollkommenheit und des ausgesucht tüchtigen und zahlreichen Personals ihrer Schiffe zu schnellem Fahren selbst bei Nebel berechtigt. Schließlich heißt es — und das ist der wichtigste Punkt —: der Schnelldampfer darf der Konkurrenten wegen nicht auf seine Geschwindigkeit verzichten, er muß das Gesetz brechen; und das wird dadurch erleichtert, daß sich niemand darum kümmert, ob die Geschwindigkeit zweckentsprechend gemäßigt worden ist, es sei denn, daß sich ein Unfall ereignet, der die gesetzliche Untersuchung post festum nach den darüber bestehenden Vorschriften — in Deutschland durch die sogenannten Seeämter — zur Folge haben muß.

Darüber muß sich der Laie, besonders als Passagier eines Schnelldampfers, vor allem klar werden, daß er einen sehr verkehrten Schluß zieht, wenn er sich sagt: der Kapitän und die übrigen Seeleute haben ihr Leben auch lieb, folglich werden sie schon aus Selbsterhaltungstrieb uns Landratten so gut als möglich schützen. Das trifft heutiges Tages vor allem auf den Schnelldampfern nicht mehr zu; da steht der Kapitän unter dem Drucke, schnelle Reisen machen zu müssen. Bei dem Ozeanwettlauf handelt sichs heute schon

Digitized by Google

um Stundenunterschiede, wenn man von guter oder schlechter Reise spricht. Die Dampfergesellschaften wollen natürlich nur Kapitäne haben, die „gute" Reisen machen, damit sie ihre Konkurrenzlinien überflügeln können. An genügender Auswahl an Personal fehlt es auch nicht, da diese Stellen besser bezahlt werden als die eines kommandirenden Generals oder Admirals (merkwürdigerweise fordert man noch heutiges Tages von diesen Kapitänen, denen etwa zweitausend Menschenleben und Schiff und Waren von Millionen an Wert anvertraut sind, nur dieselben nautisch-wissenschaftlichen Kenntnisse, wie von dem Führer eines Schoners mit etwa sechs Mann Besatzung). Jede Mäßigung der Geschwindigkeit bei Nebel hat kostbaren Zeitverlust zur Folge; ein vorsichtiger Kapitän riskirt daher, daß seine Gesellschaft ihn achselzuckend entläßt, weil er „schlechte" Reisen macht.

Die hier angeführten Mißstände wurden nun auch auf der internationalen Marinekonferenz sehr eingehend besprochen. Besonders interessant sind die Äußerungen des norwegischen Abgeordneten, des Segelschiffskapitän Flood. Dieser sagte: „Die größte Gefahr der Schifffahrt, die ich kenne, ist die, während eines Nebels in die Nähe eines der Ozeanrenner oder Windhunde, wie sie treffend genannt werden, zu kommen, die sorglos, mit Volldampf oder was sie „mäßige" Geschwindigkeit nennen (ein oder zwei Knoten weniger in der Stunde oder ein paar nichtssagende Umdrehungen der Maschine weniger in der Minute), den Ozean kreuzen unter dem wohlbekannten Verfahren, das seine schärfste (rather cutting) Charakteristik in folgendem Ausruf findet, der von der Kommandobrücke eines dieser Prachtschiffe gekommen sein soll: ›Himmel, Hölle oder Newyork in sieben Tagen ist meine Ordre!‹ Sie sausen dahin wie ein Blitzschlag, und wenn sie ein einsames Fahrzeug im Nebel tötlich treffen, so sind sie schließlich durch ihre eigne Geschwindigkeit verhindert, Beistand zu leisten oder Menschenleben zu retten. In ein bis zwei Sekunden zersplittert der Bug eines solchen Schiffes das unglückliche Fahrzeug, das seinen Weg kreuzt, von einer Bordwand zur andern — ganz gleichgiltig, ob es eine einsame Fischerschmack mit ein paar Mann an Bord oder einer der großen Postdampfer war, die die Bevölkerung einer Stadt tragen." Flood führt auch eine Rede des Amerikaners Cheney an, worin dieser von dem Wahnsinn (craze) des Wettrennens über den atlantischen Ozean spricht, das nur den Zweck habe, vielleicht eine Stunde (auf einer Reise von dreitausend Seemeilen) eher als ein andrer anzukommen. Dann sagt er: „Dieser Wahnsinn wird solange fortgeführt werden, glaube ich, bis eines Tages die ganze Welt erbleicht vor Schrecken infolge eines Seeunfalls, wenn zwei Seewindhunde (ocean-greyhounds) im Nebel zusammenstoßen mit einer gemeinsamen Geschwindigkeit von vielleicht fünfundvierzig Seemeilen (= dreiundachtzig Kilometer) in der Stunde oder einer Seemeile in weniger als anderthalb Minuten und Tausende von Menschen die Strafe solcher Narrheit (foolishness) zahlen." Weiter bemerkt

Digitized by Google

er: „Nimmt man zu dieser Sachlage noch die Thatsache hinzu, daß die Dampfpfeife und das Nebelhorn von sehr geringem Nutzen sind, so scheint es, als ob das Chaos wiedergekommen wäre — so ist die Situation im Nebel; denn bei einer gewissen Beschaffenheit der Atmosphäre kann selbst eine Dampfpfeife nicht genügend gehört werden. Außerdem aber sind treibende Wracks und Eisberge zu befürchten, die weder Lichter führen noch auf Signale antworten. Unter solchen Umständen ist es Tollheit (madness), während eines Nebels, wo man oft den Bug des eignen Schiffes vom Heck aus nicht mehr sehen, noch auf diese Entfernung ein Schallsignal hören kann, mit Volldampf zu rennen."

Die Mehrzahl der praktischen Seeleute der Konferenz war der Ansicht, daß der dehnbare Begriff „mäßige Geschwindigkeit" festgesetzt werden müsse, während es die Juristen der Konferenz für nötig hielten, jeden einzelnen Fall „unter sorgfältiger Berücksichtigung der vorliegenden Umstände und Bedingungen" zu beurteilen und die jeweilige Mäßigung ganz dem Urteil des Kapitäns — also wie bisher — zu überlassen. Aber abgesehen davon, daß ein vorsichtiger Schnelldampferkapitän seine Stellung ungern aufs Spiel setzt, giebt es gerade unter den Seeleuten eine gute Zahl solcher, die es als einen der schlimmsten Vorwürfe ansehen, die ihnen gemacht werden können, wenn man ihnen sagt, sie seien zu vorsichtig. Andrerseits wird die heutige dehnbare Fassung der Vorschrift für den Seemann dadurch von Nachteil, daß er trotz umsichtigen Handelns auf Grund des Artikels 13 stets als schuldig befunden werden kann; denn wenn z. B. der Schnelldampfer seine Geschwindigkeit auf zehn Seemeilen gemäßigt hatte, so kann das Seegericht stets sagen: in diesem Falle hätte auf fünf Seemeilen gemäßigt werden müssen.

Die zweckmäßigsten Vorschläge in dieser Beziehung gingen von französischer Seite aus. Der Linienschiffskapitän Richard von der französischen Marine begründete die Notwendigkeit der Feststellung des Begriffs „mäßige Geschwindigkeit" in folgender Weise: „Wie sind bei all den Nationen, die sich mit der Nebelfrage beschäftigt haben, die Instruktionen für die Kriegsmarinen? In England ist unter diesen Umständen die Geschwindigkeit auf vier oder fünf Seemeilen festgesetzt. In der französischen Marine dürfen sechs Knoten nicht überschritten werden. (Dieselbe Geschwindigkeit ist bei Nebel in der deutschen Kriegsmarine befohlen.) Hierbei hat man es jedoch mit Offizieren zu thun, die ihren Beruf vorzüglich kennen, besser als die Mehrzahl der über die Erde verstreuten Handelsschiffskapitäne, und die vorzüglich manövrirte Schiffe haben, auf denen eine solche Wachsamkeit ausgeübt wird, wie man sie sich für ein Handelsschiff gar nicht träumen kann. Trotzdem beschränkt man sich darauf, dem Führer des Handelsschiffs zu sagen: Wenn du Nebel hast, geh mit mäßiger Geschwindigkeit, indem man seiner Schätzung die Umstände der Witterung und die Bestimmung der Geschwindigkeit überläßt. Ihm würde es tausendmal lieber sein, wenn man ihm sagte: Du darfst bei so und so be-

Digitized by Google

schaffner Witterung und in gewissen Gegenden eine Geschwindigkeit von vier, fünf oder sechs Knoten nicht überschreiten!"

Richard äußerte sich dann noch über die traurigen Zustände auf der Neufundlandbank, wo alljährlich eine Anzahl der großen Hochseefischerfahrzeuge, die dort Kabeljaufang betreiben, spurlos verschwinden, nach begründeter Vermutung als Opfer des Schnellfahrens der Dampfer bei Nebel. Wie leicht ist es auch, das Hilfegeschrei der Überfahrenen durch den Ton der Dampfpfeife zu ersticken, sodaß an Bord des Schnelldampfers vielleicht nur ein Einziger von dem Unglück weiß — der es selbst verschuldete und deshalb keinen Versuch macht, den Ertrinkenden Hilfe zu leisten, wodurch ja außerdem einige Stunden Zeit verloren gehen würden. (Auch davon hat der Laie keine Ahnung, wie außerordentlich häufig noch heute der Fall vorkommt, daß sich bei Schiffszusammenstößen der schuldige Teil, statt Hilfe zu leisten, schleunigst entfernt, um der Strafe zu entgehen, was leicht möglich ist, da sich bei Nebel der Schiffsname schwer feststellen läßt.)

Der vortreffliche Vorschlag Richards ging dahin, man solle vorschreiben, in engen Gewässern, an belebten Küsten und auf Fischereigründen die Geschwindigkeit bei Nebel auf fünf bis sechs Seemeilen zu mäßigen — also dem entsprechend, was in den Kriegsmarinen längst als notwendig erkannt ist. Leider wurde dieser Vorschlag infolge des zähen Festhaltens der Engländer an den von ihnen vor dreißig Jahren aufgestellten Regeln nicht angenommen. Als einziges Ergebnis erhielt Artikel 13 den ebenfalls sehr dehnbaren Zusatz: Wenn ein Dampfschiff die Nebelsignale eines andern Schiffes — anscheinend „vorderlicher als dwars" — hört, dessen Lage noch nicht ausgemacht ist, muß es, „so weit es die Umstände des Falls gestatten," seine Maschine stoppen und dann mit Vorsicht fahren, bis die Gefahr des Zusammenstoßens vorüber ist.

Nun ist es bekanntlich für das menschliche Ohr sehr schwierig, die Richtung, woher ein Ton kommt, zu bestimmen; leider giebt es auch bis jetzt noch keine praktischen Hilfsmittel, diese Bestimmung auszuführen. Hat also ein Kapitän keine Lust, zu stoppen, so braucht er bloß zu erklären, der Ton sei aus einer Richtung „achterlicher als dwars." Übrigens ist für Schnelldampfer in gewissen Fällen dieser Zusatz ohne schützende Wirkung; wenn sich nämlich zwei Schnelldampfer mit entgegengesetzten Kursen einander bei Nebel nähern — wobei die sehr günstige Annahme gemacht sein mag, daß jeder seine Geschwindigkeit auf fünfzehn Seemeilen „gemäßigt" habe —, so wird jeder Dampfer das Nebelschallsignal des andern bis zu dem Augenblicke des Passirens (oder Zusammenstoßens) im günstigsten Falle nur zweimal hören können; dies unter der Voraussetzung, daß die Dampfpfeifen beider Schiffe eine Hörweite von zwei Seemeilen haben (was jetzt nur sehr selten der Fall ist) und ihre Signale in der vorgeschriebnen Weise jede zweite Minute abgeben (eine Pause, die auch meist nicht streng eingehalten wird). Da man nach nur

Digitized by Google

ein- bis zweimaligem Hören eines Nebelsignals nicht imstande ist, die Richtung des Gegendampfers genau zu erkennen, so ist man natürlich auch nicht imstande, irgendwelche Ausweichmanöver zu machen und muß sich auf gut Glück darauf verlassen, daß kein Zusammenstoß vorkommen wird. Hätten beide Dampfer nur sechs Seemeilen Geschwindigkeit, so würde man etwa fünf bis sechsmal auf jedem Schiffe die Signale hören, und ein zweckmäßiges Manövriren würde möglich werden. Bezeichnend sagt Kapitän Richard von dem Beschluß der Konferenz über Artikel 13: Votre décision me rappelle certain docteur qui, après avoir condamné son malade, en prenait gaiement congé en lui disant: Portez-vous bien. Immerhin bleibt es wünschenswert, daß die mancherlei Verbesserungsvorschläge der Washingtoner Konferenz recht bald allgemein eingeführt werden.

Die Nebelgefahr ist offenbar nur durch Vorsicht zu vermeiden. Der Kernpunkt ist und bleibt also die frühzeitige und hinreichende Mäßigung der Geschwindigkeit — natürlich nur so weit, daß das Schiff noch manövrirfähig bleibt, um ausweichen zu können. Darüber sind wohl alle Fachleute einig. Nur der englische Zopf — und vielleicht noch mehr die Interessen der dortigen Schnelldampfergesellschaften — verhindert die sachgemäße internationale Regelung. Wie weit es gelingen würde, wenn es überhaupt unternommen würde, daß die übrigen, einsichtsvollern Nationen allein oder vereint Maßregeln träfen, eine bestimmte Geschwindigkeitsmäßigung wenigstens für die eignen Schiffe durchzuführen, mag dahingestellt bleiben. Rechnet doch der gesamte Seehandelsstand der Welt mit dem Groschen, aber nicht mit Menschenleben; ist ein Schiff gut versichert, so leidet der Geldbeutel beim Untergange desselben keinen Schaden. Navigare necesse, vivere non est — dieser alte Wahlspruch des Hauses Seefahrt der Bremer Rheder gilt auch heute noch. Solange die Engländer also im Nebel schnell fahren, müssen es die übrigen Schnelldampfergesellschaften mit Rücksicht auf ihre Aktionäre ebenfalls thun.

Natürlich sind auch in England gewichtige Stimmen gegen diese Übelstände laut geworden. Der Engländer hat im allgemeinen großes Verständnis und reges Interesse für nautische Angelegenheiten, und so sind diese Fragen von ihm aufs lebhafteste erörtert worden. Gedrängt von der öffentlichen Meinung haben sich die englischen Schnelldampfergesellschaften kürzlich auf eigne Faust zusammmengethan und beschlossen, ihre Schiffe bestimmte Wege für die Hin- und Rückfahrt einschlagen zu lassen. Wahrscheinlich war ihnen unbekannt, daß dieser Gedanke bereits vor mehreren Jahren von dem französischen Admiral Cloué ausgesprochen worden ist. So viel darüber bekannt geworden ist, sind bei diesem eigenmächtigen Vorgehen weder die deutschen noch die französischen Schnelldampfergesellschaften um ihre Ansicht und ihr Einverständnis gefragt worden; John Bull nimmt kurzweg an, daß sich diese dem von ihm für gut befundnen anschließen werden.

Digitized by Google

Die Sonderwege sind so gewählt, daß der Ausreiseweg stets nördlicher als der Heimreiseweg ist, und zwar beträgt ihr beiderseitiger Abstand sechzig Seemeilen auf dem fünfzigsten Grad westlicher Länge von Greenwich, während an beiden Ausgangspunkten die Wege zusammenlaufen. Zieht man die wahrscheinlichen Fehler der Kompasse sowie der Stromversetzung in Betracht, so kann man allerdings sagen, daß durch Einführung dieser Sonderwege wenigstens die Gefahr, daß zwei Schnelldampfer zusammenlaufen, zwischen dem dreißigsten und dem sechzigsten Längengrade, was etwa die Hälfte der Reise ausmacht, kaum noch bestehen bleibt. Dies ist unleugbar ein kleiner Fortschritt zur Besserung; leider gilt er nur für die hohe See, wo die Gefahren sowieso weit geringer sind als in den befahrnen Gewässern, wie im englischen Kanal und der vom Nebel so viel heimgesuchten Einfahrt von Newyork. Auch bleiben die geschilderten Gefahren für die andern Schiffe und Fischerfahrzeuge ganz dieselben oder vergrößern sich noch dadurch, daß die Schnelldampfer in Zukunft bei Nebel noch dreister fahren, da sie selbst nicht mehr Gefahr laufen, mit einem andern Schnelldampfer, der allein sie tötlich treffen könnte, zusammenzulaufen.

So liegen die Verhältnisse. Auf durchgreifende Besserung ist in nächster Zeit wohl nicht zu rechnen. Vielleicht könnte eine Beaufsichtigung des Verhaltens im Nebel wenigstens dadurch herbeigeführt werden, daß der Betrag und die Zeitdauer der Mäßigung der Geschwindigkeit — denn eine solche schreibt das heutige Gesetz vor — in das Schiffslogbuch und Maschinenjournal eingetragen werden müßte. Doch solche Vorschriften sind schwer zu kontrolliren.

Volle Abhilfe kann nur durch die öffentliche Meinung geschaffen werden, sie muß die Schnelldampfergesellschaften zwingen, bei Nebel gleiche Vorschriften für die Geschwindigkeitsmäßigung auf ihren Schiffen zu erlassen, wie sie auf den Kriegsschiffen der meisten Seestaaten längst bestehen. Diese Vorschriften müßten veröffentlicht werden, und Sache der Passagiere bliebe es dann, ihre Einhaltung selbst zu kontrolliren (in ähnlicher Weise, wie schon heutiges Tages der Dampfdruck der Schiffskessel von jedem Passagier kontrolirt werden kann). Bringt doch ein Zusammenstoß großer Schiffe größere Gefahren als eine Kesselexplosion.

Von geringerer Bedeutung ist die Unvollkommenheit verschiedner nautischer Hilfsmittel, besonders der Nebelsignalapparate; hier werden Wissenschaft und Technik noch mancherlei bessern. In Bezug auf die bis jetzt sehr unzureichenden Signalmethoden bei Nebel ist durch die Washingtoner Konferenz ein guter Schritt vorwärts gethan worden. Leider fehlt es, wie gesagt, bis jetzt an Apparaten, die Richtung genau zu bestimmen, woher ein gehörter Ton kommt; das paraboloidische Phonoskop von Rettig ist noch zu wenig erprobt. Und was das schlimmste ist, die wissenschaftlichen Untersuchungen von Tyndall, Fizeau und andern über die Anomalie der Schallfortpflanzung lassen be-

Digitized by Google

fürchten, daß man nie imstande sein wird, mit absoluter Sicherheit die Richtung des Schallerzeugers zu bestimmen. Hier, auf dem Gebiete der Akustik, ist noch ein großes Feld, auf dem die Wissenschaft dem Seewesen und so der Menschheit Nutzen bringen kann. Erörterungen über die verschiednen in Frage kommenden Apparate müssen den technischen Zeitschriften überlassen bleiben.

Die Schlacht bei Marathon

Die methodische Geschichtsforschung unsrer Zeit hat so viele Rätsel der Vergangenheit gelöst, so viele neue Wahrheiten ans Licht gefördert und so zahlreiche Vorurteile zerstört, daß man jeden Versuch, bisher als feststehende Wahrheiten geltende Erzählungen in nichtige Sagen oder unbegründete Vorurteile aufzulösen, auch dann willkommen heißen muß, wenn sie mit Anschauungen aufräumen, die Alt und Jung lieb gewonnen hat. Freilich muß sich dann die skeptische Geschichtsforschung auch gefallen lassen, daraufhin nachgeprüft zu werden, ob sie das Rüstzeug der historischen Methode richtig angewendet hat; denn wollte man urteilslos dem bloßen Zweifel Recht geben, so gäbe es z. B. keinen Shakespeare mehr, und wir verehrten in Bacon den Dichter von Dramen, die der Philosoph, so viel man wenigstens aus seinem Schweigen urteilen kann, überhaupt niemals auch nur gelesen hat.

Die Schlacht bei Marathon (richtiger im Marathon, einem ländlichen fenchelbewachsenen Distrikt in Attika) galt bisher für einen Tag wie der von La Belle Alliance oder Sedan. Als die semitische Herrschaft der Völker Mesopotamiens Ägypten und das vorderasiatische Küstenland unterworfen hatte, begnügte sie sich damit, Griechenland in eine Art von Abhängigkeit zu bringen, die an keine eigentlich politische Form gebunden war, sondern in einem kommerziellen Übergewicht bestand, mehr oder weniger energische Kolonisation betrieb und den Griechen sehr nützliche Kulturelemente brachte. Aber auch gegen diese immerhin milde Art fremden Einflusses pflegt ein seiner selbst bewußt werdendes Volk anzukämpfen, sobald es aus dem „vorhistorischen" Traumleben erwacht und seine Geschicke selbst in die Hand nimmt: die Griechen erscheinen in den Homerischen Gedichten als so völlig national, daß selbst die kostbarste Gabe, die sie aus dem Osten erhalten hatten, die Kenntnis des Alphabets, mit keinem Worte darin erwähnt wird.

Digitized by Google

Die semitische Herrschaft über die östliche Welt wurde von den iranischen Persern zertrümmert. Ihr Streben nach Erweiterung des Reichs mußte naturgemäß nach Westen, nicht nach Osten gerichtet sein. Das ägeische Meer mit seinen Buchten und Küsten, eine Seestraße der Völker, wie sie nicht günstiger gedacht werden kann, lockte die neuen Herrscher mit derselben Gewalt, die ihre Vorgänger in der Herrschaft nach Griechenland und noch weiter westlich getrieben hatte. Sie übernahmen zugleich die Erbschaft der Phöniker mit den Bestrebungen der allmählich von ihnen unterjochten Griechen Kleinasiens: was in den persisch gewordnen Griechenstädten der Gegenwart und ihrem Genusse lebte, fühlte sich zu Persien hingezogen. Für die fortwährenden innern Zwistigkeiten und Parteiungen hatten sie eine im ganzen milde und gerechte Knechtschaft, statt unsicherer Verhältnisse Ruhe und Stetigkeit des äußern Lebens eingetauscht. Hatten sie früher die Gewaltherrschaft eines Einzelnen oder die unberechenbare Souveränität der nur zu oft verblendeten Bürgergemeinschaft abwechseln sehen, so genossen sie jetzt die Vorteile eines großen, im Frieden befestigten Reichs und waren sehr wohl geneigt, ihren Handel und die ihn beschützenden Einrichtungen über den Archipelagos nach dem Mutterlande zu tragen. Die persische Herrschaft hatte nichts von der modernen Uniformität der Verwaltungseinrichtungen, die Unterworfnen behielten — in verschiednen Graden und je nach der augenblicklichen Sachlage — die gewohnten Formen staatlichen Lebens; konnte Dareios Athen und Sparta dazu bewegen, seine Oberherrschaft anzuerkennen, so hätten dort republikanische Einrichtungen, hier die Zweikönigsherrschaft ohne irgend welche äußere Störung weiter bestehen können.

Wären die Athener nichts weiter gewesen als kluge Kaufleute, so hätten sie sich die persische Oberherrschaft in irgend einer Weise gefallen lassen, der peloponnesische Krieg wäre nicht gekämpft worden, kein Alexander hätte Persien unterjocht, und Griechenland wäre mit den andern persischen Provinzen in ähnlicher Weise römische Provinz geworden wie Kleinasien oder Ägypten. Ströme von Blut wären nicht geflossen, kein Simonides hätte von den Kämpfen von Thermopylä gesungen, kein Aischylos sich an den Perserkriegen begeistert — kurz, griechische Kunst und griechische Poesie wären nicht erwacht, wie sie nach den Tagen von Platää und Salamis erwachten, um der griechischen Welt den Inhalt zu geben, durch den sie innerlich Rom bezwang und uns bis heute mittelbar oder unmittelbar beherrscht. Vor zwanzig Jahren hätte man solche Betrachtungen nicht aussprechen können, denn damals waren sie trivial, weil sie jeder Gebildete im Herzen, wenn auch nicht auf der Zunge hatte; heute sind zwar Ilias und Odyssee in der Prima der preußischen Gymnasien „thunlichst ganz zu lesen," aber „so weit dies in der Ursprache nicht möglich ist, sind behufs Ergänzung von dem Lehrer gute Übersetzungen heranzuziehen" (Lehrpläne u. s. w. 1892, S. 30). Unsre Söhne brauchen

Digitized by Google

Homer nicht mehr; sie mögen, um den Ausdruck einer der interessanten Damen zu gebrauchen, deren Stil und Gedankentiefe uns jetzt in manchen Wochen- und Monatsschriften entzückt, ihre Seele an J. H. Voß beschwingen.

Auch ein mächtiger nationaler Aufschwung bricht nicht plötzlich mit voller Gewalt los, sondern bereitet sich allmählich vor und wächst von kleinen Anfängen in die Höhe. Die bisherige Ansicht über die Schlacht von Marathon ging dahin, daß im Herbste des Jahres 490 zum erstenmale dem persischen Streben nach Herrschaft über Griechenland ein energischer und glücklicher Widerstand geleistet wurde, indem die Bürger von Athen ein weit überlegnes persisches Heer schlugen, und daß die Mehrzahl der Griechen des Mutterlandes durch den Ausgang dieses Tages dazu gebracht wurde, für einige Zeit ihre Zwistigkeiten zu vergessen und sich zum Kampfe gegen den gemeinsamen Unterdrücker zu vereinigen.

Gegen diese Ansicht wendet sich ein Aufsatz von H. Welzhofer in dem kürzlich erschienenen elften Jahrgange (der sechsten Folge) des historischen Taschenbuches, indem er folgende in der Hauptsache neue Behauptungen aufstellt: 1. Dareios hat, wenigstens zur Zeit der Marathonischen Schlacht, „an eine Eroberung der griechischen Halbinsel nicht gedacht, sondern Datis und Artaphernes nur gegen Naxos und Eretria geschickt." 2. Die Aufforderung, Erde und Wasser abzuliefern (491 vor Chr.), bedeutete nur, daß sich der König Klarheit über die zweideutige Haltung der Griechenstaaten verschaffen wollte: „nichts weiter als eine äußere Anerkennung der persischen Oberhoheit wurde verlangt." 3. Es ist ein Märchen, daß „sich Dareios täglich von seinem Diener an die Athener erinnern ließ." 4. „Kaum glaublich sind die von Herodot behaupteten Rüstungen zu einem griechischen Feldzuge." 5. Reiterei wurde vor der Schlacht bei Marathon aus der persischen Flotte nicht ans Land gesetzt. 6. „Hippias war nicht Wegweiser, sondern Anführer" in der Schlacht von Marathon. „Erst der Kriegszug des Datis gegen Naxos und Eretria schien ihm eine günstige Gelegenheit zu bieten zur Ausführung seines Unternehmens unter persischer Beihilfe. Er nahm deshalb Teil an diesem Feldzuge und führte namentlich an Truppen mit, so viel er hatte anwerben können. Nachdem nun Eretria bezwungen war, erhielt er wohl auch von Datis einige Mannschaft." 7. Da die Spartaner zur Unterstützung Athens nur zweitausend Mann abschickten, so „möchte man daraus schließen, daß der bei Marathon stehende Feind nur einige tausend Mann stark war." 8. „Es mußten viele waffenfähige Bürger zum Schutze der Stadt zurückbleiben, da ein feindlicher Angriff von der Seeseite nicht ausgeschlossen war." 9. „Zweifellos richtig ist Herodots Darstellung, daß es ohne die Bemühungen des Miltiades gar nicht zur Schlacht von Marathon gekommen wäre" 10. Herodot macht „bei der Schilderung des Kampfes die nicht unwichtige Bemerkung, daß im Mitteltreffen die Perser selbst und die Saken aufgestellt waren. Daraus läßt sich

Digitized by Google

ſchließen, daß auf den Flügeln Joner, Inſelgriechen und kleinaſiatiſche Söldner ſtanden." 11. „Die auf beiden Flügeln geſchlagnen Feinde hatten ſich nicht mehr zum Kampfe geſammelt, ſondern waren ſogleich auf die Schiffe geflohen. Dies rührt wohl daher, daß ſie größtenteils Griechen waren, die von Anfang an nicht große Luſt zum Kampfe gegen Stammgenoſſen hatten. Herodot bezeichnet zwar die Fliehenden gleichfalls als Barbaren; aber auf dieſe Bezeichnung iſt kein Gewicht zu legen, zumal da nach ſeinem eignen Berichte die Teilnahme von Jonern, Äolern und Inſelgriechen an dem Kriege zweifellos iſt." 12. Die Athener erbeuteten „nur ſieben Schiffe, keineswegs Kriegsſchiffe, ſondern Transportſchiffe, die vielleicht ſchon vorher ſchadhaft waren." 13. Der mühſam errungene Sieg „war mit ſchweren Opfern erkauft. Herodot ſagt, daß 192 Athener fielen ... Ganz unglaublich aber erſcheint mir Herodots Angabe über den Verluſt der Feinde. Er ſagt, daß ſie 6400 Tote hatten. Hier hat die Überlieferung gewaltig übertrieben." 14. „Der ſogenannte Perſerkrieg vom Jahre 490 vor Chriſto iſt nichts anders als der Kampf mit einem vertriebenen Tyrannen. Der Angriff des Hippias erfolgte, während Datis mit dem Hauptheere bereits auf dem Rückwege nach Aſien war." 15. „Herodot berichtet ſchließlich von den Spartanern, daß ſie, obgleich zu ſpät angelangt, Verlangen trugen, die Meder zu ſehen; ſie gingen alſo nach Marathon und ſahen ſie; dann die Athener und ihre That lobend, zogen ſie wieder heim. Dieſer Bericht iſt eine Ausſchmückung, die ſich aus der ſpätern Auffaſſung ergab." 16. „In der bunten Halle auf dem atheniſchen Marktplatze fand ein den Siegern ſchmeichelndes Gemälde der marathoniſchen Schlacht Platz; es verſtieß gegen die Wahrheit, wenn man auch Datis und Artaphernes auf demſelben darſtellte."

Was die erſte Behauptung anlangt, ſo iſt kein Beweis dafür gebracht, daß ſich Herodot irre, wenn er ſagt, der Perſerkönig habe diejenigen Hellenen unterwerfen laſſen wollen, die ihm die Zeichen der Knechtſchaft nicht überſchicken wollten. Da nun auch keine innere Unwahrſcheinlichkeit in dieſer weitern Verfolgung der frühern perſiſchen Politik liegt, ſo wird jeder unparteiiſche Richter bei der Erzählung Herodots ſtehen bleiben.

Den zweiten Punkt können wir übergehen; es wäre freilich kein nationales Unglück, wenn die Fahnen unſers Heeres ſtatt unſrer Farben die Trikolore Frankreichs trügen, aber es wäre das Symbol des größten nationalen Unglücks, und ebenſo ſtand es mit den Zeichen der Schmach, die Dareios von Athen und Sparta verlangte.

Der dritte Punkt iſt eine jener Anekdoten, wie ſie große hiſtoriſche Ereigniſſe gewiſſermaßen illuſtriren, und die allerdings, wenn auch gut überliefert, doch nicht als ſo beglaubigt anzuſehen ſind, wie wichtige geſchichtliche Thatſachen, die auf dieſelben Gewährsmänner zurückgehen, weil bei der Überlieferung anekdotenhafter Erzählung die Phantaſie eine große Rolle ſpielt. Wer ſich

Digitized by Google

also dadurch eine kritische Gemütsberuhigung verschafft, daß er es unglaubwürdig findet, Dareios habe sich daran erinnern lassen, daß die Athener noch nicht bestraft waren, dem möge diese Freude unbenommen bleiben.

Den vierten Punkt lassen wir unerörtert, da kein Grund angegeben ist, warum die Angabe Herodots von den persischen Rüstungen unbegründet sei.

Was den fünften betrifft, so ist zuzugeben, daß sich Herodot einer sträflichen Unterlassung schuldig gemacht hat, indem er nicht ausdrücklich sagt, daß die Reiterei der Perser ausgeschifft worden sei. Dafür berichtet er aber, Marathon sei der passendste Teil Attikas zum Reiten, Eretria am nächsten gelegen, und dahin habe Hippias also die Perser geführt. Im übrigen ist es bekanntlich eine unentschiedene Streitfrage, welche Rolle die persische Reiterei bei der Sache gespielt hat, da Herodots Schlachtbericht sehr summarisch ist.

Sechstens erwähnt Herodot bei seiner Beschreibung der Schlacht Datis und Artaphernes allerdings nicht, er sagt aber auch nicht, daß Hippias den Befehl geführt habe; alles, was er in dieser Beziehung ausdrücklich sagt, beschränkt sich darauf, daß Hippias dem Perserheere als Führer gedient habe. Da Welzhofer den Hippias zum Feldherrn macht, muß er natürlich auch das Zeugnis des Gemäldes in der Stoa Poikile verwerfen. Herodot ist gerade deshalb so außerordentlich zuverlässig, weil er nichts sagt, als das, was er glaubwürdig erfahren hat. Von der Art, wie Datis und Artaphernes die Schlacht leiteten, wußte er aus begreiflichen Gründen nichts, über ihre Beteiligung am Kampfe gab es keine Überlieferung; deshalb schweigt er davon. Daß sie nicht etwa von Eretria nach Hause gefahren waren, während ihr Heer oder — um in dem Gedankengange des Verfassers zu bleiben — ein Teil ihres Heeres unter Hippias in Attika landete, hat er auch nicht gesagt, weil er nicht glaubte, Leser zu finden, die die Feldherren eines gegen Griechenland ausgeschickten Heeres zu der Zeit auf der Heimfahrt vermuteten, wo er am Ziele angekommen war. Was das Gemälde in der Säulenhalle anlangt, so ist es eine Quelle ersten Ranges dafür, daß Datis und Artaphernes in der Schlacht befehligten. Nach Plinius malte Panainos, ein Bruder oder Neffe des Pheidias, etwa vierzig Jahre nach der Schlacht bei Marathon Datis, Artaphernes, Miltiades, Kallimachos und Kynegeiros unter den Personen, die in der Schlacht kämpften. Daß der Maler nach Pausanias dabei auch Götter und Halbgötter wie Theseus und Athene darstellte, kann gegen dieses Zeugnis nicht geltend gemacht werden, wenn man nicht etwa auf modernen Gemälden aus der Anbringung einer Kriegsgöttin folgern will, daß die Person, die sie krönt oder beschützt, ebenso wenig Wirklichkeit habe, wie die Göttin selbst. Pausanias erwähnt in der Beschreibung des Gemäldes die persischen eben so wenig wie die athenischen Feldherren, berichtet aber, daß der Zusammenstoß der beiden Heere, die regellose Flucht der Barbaren, auf der sie sich gegenseitig in die Sümpfe drängten, und das Niedermachen eines

Digitized by Google

Teiles der die phönikischen Schiffe besteigenden und sich tapfer wehrenden Barbaren durch die Griechen dargestellt gewesen sei. Man kann demnach sagen, daß die Anwesenheit der persischen Feldherren in der Schlacht und die andern Züge, die mit Herodots Schilderung stimmen, vierzig Jahre nach der Schlacht in der Überlieferung der Athener noch lebendig waren. Wenn man freilich z. B. glauben will, daß es im Jahre 1855 ein Maler hätte wagen können, Murat auf einem Gemälde bei La Belle Alliance kommandiren und Napoleon aus der Entfernung zusehen zu lassen, dann mag man immerhin annehmen, Panainos habe statt Hippias fälschlich Datis und Artaphernes den Befehl führen lassen. Weshalb freilich der Maler diese Fälschung hätte vornehmen sollen, bleibt auch dann unerklärt.

Der siebente Punkt erledigt sich durch das ausdrückliche Zeugnis des Herodot, der bei der Beratung der atheniſchen Feldherren hervorhebt, daß die Athener „zu gering an Zahl gewesen seien, um gegen die Meder zu kämpfen."

Achtens haben wir keine Nachricht davon, in welcher Weise Athen nach dem Ausmarsche des Heeres geschützt wurde. Daß ein Teil des Heerbannes zum Schutze der Stadt zurückgeblieben wäre, ist deshalb unwahrscheinlich, weil das atheniſche Heer nach der Schlacht eilig zurückging, um die Stadt gegen einen Handstreich der um Sunion herumsegelnden persischen Flotte zu decken.

Neuntens kann ein Mann allerdings sehr viel thun, um eine nicht ganz entschieden gestimmte Volksmenge fortzureißen; es ist aber eben der Ruhm der atheniſchen Bürger, daß sie sich von Miltiades dazu bringen ließen, unter Einsatz ihrer ganzen Existenz dem persischen Heere Widerstand zu leisten.

Zehntens sagt Herodot allerdings, daß in der Mitte der persischen Schlachtordnung „die Meder selbst und die Saken" standen; das braucht aber doch nur zu bedeuten, daß auf den Flügeln Perser allein ohne Saken standen. Daß „Joner, Inselgriechen und kleinasiatische Söldner" auf den Flügeln gestanden hätten, erwähnt er mit keiner Silbe, wie er denn auch in der Beschreibung der Schlacht stets nur von Barbaren spricht; die Sache ist auch höchst unwahrscheinlich, da es unklug gewesen wäre, Griechen gegen Griechen kämpfen zu lassen.

Hierdurch erledigt sich auch der elfte Punkt, worin die kurz vorher aus dem Schweigen Herodots gefolgerte Teilnahme von Griechen auf persischer Seite zu Herodots eignem Berichte geworden und zur Zweifellosigkeit erhoben ist. Neu sind freilich dabei die Äoler, über die Herodot ebenfalls schweigt.

Zwölftens sagt Herodot: die Athener erbeuteten sieben Schiffe. Ob es Transport- oder Kriegsschiffe waren, berichtet er nicht; waren sie schon vorher schadhaft, so ist das im Interesse der Athener lebhaft zu bedauern, überliefert hat es niemand.

Dreizehntens war der Verlust der 192 Athener deren Verwandten gewiß sehr schmerzlich, für den Staat aber war ein so geringer Verlust ein sehr

Digitized by Google

leichtes Opfer. Ob wirklich 6400 Perſer fielen, können wir heute nicht mehr wiſſen, da bei Zahlenangaben beſonders nach großen Schlachten auch die beſte Überlieferung weniger zuverläſſig iſt als hinſichtlich wichtiger Thatſachen.

Die drei letzten Punkte erledigen ſich durch das bisher ausgeführte. Wir können alſo nur zuſammenfaſſend wiederholen, daß es in der geſamten Geſchichte keine beſſer beglaubigte Thatſache giebt als die Erzählung von der Schlacht bei Marathon: die Bürger Athens beſiegten eine bedeutende perſiſche Übermacht; die Lakedämonier, die zum Kampfe zu ſpät kamen, ſchauten mit Bewunderung — denn dies, nicht das einfache Schauen, bedeutet das von Herodot gebrauchte Wort — die auf der Wahlſtatt liegenden Leichen der Perſer. Wenn dieſe Thatſache nicht glaubwürdig iſt, dann brauchen wir auch nicht mehr an die Schlacht von Sedan zu glauben, weil über ihren Ausgang kein notarielles Protokoll aufgenommen worden iſt.

Hamburg F. Eyſſenhardt

Zu den Sprachdummheiten

Mein Büchlein Allerhand Sprachdummheiten hat mir von den erſten Tagen nach ſeinem Erſcheinen an bis heute aus allen Teilen Deutſchlands und ſogar aus dem Auslande eine ſolche Fülle von Zuſendungen eingetragen: Briefen, Karten, Zeitungen, Zeitungsausſchnitten u. ſ. w., daß ich lange zu thun haben werde, alles ſo zu ordnen, daß es einer etwaigen Neubearbeitung des Buches zu gute kommen kann. Und das ſoll es doch; denn viele dieſer Zuſendungen enthielten außer dem Lob und Dank, die mir darin, zu meiner Beſchämung viel zu reich, geſpendet wurden, doch auch wertvolle ſachliche Mitteilungen: Zuſätze, Berichtigungen, Beiſpiele u. a. Einen gewiſſen Erfolg hatte ich mir ja gewünſcht und — ich will es nur offen geſtehn — auch vorausgeſehen. Daß er ſo groß werden würde, hatte ich nicht zu hoffen gewagt. Ich freue mich darüber um der Sache willen. Ich ſehe daraus, wie verbreitet doch in unſerm Volke die Liebe zur Mutterſprache iſt, wie verbreitet der gute Wille, ſie richtig und ſchön zu handhaben, wie verbreitet das Bedürfnis nach einem Buche, von dem man ſich dabei einige Hilfe verſprechen zu können glaubt.

Ich hatte anfangs die redliche Abſicht, auf alle Einſendungen zu antworten und für jede einzeln zu danken, machte auch einen Anfang dazu. Aber ich mußte das leider bald aufgeben: die Zeit reichte beim beſten Willen nicht aus. Ich bitte daher, dieſe Gelegenheit benutzen zu dürfen, allen, denen ich

Digitized by Google

nicht einzeln habe danken können, herzlichen Dank zu sagen, daß sie an dem Buche so lebhaften Anteil genommen haben. Daß ich alles, was mir an sachlichen Mitteilungen zugegangen ist, aufs gewissenhafteste verwerten oder berücksichtigen werde, wenn sich über kurz oder lang eine Neubearbeitung nötig machen sollte, brauche ich wohl nicht zu versichern.

Natürlich hat es neben dem Lob und Dank auch nicht an Tadel, selbst nicht an Schmähungen gefehlt. Wer so viel Schläge austeilt, wie ich ausgeteilt habe, muß sich darauf gefaßt machen, daß er wieder welche bekommt, daß namentlich von denen, die sich getroffen fühlen, mit Argusaugen nach Fehlern gespäht, über jede kleine Blöße hergefallen, jeder kleine Irrtum aufgebauscht, aus jeder Mücke ein Elefant gemacht werden wird. Darüber bin ich mir, als ich das Buch hinausgab, vollkommen klar gewesen.

Von fünf Seiten her namentlich mußte ich mich auf Angriffe gefaßt machen: von den Zeitungsschreibern — ich meine es nicht böse, wenn ich das deutsche Wort brauche —, von den Juristen, von den Juden, von den Schulmeistern und von den Professoren. Die Zeitungen hatte ich als die Hauptursache der Verwilderung unsrer heutigen Schriftsprache hingestellt. Die Juristen konnten sich verletzt fühlen durch die Behauptung, daß unser Zeitungsdeutsch vor allem deshalb so schlecht geworden sei, weil es ganz und gar in die Bahnen des konventionellen, immer breitspurigen, wortreichen, wichtigthuenden Kanzleistils, der Leibsprache der Juristen, geraten sei. Der jüdischen Presse insbesondre hatte ich einen Teil der zunehmenden Fehlerhaftigkeit unsrer Schriftsprache zur Last gelegt. Die Schulmeister konnten sich beleidigt fühlen weniger durch den Vorwurf, daß es an unsern höhern Schulen bisher an einem wirklichen deutschen Sprachunterricht gefehlt habe, denn dieser Vorwurf trifft ja nicht sie, sondern die Einrichtungen, als durch gelegentliche spöttische Bemerkungen über Schulmeisteraberglauben u. dergl. Die Professoren endlich, insonderheit die Germanisten, konnten empört sein über die ketzerischen Meinungen, die ich über die Sprachwissenschaft und ihre einseitigen (naturalistischen) Anschauungen über Wesen und Entwicklung der Sprache geäußert hatte.

Am vornehmsten haben sich die journalistischen und die juristischen Kreise verhalten. Die Tagespresse — mit Ausnahme der jüdischen — hat die „Sprachdummheiten" mit wahrhaft bewundernswürdiger Unbefangenheit beurteilt. Obwohl ihr die heftigsten Vorwürfe darin gemacht sind, hat sie sich fast nirgends beleidigt gezeigt, sondern die Berechtigung der Vorwürfe rückhaltlos anerkannt, dabei nur zu ihrer Entschuldigung auf die Schwierigkeiten hingewiesen, mit denen sie bei der Herstellung ihrer Erzeugnisse zu kämpfen habe, im übrigen möglichste Besserung gelobt und vor allem durch warme Empfehlung außerordentlich zur Verbreitung des Buches beigetragen. Einzelne Zeitungen, in deren Redaktionen oder unter deren Mitarbeitern sich zufällig Männer befanden, die in derselben Richtung wie ich beobachtet und

Digitized by Google

gesammelt hatten, haben dem Buche nicht bloß einen, sondern mehrere Aufsätze gewidmet; ich nenne vor allen dankbar die sieben reichhaltigen, von großer Sachkenntnis und feinem Sprachgefühl zeugenden Artikel der Kölnischen Zeitung. Daß die juristischen Kreise keineswegs in ihrer Gesamtheit Anhänger des Kanzleistils sind, daß es namentlich unter den höher gestellten juristischen Beamten Männer genug giebt, die sich durch den Kanzleistil abgestoßen fühlen und, soweit ihr Einfluß reicht, unaufhörlich bemüht sind, auf eine einfache, natürliche, klare, verständliche, mit einem Wort: eine menschliche Ausdrucksweise hinzuarbeiten, war mir wohlbekannt. Dennoch überstieg der Beifall, mit denen die „Sprachdummheiten“ gerade in juristischen Kreisen begrüßt wurden, alle meine Erwartungen. Von Empfindlichkeit keine Spur; dagegen überall — trotz mancher abweichenden Ansicht im einzelnen — herzliche Freude und warme Empfehlung. Einzelne Ministerien und Verwaltungsbehörden bestellten das Buch in großer Anzahl, um es an ihre Beamten zu verteilen, andre empfahlen es in besondern Erlassen aufs eindringlichste.

In den Kreisen der Schule hat das Buch verschiedne Aufnahme gefunden. In der umfangreichen Fachpresse, die aus den Kreisen der Volksschule hervorgeht, hat es nicht an Beurteilern gefehlt, die schlechterdings nicht imstande gewesen sind, sich zu einer unbefangnen Würdigung aufzuschwingen, für die schon die Thatsache genügte, daß wiederholt darin — verächtlich, wie sie meinten — von den Schulmeistern die Rede war, es halbgelesen beiseite zu legen; manche sind, wie ihre Besprechungen zeigen, thatsächlich nicht über den Abschnitt zur Formenlehre hinausgekommen! Daneben aber doch auch wieder ganz entgegengesetzte Urteile: wer als Schulmann ähnliche Beobachtungen angestellt hatte wie ich, sich vielleicht als Lehrer des Deutschen schon jahrelang über die Sprachunarten geärgert hatte, die die Jungen aus Zeitungen, Jugendschriften, ja manchmal selbst aus den an ihrer eignen Schule eingeführten Lehrbüchern in ihre deutschen Aufsätze hineinschleppen, begrüßte das Buch mit Jubel. Viele Gymnasialdirektoren haben es unbedenklich ihren Primanern und Sekundanern empfohlen, auch einige Seminardirektoren haben große Bestellungen gemacht, offenbar um es allen Seminaristen der obern Klassen in die Hände zu geben. Außerdem hat es in vielen Zweigvereinen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, wo ja auch die Lehrer die rührigsten Mitglieder sind, Anregung zu lebhaftem Meinungsaustausch geboten; in einigen Vereinen hat, wie ich aus Zeitungsausschnitten gesehen habe, die Beschäftigung damit mehrere Abende gefüllt, man hat es Kapitel für Kapitel durchgenommen.

Einer Beurteilung des Buches, die aus Schulkreisen gekommen ist, möchte ich nun doch etwas eingehender gedenken, da sie in Buchform erschienen ist, nämlich als ein ganzes Heftchen voll „Randbemerkungen.“ Der Verfasser ist

Digitized by Google

Professor Karl Erbe, der Vorsitzende des deutschen Sprachvereins in Stuttgart und Lehrer an einem Stuttgarter Gymnasium.*)

Erbes „Randbemerkungen" sind in fünf Klassen geordnet: 1. Besonders erfreuliche Abschnitte in W.s Werk. 2. Unnötige Nachgiebigkeit W.s gegen herrschende Fehler und mundartliche Ausdrücke. 3. Ungerechte Verdammung von Schulregeln. 4. Ausdrücke, die W. ohne Grund für häßlich oder unrichtig erklärt. 5. Ungenaue und unrichtige Regeln in W.s Buch.

Der Titelzusatz, den Erbe seinen Randbemerkungen gegeben hat, „Untersuchungen über wichtige Gegenstände der deutschen Sprachlehre," scheint mir nicht recht zu dem Inhalte seines Schriftchens zu passen. Die wichtigsten „Gegenstände" sind es nun eben nicht, die er sich zur Behandlung ausgewählt hat; mir wenigstens liegen andre Abschnitte meines Buches weit mehr am Herzen, Abschnitte, die Erbe nicht unter die „besonders erfreulichen" gerechnet, aber auch nicht angefochten hat. Manche von seinen Einwänden und Bedenken, z. B. daß man doch neben Mansardendach, Promenadenplatz und Chokoladenmädchen auch Modewort und Parademarsch sage, also auch Chokolademädchen nicht für falsch erklärt werden dürfe, habe ich mir selbst gemacht, und das gilt auch von vielen Einwänden und Bedenken, die von andrer Seite, z. B. in den vortrefflichen Aufsätzen der Kölnischen Zeitung, gegen einzelne meiner Aufstellungen erhoben worden sind. Manche dieser Bedenken liegen ja so nahe, daß es komisch wäre, zu glauben, ich hätte sie mir nicht selber gemacht. Auch was zur Erklärung und Entschuldigung mancher Sprachfehler von Erbe (und andern) vorgebracht worden ist, wie daß das neuerdings aufgekommne falsche Kohlezeichnung jedenfalls der Kreidezeichnung zu verdanken sei, habe ich mir meist selber gesagt. Wenn ich es trotzdem unterdrückt und verschwiegen habe, so geschah es, um die Wirkung meiner Regeln nicht abzuschwächen. Warum haben denn so vortreffliche Bücher wie das von Andresen u. a. verhältnismäßig so wenig genützt? Weil sie es vor lauter Bedenklichkeit so oft zu keiner bestimmten Entscheidung bringen. Gewiß hätte ich mein Buch mit unzähligen Anmerkungen behängen, von den Beobachtungen, die ich hundertfältig gemacht hatte, auch die zwei oder drei Ausnahmen vorbringen können, wo die Beobachtung nicht zutrifft; aber mir kam es vor allem darauf an, die Haupterscheinung zu zeigen, für die gar niemand mehr Auge und Gefühl zu haben schien, die Fehler zu bekämpfen und zu beseitigen, nicht sie zu erklären und zu entschuldigen. Wenn mir deshalb von einigen Seiten der Vorwurf der Übertreibung gemacht worden ist, so kann ich mich ja damit trösten, daß mir ein so vorsichtig abwägender Beurteiler wie Erbe in einigen Fällen „unnötige Nachgiebigkeit" vorwirft!

*) Randbemerkungen zu Dr. Wustmanns Allerhand Sprachdummheiten. Untersuchungen über wichtige Gegenstände der deutschen Sprachlehre von Professor Karl Erbe. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1892

Digitized by Google

Wenn ich auf alle Einzelheiten, die Erbe auf den fünfzig Seiten seines Schriftchens vorbringt, eingehen wollte, so könnte ich nun leicht wieder hundert Seiten dagegen schreiben. Das hat natürlich keinen Zweck. Ich muß es dem Leser überlassen, Erbes „Randbemerkungen“ mit den „Sprachdummheiten“ zu vergleichen, den behandelten Fragen selber weiter nachzugehen, selber weitere Beobachtungen anzustellen und sich darnach zu entscheiden. Ich kann hier nur wiederholen, was ich in der Einleitung gesagt habe: mein Buch will anregen, die Augen öffnen, das Sprachgewissen anstacheln, es will ein Notmittel sein gegen den vorhandnen Notstand. Für unfehlbar giebt es sich um so weniger aus, als es sich darin zum guten Teil um Geschmacksfragen handelt. Nur auf einige Punkte, die mir noch allenfalls zu den wichtigern zu gehören scheinen, möchte ich ein paar Worte erwidern.

Die Art, wie Erbe den hergebrachten Schulgebrauch zu verteidigen sucht, jedes substantivirte Adjektiv oder Partizip, auch wenn Objekte oder adverbiale Bestimmungen dabei stehen, mit dem großen Anfangsbuchstaben zu schreiben (der tiefer Denkende, ein Medizin Studierender), scheint mir doch etwas gekünstelt. Unsern Jungen wird gelehrt, daß Hauptwörter mit dem großen Anfangsbuchstaben zu schreiben seien. Mag sein, wiewohl zu wünschen wäre, daß dieser Gebrauch, den nur wir Deutschen haben, aus unsrer Schrift und unserm Druck endlich einmal wegfiele. Wenn aber weiter gelehrt wird, in einer Verbindung wie „der tiefer denkende“ werde das Partizip denkend zum Hauptwort und müsse deshalb „groß“ geschrieben werden, so ist das, ich kann mir nicht helfen, ein Verbrechen an der Logik und in der That ein beschämendes Zeichen von der äußerlichen, mechanischen Art, wie in unserm Sprachunterricht bisweilen (so habe ich geschrieben, nicht „bisher,“ wie Erbe sagt!) verfahren wird. Auf keine Weise wird mich Erbe überzeugen, daß in solchen Verbindungen das Partizip als Substantiv gefühlt (!) werden könne, auch nicht als halbes Substantiv, wie Erbe will. Nicht das Partizip, sondern das Partizip samt seiner Bekleidung wird substantivirt. Deshalb ist es immer noch das Erträglichere, zu schreiben: der Tieferdenkende, ein Medizinstudierender. Bequem mag es ja sein, die Jungen mit einer äußerlichen Vorschrift abzuspeisen, aber zu scharfem Denken, zu feinem Sprachgefühl verhilft das nicht, und das soll doch der Sprachunterricht vor allen Dingen.

Ganz unbegreiflich ist es mir, wie Erbe meine Regel, daß periodisch wiederkehrende Handlungen, die durch alle in Verbindung mit einem Zahlwort ausgedrückt werden, in gutem Deutsch im Genetiv stehen müßten (aller vierzehn Tage), damit widerlegen zu können glaubt, daß er Stellen anführt wie aus der Bibel: seine Eltern gingen alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest — oder aus dem bekannten Kinderliede: alle Jahre wieder kommt das Christuskind. In diesen Beispielen handelt sichs allerdings auch um periodisch wiederkehrende Handlungen, aber es wird das nicht besonders ausgedrückt; alle Jahre

Digitized by Google

bedeutet in beiden Sätzen nichts weiter als jedes Jahr. der Sinn des Periodischen kommt nur durch die Worte Osterfest und Christuskind in die Sätze. Wenn ich sage: ich reise alle Jahre nach Italien, so kann ich doch das einemal im März, ein andermal im Mai, ein drittes mal im Oktober reisen. Will ich dagegen sagen, daß ich die Reise in genauen Abständen von je einem Jahre antrete, so würde ich zwar vielleicht nicht sagen: aller Jahre (das ist ungebräuchlich), wohl aber, wo es auf eine so genaue Bestimmung einer periodisch wiederkehrenden Handlung ankommt: aller zwölf Monate. Wenn dieser Genetiv in Süddeutschland und, wie ich aus verschiedenen Zusendungen gesehen habe, auch in Norddeutschland nicht (oder nicht mehr?) gebräuchlich ist und durch den Akkusativ (alle (!) zwölf Monate), der daneben doch noch etwas ganz andres bedeutet, mit vertreten wird, so ist das ein Beispiel bedauerlichen Sprachverfalls. In Sachsen wird nicht nur jede Zeit-, sondern auch jede Raumangabe, durch die der Raum oder die Zeit in gleiche Teile zerlegt wird, durch diesen „distributiven" Genitiv, wie man ihn treffend genannt hat, ausgedrückt, und zwar keineswegs nur vom niedrigen Volke, sodaß man die Erscheinung als „gemeinen Provinzialismus" abthun könnte, sondern auch von den Gebildeten. Nicht bloß die Straßenjugend spottet von der Leipziger Pferdebahn: Und aller fünf Minuten, da bleibt de Karre stehn — sondern auch die gebildete Mutter sagt zu ihren Kindern: Bleib doch nicht aller zehn Schritte stehn, oder: du bleibst ja aller drei Zeilen hängen, oder: so etwas kommt nur aller Jubeljahre einmal vor (wobei der Zahlbegriff in Jubel steckt: 25, 50, 100), und auch der Arzt schreibt, wenn er wirklich aus einer sächsischen Familie stammt und nicht etwa ein zugewanderter Berliner ist, auf sein Rezept: aller zwei Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen. Sollen wir diesen feingefärbten Genetiv dem verwaschnen Berliner oder Stuttgarter Akkusativ opfern? Fällt uns gar nicht ein.

Auch wenn Erbe den in unsern antiquarischen Katalogen beliebten Fehler: erste, seltne Ausgabe alles Ernstes in Schutz nimmt, kann ich mich nicht mit seinem Sprachgefühl befreunden. Das Beispiel: zweite, verbesserte Auflage ist gar nicht damit zu vergleichen. In dem ersten Falle bedeutet erste Ausgabe so viel wie Originalausgabe; das ist ein einziger Begriff, der nicht zerrissen werden darf. Im zweiten Falle ist verbesserte ein nachträglicher Zusatz, vor dem man sich ein und zwar zu denken hat: zweite, und zwar verbesserte Auflage.

Es ist merkwürdig, wieviel in einer, wie man denken sollte, so einfachen Aufgabe gefehlt wird, zu einem Hauptwort in logisch richtiger Reihenfolge zwei Eigenschaftswörter zu setzen. In wenigen Tagen habe ich folgende Beispiele gesammelt: ein sächsischer junger Leutnant — die ausländische gesamte Medizin — man schöpfte mit hölzernen großen Kannen — wenn die Sonne schien, wurden die seidnen verblaßten Vorhänge zugezogen.

Digitized by Google

Alle diese Beispiele sind falsch, denn in allen stehen die Eigenschaftswörter in verkehrter Reihenfolge. In einer Grammatik wird man schwerlich eine Regel hierüber finden; ein Grammatiker denkt ja gar nicht daran, daß so etwas falsch gemacht werden könne, der gewöhnlichste Mensch, der nie über Sprachdinge nachgedacht hat, macht es ja von selber richtig. Aber in unsrer Schriftsprache ist eben jetzt alles möglich, die selbstverständlichsten Dinge möchten besonders vorgeschrieben, vor den unglaublichsten Fehlern möchte besonders gewarnt werden.*)

In einzelnen Fällen, wo Erbe von ungenauen oder unrichtigen Regeln meines Buches spricht, trägt er die Unrichtigkeit erst künstlich hinein, um sie dann mit großem Ernst und großer Ausführlichkeit bekämpfen zu können. So, wenn er mir unterschiebt, ich wollte Formen bilden wie anders Geld (statt andres), dunkelr Wolken (statt dunkler)! Aus den Beispielen, die ich anführe, geht doch zur Genüge hervor, in welchen Fällen ich bei den Adjektivstämmen auf el und er das e des Stammes bewahrt und das der Endung geopfert sehen will: nur in den Fällen, wo der Sprachgebrauch schwankt. So, wenn er meine Auseinandersetzung über den unerkennbaren Konjunktiv in Nebensätzen auf die Absichtssätze ausdehnt und auch das dann umständlich bekämpft, während doch alle meine Beispiele deutlich zeigen, daß ich nur die Inhaltssätze im Auge gehabt habe! Guckt nicht aus solchen absichtlichen Mißverständnissen ein bischen der Schulmeister heraus, der sich auf dem Katheder harthörig stellt, wenn sich der Junge unten „ungenau" oder „unrichtig" ausdrückt?

Grundverschieden fühlen wir, wenn Erbe behauptet, man könne auch einen in seiner äußern Form unerkennbaren Konjunktiv der Gegenwart als Konjunktiv fühlen, wo er zwischen erkennbaren Konjunktiven stehe; die regelmäßige Ersetzung solcher unerkennbaren Konjunktive durch den Konjunktiv des Präteritums beraube uns der Möglichkeit, die konditionale Ausdrucksweise in abhängigen Sätzen deutlich zu machen. Es ist mir interessant gewesen, gerade aus Schwaben noch von andrer Seite dasselbe aussprechen zu hören. In einem kürzlich abgedruckten Grenzbotenaufsatze eines schwäbischen Mitarbeiters stand in der Handschrift der Satz (übrigens neben vielen ähnlichen Sätzen): „Einer der Anklagepunkte gegen die beiden Anwälte ging dahin, sie haben sich einer Verletzung der dem Verteidiger obliegenden Pflichten dadurch schuldig gemacht, daß sie die Angeklagten zur Verweigerung der Aussage zu bestimmen versucht haben." Die Redaktion änderte beide haben in hätten

*) Die angeführten Beispiele sind deshalb falsch, weil von zwei Eigenschaften einer Sache die wesentlichere stets dem Hauptworte näher stehen muß, als die weniger wesentliche. Als die wesentlichere Eigenschaft aber fühlt jeder natürlich fühlende Mensch die, die den Stoff (hölzern, seiden) und die Herkunft (sächsisch, ausländisch) bezeichnen: die weniger wesentlichen sind: jung, gesamt, groß, verblaßt.

Digitized by Google

ab, da beide Sätze im Konjunktiv stehen mußten, haben aber nicht als Konjunktiv gefühlt werden kann. Der Verfasser bat auf der Korrektur, den Konjunktiv der Gegenwart wieder herzustellen, weil hätten nur konditional gefühlt werden könne, als ob ein Bedingungssatz ergänzt werden müsse. Die Redaktion konnte sich von dieser Behauptung nicht überzeugen und ließ das hätten stehen — sicherlich für die meisten Leser zur Förderung des richtigen Verständnisses.

Doch genug der Einzelheiten. Ich denke, daß sich Erbe in manchen Punkten, die ihn auf den ersten Blick vielleicht erschreckt oder befremdet haben, meiner Ansicht noch zuneigen wird. Dennoch kann es nichts schaden, wenn jeder, dem es um einen reinen und richtigen Gebrauch seiner Muttersprache zu thun ist, auch Erbes Schriftchen gewissenhaft zu Rate zieht.*)

Außer auf die Erbischen „Randbemerkungen" möchte ich aber noch auf eine zweite Äußerung über mein Buch ein paar Worte erwidern, nämlich auf den heftigen Angriff, den Professor Bechstein in Rostock in dem neuesten Hefte der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (VI, 1, S. 64—72) dagegen gerichtet hat. Es ist ja im allgemeinen nicht Sitte, sich gegen mißgünstige Kritiken zu wehren; es ist auch meistens überflüssig, denn Kritiken vergehen, und Bücher bestehen. Es giebt aber doch auch Fälle, wo es einem falsch ausgelegt werden könnte, wenn man dazu schwiege.

Zunächst: wie kommt Professor Bechstein plötzlich in die Zeitschrift für deutschen Unterricht? Die Zeitschrift hat fünf Jahre lang bestanden, ohne daß er eine Silbe hineingeschrieben hat — mit einemmale ist er da! Er will doch wohl im Namen der zünftigen Wissenschaft, der Germanistik sprechen — fand er für seinen Angriff nicht in einer der germanistischen Fachzeitschriften eine Ablagerungsstelle? Und andrerseits: wie kommt diese Zeitschrift dazu, die fast ausschließlich von Schulmeistern geschrieben wird, sich in diesem Falle plötzlich von einem Universitätsprofessor bedienen zu lassen? Fand sie unter ihren bisherigen Mitarbeitern keinen, der diese Kritik ebenso gut hätte „liefern" können? Wie konnte der Herausgeber der Zeitschrift, Herr Dr. Lyon, der sich doch offenbar in allem, was deutschen Unterricht betrifft, von Jahr zu Jahr mehr als Papst fühlt, diese Aufgabe fremden Händen überlassen? Ja, man erlebt seltsame Dinge. Wenn es ein Buch herauszustreichen gilt, erscheinen plötzlich „Mitarbeiter," an die bisher kein Mensch gedacht hat; und

*) Sehr fein ist, wie Erbe den Unterschied zwischen fremdsprachlich und fremdsprachig entwickelt. Nur schade, daß einerseits von einem fremdsprachigen Unterricht in seinem Sinne (einem Unterricht, bei dem sich der Lehrer einer fremden Sprache bedient!) schwerlich jemals die Rede sein wird, andrerseits die Bildungen fremdsprachlich, altsprachlich und neusprachlich erst die affektirten Zusammenziehungen Fremdsprache, Altsprache und Neusprache voraussetzen, wie ja auch neuzeitlich aus Neuzeit, nicht aus neu und Zeit gebildet ist.

Digitized by Google

wenn es eins herunterzureißen gilt, geht es ebenso.*) Der Angriff Bechsteins, freiwillig oder gerufen, ist ganz sicherlich nicht die Stimme der Germanistik, sondern nur der Ausfluß verletzter Professoreneitelkeit, die hier in das Horn beleidigten Schulmeisterstolzes bläst. Bisweilen hat auch der Schulmeister selbst mit hineingetutet: wenn man nicht so viel Stilgefühl im Leibe hätte, daß man die Einschiebsel merkte, könnte man sie an den typographischen Schiebungen sehen.

An Leidenschaftlichkeit wird Bechsteins Angriff nur durch die Angriffe der Judenpresse überboten. Er läßt keinen guten Bissen an meinem Buche. Er ist so teufelswild darüber, daß es ihm vor lauter Erregung nicht gelungen ist, seine Gedanken zu ordnen. Zuerst ereifert er sich über den Titel, dann über den Ton, dann über den Inhalt — der sei zum großen Teil nicht neu, und fast alles, was gut und richtig daran sei, finde sich „schon seit Jahren in jeder bessern (!) Schulgrammatik" (aha!) —, dann zur Abwechslung wieder über den Ton und wieder über den Inhalt, dann darüber, daß bei keinem der angeführten Beispiele die Quelle angegeben ist, dann über die Anordnung, dann wieder über den Inhalt u. s. w. Dabei wird der Leser fast durch die ganze Kritik hindurch — man sieht nicht recht, ob geflissentlich oder nur infolge der ungeschickten Anordnung — im Unklaren darüber gelassen, was eigentlich jeweilig besprochen wird, ob das Buch selbst oder die frühern Grenzbotenartikel, aus denen es entstanden ist. Selbst innerhalb der einen Auffassung kommt man nicht zur Ruhe; S. 67 heißt es: „Mit dem vierten Artikel *brechen* die Sprachdummheiten auf eine Zeit lang (sic) ab. Der Verfasser *nennt*" u. s. w. Gleich darauf: „Im nächsten Vierteljahr *kam* aber die Fortsetzung nicht. Sie *erschien* erst" u. s. w. *Brechen*, *nennt*, *kam*, *erschien* — was ist das für eine Konfusion!

Was den Titel „Sprachdummheiten" betrifft, so bedaure ich Bechstein aufrichtig, daß er sich seine Bemerkung darüber nicht hat verkneifen können. Gewiß paßte dieser Titel, nachdem die Grenzbotenaufsätze umgearbeitet waren, nicht mehr recht dazu, das Buch mußte einen Untertitel haben, und den habe ich vielleicht etwas zu anspruchsvoll gefaßt. Aber an die „Sprachdummheiten" waren die Leser so gewöhnt, daß es sträflicher Leichtsinn gewesen wäre, sie aufzugeben. Das Buch wäre klanglos zum Orkus hinabgegangen, wenn

*) Beiläufig: Von ihrem ersten Erscheinen an bis heute putzt sich die Zeitschrift für den deutschen Unterricht auf jedem Umschlage mit der Bemerkung heraus: „Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand herausgegeben von Dr. Otto Lyon." Ich erlaube mir die Berechtigung dieser Bemerkung zu bestreiten. Prof. Hildebrand ist allerdings der fleißigste und der bedeutendste Mitarbeiter der Zeitschrift. Wenn er aber mit der „Herausgabe" etwas zu thun hätte, so wäre die Bechsteinische Kritik ganz sicherlich nicht hineingekommen. Die Leser mögen sich also selber sagen, was sie von diesem Zusatz auf dem Umschlage zu halten haben.

Digitized by Google

ich ihm nicht seinen Titel gelassen hätte.*) Daß mich der Herr Professor darum beneidet, glaube ich gern. Auch den faden Witz, den er darüber macht, habe ich vorausgesehen. Aber ich wollte es einmal darauf ankommen lassen, wieviele wohl den Mut haben würden, diesen vor den Füßen liegenden faden Witz aufzuheben. Wieviel glaubt wohl der Herr Professor, daß darauf hineingefallen sind? Mindestens dreißig. Und jeder hat natürlich geglaubt, er wäre der Einzige. Auch Herr Professor Bechstein.

Daß der Ton meines Buches etwas derb ist, weiß ich auch. Aber es war die höchste Zeit, einmal kräftig dreinzufahren, und Bechstein hat am allerwenigsten Ursache, mir meinen Ton vorzuwerfen. Wenn er schreibt, ich hiebe „mit groben Kolben wie ein Besessener" um mich herum," oder wenn er es als Beispiel von „Toben"(!) anführt, daß ich von Jungen rede statt von Schülern, so wird ja jedermann über solche Übertreibungen lachen. Wenn er aber weiter schreibt, daß ich „auch den Entrüsteten spielte," so ist das eine so grobe Beleidigung, daß es mir dafür an einem parlamentarischen Ausdruck fehlt. Mein ganzes Buch ist der Aufschrei eines jahrzehntelang gefolterten Sprachgefühls, und das nennt Bechstein „den Entrüsteten spielen"!

Für einen Mangel an philologischer Genauigkeit erklärt er es, daß ich bei keinem meiner Beispiele angegeben habe, woher es stammt; für die Beurteilung einer Form, eines Wortes oder einer Wendung sei es „höchst nötig, das zu wissen." Nun, die Beispiele stammen fast alle aus Zeitungen, Zeitschriften und Büchern der letzten Jahre. Das sieht man ja schon meist aus ihrem Inhalt. Allen diesen Sprachdummheiten auch noch das Ursprungszeugnis beizufügen hätte doch wahrhaftig keinen Sinn gehabt. Es hätte das Buch nur um einige Bogen stärker und dadurch teurer gemacht. Meint etwa Bechstein, ich hätte die Beispiele absichtlich aus besonders schlechten Zeitungen und schlechten Büchern ausgewählt? Wenn er ernstlich so etwas meinen sollte, dann könnte ich ja in einer zweiten Auflage hundert Beispiele ausmerzen und durch hundert andre ersetzen, die ich dann mit dem Ursprungszeugnis versehen würde; es würde mich das höchstens acht Tage Arbeit kosten. Der Herr Professor würde sich aber höchlich wundern, wenn er die Quellennachweise sähe!

Über den Inhalt meines Buches ergeht sich Bechstein nur in dreisten Redensarten. „Man merkt, schreibt er, daß W. etwas Deutsch getrieben hat, aber er hat es doch nicht zur eigentlichen Kennerschaft gebracht." Darauf will ich dem Herrn Professor nur erwidern, daß ich in den letzten fünfzehn Jahren wahrscheinlich mehr „Deutsch" des fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gelesen habe, und zwar in den Originalhand-

*) Ein befreundeter Buchhändler beschwor uns noch wenige Tage vor der Ausgabe, den Titel zu ändern: alle Welt würde sich daran stoßen, niemand würde das Buch kaufen. Wie gut, daß wir nicht auf ihn gehört haben!

Digitized by Google

schriften gelesen habe, als er in seinem ganzen Leben gedruckt gesehen hat, freilich nicht, um statistische Beobachtungen zur Laut- und Formenlehre daran zu machen. Man kann ein großer Germanist, ein erstaunlicher Kenner des Gothischen, des Alt- und Mittelhochdeutschen, des Altsächsischen und was weiß ich sein, und doch dabei ein sehr fehlerhaftes und geschmackloses Deutsch schreiben. Das hat wenig oder nichts mit einander zu thun. Die ganze sprachgeschichtliche Weisheit meines Buches könnte hinfällig sein, deshalb würde es nicht den zehnten Teil seines Wertes einbüßen. Das Buch behandelt vor allen Dingen technische und Geschmacksfragen. Deutsch zu schreiben ist eine Kunst; diese Kunst hat, wie jede Kunst, ihre Technik und erfordert, wie jede Kunst, Geschmack, und damit vor allem habe ichs zu thun. Daß sich Technik und Geschmack bisweilen bei der Geschichte Rats erholen können, ist selbstverständlich, wohlgemerkt, wenn diese selber was weiß, was in der deutschen Satzlehre, bis jetzt wenigstens, sehr oft nicht der Fall ist. Wenn man ihr aber blindlings folgen wollte, so wäre das eine Thorheit, und wenn die Germanistik das beanspruchen wollte, so wäre das noch eine größere Thorheit. Zu den häßlichsten Erscheinungen unsrer Sprache gehört die sogenannte Inversion nach und; sie hat etwas unsäglich gemeines. Von einem Sprachlehrer, der nur eine Spur von Geschmack hat, wird das nie bestritten werden. Wenn aber die Germanistik, weil sie neuerdings diese häßliche Erscheinung vereinzelt schon sehr früh in unsrer Sprache aufgestöbert hat, verlangen wollte, daß sie der Sprachlehrer für schön oder für berechtigt erklären oder auch nur unter die ἀδιάφορα rechnen solle, und wenn sich gar der Lehrer diesem Ansinnen fügen wollte, so wäre das eine große Thorheit. Bechstein neigt durchaus zu diesem Standpunkte. Ich habe unter anderm geschrieben: „Schmachvoll ist es, mit welcher Schnelligkeit im Laufe weniger Jahre die falschen Formen frägt und frug um sich gegriffen haben, auch in Kreisen, die für gebildet gelten wollen und den Anspruch erheben, ein anständiges Deutsch zu sprechen.“ Bechstein sagt, ich nennte es schmachvoll, wenn ein Verbum in eine andre Flexionsart übergehe. Nein, Herr Professor, darin liegt die Schmach nicht, sondern darin, daß das unser hochgeschorner deutscher Unterricht nicht hat verhüten können. Die Sache ist ganz jung und hätte sich sehr leicht verhüten lassen, wenn wir in unsern Schulen, Volksschulen wie höhern, einen ordentlichen Unterricht in der deutschen Sprache hätten. Aber es wird ja nirgends deutsche Grammatik getrieben. Vor dreißig Jahren noch entschuldigte man im Unterrichte die ungewöhnliche Form frug, wenn sie vereinzelt bei einem Schriftsteller vorkam; heute ist es schon ein Wunder, wenn im deutschen Aufsatze fragte dem Jungen nicht als Fehler angestrichen wird. Und so wie hier, ist es in hundert andern Fällen. Wenn ein Baum krumm wächst, so ist das für den Baum keine Schande, aber für den Gärtner. Wo ich von Sprachverwilderung rede, da redet Bechstein von „Sprachleben.“ Das soll recht

Digitized by Google

vornehm objektiv klingen. Aber wo ist denn dieses Sprachleben? Ist die Sprache irgend ein unfaßbares Wesen außer uns? Die Sprache ist in uns, aus der Sprache wird nur das, was wir aus ihr machen. Wenn wir sie verwildern lassen, so verwildert sie eben. Den deutschen Sprachunterricht so betreiben, wie manche Germanisten jetzt wollen, das ist, als wenn sich der Gärtner mit dem Handbuch der Petrefaktenkunde, dem Handbuch der Botanik und dem Mikroskop in den Garten setzen wollte. Das Mikroskop thuts nicht, die Schere thuts.

Begründet hat Bechstein sein abfälliges Urteil nicht durch ein einziges Beispiel. O doch, durch eins: er bekämpft, was ich über das Relativpronomen welcher gesagt habe. Ich habe behauptet, welcher als Relativpronomen gehöre ausschließlich der Papiersprache an, der natürlichen, lebendigen Sprache sei es fremd, in der Dichtersprache sei es ganz undenkbar; wo es sich dort vereinzelt zeige, sei es nichts als schleppendes Versfüllsel. Diese Behauptung, meint Bechstein, sei „zum Lachen." „Kennt W. nicht die Homerübersetzung von Voß? Für den Hexameter ist welcher gerade höchst willkommen." Nun, mir die Vossische Homerübersetzung als Muster deutscher Dichtersprache vorzuhalten, das ist in der That „zum Lachen." Wenn mir Bechstein ein deutsches Volkslied bringen wird, worin ein Relativsatz steht, der mit welcher anfängt, dann mag er lachen. Er widerspricht sich ja in einem Atem selbst, wenn er bestreitet, daß welcher bloßes Versfüllsel sei, und in derselben Zeile zugesteht, es sei „für den Hexameter willkommen." Willkommen — als was denn? Nun, eben als Auskunftsmittel, als Stellvertreter für der, also doch als — Versfüllsel. Welcher wird nicht gesprochen, es ist nicht wahr, weder in Nord- noch in Süddeutschland, im Volke ganz gewiß nicht. Nur dem immer wichtigen und feierlichen Gewohnheitsredner, z. B. dem Professor, dem „Abgeordneten," dem „Vorsitzenden," entschlüpft es schließlich auch in der Unterhaltung. Die reden aber eben schon Papiersprache! Sie nehmen die Sprache ihres Handbuchs, ihrer Akten, ihrer Zeitung mit aufs Katheder und auf die Tribüne, sie nehmen sie sogar mit in Gesellschaft. Warum schreibt denn Bechstein nicht welcher, wenn er es für so schön hält? Auf den acht Oktavseiten seiner Kritik zähle ich 22 Relativsätze. Nicht ein einziger davon fängt mit welcher an! Warum denn nicht? Nun, weil es für jeden ganz unerträglich ist, der einmal auf die Unnatur dieser Verknüpfung aufmerksam gemacht worden ist. Oder will Bechstein etwa behaupten, es sei Zufall, daß keiner dieser 22 Sätze mit welcher anfängt? Er hat sich wohl gehütet, es zu schreiben.*) Aber er redet dagegen. Es ist ja nur, um was zu reden.

*) Bechstein hat viel aus meinem Buche gelernt, aber alles hat er noch nicht verdaut. Um die richtige Stellung der persönlichen Fürwörter z. B. weiß er immer noch nicht Bescheid. Er schreibt immer noch: wenn solche sich (statt: wenn sich solche) — der Titel, den man für die Grenzboten sich gefallen ließ (statt: den man sich) — ein bischen Verdruß

Digitized by Google

Daß Bechstein nicht den gegenwärtigen Zustand unsrer Schriftsprache sehen sollte, ist ganz undenkbar; ebenso, daß er nicht den Kampf für Einfachheit, Natur und Wahrheit in der Sprache vollauf zu würdigen wüßte. Was hat es nun da für Sinn, dem, der endlich einmal mit einiger Aussicht auf Erfolg diesen Kampf aufnimmt, in den Arm zu fallen, angeblich, weil einige Hiebe nicht ganz akademisch kunstgerecht geführt worden, in Wahrheit weil einem als müßigem Zuschauer ein paar Sandkörner ins Gesicht geflogen sind?

Der Herr Professor hat beim Lesen meines Buches immer an Rumpelstilzchen gedacht. Wie nett! Ich habe beim Lesen seiner (und mancher andern) Kritik auch immer an ein Geschichtchen denken müssen. In dem hübschen Buche von Reichenau „Aus unsern vier Wänden" wird auch der „Frühaufsteher" Ferdinand geschildert. Bruder Karl versucht es auf alle erdenkliche Weise, ihn aus den Federn zu bringen, aber es gelingt ihm nicht. Da zieht er ihm endlich die Bettdecke weg und läuft fort damit, und nun steigt Ferdinand mit den Worten: Gemeiner Grobian! in die Hosen. Manche Leser und Kritiker der „Sprachdummheiten" haben mich lebhaft an Ferdinand erinnert. Ich aber denke: Immer schimpft! wenn ihr nur aufsteht.

Leipzig G. Wustmann

Bilder aus dem Universitätsleben

2. Die Wahlschlacht

Die winzigen, staarkastenähnlichen Dachstuben, in denen die Studenten der kleinen norddeutschen Universitätsstadt zu hausen pflegten, waren wieder einmal in Ordnung gebracht. Statt der grauen, verräucherten Gardinen, die den Tabaksqualm eines ganzen Semesters in sich bargen, sah man wieder bläulich weiße aus den offnen Fenstern freundlich hervorgucken. Alles war sauber und schien auf den Einzug irgend eines neuen „Dokting" zu warten, wie man dort den Studenten nennt, der noch nicht Doktor ist.

Es war richtig: die Osterferien hatten schon lange ihr Ende erreicht, und das Sommersemester sollte nach dem Anschlag des Rektors am schwarzen Brete definitiv beginnen. Wer aber an dem alten, einem Getreidespeicher gleichenden Universitätsgebäude vorbeiging, der erkannte bald an den verschlossenen Thüren und den verriegelten Fenstern, daß der Anschlag nicht so böse gemeint sei,

mag bei manchen Lesern sich eingestellt haben (statt: mag sich). Mir ist es immer, als müßte ich vor einem so falsch gestellten Fürwort erst einen Seufzer ausstoßen oder einmal Atem holen. Auch mit den Nebensätzen in der Oratio obliqua weiß er noch nicht recht umzugehen; er schreibt z. B.: „da werde sichs freilich um Dinge handeln, die für unsre Sprache noch weit gefahrdrohender sind." Es muß seien heißen, Herr Professor!

Digitized by Google

und daß das Ende der Ferien noch lange nicht der Anfang der Arbeit zu sein brauche.

Unter den Professoren wurde über diese Bummelei der Studenten wacker geschimpft. Aber abgesehen von den Gelehrten, die alle Tage eine Stunde stehend laut reden müssen, um gehörig zu verdauen, und die daher, wie der Professor Heinrich Lammert, in der lautlosen Seßhaftigkeit der Ferien verstimmt, griesgrämig und krank zu werden pflegen, empfand doch jeder im Grunde seines Herzens an dieser natürlich jedesmal ganz unerwarteten Verzögerung ein aufrichtiges Behagen. Mancher junge und mancher alte Professor wurde in dieser herrenlosen Übergangszeit so unternehmungslustig wie die Seeleute, wenn sie auf verspätete Ladung warten und noch einige Tage unthätig im Hafen liegen müssen.

Diesmal besonders kam die Verschiebung der Vorlesungen vielen sehr gelegen. Die Flutwelle der Reichstagswahlen ging sehr hoch und warf sich brandend und schäumend auch nach der kleinen Universitätsstadt. Man hatte Wind davon bekommen, daß die freisinnige Partei einen systematischen Angriff auf den konservativen Wahlkreis auszuüben beabsichtige, und daß sich bereits geheime Agenten auf dem Flachlande umhertrieben, um den Boden für die freisinnigen Redner empfänglich zu machen.

Das war nicht nur von dem vieljährigen Abgeordneten des Kreises, dem Grafen Bärwitz, in einer Professorengesellschaft mit dem vornehmen Unwillen eines königstreuen Kammerherrn bemerkt worden, das hatte auch, was viel wichtiger war, die Frau Landrätin im letzten Damenkaffee den Professorenfrauen mit verständnisvoller Miene beizubringen gewußt. Es waren gerade hier Ausdrücke gefallen, wie: der alte, bewährte Universitätsgeist, festes Bollwerk der konservativen Gesinnung, Augenverblendung des Berliner Freisinns, moderner Kulturschwindel, laisser faire, laisser aller, sittliche Verwirrung, mannhaftes Auftreten, Mut der Überzeugung, dem Verdienste seine Krone! Die beneidete Frau unterließ nicht, mit Würde und Wohlwollen hinzuzufügen, die Gelehrten stünden noch immer zu wenig mitten im politischen Leben; hier sei Ersatz zu finden für das, was ihnen die Pflege der Wissenschaften doch eigentlich recht spärlich bringe.

Frau Professor Henriette Lammert hatte mit Spannung gelauscht und alle Schlagwörter dieser politischen Sibylle mit großer Begierde eingesogen. Sie war eitel und ehrgeizig und fühlte immer mit Schmerz und Ingrimm, daß ihr Gatte Heinrich Lammert nicht die Rolle im gesellschaftlichen Leben spielte, die ihrem Herzen wohlgethan hätte. Auch jetzt glaubte sie zu bemerken, daß sich die Frau Landrätin mit ihren Aufforderungen mehr an die andern Damen als an sie wandte. War ihr Heinrich eine politische Null, die man ruhig übersehen konnte? Zählte er nicht mit, wo es galt, im öffentlichen Leben ein wichtiges Wort zu reden, einen entscheidenden Kampf auszufechten? Es schien so, und man mochte in der Beurteilung ihres Mannes nicht ganz Unrecht haben. Um so mehr war sie entschlossen, ihm diese Gleichgiltigkeit und Verständnislosigkeit für die politischen Kämpfe der Gegenwart auszutreiben. Was in ihren Kräften stand, das hatte sie bis jetzt gethan. Früher war jede Aufforderung, einen Aufruf zu unterzeichnen, von Heinrich Lammert mit sauchender Entrüstung in den Papierkorb geschleudert worden. Seit einiger Zeit aber hatte Frau Henriette alle derartigen Briefe aufgesammelt und mit Entschlossenheit seinen Namen überall da untergesetzt, wo sie

Digitized by Google

den eines berühmten Kollegen vorfand. Lammerts stehende Redensart war, er wolle sich nicht durch die Tagespolitik prostituiren, darum las er auch grundsätzlich keine Zeitung mehr. Um so eifriger verfolgte Frau Henriette die Aufrufe in dem Annoncenteil und empfand jedesmal eine beruhigende Genugthuung, wenn sie den Namen Heinrich Lammert in Reih und Glied mit den vielgefeierten Amtsgenossen und Tagesgrößen vorfand.

Aber das war ihrer Eitelkeit noch nicht genug. Ihr Gatte sollte nicht nur als Statist auf der politischen Bühne stehen, er sollte selbst in die Handlung eingreifen. Und als die Frau Landrätin beiläufig in vertraulicher Mitteilung andeutete, der Professor Krause hätte den roten Adlerorden nur durch sein kräftiges Auftreten bei der letzten Wahlschlacht erhalten, und Professor Winkler wäre nicht so unvermutet schnell Geheimrat geworden, wenn er nicht die Broschüre geschrieben hätte: „Der Freisinn und der Spiritus," da stand bei Frau Henriette der Entschluß fest, von ihrem Ehegatten nicht eher abzulassen, als bis er mannhaft gewappnet aus seinem dumpfen, engbegrenzten Studierzimmer in die fröhliche Wahlschlacht hinauszöge.

Heinrich Lammert war eine Kratzbürste, das wußte seine Frau leider zu gut. Die Studenten, und vor allem die vor der Prüfung stehenden Kandidaten, fürchteten den kleinen, giftigen Bücherwurm. Schon sein gleichbleibender höhnischer Gesichtsausdruck wirkte lähmend auf die Geister, und manchem abgearbeiteten Kandidaten blieb das richtige Wort in der Kehle stecken, wenn er auf das abgegriffne Schuldbuch sah, in das Lammert nach jeder zweifelhaften Antwort sein zermalmendes Urteil hineinschrieb, oder richtiger hineinzischte. Konnte er sich nicht ebenso gefürchtet bei der freisinnigen Partei machen? Er, der in seinen historischen Vorlesungen und Schriften den Absolutismus feierte und über jede demagogische Regung eine wahre Flut von Schmähungen stürzte?

Schon mancher, der sonst als papierner Drache in den höhern Regionen der Gelehrsamkeit schwebte, hatte sich auf dem festen Boden der politischen Parteikämpfe in einen feuerspeienden verwandelt. Jetzt war für Frau Henriette die Gelegenheit da, mit ihrem Gatten diese Ruhm und Ehre verheißende Metamorphose vorzunehmen. So verschacherte sie denn eifrig schwatzend seine Seele; und als die Frau Landrätin auf die Dörfer zu sprechen kam, wo die Agitation für den Grafen Bärwitz besonders kräftig betrieben werden sollte, da wählte sie für ihren Mann absichtlich den gefährlichsten Posten aus, wo von konservativer Gesinnung keine Spur mehr zu finden war, das Bauerndorf Altkirchen.

Es war kein Augenblick zu verlieren. Alles mußte mit Heinrichs politischem Debüt in Ordnung sein, ehe die Vorlesungen begannen. Hatte er sein Kolleg einmal angefangen, so war auch Henriette machtlos. Ihr stiegen schon jetzt einige Bedenken auf, denn sie erinnerte sich, von ihm gehört zu haben, daß er in den nächsten Tagen zwei Prüfungen abhalten müßte, und das war bei ihm immer eine Zeit, wo er unnahbar zu sein pflegte und, wie gewisse Tiefseebewohner, geradezu Schwefelsäure absonderte. Frau Professor Lammert wurde bei diesem Gedanken unruhig. Sie verließ das Kränzchen früher als sonst, äußerlich wie immer kalt und gemessen, wie das zu ihrem Selbstbewußtsein und zu ihrer trocknen Gestalt auch paßte, aber in ihrem Innern flogen die heißen Gedanken und Wünsche durch einander wie die Bohnen in der Kaffeetrommel. —

Der Bahnhof wimmelte von Menschen. Die Korps und die Burschen-

Digitized by Google

schaften, die Landsmannschaften und andre farbentragende Verbindungen hatten sich zahlreich eingefunden, um die alten Couleurbrüder feierlich zu begrüßen und die angemeldeten jungen Füchse warm in Empfang zu nehmen. Der Zug war überfüllt. Wer von den Musensöhnen zweiter oder gar erster Klasse fuhr, machte sich noch eine Weile im Wagen zu schaffen; dann stieg er mit feudaler Lässigkeit langsam aus und blieb noch eine Weile mit einem gewissen Selbstgefühl vor der teuern Wagenklasse stehen. Schneller kletterten die Insassen der dritten Klasse heraus und eilten mit ihrem Handgepäck über den Bahnsteig. Wer gar vierter Klasse fuhr, und das waren nicht wenige, der warf schnell einen scheuen Blick nach rechts und nach links, dann aber sauste er wie verfolgt heraus und schlängelte sich eiligst in die Gegend der zweiten Klasse, von wo er nun in aller Ruhe wie ganz selbstverständlich in den bessern Wartesaal hineinschritt.

Aus einem Wagen zweiter Klasse war ein junger Mann gestiegen, der seinem Alter nach kaum mehr zu den Studenten zu zählen war. Er sah mit Vergnügen den verzierten Begrüßungsformen der Couleurstudenten zu, die vor lauter Hochachtung vor ihresgleichen lange Zeit gar nicht dazu kamen, sich die bunten Mützen wieder auf die geschniegelten Ölköpfe zu setzen. Er reckte sich, stampfte etwas mit den Füßen, zog und klopfte an seinem Überzieher, strich sich seinen Schnurrbart und sah sich lächelnd um, als wollte er sagen: Na, da wären wir ja wieder in dem alten Städtchen.

Er trat in den Wartesaal; alle Tische waren besetzt. Die Studenten hatten sich nach ihren Verbindungen zusammengefunden, tranken sich Ganze und Halbe aufs Spezielle zu, lachten und lärmten. Ganz hinten schien noch ein Platz frei zu sein. Er durchschritt und musterte die Reihen der Tische mit der Ruhe und Sicherheit eines Großstädters, und richtig, hinten in einer Ecke saß an einem Tische ein einziger Gast, der ein paar zerdrückte, weiße Handschuhe vor sich liegen hatte und sie kopfschüttelnd betrachtete.

Als der Fremde an den Tisch trat, schaute der Sitzende zerstreut auf. Er stutzte einen Augenblick, dann sprang er auf und rief mit der lauten Freude eines gesunden Naturkindes: Fritz Flügger! Donner und Doria! Mensch, wie kommst du hierher?

Sie sahen sich beide eine Weile unverwandt an und schüttelten sich fröhlich und kräftig die Hände.

Nil admirari! rief Flügger lachend. Aber dich alten Türken hier wiederzusehn, von dem ich glaubte, er sei auf Ostpreußens grogbetauten Fluren als Schulassessor oder wohlbestallter Amtsordinarius von Quarta, das hätte ich mir in meinem Berliner Redaktionszimmer nicht träumen lassen. Und die weißen Handschuhe hier? Welch ein Zeichen! Ah, nun weiß ich alles! Karl Wichtel, Unglücksrabe — so müssen wir uns wiedersehn!

Also auch du? rief Wichtel schnell und sah ihn erwartungsvoll an.

Fritz Flügger hatte den Überzieher abgelegt und sich hingesetzt.

Natürlich. Hier, Citation zum Rigorosum! Ja, weißt du, ich habe lange geschwankt, aber in diesem titelsüchtigen Deutschland ist man als akademisch gebildeter Mann verraten und verkauft, wenn man sich nicht Doktor nennen darf. Und nun gar wir Menschen vom verfehlten Beruf! Es ging nicht mehr, und da habe ich mich denn trutziglich in die Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts gestürzt und eine gelehrte Dissertation über die wirtschaftliche Lage Ostfrieslands im Jahre 1744 zusammengelesen. Mit genauer

Digitized by Google

Not habe ich sie dem Lammert, diesem alten Manegereiter der Haupt- und Staatsaktionen, aufgeteufelt. Ich sage dir, der Mensch wird geradezu toll, wenn man ihm mit Kulturgeschichte kommt. Mein Opus wanderte hin und her. Endlich nahm ers zähneknirschend an, fügte aber die niederträchtige Bemerkung hinzu, daß bei ihm alles von der mündlichen Prüfung abhinge, die sich nicht mit kulturgeschichtlichen Fazen, sondern mit der wirklichen Geschichtswissenschaft, nämlich der politischen Geschichte, beschäftigen würde.

Ja, sagte Karl traurig, ich habe seine letzten Schriften über das sechzehnte Jahrhundert gelesen. Es ist zum Sterben.

I, der Kerl weiß überhaupt nicht mehr, was er thut, wenigstens nicht mehr, was er alles unterschreibt. Es giebt kaum einen Aufruf, den dieser alte Stockfisch nicht unterzeichnet hätte. Bald steht sein Name unter einem konservativ-antisemitischen Notschrei, bald unter einer Sammelliste für ausgewiesene russische Juden. Hier sieht man ihn als Mitglied des deutschen Sprachvereins, dort erklärt er sich gegen den Eifer der Puristen. Nun ist ja heutzutage leider Gottes nichts wohlfeiler, als die Unterschrift eines Universitätsprofessors unter irgend einem Schnickschnack; aber daß dieser ausgesprochne Gegner aller parlamentarischen Regierungsform seinen Namen unter einen liberalen Wahlaufruf setzen konnte, das ist denn doch zum Tollwerden. Na, gnade uns Gott! Nun sag mal, Kerlchen, ich verstehe nicht recht, du hast doch dein Staatsexamen gemacht, promoviren willst du nicht, was treibt dich noch einmal in diese Marterhöhle?

Gemacht habe ichs, sagte Karl bitter, aber die Urkunde, die mir Lammert darüber ausgestellt hat, ist kein Zeugnis, sondern ein Steckbrief gemeinster Sorte. Nicht einmal Viehtreiber könnte ich daraufhin werden. Meine Bewerbungen sind bis jetzt immer erfolglos geblieben. Weshalb? das habe ich nie begreifen können, bis mir in den letzten Tagen ein Licht aufgegangen ist, als ich mich in einer kleinen westpreußischen Stadt um eine ordentliche Lehrerstelle bewarb.

Also diese Jagd nach dem Knochen hast du auch schon kennen lernen?

Gründlich! Ich fuhr also zu den Stadtvätern und stellte mich vor. Natürlich alles Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Leute, die man als Student nicht mal für voll angesehen hatte. Unter andern kam ich zu einem Fleischermeister, der wie ein Kannibalenfürst hinter seinem Ladentische stand. Er legte das Schinkenmesser weg und setzte eine Amtsmiene auf, als er mich im Frack, in weißer Halsbinde und weißen Handschuhen sah.

Also Sie sind der betreffende Kandidate? So so! Ja, wir kennen uns! Und damit kniff er das linke Auge zu und tupfte wiederholt mit seinen dicken Fettfingern auf ein Aktenstück, das vor ihm lag zwischen einem Preßkopf mit Sülze und einem Teller voll Kalbsbrägen.

Sehen Sie, das hier sind Ihre Zeugnisse; die haben wir Stadträte zu beurgrunzen. Ja, die gelehrten Herren! Das studirt und studirt, und von der vaterländischen Geschichte hat das keine Ahnung. Wissen Sie, mein Verehrter, das geht nicht! Das können wir in unsrer Kommune nicht verantworten. Auf den Kopf gefallen sind wir hier auch nicht, verstehen Se. Unsre Jungens sollen wenigstens was ordentliches vom ollen Fritzen und vom ollen Blücher wissen. Die ollen Griechen und Römer und die andern wilden Völkerschaften schenken wir ihnen. Mit die Onkels wissen Sie ja Bescheid; das ist aber alles für die Katz, sag ich Ihnen! Aber hier, fuhr er mit unbeschreiblicher Wichtigkeit fort, hier steht in Ihrem Dings da: Dagegen zeigte der

Digitized by Google

Kandidat in der Quellenkunde zu der politischen Entwicklung der vaterländischen Geschichte, namentlich im Zeitalter Friedrichs des Großen, ziemlich verworrene Anschauungen und konfuse Begriffe.

Ich mochte ihn dabei wohl wie ein abgestochnes Kalb angesehen haben, denn er betonte noch einmal kräftig: Ja wohl, 's steht hier: verworrene Anschauungen, konfuse Begriffe. Nee, wissen Sie, mein Bester, das verlang ich von meine Viehtreiber, daß sie wissen, wer der olle Fritze gewesen ist. Und klare, helle Köppe wollen wir in unsrer Kommune haben, verstehen Se, und keine verworrenen Konfusionsräte.

Fritz lachte laut auf und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Gläser tanzten. Verflucht und zugenäht! Na dieser „Säule" des höhern Schulwesens hast dus doch gründlich angestrichen?

Nein. Ich weiß nicht, wie es kam. Ich sah nur immer auf den Kalbsbrägen und den Preßkopf; dann verlangte ich ein Viertel Pfund von dem Preßkopf mit Sülze neben meinen Zeugnissen und ging meiner Wege.

Und Lammerts vernichtendes Dokument benutztest du als Wickelpapier?

Auch das nicht. Es wurde mir bald vom wohllöblichen Magistrat mit der Bemerkung zugeschickt, daß ich die Stelle nur dann erhalten könnte, wenn ich meine Lücken in der Geschichte ausgefüllt hätte. Da habe ich denn geschworen, dieses Brandmal aus meinem Leben zu vertilgen, es koste was es wolle. Und so bin ich hergekommen, um von Lammert einen andern Urteilsspruch zu erlangen.

Er stand auf. Das Zimmer war leer geworden. Die Studenten hatten sich allmählich in ihre Stammkneipen verzogen, um ihre Begrüßung und Begießung in engern Kreisen kommentmäßiger fortzusetzen. Fritz nahm den Arm seines Studienfreundes, und beide schritten die Straße hinunter durch die Anlagen, die sich wie ein Kranz um die ganze Stadt zogen.

Es war ein milder Frühlingsabend. Klarer Sternhimmel, reine, erquickende Luft, aus den knospenden und treibenden Büschen das Locken und Klagen der Nachtigallen.

Karl blieb stehen und sah vor sich hin. Fritz, sagte er düster und langsam, ich bin ein unglücklicher Mensch.

Fritz ließ seinen Arm los, musterte den Freund und klopfte ihm auf die Schulter. Jetzt schon sentimental, alter Junge, nach drei Glas Echtem? Was muß ich an dir erleben!

Karl Wichtel schüttelte den Kopf und unterdrückte einen Seufzer.

Sieh da! Das also ist dein Unglück. Na, mein Junge, das kennen wir. Dein ist mein Herz! Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!

So sang er ihm pathetisch mit der klagenden Stimme eines verliebten Dachdeckers ins Ohr, indem er den linken Arm hochstreckte und mit der rechten Hand die bebenden Bewegungen des Herzens nachmachte. Aber Scherz beiseite! Du hast also mit deiner Hauslehrerei Unglück gehabt? Wie?

Viel Unglück, weil zu viel Glück.

Das verstehe ich nicht! Sag mal, einen kleinen Stich bekommt ihr Hauslehrer doch alle auf dem Lande! Nimm mirs nicht übel, aber es muß etwas in der Landluft liegen, was die Gedanken und Gefühle eines Büchermenschen zu Entgleisungen bringt. Solche entgleiste Menschen sind mir schon oft begegnet. Ein bischen problematische Naturen — Spielhagen — wie? Was

Digitized by Google

ich fragen wollte: seit wann bist du denn nicht mehr bei dem Grafen in Ostpreußen?

Ostpreußen — das ist lange her! Übrigens war es nicht meine Schuld — unglückliche Mißverständnisse. Du kennst meine Begeisterung für Don Carlos. Wenn ich die Verse laut lese, machen sie mich trunken. Sie sind für mich das, was dem Orientalen das Maschallah ist. Und nun dieses Landleben mit seiner üppigen Stille, mit seinem weltverlornen Ohrenklingen. Der Graf war oft auf Reisen nach Königsberg, Berlin, tagelang, wochenlang. Was soll ich dir sagen? Eines Abends las ich ihr einige Szenen aus Don Carlos vor. Es kam über mich wie ein süßer Wahnsinn. Mit den Worten: „Wer hätte dich gesehn, wer unter diesem Himmel dich gesehn, und rühmte sich — er habe nie geliebt?" lag ich zu ihren Füßen. Ob ich ihre Kniee umschlossen hatte, weiß ich nicht mehr. Mit einemmale zuckte sie zusammen und stieß mich von sich. Die Thür ging auf, und der Graf stand da. Er fuhr zurück, wie einer, vor dessen Augen etwas unerwartet vorbeisaust. Aber die Gräfin sprang auf, eilte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und rief lachend: Willy, das hättest du hören müssen! Der Kandidat hat eben vortrefflich den Schauspieler Ludwig im Don Carlos karrikirt.

Ich ging auf mein Zimmer. Mit offnen Augen lag ich da, zerschmettert — Aha, sagte Fritz, jetzt fängts an, für den Knaben Karl interessant zu werden.

Nein, es wird nicht interessant. Am nächsten Morgen saß ich auf einem alten Leiterwagen und fuhr von dannen, übernächtig, fröstelnd, zusammengekauert, jetzt eine wahre Karrikatur des Don Carlos. O, es ist ein Hundeleben, diese Hausmeierei!

Doch wohl mit Unterschied. Übrigens mußt du doch aus jenem alten Adelshause Erinnerungen, Beobachtungen und Menschenkenntnisse mitgenommen haben, um die dich jeder Romanschreiber beneiden würde.

Menschenkenntnisse? Na ja, es sind ja nicht alles Prudelwitze und Strudelwitze, die ich dort in der Gesellschaft gesehen habe. Die echten alten Junker sind oft im Verkehr die liebenswürdigsten Menschen, aber ihr Horizont und noch mehr der ihrer Frauen und Töchter ist doch unglaublich beschränkt. Und wenn ich mir bei Licht besehe, was ich dort für Kenntnisse gewonnen habe, so bemerke ich doch, daß ich im Grunde weiter nichts davongetragen habe, als einen Einblick in den umfangreichsten Hofklatsch und die chronique scandaleuse der alten Adelsfamilien. Denn diese beiden Themata bilden den unerschöpflichen Unterhaltungsstoff, der sich in diesen abgeschlossenen Kreisen wie ein heiliges Vermächtnis von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Für alles wissenschaftliche, litterarische und künstlerische Leben hat man in diesen Kreisen kein rechtes Verständnis und auch kein tiefergehendes Interesse. Nein, lieber Freund, diese Kenntnisse machten mein Gepäck wirklich nicht schwerer, über dessen Winzigkeit mein neuer Patron in Schlesien die Hände überm Kopf zusammenschlug.

Also in Schlesien bist du bis jetzt gewesen?

Nein, die schönen Tage waren auch dort bald zu Ende; ich hatte wieder einmal zu viel Glück.

Na höre mal, Mensch, wie bist du hinter das Geheimnis gekommen, das Ewig-Weibliche so zu fasciniren?

Nein, diesmal wars mein Glück im Spiel. Du weißt, ich bin ein er-

Digitized by Google

träglicher Skatspieler. Gewiß, das hat nicht viel zu bedeuten, aber auf dem Lande ists doch etwas wert. Es wurde dort in Schlesien hoch gespielt, und ich paßte auf wie ein Schießhund. So gewann ich denn ziemlich regelmäßig. Eines Abends hatte ich dem als Skatspieler gefürchteten Pfarrer ein paar Thaler abgenommen. Mein Gewinn steigerte sich; der Seelenhirt wurde immer ungemütlicher und ausfallender. Endlich sprang er auf und schrie mir ins Gesicht, ich hätte falsch gespielt. Ich nahm meine Karten und schlug sie ihm um die Ohren, und da saß ich denn in derselben Nacht wieder auf dem kleinen Bahnhofe. Im Daheim hatte ich gelesen, daß in Pommern ein Hauslehrer gesucht wurde. Ich fuhr sofort dorthin.

O glückliches fahrendes Sängertum! rief Fritz.

Ja, Freund, dort habe ich das Glück gefunden, ein himmlisches Glück! In demselben Hause war eine Gouvernante aus der französischen Schweiz, ein Mädchen, o ein Mädchen —

Nun höre auf! unterbrach ihn Fritz. Die Geschichte kenn ich. Natürlich Liebeleien zwischen euch beiden, Rendezvous, Küsse, Überraschungen, und ihr wurdet beide an die Luft gesetzt.

Nein, nicht die Liebe, die verdammte Politik hat mich aus diesem Paradiese vertrieben, Paradies allerdings nur, weil sie dort lebte. Im übrigen war mir der Aufenthalt dort eine Qual. Der Besitzer des Rittergutes hieß Veilchenfeld.

Von Veilchenfeld?

Nein, ganz frisch aus der Rosenthalerstraße.

Fritz sah seinen Freund mitleidsvoll an.

Was hab ich da alles von dem einzigen Heine, von dem großartigen Lasker, von dem unvergleichlichen Virchow, von dem geistreichen Oskar Blumenthal hören müssen. In Ostpreußen, in der Grafenfamilie, lebte ich vom Hof- und Adelsklatsch, hier wurde ich tagtäglich bis zum Übelwerden mit der Skandalchronik der Berliner Theaterwelt, der Künstler und Schriftsteller gefüttert. Aber ich will lieber schweigen. Über die Junker, Pfaffen, Bourgeois und Sozialdemokraten darf man ja noch ungestraft schimpfen, und das geschieht auch redlich. Aber wer über die Juden sein Urteil heutzutage auch nur zurückhält, gilt als gemeiner Antisemit und muß gesteupt werden. Einmal war mirs aber doch zu arg, und da habe ich denn einen Artikel über den Freisinn und die Landwirtschaft losgelassen, der Hand und Fuß hatte. Man bekam heraus, daß ich der Verfasser war. Die gnädige Frau war nämlich auf mein Zimmer gegangen und hatte dort das Manuskript gefunden. So wurde ich denn nach dem Grundsatz der einseitigen Toleranz mit schlichtem Abschied entlassen. Am letzten Tage verlobte ich mich mit Marguerite. Alles übrige weißt du. Siehst du nun ein, daß ich ein beklagenswerter Mensch bin?

Jedenfalls darfst du nicht mehr in die Hauslehrerei hinein. Das ist nichts für Menschen von deinem Schlage. Die Stelle in Westpreußen mußt du auf jeden Fall bekommen.

Daraufhin ist Marguerite ja schon in ihre Heimat zurückgekehrt. O wenn man es doch diesem Professor Lammert begreiflich machen könnte, daß von seinem Urteil das Lebensglück zweier Menschen abhängt!

In diesem Augenblick sauste eine kleine Gestalt, die laut vor sich hinschimpfte, an beiden vorbei.

Fritz blieb stehen und kniff seinen Freund in den Arm. Du, das war er!

Wer?

Digitized by Google

Professor Lammert. Da trabt er hin wie mit Scheuklappen. Das nennt so ein Mensch spazierengehn. Sieh dir mal das göttliche Bild an. Vor diesem alten Überzieher mit dem Hute, denn mehr sieht man von dem ganzen Kerl nicht, haben wir Männer mit dem Riesenleibe Furcht! Ist das nicht zum Lachen?

Karl wollte antworten, als eine hagere Frauengestalt in beschleunigter Gangart an ihnen vorbeihuschte. Sie achtete nicht auf die beiden und rief in schrillem und befehlendem Tone: Heinrich! Heinrich, gleich stehst du!

Beide schauten ihr verwundert nach.

Das war also die schönere Hälfte von unserm Schreckgespenst, sagte Fritz. Sieh da, sie hat ihn noch glücklich erwischt. Wir wollen hier im Schatten warten; die beiden müssen wir uns näher ansehen.

Frau Henriette kam atemlos mit ihrem Gatten zurück.

Ich habe Prüfungen abzuhalten! stieß er wütend hervor, als sie an den Freunden vorbeikamen. Wichtige Prüfungen! Laß mich jetzt mit der Politik in Ruh, Henriette, die Agitation geht mich gar nichts an!

Henriette legte ihm die Hand auf den Mund. Laß mich auch mal reden. Daß du mich, deine Frau, wie eine Magd behandelst, daran bin ich gewöhnt, und ich ertrags schweigend. Aber auf das Glück unsrer Else, deines Kindes, auf das Urteil der Gesellschaft hast du Rücksicht zu nehmen, Heinrich! Deine ganze Karriere, der rote Adlerorden, der Geheimratstitel —

Mehr konnten die Freunde nicht hören. —

Am nächsten Tage saß Karl Wichtel um die Mittagszeit in seiner alten Stammkneipe bei Mutter Kiekebusch und wartete auf den Freund. Im Lokal ging es laut her. Aus dem Hintergrunde und den Nebenzimmern erschollen in brüllendem Kehltone eine Menge Studentenlieder durch einander. Alles was Anstich hat, lobe den Herrn — Wohl auf, die Luft geht frisch und rein — Das schwarzbraune Bier, das trink ich so gern, und schwarzbraune Mädel, die küß ich so gern — und andre, die Wichtel noch nicht kannte.

Der Stammtisch der alten Herren war noch immer nicht mit dem Frühschoppen zu Ende. Es schien, als ob mit der Wiederkehr der lärmenden und zechenden Jugend eine neue Ausdauer in ihr Sitzfleisch und ein neuer Durst in ihre Kehlen gekommen wäre. Hin und wieder warfen sie wütende Blicke nach einer Gesellschaft, die neben Wichtels Tische saß. Hier arbeitete der Redakteur des freisinnigen Lokalanzeigers inmitten seiner Parteigenossen. Sie notirten sich verschiednes und tuschelten sich mit hochgezognen Augenbrauen wichtige Geschichten ins Ohr. Andre traten hinzu und wurden mit kräftigem Händedruck und verständnisvollem Nicken empfangen.

Wichtel rückte hin und her. Ihm summte der Kopf. Endlich erschien Fritz Flügger.

Na, wie ists? fragte Karl schnell. Hast du ihn wenigstens getroffen?

Der Herr Professor ist heute für niemand zu sprechen. Na, meinetwegen. Fritz hatte sich hingesetzt, streckte die Beine von sich und pfiff vor sich hin.

Morgen vormittag bin ich dran, und nachmittags du. Was machen wir nun? fragte Karl.

Nichts wird gemacht, am allerwenigsten noch einmal ein Besuch.

Das Gespräch am freisinnigen Tische wurde immer heftiger.

Nicht eine Stimme darf Bärwitz in Altkirchen kriegen, und würden auch alle Professoren gegen uns losgelassen!

Na, der Bliesecke wirds ihnen schon anstreichen, der hats los.

Digitized by Google

Daß er als Magistratssekretär gleich Urlaub bekommen hat, das ist anständig.

Ja, das ist anständig! Wann kommt er denn?

Mit dem Berliner Zuge, um zwei Uhr.

Zu fünf Uhr haben wir die Bauern zur Wahlversammlung im Kruge zusammenberufen, das wird ein Hauptspaß! —

Nachmittags um vier Uhr schlenderten Fritz Flügger und Karl Wichtel langsam die Chaussee hinunter, die nach dem nächsten Bierdorfe Altkirchen führt. Kleine Trupps von Studenten gingen singend und pfeifend vor ihnen her. Im Dorfe selbst herrschte auf der gepflasterten Hauptstraße ein lebhaftes Treiben. Ein Leiterwagen voll johlender Bauern, von denen die meisten schon eine gehörige Ballonfüllung hatten, kam aus dem ultrakonservativen Nachbardorfe Ramlow an und wurde von der Dorfjugend mit großem Geschrei begrüßt. Der Wagen hielt vor dem Kruge an, und die konservativen Bauern kletterten kampfbereit herunter.

Nun torkelten auch die freisinnigen Altkirchner Arm in Arm hin oder döften allein nach dem wohlbekannten Lokale.

Karl Wichtel wollte beim Anblick dieser wenig Gedankensammlung versprechenden Bilder umkehren, aber Fritz zog ihn lachend weiter, und so traten sie denn in den sogenannten Saal, wo die Altkirchner Bauern ihre Festlichkeiten und die sich daran anschließenden Prügeleien abzuhalten pflegten.

Die Bauern saßen steif und trotzig auf den Bänken und Stühlen und stierten jeden an, der ins Zimmer trat. Der Altkirchner Dorfschulze schritt gravitätisch bald hierher, bald dorthin, sprach mit diesem und jenem aus seiner Gemeinde, lachte auch zuweilen mit einem Seitenblick auf die Ramlower, indem er dabei die Schultern bewegte, wie er das beim Herrn Landrat gesehen hatte, sodaß das Lachen wie ein vergnügter Schüttelfrost aussah.

Das Zimmer füllte sich immer mehr mit neugierigen Städtern, Bauern und Studenten. Der Krugwirt reichte zuerst auf Kosten der freisinnigen Parteikasse Kümmel herum; dann folgte Bier. Einige blieben aber beim Kümmel, und der Redakteur, der den Mittelpunkt dieser ganzen Wahlversammlung bildete, aber mit Besorgnis die Ramlower Bauern und die Studenten hatte eindringen sehen, hatte gegen den kräftigern Trunk seiner Getreuen nichts einzuwenden. Zu den Freizigarren zeigten die Bauern kein rechtes Vertrauen. Mit einer unwilligen Kopfbewegung zog der eine seine Pfeife aus der Rocktasche und fing an, in mächtigen Zügen zu qualmen. Die andern machtens ihm nach, und bald verschwammen alle Umrisse im Raume wie in einer Nebellandschaft.

Endlich ertönte vom Rednerpult die Glocke. Der Redakteur eröffnete die Versammlung mit den üblichen Redensarten und erteilte Herrn Bliesecke aus Berlin das Wort, nachdem er sich mit einem Blick überzeugt hatte, daß die Partei-Claqueurs oder die „Macher" in den vier Ecken gut verteilt waren.

Herr Bliesecke, eine korpulente Erscheinung mit rotem Biergesicht, betrat etwas kurzatmig pustend das kleine Podium. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und dem kahlen Kopfe, während seine kleinen Äuglein pfiffig und selbstbewußt über die zahlreiche Versammlung flogen. Seine Lippen zitterten wie ungeduldig und schienen vom vielen Reden wulstig aufgeworfen, gleichsam umgekrempelt; vom vielen Trinken konnte es wohl nicht sein, da er etwas auffällig ein Glas Wasser neben sich stellte, wahrscheinlich

Digitized by Google

um anzudeuten, daß er dem großen Berliner Mäßigkeitsverein angehöre. Der Träger der freisinnigen Idee wurde mit lautem Händeklatschen empfangen, das aus den vier Ecken ziemlich taktmäßig kam und das Zischen einiger Studenten übertönte. Die Bauern rissen vor dem Redner Augen und Mund auf und ließen die Unterlippe herabhängen.

Und nun schüttete der Berliner Herr eine wahre Flut hochklingender und verworrener Phrasen über die Wahlversammlung aus. Alle freisinnigen Schlagwörter wurden wie Raketen losgelassen: uferlose Pläne der Regierung, Steuerschraube ohne Ende, verfassungsmäßige Rechte, Volksverdummer, Junker und Pfaffen, solcher Regierung keinen Groschen! Großmachtskitzel, indirekte Steuern, das Brot des armen Mannes, infame Interessenpolitik. Er sei selbst Handwerker und wisse, wo das Volk der Schuh drücke.

Ein anhaltendes Klatschen und Bravorufen ertönte aus den vier Ecken des Saales. Die Bauern schauten sich verdutzt um, als glaubten sie, es wäre da mit einigen nicht ganz richtig im Kopfe.

Wir müssen, fuhr der Redner mit einer entsprechenden Handbewegung fort, den Daumen auf den Geldbeutel setzen, das ist die ganze Kulturgeschichte! Und wer den Daumen auf den Geldbeutel setzt, das ist die freisinnige Partei!

Wirkungsvolle Kunstpause und anhaltendes Bravo und Hört! hört!

Die Steuern, die der Bauer zahlen muß, ausgeben, das kann jeder, und darin sind uns alle Parteien über, am meisten die konservative, darum wählt keinen Konservativen!

So dumm sind wir nicht! brüllten die vier Ecken den Bauern in die Ohren.

Langandauerndes Bravo, heftiges Händeklatschen, ruhmvolles Abtreten von der Rednertribüne.

Eben wollte der Vorsitzende im Namen der Versammlung seinen Dank aussprechen, als eine krächzende Stimme aus der Gegend der Thür kam. Fritz Flügger und Karl Wichtel drehten sich verwundert um. War das nicht Professor Lammert? Richtig, da drängte sich die kleine Gestalt, mit den Ellbogen schiebend und bohrend, nach vorn. Er nannte dem Vorsitzenden seinen Namen.

Wollen Sie für oder gegen die Ausführungen des Herrn Vorredners sprechen?

Das wird sich finden! rief Lammert nervös, holte ein Manuskript hervor und stieg aufs Podium. Und nun fing er an, über die monarchischen und republikanischen Regierungsformen des Altertums eine ungeheuer gründliche Vorlesung zu halten. Zu jeder Zeit sei der Liberalismus das Zeichen politischer Auflösung und sittlicher Verwilderung gewesen.

Der Vorsitzende klingelte und gab ein unbestimmtes Zeichen mit der Hand. Sofort erdröhnten aus allen vier Ecken Rufe wie: Unsinn! Zur Sache! Fauler Zauber! Quatsch! Ganz konfuse Begriffe! Aber auch die Ramlower Bauern und die Studenten regten sich und brüllten: Ausreden lassen!

Der Vorredner, fuhr Lammert bebend vor Aufregung fort, sollte als Handwerker doch wissen —

Der ist gar kein Handwerker! rief Karl Wichtel mit mächtiger Stimme dazwischen, das ist gelogen! Herr Bliesecke ist Magistratsschreiber in Berlin!

Da brach die Menge tobend aus. Der Vorsitzende klingelte wie wild, Bliesecke schrie mit Lammert um die Wette. Aus einer Ecke erscholl der

Digitized by Google

Ruf: Kraus! Die Altkirchner Bauern fuhren in die Höhe, spuckten sich rasch in die rechte Hand, wie sie das bei der Arbeit zu thun pflegen, und packten ihre Krückstöcke. War es das unbestimmte Gefühl, daß die eigentliche Wahlversammlung jetzt erst losginge, oder war es die Macht der Gewohnheit, ihre Ansicht hier im Kruge auf eine deutlichere Weise als durch Worte auszudrücken, kurz, als in dem Gewühl der Ausruf: Haut ihn! ertönte, und zwei Knüttel der Ramlower durch die Luft flogen, da waren im Nu sämtliche Krückstöcke oben und sausten rechts und links auf die vom Kümmel geröteten Köpfe der Ramlower und der Altkirchner.

Jetzt weicht! jetzt flieht! jetzt weicht! jetzt flieht! mit Zittern und Zähnegefletsch! brüllten die Studenten und drängten sich eiligst zur Thür hinaus. Mit affenmäßiger Geschwindigkeit waren der Vorsitzende und Herr Bliesecke aus dem Fenster verschwunden; Klingel und Tintenfaß wurden ihnen nachgefeuert.

Professor Lammert warf sich wie ein Löwe der brüllenden und schlagenden Menge entgegen und versuchte die Bauern zu beschwichtigen, aber vergebens. Einer schrie ihm zu: Hols Mul! und gab ihm einen Stoß, daß er hinfiel. Andre stürzten über ihn. Ein unentwirrbarer Menschenknäuel entstand. Jetzt sprangen Fritz und Karl vor, schlugen sich durch, zogen den Professor heraus und schleppten ihn aus der Thür. Und während im Lokal die Bierseidel umherflogen und die Fensterscheiben kurz und klein geschlagen wurden, zogen die Freunde mit dem halbohnmächtigen Professor auf die Landstraße.

Es war Mondschein.

Sie setzten ihn auf die Deichsel einer Chausseewalze und bemerkten dabei, daß er ziemlich zerschunden war und an einer Stelle blutete. Und da sein Hut im Lokal liegen geblieben war, so banden sie dem atemlos keuchenden ein Taschentuch um den Kopf, sprachen ihm sanft zu, und Lammert drückte beiden wortlos, aber innig die Hand. Dann packten sie ihn wieder unter die Arme und zogen mit ihm die Chaussee hinunter.

O diese Weiber, stöhnte er, diese entsetzliche Wahlversammlung! Eine Schmach und Schande ist es! Prostituirt habe ich mich vor dieser brutalen Horde.

Was mich am meisten entrüstete, Herr Professor, sagte Karl mit einem niederträchtigen Seitenblick auf Fritz, das war die Unverschämtheit, Ihre lichtvollen politischen Auseinandersetzungen als konfuse Begriffe zu bezeichnen.

Nicht wahr? nicht wahr? rief er bebend. In die Zwangsjacke müßten solche Menschen gesteckt, aber nicht auf ruhige Bürger losgelassen werden. Nun komme mir noch einer mit dem allgemeinen Wahlrecht! Aber meine Herren, nun sagen Sie mir, wem habe ich meine Rettung zu verdanken? Sie kommen mir bekannt vor.

Und während beide Freunde dem Professor das Taschentuch fester um die Ohren banden, stellten sie sich ihm als seine Prüfungskandidaten vor, die vormittags vergebens versucht hatten, einen Besuch bei ihm anzubringen.

Ja, meine Frau! rief Lammert kläglich.

Der hartherzige, gefürchtete Geschichtsprofessor war in der praktischen Politik weich wie Wachs geworden. So dauerte es nicht lange, und die Freunde hatten bald seine Lieblingsthemata erwischt und steckten nach kurzer Zeit mit ihren Gesprächen mitten drin in der Quellenkunde des achtzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

Auf einem Kieshaufen an der Chaussee sahen sie eine dunkle Gestalt sitzen. Kaum waren sie in ihre Nähe gekommen, da stürzte sie mit einem Aufschrei auf die drei zu. Es war Frau Henriette. Schluchzend warf sie sich auf den Professor und schlang ihre Arme um seinen Hals, während die beiden Freunde den vor Wut und Scham zitternden Gelehrten rechts und links emporhielten. —

Wer zweifelt noch, daß unsre Freunde die Prüfung glänzend bestanden?

Das Jahr brachte einen entzückenden Herbst. Karl Wichtel hatte seine Ferien angetreten und reiste, von seinem Freunde Fritz begleitet, nach der Schweiz, um sich seine Marguerite nach dem Weichselstrande zu holen.

Auch Lammerts waren mit ihrer achtzehnjährigen, hübschen Else nach dem Genfer See gereist. Und dort, im Anblick der herrlichen Natur und im Verkehr mit dem glücklichen jungen Paar und dem lebenslustigen Doktor Flügger erkannte Frau Henriette, daß es in der Welt doch noch etwas schöneres gäbe, als den politischen Tagesruhm, den roten Adlerorden und den Geheimratstitel.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Individualismus und Individualitäten. Der Individualismus in der Erziehung — so nennt sich die wissenschaftliche Beigabe des diesjährigen Weidmannschen Schulkalenders, deren Verfasser mit ein paar hübschen Citaten aus Wilh. von Humboldt und Paulsen — zu spät leider! — für größere Freiheit im preußischen Gymnasialwesen eintritt. Der Hauptvertreter des preußischen Kultusministers in der Dezemberkonferenz hatte eine solche Freiheit verheißen. Die vorwiegend konservativ gesinnte Konferenz jubelte dem begeistert zu. Die Grenzboten und andre Blätter nahmen den Gedanken lebhaft auf, während die Vertreter des Individualismus sich wohl mit Gleichberechtigungsfragen beschäftigten, hie und da auch einen Gemeinplatz vom Wert und von den Rechten der Persönlichkeit einstreuten, jedoch um die Frage, wie Persönlichkeiten, wie Individualitäten entstehn und gedeihn, sich herzlich wenig kümmerten. Reicht diese Wahrnehmung nicht allein schon aus, uns vor dem Gebrauch all dieser -ismusse zu warnen? Wo es gilt, verworrne Instinkte blöder Massen schnell auf ein Feldgeschrei zu vereinen, da sind sie gut. Dem ernsthaften Manne, der in den Dingen lebt, der in stiller Arbeit zu einem Menschen, einem Wesen mit eignen Empfindungen, einer „Individualität“ erwachsen ist, sind sie widerwärtig.

Der leere Reichstag. Man klagt soviel über die Beschlußunfähigkeit des Reichstags. Die einen sehen in dem Mangel an Tagegeldern den Grund dieser traurigen Erscheinung, die andern in der allgemeinen Mißstimmung. Vielleicht hülfe ein kleiner Zusatz zur Reichsverfassung: Wer dreimal ohne Erlaubnis fehlt, ist nicht mehr Abgeordneter.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Laß nicht vom Linken dich umgarnen!

Als jüngst die ersten Nachrichten über die Arbeiterunruhen in Berlin der Welt durch den Telegraphen übermittelt wurden, entstand an der Hamburger Börse das Gerücht, daß diese Unruhen eine Folge der Rede seien, die der Kaiser kurz zuvor auf dem brandenburgischen Provinziallandtage gehalten hatte, und dieses Gerücht wurde zunächst alles Ernstes geglaubt! Dieser Vorgang spricht Bände. So mangelhaft ist man in den Kreisen des Bürgertums über die Stimmungen und Gesinnungen der Arbeiter unterrichtet, daß man glauben konnte, die kaiserliche Rede hätte auch bei ihnen den ungünstigen Eindruck gemacht, den sie in weiten Kreisen des sogenannten „liberalen Bürgertums in Stadt und Land" gemacht hatte.

Wie bodenlos unsinnig dieses Gerücht war, zeigte sich natürlich sofort. Nicht der Person des Kaisers, der unangefochten und umringt von einer jubelnden Menge durch die Straßen Berlins ritt, galt die aufrührerische Bewegung, nicht zu Gunsten irgend welcher konstitutionellen Theorien fanden die Demonstrationen statt; nein, was jene Massen bewegte, was sie verlangten, das war etwas viel praktischeres, viel greifbareres, viel realeres. Nicht verfassungsmäßige Garantien, Ministerverantwortlichkeit und Parlamentsherrschaft, sondern Brot und Arbeit forderten sie; nicht gegen die vermeintlichen absolutistischen Neigungen eines von dem innigsten Mitgefühl für die Bedürftigen beseelten Monarchen, sondern gegen ganz andre Mächte, gegen die Macht des Reichtums und des Besitzes, richtete sich der revolutionäre Groll der Massen.

Die Zeiten, wo die große Masse des Volks eine rege Teilnahme für das zeigte, was Herr von Bennigsen jüngst auf der Gedenkfeier der

Digitized by Google

nationalliberalen Partei die idealen Bestrebungen des Liberalismus nannte, die Zeiten, wo Fragen des Verfassungsrechts das ganze Volk bis in seine tiefsten Tiefen aufregten, sind unwiederbringlich dahin. Sie sind dahin, nicht weil diese Fragen gleichgiltig und bedeutungslos wären, sondern weil der Kampf um die Verfassung, um die Stellung des Monarchen gegenüber der Volksvertretung, um die Rechte des Volks im wesentlichen entschieden ist, entschieden in einer alle Beteiligten im allgemeinen befriedigenden Weise, und weil es niemand einfällt und einfallen kann, an unsrer Verfassung zu rütteln.

Aber der Liberalismus vermag sich noch immer nicht von der alten liebgewordnen Gewohnheit zu trennen; unbekümmert um den Gang der Geschichte, um den ungeheuern Wandel, der im Laufe des Jahrhunderts in unsern Anschauungen eingetreten ist, fährt er fort, Rechte zu verteidigen, die niemand anficht, und sich gegen reaktionäre Bestrebungen zu wenden, die, außer in seiner Einbildung, nirgends bestehen. Anstatt an den gewaltigen und idealen Aufgaben der Gegenwart, der Versöhnung der Klassengegensätze, an der Wiederbelebung des religiösen Sinnes, der sittlichen und körperlichen Hebung des gesamten Volks, der praktischen Durchführung der allgemeinen Freiheit, die er in der Theorie gewährt hat, und die in Wirklichkeit bisher nur einer kleinen Klasse zu gute gekommen ist, opferfreudig und einsichtsvoll mitzuwirken, setzt er mit unheimlicher Beharrlichkeit die alte politische Klopffechterei fort und vergeudet die tüchtige Kraft unsers Bürgertums in einem Kampfe gegen Windmühlen. So führt er in der lebendigen Welt das wunderliche Leben eines Sonderlings, der, in den Anschauungen vergangner Zeiten befangen, nichts von dem versteht, was um ihn herum vorgeht. Weil er selbst sich in einer verkehrten Gedankenrichtung bewegt, scheint ihm alles verkehrt, rechter Hand, linker Hand alles vertauscht zu sein.

Alles, was gerade die Gegenwart kennzeichnet, begegnet bei unserm heutigen Liberalismus der absolutesten Verständnislosigkeit.

Spricht unser Kaiser von dem Ernste seines Herrscherberufs und von seinen großen Aufgaben gegenüber den schweren Gefahren der Zeit, so wird diese Rede so lange gedreht und gedeutelt, bis man das in ihr findet, was man überall mit dem Mißtrauen des Verfolgungswahns sucht: eine reaktionäre, absolutistische Bestrebung. Daß wir — Gott Lob! — und zwar auch nach dem Willen des Liberalismus, eine lebendige Monarchie haben, daß es ihre vornehmste Aufgabe ist, über den Parteien und ihren mannichfaltigen Interessen stehend die Versöhnung der sozialen Gegensätze anzubahnen, und daß nichts andres als dies, als das Bewußtsein, mehr zu sein als bloß eine zwischen den Parteien hin- und hergeschleifte Puppe, in den Reden des Kaisers zu drastischem, vielleicht nicht immer glücklichem Ausdrucke kommt, dafür ist man blind, weil man die Gegenwart nicht kennt und daher auch kein Verständnis haben kann für die neuen, sozialen Aufgaben der Krone. So gelangt man denn dazu,

Digitized by Google

dem Kaiser Absichten unterzuschieben, die er mehr als einmal weit von sich gewiesen hat, und im Ernste zu glauben, daß er Neigung zu einer Abänderung der Verfassung habe, während er wiederholt ausdrücklich betont hat, daß er in ihr eine durchaus richtige Machtverteilung zwischen den verschiednen Gewalten sehe.

Und ebensowenig wie mit dem Kaiser, vermag man sich mit den neuen Parteibestrebungen gerecht abzufinden, die die neue Zeit geboren hat, mit der sozialdemokratischen und der deutsch-sozialen Bewegung. Woher sie kommen, das vermag sich der Liberalismus schlechterdings nicht zu erklären, sie sind ihm unfaßbare Verirrungen des menschlichen Geistes ohne die Spur irgend einer innern Berechtigung. Daß sie Kinder unsrer Sünden sind, daß sie erwachsen sind auf dem Nährboden des schrankenlosen Individualismus, daß sie nichts andres sind als die äußern Angriffe einer schweren innern Krankheit unsers Volks, und daß sie trotz ihrer extremen Stellung tausendmal mehr Verständnis für die großen Aufgaben der Gegenwart haben als die ganze „große liberale Partei“ von Herrn von Bennigsen bis zu Herrn Richter, das zu erkennen ist das „gebildete“ Bürgertum heute noch eben so weit entfernt wie je.

Allerdings schien es zeitweilig, als wenn dem gemäßigten Liberalismus unter der einsichtigen Führung eines weitblickenden, jede Fraktionsknechtschaft verachtenden Staatsmannes, des Herrn Miquel, allmählich die Einsicht aufdämmern wollte, daß es in den alten, achsentief ausgefahrnen Geleisen doch nicht mehr recht weitergehen wolle. Das Heidelberger Programm (1884), mit dessen Aufstellung eine scharfe Scheidung von den linksliberalen Parteien vollzogen wurde, verlieh der nationalliberalen Partei, die sich mit ihm auf den Boden einer positiven Sozialpolitik gestellt hatte, einen neuen Aufschwung; gegenüber Herrn von Bennigsen, der noch am 12. Juni 1882 in Hannover die von ihm so oft gehißte Flagge der „großen liberalen Partei“ mit den Worten: „Die Liberalen aller Schattirungen sollen es dahin bringen, daß ihnen die Mehrheit in den Parlamenten zufällt,“ zum so und so vielten male gehißt hatte, trat Herr Miquel, in das parlamentarische Leben zurückgekehrt, als treibende Kraft wieder in den Vordergrund. Es schien, als wenn an Stelle des blöden Reaktionsgeschreis, das noch 1881 in dem Wahlaufruf der Partei laut ertönt war, und an Stelle eines Kampfes gegen eingebildete Gefahren, der die Partei bis an den Rand des Abgrunds gebracht hatte, eine lebendige Beschäftigung mit den sozialen Aufgaben der Gegenwart, an Stelle des rückwärts in die Vergangenheit gerichteten Blickes ein hoffnungsreiches Arbeiten für die Zukunft treten sollte. Man schien das Streben nach Mehrheitsherrschaft, das Verlangen nach dem rein liberalen Ministerium und nach „konstitutionellen Garantien“ vergessen zu haben und schien sich an die bescheidne, aber darum nur um so wirksamere und segensreichere positive

Digitized by Google

Mitarbeit an der Gesetzgebung, namentlich der sozialpolitischen, gewöhnen zu wollen.

So gewann es den Anschein, als ob die nationalliberale Partei, wie sie sich seinerzeit von der Fortschrittspartei getrennt und unter Verzichtleistung auf manche Theorien fruchtbar an der politischen Ausgestaltung unsers Staatslebens mitgewirkt hatte, auch die neuen, die sozialen Aufgaben verständnisvoll erfassen und sich endgiltig losmachen wollte von dem unfruchtbaren Kampfe um die parlamentarische Herrschaft. Eine sozialpolitische Mittelpartei schien in der Bildung begriffen, die berufen war, ausgleichend und vermittelnd zwischen den Extremen von rechts und links zu wirken. So schien es in der That, bis — Herr Miquel in das Ministerium eintrat und damit die Zügel aus den Händen geben mußte, und Herr von Bennigsen eines schönen Tages die Entdeckung machte, daß die liberalen Gedanken nicht die Geltung in Deutschland besäßen, die ihnen zukomme.

Auch noch eine andre, kaum weniger interessante und für die Richtung, in der sich die Anschauungen des Herrn von Bennigsen bewegen, höchst bezeichnende Entdeckung machte derselbe Herr bei dieser Gelegenheit. Während die ganze Entwicklung der nationalliberalen Partei von dem Abfalle der Sezessionisten und von dem Heidelberger Programm an bis auf den heutigen Tag den Beleg für die Wahrheit des Satzes bildete, daß die Partei in demselben Maße wieder an Ansehen und Einfluß bei Regierung und Volk gewann, wie sie sich von dem unverfälschten, reinen Liberalismus der linksliberalen Parteien entfernte, fand Herr von Bennigsen, der doch diese Entwicklung, wenn er in ihr auch nicht die treibende Kraft gewesen sein mochte, mitgemacht hatte, plötzlich heraus, daß die Zwietracht innerhalb des Liberalismus, die „Zuspitzung der innerhalb des liberalen Bürgertums vorhandnen Gegensätze" den Niedergang des Einflusses des Liberalismus verschuldet hätte.

Es ist nicht anders: mit seinem Appell „an das liberale Bürgertum in Stadt und Land," den er zunächst im Reichstage bei Gelegenheit der Beratung des deutsch-schweizerischen Handelsvertrags gewissermaßen vom Zaune brach, und den er jetzt bei dem Jubiläum der Partei wiederholt hat, ist Herr von Bennigsen wieder zu seiner ersten Liebe zurückgekehrt; er hat den Boden des Heidelberger Programms verlassen, um gemeinsam mit den andern liberalen Parteien „die liberalen Einrichtungen, welche im wesentlichen auf der Kulturentwicklung Europas (oder, wie es in der ersten Rede hieß: Westeuropas) beruhen," gegen „reaktionäre" Gelüste zu verteidigen. Herr von Bennigsen hielt den Augenblick für geeignet, den Kampf für die Parlamentsherrschaft von neuem zu entfachen, die positive Mitarbeit an den gewaltigen Aufgaben der Gegenwart hinter die veralteten politischen Machtkämpfe, die man in stillschweigender Übereinkunft auf allen Seiten glücklich eingestellt hatte, wieder zurücktreten zu lassen. Und wie der „Staatsmann" der Partei sang, so

Digitized by Google

zwitscherte es von allen Bäumen des liberalen Preßwaldes. Das ganze Rüstzeug abgedroschner Phrasen, das uns schließlich nur noch in den Blättern eines unbelehrbaren, dem Volke entfremdeten liberalen Radikalismus, über den die Sozialdemokratie längst siegreich hinweggeschritten war, mehr ergötzt als geärgert hatte, wurde von den Männern des gemäßigten Liberalismus aus der Rumpelkammer wieder hervorgeholt, die abgegriffensten Schlagwörter wurden wieder als gangbare Münze in Kurs gesetzt; der alte Kampf für „Volksfreiheit, Bildung, Aufklärung, Gewissensfreiheit," für unsre „ganze Kultur" gegen Despotismus und Reaktion, Pfaffen und Mucker begann aufs neue; ja Blätter von dem Ansehen der Kölnischen Zeitung fanden Anlaß, ihre Gedanken über die Notwendigkeit der Monarchie einer Nachprüfung zu unterziehen und sich die Frage vorzulegen, ob die Republik nicht doch den Vorzug verdiene. Und warum das alles?

War die Freiheit des Bürgers bei uns weniger gesichert, als in den „andern Kulturstaaten Westeuropas," war irgend eine der Einrichtungen in Gefahr, auf denen unser moderner verfassungsmäßiger Staat beruht? Oder war endlich etwa die soziale Gefahr, die eben noch so dringend war, daß der Nationalliberalismus ohne Sozialistengesetz kaum auskommen zu können meinte, plötzlich beseitigt, sodaß man ohne Schaden für das Volkswohl wieder zu dem alten Sport der Verfassungskämpfe, zu dem aufregenden Spiele parlamentarischer Ränke und Schikanen zurückkehren konnte?

O nein! von alledem war nichts der Fall. Wer allein ein wenig an der Verfassung hin- und herzuzerren unternahm, das war der gemäßigte, von der Großindustrie erheblich beeinflußte Liberalismus, der nicht müde wurde, auf die Gefahren des allgemeinen Wahlrechts als auf die vermeintliche Wurzel alles Übels hinzuweisen, und der es sich so schön dachte, wenn man den bösen Störenfried, die Sozialdemokratie, aus dem Reichstage loswerden könnte, die immer wieder die Blicke abzog von den doktrinären Lieblingsbeschäftigungen des Liberalismus, und die uns zeigte, daß wir andres und wichtigeres zu thun haben, als „Kulturkämpfe" auszufechten. Aber sonst hatte in Wahrheit niemand Neigung, Verfassungsfragen aufzuwerfen. Und doch war das Vaterland in Gefahr, doch waren die heiligsten Rechte des Volks im Begriffe, von frevelnder Hand verletzt zu werden!

Die Regierung hatte sich erkühnt — wahrhaftig! es war an sich fast schon ein Staatsstreich —, dem preußischen Abgeordnetenhause den Entwurf eines Volksschulgesetzes vorzulegen, der noch ein wenig weiter als der frühere, mit großer Ruhe vom gemäßigten Liberalismus entgegengenommene Goßlersche den Wünschen des Zentrums entgegenkam, einem ausgesprochnen Konfessionalismus huldigte, die Kinder der Dissidenten zur Teilnahme am konfessionellen Religionsunterrichte zwang und in folgerichtiger Anwendung seiner Grundanschauung den Organen der Kirchen einen gewissen Einfluß

Digitized by Google

auf den Religionsunterricht und auf den Bildungsgang der Volksschullehrer sicherte.

Dieses Gesetz, das — man mag sonst darüber denken, wie man will — doch jedenfalls nicht grundsätzlich abwich von der bisher in der preußischen Unterrichtsverwaltung eingehaltnen Richtung, und einige mißdeutete kaiserliche Reden waren die einzigen thatsächlichen Unterlagen für die Behauptung des Liberalismus, daß unsre „liberalen Einrichtungen im reaktionären Sinne angetastet werden" sollten.

Wir zweifeln nicht daran, daß der Nationalliberalismus die Wiederbelebung des Kampfes für „ideale Bestrebungen" für eine lebensvolle Aufgabe hält, und es scheint uns nicht unmöglich, daß es ihm vorübergehend gelingen wird, das Bürgertum noch einmal um die Fahne des Liberalismus zur Verteidigung aller der Freiheiten zu scharen, die dem Deutschen lieb geworden sind. Aber wir glauben, daß dem kurzen Rausche, bei dem natürlich die weiter links stehenden Elemente der „großen liberalen Partei" den Ton angeben würden, ein langer Katzenjammer folgen würde, wie er dem Rausche des „ersten Kulturkampfes" gefolgt ist. Im Interesse des Liberalismus würden wir dies keineswegs beklagen; er würde damit nur die gerechte Strafe für seine Extravaganzen erhalten und es büßen, daß er diese schwere und doch so große Zeit, eine Zeit voll neuer Ideale und neuer, erstrebenswerter Ziele, nicht verstanden, daß er seinen Blick ausschließlich in die Vergangenheit richtet, und daß er Spuk und Altweibermärchen für Wirklichkeiten gehalten hat.

Was wir aber aufs tiefste beklagen, ist das: daß sich der Liberalismus anschickt, unsrer ganzen innern Entwicklung eine verkehrte Richtung zu geben, die tüchtige Kraft unsers gesunden „Bürgertums in Stadt und Land" in einen unfruchtbaren politischen Machtkampf zu verwickeln, das Verständnis für die sozialen Aufgaben der Gegenwart, das ohnehin in dem in allen seinen Wünschen befriedigten Bürgertum erst ganz allmählich zu erwachen begann, wieder völlig zu ertöten. Wer den Ernst und die wahre Ursache der sozialen Gefahr erkannt hat, und wer die Bedeutung zu würdigen weiß, die eine verständnisvolle, mäßigende und ausgleichende Beteiligung des Bürgertums an den sozialpolitischen Bestrebungen der Gegenwart haben würde, der wird darüber nicht zweifelhaft sein können, daß in letzter Linie niemand anders mit einer Aufrollung der alten politischen Zänkereien gedient werden würde, als der revolutionären Sozialdemokratie.

Herr von Bennigsen hat sich gewiß in der Vergangenheit um unser Vaterland die größten Verdienste erworben, und alle nationalen Männer schulden ihm den Dank. Aber das alles kann und soll uns nicht hindern, es offen auszusprechen, daß er sich mit seinem neuesten Aufruf des ganzen Liberalismus gegen die hereinbrechende Reaktion auf einen Wege begeben hat, der uns alle ins Verderben führen kann. Noch einmal an seinem Lebensabende

Digitized by Google

hat er sich „vom Linken umgarnen" lassen; größer als diesmal ist noch nie die Gefahr gewesen, daß er sich auf einem Ritte befindet, der nicht mit dem Siege, sondern mit der Vernichtung aller großen Errungenschaften religiöser, politischer und wirtschaftlicher Art endet, die die Kultur Westeuropas ausmachen.

Nachschrift. Der vorstehende Aufsatz war bereits dem Druck übergeben, als die Welt durch die Nachricht von der an entscheidender Stelle eingetretnen Wendung in Sachen des Volksschulgesetzes und von der Demission des preußischen Kultusministers überrascht wurde. Das Gesetz dürfte damit, wenigstens, wie wir vorsichtigerweise sagen wollen, menschlicher Berechnung nach, als zur Zeit aufgegeben zu betrachten sein. Über die Ursachen und Folgen, die Art und Plötzlichkeit des Umschwunges enthalten wir uns in diesem Augenblicke jeglicher Äußerung. Nur eins wollen wir an dieser Stelle betonen: besondre Ursache, das Scheitern des Gesetzes zu beklagen, haben wir nicht! Wenn auch seine Vorteile gegenüber dem bestehenden Zustande noch so bedeutend gewesen wären, so wären sie doch niemals so groß gewesen, daß sie den Schaden aufgewogen hätten, der darin lag, daß es der Liberalismus zu einem Vorwande benutzte, seinen ersterbenden Einfluß auf das „Bürgertum in Stadt und Land" neu zu beleben. Diese Möglichkeit ist dem Liberalismus nun genommen, das Strohfeuer, das er sich an diesem Gesetzentwurfe entzündet hat, wird nun um so schneller verlöschen, und trauernd werden die, die jetzt frohlocken, am Grabe des gescheiterten Volksschulgesetzes sitzen, das auch ihre Hoffnungen mit zu Grabe genommen hat. Wenn das erste Erstaunen vorüber sein wird, dann werden die, denen es jetzt, wie zur Zeit des seligen Kulturkampfes, „eine Lust zu leben" war, mit Schrecken erkennen, daß sie Zweck und Ziel ihres Daseins verloren haben. Wir aber werden uns des guten alten Sprichworts erinnern: Wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Das Sittlichkeitsgesetz

Der soeben dem Reichstage zugegangne „Entwurf eines Gesetzes über Abänderung von Bestimmungen des Strafgesetzbuchs, des Gerichtsverfassungsgesetzes und des Gesetzes vom 5. April 1888, betreffend die unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfindenden Gerichtsverhandlungen" hat, von wem weiß man nicht, den überall angenommenen Namen des „Sittlichkeitsgesetzes" erhalten. Er wäre damit gerichtet, wenn er nur Anforderungen der Sitte oder der Sittlichkeit durch das Gesetz erzwingen wollte. Glücklicherweise ist das nicht durchweg,

Digitized by Google

aber doch in einem wichtigen Punkte der Fall. Wir meinen die Bestimmung des künftigen § 184 des Strafgesetzbuches, wonach mit Gefängnis bis zu sechs Monaten, im Falle gewerbsmäßigen Zuwiderhandelns mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bis zu fünf Jahren, Ehrverlust u. s. w. bestraft werden soll, „wer an öffentlichen Straßen oder Plätzen Abbildungen oder Darstellungen ausstellt oder anschlägt, welche, ohne unzüchtig zu sein, durch gröbliche Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls Ärgernis zu erregen geeignet sind." Bisher waren nur „unzüchtige" Schriften, Abbildungen oder Darstellungen hiervon betroffen, und daß der Staat insoweit der Sitte zu Hilfe gekommen war, durfte, eine vernünftige Handhabung des Strafgesetzes vorausgesetzt, nur gutgeheißen werden. Das Verkaufen, Verteilen, Ausstellen und Anschlagen oder sonstige Verbreiten wirklicher Unzüchtigkeiten enthält einen so gemeinen Angriff gegen die Schamhaftigkeit, daß dem Gerechtigkeitsgefühl nur durch Verhängung eines Übels über den Thäter, d. h. durch Auferlegung einer öffentlichen Strafe genügt wird. Ganz dasselbe gilt von dem Feilhalten, dem Herstellen zum Zwecke der Verbreitung, unter Umständen auch von dem Ankündigen und Anpreisen. Der Entwurf holt nur ein Versehen des Strafgesetzbuches nach, wenn er auch diese Dinge dem Thatbestande mit einreiht. Was soll aber unter Abbildungen und Darstellungen verstanden werden, die, „ohne unzüchtig zu sein, durch gröbliche Verletzung des Schamgefühls [vom Sittlichkeitsgefühl später!] Ärgernis zu erregen geeignet sind"? Bis hierher ist die ganze neu hinzutretende Begriffsbestimmung weiter nichts als eine nicht in das Gesetz gehörende Definition, und zwar die Definition eben — des Unzüchtigen, dessen Abwesenheit gleichwohl dabei vorausgesetzt wird. Schämen kann ich mich der eignen Handlung oder Unterlassung oder des unwürdigen Zustandes, in dem ich mich befinde, sowie mich mein Gewissen ob des eignen Unrechts anklagt und beunruhigt. Um dieses Schamgefühl handelt es sich nicht, vielmehr um die Regung der Scham, die von außen her, hier durch Abbildungen und Darstellungen in mir erweckt wird, so wie mich mein Gewissen anleitet, auch fremdes Unrecht zu unterscheiden. Das Schamgefühl ist aber hier nichts andres als das Gewissen in geschlechtlicher Beziehung. Schon die Schöpfungsgeschichte lehrt diese einfache Wahrheit. Als die Schlange das Weib versuchte, sprach sie: „Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist." Und als die Versuchten gesündigt hatten, „da wurden ihrer beiden Augen aufgethan und wurden gewahr, daß sie nackend waren, und flochten ihnen Schürzen." Beschränkte sich deshalb der vorgeschlagne neue Thatbestand auf Verletzungen des Schamgefühls, so würde er, auch wenn er die geschlechtliche Beziehung nicht besonders erwähnte, nicht mehr besagen, als was schon bisher Rechtens war. Das eigentlich Neue und zugleich Gefährliche ist, daß den Verletzungen des Schamgefühls künftig auch die des Sittlichkeitsgefühls gleichgestellt werden sollen. Das Wort scheint, wie überhaupt die ganze neu vorgeschlagne Zusatzbestimmung, vom Reichs-

Digitized by Google

gericht*) entlehnt zu sein. Es ist trotzdem sprachlich falsch gebildet, deshalb auch logisch nicht zu fassen und für ein Strafgesetz von vornherein unbrauchbar. Wie hier mit den zusammengesetzten Hauptwörtern Schamgefühl und Sittlichkeitsgefühl geschieht, so müßte man auch die einfachen Hauptwörter Scham und Sittlichkeit zu einander in Parallele stellen können. Nun ist zwar Scham eine innerliche Empfindung und deshalb auch Scham immer gleichbedeutend mit Schamgefühl, nicht aber Sittlichkeit. Sittlichkeit ist entweder ein abstrakter Begriff, der Gesamtinhalt der Forderungen, die das Sittengesetz, die Moral an uns stellt, oder konkret angewendet das thatsächliche Verhältnis, in dem wir uns zu eben diesen Anforderungen befinden, eine Eigenschaft. In diesem Sinne sprechen wir von der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit eines Menschen, eines Volkes, und allenfalls ließe sich das Bewußtsein, diese Sittlichkeit zu besitzen als Gefühl der Sittlichkeit bezeichnen. Daß aber unter Sittlichkeitsgefühl in unserm Falle nicht dieses Bewußtsein verstanden werden soll, ist klar. Es könnte durch noch so unsittliche Bilder oder Skulpturen überhaupt nicht verletzt, höchstens gesteigert werden. Dann bleibt nur übrig, Sittlichkeitsgefühl mit Gefühl für Sittlichkeit, für die Anforderungen der abstrakten Moral zu übersetzen. Diese Anforderungen selbst — nicht das Gefühl dafür — sind für den Zivilrichter in der That vielfach bindend. Verträge „gegen die guten Sitten" sind nichtig, die Erfüllung von Verträgen ist häufig nur „nach Treu und Glauben" zu beurteilen. Bisher ist es aber noch niemand eingefallen, schlechthin den Verstoß gegen die guten Sitten oder gegen Treu und Glauben als das Merkmal eines Strafgesetzes zu erklären, und schließlich ist es doch ein Unterschied, ob jemand wegen eines solchen Verstoßes seinen Prozeß verliert, oder dafür an Freiheit, Gut und Ehre gestraft werden soll. Der Gesetzentwurf geht aber noch einen bedeutenden Schritt weiter, wenn er von der Verletzung nicht der Sitte selbst, sondern (anders kann man ihn nicht verstehen) des Gefühls für Sitte und Sittlichkeit redet und damit das unendlich verschiedne subjektive Empfinden auf einem das ganze Geistes- und Gemütsleben der Nation umfassenden Gebiete zum Kriterium der Strafbarkeit erhebt. Mag sein, daß der Entwurf dies selbst nicht beabsichtigt. Seine Fassung öffnet, zumal da das „und" in den Worten: Scham- und Sittlichkeitsgefühl offenbar alternativ = „oder" gemeint ist, auch der weitestgehenden Auslegung Thür und Thor. Aber auch auf dem engern hier in Betracht kommenden Gebiete, der Grenze zwischen Moral und Ästhetik, besteht ein niemals zu versöhnender Widerstreit der Meinungen. Bisher hatte man für die diesem Grenzgebiete angehörigen Kunstwerke einen ziemlich sichern Maßstab an ihren Wirkungen auf das Schamgefühl. Man konnte z. B. zugestehen, daß die Venus von Tizian im Innern der Kunsthandlungen, der Museen, überhaupt an Stätten, die von Kennern

*) Entscheidungen in Strafsachen Bd. 8, S. 130 und anderwärts.

Digitized by Google

und Kunstsinnigen zum Zwecke des Kunstgenusses aufgesucht zu werden pflegen, die Scham nicht verletzte, daß aber die keusche Frau erröthen müßte, wenn sie ihr unverhülltes Ebenbild der gaffenden Menge preisgegeben sähe. Je nachdem konnte schon nach der jetzigen Rechtsprechung dasselbe Bild als unzüchtig oder nicht unzüchtig angesehen werden. Für den Strafrichter hört aber alles auf, wenn er künftig diesen einfachen Maßstab verlieren, statt dessen eine gewisse Durchschnittsempfindlichkeit für jene Grenzscheide ermitteln und darnach die Strafbarkeit bejahen oder verneinen soll. Noch schlimmer steht es mit dem Aussteller von, wohlgemerkt, nicht unzüchtigen Bildern, der dieser Aufgabe noch ratloser gegenüberstehen wird. Die Kunstläden werden in der That besser thun, manche wahrhaft schöne und von keinem unverdorbnen Gemüt beanstandete Bilder oder Skulpturen künftig lieber nicht ins Fenster zu stellen. Damit wird wieder einem guten Teile unsers Volkes, der zum Besuche der Museen keine Zeit oder Gelegenheit, zum Besuche der Kunsthandlung selbst aber kein Geld hat, mancher dem Reinen reine Genuß entzogen werden. In unserm nüchternen Zeitalter scheint uns dieser Schade größer als die Gefahr, daß eine bereits befleckte Phantasie noch mehr vergiftet werde. Und die Kunst selbst, wird sie des Berufes, auch unser Alltags-, unser ödes Straßenleben zu verschönen, noch warten können, wenn ihr bei der Darstellung wenigstens des Menschenbildes immer vor dem staatsanwaltschaftlichen Visum bangen muß? Zugegeben, daß sie und gerade die zweideutige Kunst heute öfters in den Dienst niedriger Reklame gestellt wird. Aber der moderne Großstädter pflegt doch, sobald er diese Absicht merkt, um so stumpfsinniger an derartigen Marktschreiereien vorüber zu gehen, je greller ihre Farben aufgetragen sind. Die Dummen, die hiernach die Güte der angepriesenen Ware beurteilen, sind in der That alle geworden. Dies weiß niemand besser als der tüchtige Geschäftsmann. Die große Masse der Geschäftsanpreisungen legt deshalb heute ein höchst erfreuliches Zeugnis von der Verbreitung des guten Geschmacks und der Leistungsfähigkeit unsers graphischen und plastischen Kunsthandwerks ab. Und ist denn die gute Sitte gegen Geschmacklosigkeiten und Unschicklichkeiten so machtlos? Moralpredigten thun es freilich nicht, auch nicht Vereinsgründungen, wenn sie nur dazu dienen sollen, solchen Predigern den nötigen Resonanzboden zu liefern oder dem Gesetzgeber neue Strafparagraphen vorzuschlagen. Wenn ich aber meinem Cigarrenhändler recht deutlich meine Verwundrung bezeuge, daß er seine Firma auf den Fächer einer im Schaufenster prangenden dekolletirten Grisette geschrieben hat (ein Fremdwort muß es sein, das wirkt besser!), wenn sich meine Frau im Kolonialwarenladen darüber lustig macht, daß ein nur mit dem Bärenfell bekleideter Germane die Apotheose der neuesten Glanzstärke auf seinen Schild erhebt, wenn wir beide durchblicken lassen, daß wir wohl am längsten Kunden gewesen sein werden, wenn in einer größern Stadt auch

Digitized by Google

nur ein Dutzend angesehener und zahlungskräftiger Familien sich zu diesem sanften Druck auf die Geschäftsgrundsätze ihrer Lieferanten vereinigen, das sollte nicht helfen? Ich scheue mich auch nicht, einen halbschürigen Bengel, der mit offnem Munde die wunderbaren Wirkungen der Dr. X'schen Haartinktur an den üppigen Formen einer Modedame bei der Morgentoilette bewundert, mit einem freundlichen Rippenstoß auf die Seite zu schieben oder der entrüsteten „gnädigen" Frau beim litterarischen Thee mein Bedauern auszusprechen, daß sie gezwungen gewesen sei, ihre Blicke auf dem anstößigen Bilde ruhen zu lassen. Und haben wir nicht ein gewaltiges Rüstzeug, von dem unsre naiven Altvordern, die noch promiscue in den Flüssen badeten, sich nichts träumen ließen, haben wir nicht die Presse, die sechste Großmacht? Ja so! ich vergaß, daß sie ihren Inseratenteil heute leider meist verpachtet hat und zu ihrem Bedauern nur noch in der Lage ist, in Leitartikeln, die von Sittlichkeit triefen, über den Niedergang guter deutscher Sitte zu jammern. Gottlob giebt es aber doch auch eine Presse, die diesen Kampf, selbst integra vitae, noch mit Ernst führt. Sie brauchte nur von der Gefahr, ihre ehrliche Entrüstung mit Beleidigungsprozessen büßen zu müssen, befreit zu werden, um noch viel segensreicher, namentlich mit der scharfen Waffe des Spottes wirken zu können. Am rücksichtslosesten zieht, man muß es mit einiger Beschämung gestehen, die sozialdemokratische Presse zu Felde, wenn auch nur in der Absicht, der über die Unsittlichkeit der nicht besitzenden Klassen jammernden „guten" Presse eins am Zeuge zu flicken. Sache der Presse ist es auch, Ankündigungen in Druckschriften, durch die jemand unzüchtige Verbindungen einzuleiten sucht, ein neues, von dem Entwurf geschaffenes Vergehen, das aber nicht an der Presse, sondern nur am Einsender geahndet werden soll, zu verhindern. Hat die betreffende Druckschrift nicht selbst so viel Ehre in ihren Spalten, so mag man doch erst einmal den Teufel durch Beelzebub, durch eine andre, anständigere Druckschrift auszutreiben versuchen.

Erst wenn der Kampf der Sitte gegen die Unsitte, der noch gar nicht, wenigstens noch nicht auf der ganzen Linie begonnen hat, mit der Niederlage der Sitte geendet haben sollte, wäre man berechtigt, nach der Staatshilfe zu rufen. Und erst wenn die vorbeugende Hilfe, die polizeiliche, durch Strafandrohungen erzwungne Entfernung unanständiger Bilder unter Kontrolle des Verwaltungsstreitverfahrens versagte, wäre es an der Zeit, die strafende Hilfe des Richters in Anspruch zu nehmen. Dann würde von den unglücklichen Kunsthändlern und Geschäftsleuten wenigstens das Damoklesschwert einer Rechtsprechung genommen, die z. B. in der Auslegung des nahe verwandten Unfugsparagraphen bereits merkwürdige Blüten getrieben hat. Wenn aber die Sitte ihr Wächteramt an die Polizei und Staatsanwaltschaft abgetreten haben wird, dann wird die traurige Folge sein, daß alle die schönen

Digitized by Google

Anläufe zur Kräftigung der Sitte, die unsrer Zeit zur Ehre gereichen, sich sofort wieder verflüchtigen werden.

Über den sonstigen Inhalt des Gesetzentwurfs nur einige Worte. Sein größtes Verdienst ist, daß er den heuchlerischen Widerspruch des Strafgesetzes selbst und die unwürdigen Konflikte mit den wohlfahrtspolizeilichen Aufgaben des Staates entschlossen beseitigt und dem Staate Raum schafft, die weder von der Religion, noch von der Sitte, noch vom Gesetz auszurottende Prostitution ebenso zu regeln, wie Epidemien, Viehseuchen und andre unvermeidliche Übel. Ebensowenig ist an sich gegen den Zuhälterparagraphen etwas einzuwenden, nur daß seine Fassung doch wohl zu weit geht. Darnach ist z. B. der zu Unterhalt gesetzlich nicht berechtigte Schwager, Onkel, nach manchen Landesgesetzen auch der Bruder einer Dirne straffällig, wenn er, vielleicht schwer in Not und Elend, eine auch nur aus Mitleid angebotne und nur vorübergehende Unterstützung von ihr annimmt. Immerhin ist bedauerlich, daß wegen einer spezifisch berlinischen Verbrechensform ganz Deutschland mit einem neuen Strafgesetzparagraphen heimgesucht werden soll. Vielleicht bleibt abzuwarten, ob die bevorstehende polizeiliche Regelung des Prostitutionswesens dem Zuhältertum nicht von selbst ein Ende machen wird. Die Möglichkeit, die Strafe durch harte Lagerstatt und Beschränkung auf Wasser und Brot zu verschärfen, wenn die That von besondrer Roheit und Sittenlosigkeit des Thäters zeugt, ist eine alte und jetzt fast einstimmige Forderung aller, die an der Rechtspflege beteiligt sind. Bedenklich ist es aber, diese Strafschärfung ganz allgemein, also ohne daß besondre Roheit oder Sittenlosigkeit vorliegt, auch gegen Landstreicher, Bettler (im Rückfalle), Arbeitsscheue und durch eignes Verschulden Obdachlose zuzulassen. Dieser doch überwiegend bedauernswerten Hefe der bürgerlichen Gesellschaft kann der Staat durch Strafgesetze, und würden sie noch weit empfindlicher verschärft, überhaupt nicht Herr werden. Der Strolch ist auf der harten Diele der warmen Zelle immer noch besser gebettet, als hinter dem verschneiten Zaun. Dem entnervten Körper und hungernden Magen aber gerade das zu entziehen, was ihm am dringendsten notthut: warme Kost, ist einfach grausam. Hier tritt die soziale Aufgabe des Staates in den Vordergrund. Es ist ferner logisch richtig, die öffentliche Mitteilung aus Gerichtsverhandlungen, für die wegen Gefährdung der Sittlichkeit die Öffentlichkeit ausgeschlossen war, unter Strafe zu stellen, wenn auch ein Vorbehalt für wissenschaftliche Arbeiten geboten scheint. Ebenso unlogisch ist es aber, ein Veröffentlichungsverbot zuzulassen, obschon das Gericht die Öffentlichkeit der Verhandlung nicht eingeschränkt, damit also bereits verneint hatte, daß eine Gefährdung der Sittlichkeit zu besorgen sei. Ohnedies laden die Zeiten nicht dazu ein, einer noch weiter gehenden Beschränkung der Öffentlichkeit, eines der stärksten Schutzpfeiler im Strafprozeß, das Wort zu reden.

Wir wünschen dem Entwurfe, soweit er die Prostitutionsfrage betrifft,

Digitized by Google

je eher je lieber Geſetzeskraft. Die übrigen Beſtimmungen ſind nicht ſo dringlich, daß ſie nicht bis zur allgemeinen Reviſion des Strafgeſetzbuchs und der Strafprozeßordnung — gerade herausgeſagt: bis zur Errichtung der mittlern und großen Schöffengerichte und der Einführung der Berufung hinausgeſchoben werden könnten. Dagegen wäre tief zu beklagen, wenn der Staat wieder ein neues großes Gebiet der Sittlichkeit verſchlingen, damit zwar einen gewiſſen Grad äußerer Sittengerechtigkeit erzwingen, wahrer freier Sittlichkeit aber ſchweren Abbruch thun würde. Geht es ſo weiter, ſo werden wir zwar Geſetze in Hülle und Fülle, aber leges sine moribus haben.

Die Studentenunruhen in Italien

Seit einer Reihe von Jahren vergeht faſt kein Winter, ohne daß auf irgend einer oder auf mehreren italieniſchen Univerſitäten ein Krawall ausbräche. Dieſer offenbar chroniſchen Krankheit gegenüber verhielt ſich das Land und auch die Regierung nicht gleichgiltig. Im Gegenteil, die öffentliche Meinung, ſoweit ſie ſich in der Preſſe und in den Worten der Landtagsabgeordneten kundgab, erkannte immer die Notwendigkeit an, der Krankheit ernſtlich zu Leibe zu gehen. Die verſchiednen Unterrichtsminiſter machten die Meinung des Landes zu der ihrigen, verſprachen unerbittliche Strenge, aber ſchließlich blieb doch alles beim alten. Wohl wurde in einzelnen Fällen hie und da ein Weisheitstempel für einige Tage geſchloſſen; dann hieß es aber, der Jugend müſſe man viel nachſehen, und man dürfe doch die armen Väter nicht die Sünden der Söhne büßen laſſen, alſo werfe man einen Schleier über das Vergangne und hoffe auf eine beſſere Zukunft. Man habe ja den Jungen gezeigt, daß man ſtreng ſein könne, nun zeige man ihnen, daß man wahrhaft liberal ſei. Im ſtillen dachten die Herren freilich noch dabei, daß ſie bei dieſem Verfahren am wenigſten Scherereien auszuſtehen, am wenigſten Rekurſe und Begnadigungsſchriften zu leſen hätten. Bequem war das Verfahren gewiß. Und außerdem bot es noch den nicht hoch genug anzuſchlagenden Vorteil, die, die es anwandten, vor dem Verdacht zu bewahren, als ob ſie der Freiheit, dieſem nirgends ſo ſehr wie in Italien mißbrauchten und mißverſtandnen Gute, zu nahe treten wollten.

Da nun aber mit dieſem Verfahren die Unordnung auf den Univerſitäten nicht nur nicht abgeſchafft, ſondern immer mehr genährt wurde, ſo gedachte der alte Pädagoge Villari, als er Unterrichtsminiſter geworden war, einen andern Weg einzuſchlagen. Laſſen wir einmal die ewigen Drohungen beiſeite, ſagte er, und faſſen wir die jungen Herren an dem Zipfel ihrer Würde und

Digitized by Google

ihres Ehrgefühls an! Beim Beginn des neuen Schuljahres richtete er also ein Rundschreiben an die Studentenschaft. Hört mich einmal an, schrieb er, meine lieben Söhne! Ihr müßt studiren, weil es eure Familien von euch verlangen, und weil das Vaterland tüchtiger, weiser Männer bedarf; ihr müßt aber auch Zucht halten, denn das seid ihr den Eurigen und dem Vaterlande für die Opfer schuldig, die diese für euch bringen, und — um euers guten Namens willen. Ich, der ich immer unter der Jugend gelebt habe und weiß, wie man sie anfassen muß, ich setze mein volles Vertrauen auf euern guten Willen, und zum Beweis dafür vertraue ich die Wahrung der Ordnung euch selber an.

Der Weg war entschieden neu und edel. Aber wie haben die Herren Studenten das auf sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt? Sie verlangten eines schönen Tages, daß die Frequenzkontrolle abgeschafft, die außerordentlichen Nachprüfungen öfter wiederholt, die Vorlesungen der Professoren gedruckt und ihnen käuflich gemacht würden; ja sie gingen teilweise so weit, zu fordern, daß der oder jener Professor aus einer Prüfungskommission ausscheide, seine Vortragsmethode ändre u. dergl., und als diese Forderungen natürlich auf Hindernisse stießen, da pfiffen die Studenten ihre Professoren aus, warfen ihnen die Fenster ein, verlangten die Absetzung der ihnen mißliebigen Rektoren, verbrannten Katheder von Professoren und Erlasse des Ministers, veranlaßten, um sich ungezwungner den Karnevalsfreuden hingeben zu können, den Schluß vieler Kurse und erklärten schließlich den allgemeinen Ausstand.

Man kann nun über die größere oder geringere Berechtigung dieser verschiednen Forderungen verschiedner Ansicht sein. Ich für meinen Teil halte es nicht für nötig, auf deren Inhalt näher einzugehen, weil er einen spezifisch italienischen Lokalcharakter hat. Aber eine Betrachtung der Form, wie diese Forderungen gestellt wurden, und des fernern Benehmens der italienischen Studentenschaft hat gewiß auch außerhalb der italienischen Landesgrenzen ihre Berechtigung und ihr Interesse. Denn der allgemeine Eindruck, den das Ausland von der ganzen Sache durch das Lesen der Zeitungsberichte bekommen hat, war gewiß der, daß auf den italienischen Universitäten jede Disziplin fehle. Und von diesem Eindruck ist nur ein kurzer Schritt zu der Vermutung, daß es in puncto disciplinae bei der gebildeten Klasse der Italiener im allgemeinen nicht viel besser bestellt sein werde.

Wie kommt es denn, wird mancher gefragt haben, daß in Italien auf den Universitäten solche Unordnungen entstehen? Sind denn keine Gesetze da, wie in andern zivilisirten Ländern? Die Antwort ist sehr einfach. Gesetze sind da, und zwar Gesetze, die auf den ersten Anblick geradezu bestechen und einen mit Bewundrung erfüllen für den, der, offenbar von unendlicher Liebe für die Jugend beseelt und für das Ideal der Menschenwürde und Freiheit schwärmend, sie ausgedacht und zu Papier gebracht hat. Aber bei näherm Zusehen

Digitized by Google

machen sie den Eindruck, als ob ihr Verfasser nicht den Mut gehabt hätte, als obersten Grundsatz festzustellen, daß die Universitäten zum Studium da sind, daß die Herren Studenten neben ihren Rechten auch Pflichten haben, deren vornehmste die ist, daß sie ihre Obrigkeit respektiren. Und wenn man erst diese Gesetze auf ihre praktische Anwendbarkeit hin prüft, so wird man entdecken, daß sie außerordentlich dehnbar sind. Dieser Dehnbarkeit hätte ja nun leicht die Professorenschaft entgegenarbeiten können, wie das Beispiel einiger — leider sehr weniger! — höhern Schulen beweist, aber ein Teil der Professoren fand diese Dehnbarkeit für eigne Zwecke nur allzu bequem. Die einzige Furcht des Universitätsprofessors ist die, daß er die Zuneigung seiner Hörer verlieren und, wo er es einmal aus Eitelkeit wünscht, nicht beklatscht sondern ausgepfiffen werden könnte. So läßt er sich denn nur allzuleicht verleiten, seine eigene Würde preiszugeben, am unrechten Orte Schmeicheleien auszuteilen, die Jugend fühlen zu lassen, daß er ihrer bedarf. Von da ist aber nur ein kurzer Schritt dazu, strafbare Nachsicht zu üben und den Studenten einen ganz falschen Begriff von ihrer Bedeutung und ihrem Einfluß beizubringen.

Die Jugend aber mißbraucht das natürlicherweise und wiegt sich in dem Gedanken, eine über den Gesetzen stehende Macht zu sein, gleichsam eine Republik ohne Pflichten innerhalb eines konstitutionellen Staatswesens. Daß diesem Unwesen ihrer Kollegen gegenüber die andern Professoren, die guten Willens sind und, weil sie in dem Bewußtsein ihrer Kenntnisse nicht nach Gunst haschen zu müssen glauben, auch gewissenhaft sein möchten, einen schweren Stand haben, wird um so begreiflicher, wenn man bedenkt, daß sie im Notfalle bei der obersten Stelle, d. h. bei dem Ministerium, doch nicht Recht bekommen hätten, weil dieses aus Furcht vor den Abgeordneten, die sich gar zu gern zu Schützern der gefährdeten Freiheit aufwerfen, den Gesetzen entweder die weiteste Deutung gegeben oder auch kaltblütig Ausnahmen von der Regel zugelassen hätte. So hörte man denn bei Gelegenheit jeder Debatte über Studentenunruhen den Wunsch im Parlament und im Lande äußern, daß jene Gesetze einer scharfen Durchsicht unterworfen und dann für strenge Durchführung gesorgt werden möge. Und jeder Minister versprach seine thatkräftige Mitwirkung, auch zuletzt Villari.

Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß einem Teile der Professoren eine schärfere Disziplin gar nichts schadet, insofern es den wirklich tüchtigen möglich gemacht wird, von der ihnen kraft ihrer Stellung und ihrer Leistungen ohne weiteres zukommenden Autorität Gebrauch zu machen, während den weniger tüchtigen dadurch die Mittel entzogen werden, als das zu erscheinen, was sie nicht sind, so sind doch die Hoffnungen, die auf die Wirksamkeit derartiger Maßregeln bei den Studenten gesetzt werden, schlechthin trügerisch, denn der Fehler liegt viel tiefer: es fehlt in Italien überhaupt an

Digitized by Google

ernstlicher Erziehung schon vom Elternhause her. Die Minister können daher die besten Gesetze ersinnen, die akademischen Senate und die einzelnen Professoren können so streng sein, wie sie wollen, der Zweck wird nie erreicht werden, denn die, mit denen sie es thun haben, sind schon viel zu sehr an eine verfehlte Erziehungsmethode gewöhnt, als daß sie sich jetzt in einem Alter, wo sie vollends selber zu denken und sich zu fühlen anfangen, ohne weiteres unter eine Autorität, und wäre es die des ganzen Landes, beugen sollten.

So bitter es ist, so muß es doch offen gesagt werden: die ganze Erziehung in Italien ist auf falschen Bahnen, denn es fehlt ihr der Grundsatz der Autorität. Die italienische Jugend kennt weder Respekt vor den Eltern, noch vor der Wissenschaft, noch vor der Arbeit, noch vor sonst etwas, denn sie wird von klein an nicht daran gewöhnt. Kaum sind die Kinder geboren, so werden sie zu einer Amme aufs Land hinausgebracht; dieser Sitte huldigen alle Familien, die es nur einigermaßen mit ihren Mitteln vereinigen können, und viele legen sich die größten Opfer zu Hause auf, um das Ammengeld zu erschwingen, denn ein Kind zu Hause aufzuziehen gilt gleichbedeutend mit dem Verdachte, ein armer Schlucker zu sein. Kommt dann das Kind nach einem oder anderthalb Jahren in die Familie zurück, so fehlt ihm schon die instinktive Zuneigung zu den Eltern, ja es hat häufig genug mit der Ammenmilch einen der Familie entgegengesetzten Charakter eingesogen, sodaß nun seine Erziehung auf Schwierigkeiten stößt. Aber wenn sich auch diese Schwierigkeiten gar nicht geltend machen sollten, so schreitet doch die Erziehung falsch weiter. Denn die Italiener im großen und ganzen wollen sich schlechterdings nicht davon überzeugen, daß Erziehung gleichbedeutend ist mit Entäußerung des Egoismus. Giebt es einen krassern Egoisten, als ein kleines Kind? Alles muß sich wohl oder übel nach seinen Bedürfnissen richten, die ganze Familie wird von ihm tyrannisirt, freilich ohne daß das Kind selber ein Bewußtsein davon hätte. Wenn es größer wird, so soll es allmählich lernen, seine eignen Interessen mit denen der Eltern und Geschwister in Einklang zu bringen. Der fremde Interessenkreis wird von der Schule angefangen, mehr und mehr erweitert, bis schließlich der Mensch in die große Gesellschaft tritt. Dann wird der, der seinen Egoismus in weisen Grenzen zu halten, seine berechtigten persönlichen Interessen in Einklang mit denen seiner Nebenmenschen zu bringen gelernt hat, nicht nur von allen andern als der wohlerzogenste anerkannt werden, sondern er wird sich auch selber viel glücklicher fühlen, weil er nicht bei jedem Schritte, den er macht, mit andern zusammenstößt. Aber davon will das gegenwärtige Geschlecht in Italien nichts hören. Während vor dreißig Jahren noch die Jungen als Jungen behandelt wurden, werden sie jetzt als Männer behandelt, obgleich sie noch die Launen von Jungen im Kopfe haben. Man läßt ihnen schlechthin ihren Willen; sie können thun und lassen, was ihnen beliebt. Sie sind nicht bloß die Herren, sondern geradezu die Tyrannen des Hauses, alles

Digitized by Google

beugt sich unter ihren Willen. Damit geht natürlich der Respekt vor den Eltern in die Brüche. Nicht als ob die armen Väter das nicht bemerkten! Aber sie trösten sich mit dem Gedanken, daß sich die Söhne auf diese Weise freier entwickeln und, wenn sie groß geworden sein und selber zu denken angefangen haben würden, schon von selber das Rechte finden würden.

Diese verkehrte Denk- und Handlungsweise beruht offenbar auf einer falschen Auffassung des Fortschritts und der Freiheit. Nur so läßt sie sich begreifen. Das heutige Geschlecht ist in einer Zeit aufgewachsen, wo Rebellion eine Tugend war, weil Italien in fremden Banden schmachtete. Der brennende Durst nach Freiheit und selbständiger Entwicklung wurde zwar mit der Einigung Italiens gestillt, aber der Abscheu gegen alle Unterdrückung pflanzte sich noch immer kräftig fort. Auf die Periode der Knechtschaft mußte eine Reaktion folgen. Das frühere Geschlecht, das das hohe Gut der goldnen Freiheit lange genug entbehrt hatte, überließ sich, als dieses endlich errungen war, ganz dem Taumel der Freiheit. Und in der frischen Erinnerung an die ausgestandnen Leiden sagte man sich: „Schmälern wir unsern Kindern nicht die Freiheit, sonst würden wir ja zu Verrätern an den Idealen werden, für die wir gekämpft und geblutet haben.“ Es wurde mit allem gebrochen, was nur von ferne den frühern Zuständen des Druckes gleich sah. Freiheit! laisser faire! laisser aller! Wenn auch vielleicht manchem Vater der Gedanke kam, ob denn dieses Übermaß von Freiheit, das der heranwachsenden Jugend gewährt wurde, nicht zu schlimmen Folgen führen müsse, wenn ihm auch die Zügellosigkeit des Sohnes einmal als offne Rebellion erscheinen wollte, so wurde doch dieser Gedanke sofort wieder unterdrückt. Denn war der Vater nicht auch ein Rebell gewesen? und rechnete er sich das nicht heute noch als Tugend an? Hatte seine Rebellion nicht die herrlichsten Früchte getragen? Durfte er also dem Sohne verweigern, was er für sich selbst beansprucht und was ihn zum Manne gemacht hatte? Wenn diese armen Väter ihre Lage mit der des Sohnes, ihre Rebellion mit der des Nachwuchses verglichen, so mußten sie der Irrigkeit ihres Schlusses sofort inne werden; aber das Unglück ist eben, daß sich bis zu diesem Vergleich keiner versteigt. Und wenn einmal einer seine warnende Stimme erhebt, so wird er niedergeschrieen: „Willst du die Zeiten der Österreicher wieder heraufbeschwören? Hast du unsre höchsten Ideale schon wieder vergessen? Steinigt ihn, den Reaktionär!“

So leidet schon die häusliche Erziehung an dem großen Übel, daß sie sozusagen gleich Null ist. Nun setzen viele ihre Hoffnung auf die Schule. Aber während sie auf der einen Seite von der Schule mehr verlangen, als diese geben kann, verweigern sie ihr auf der andern die thätige Beihilfe andrer gesellschaftlicher Einrichtungen. Die Schule kann doch nicht der einzige Tempel der nationalen Bildung und Erziehung sein; man kann doch nicht von ihr verlangen, daß sie allein alle die Kenntnisse und Tugenden zeitige, die den

Digitized by Google

Mann machen. Sie kann das ja auch gar nicht, denn ihr Einfluß beschränkt sich doch auf die kurze Zeit der Schulstunden. Vor der Thür des Schulhauses ist der Schüler ein Staatsbürger gleich allen andern. Es sei ferne von mir, der Beseitigung dieser Errungenschaft das Wort zu reden. Aber es ist doch klar, daß in dem Augenblicke, wo der Einfluß des Lehrers aufhört, der der Familie anfangen sollte, der viel natürlicher ist, daher viel wirksamer sein könnte. Aber da liegt der Hund begraben. Die meisten Väter haben einen ganz schlechten Begriff von ihren Pflichten. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn sie das Schulgeld bezahlt haben; für das weitere mag nun der Lehrer sorgen. Und in diesem seligen Glauben fällt es ihnen gar nicht ein, auf den Sohn und sein Thun und Treiben acht zu geben. Dieser wiederum freut sich der goldnen Freiheit, kommt abends als der letzte nach Hause, besucht die Theater und die Kaffeehäuser, spielt Karten und Billard, bummelt durch die Straßen, begafft jedes Frauenzimmer, das ihm in den Weg kommt, und fängt, kaum den Kinderschuhen entwachsen, mit den Dienstmädchen zärtliche Verhältnisse an. Auf diese Weise mögen sich in ihm ja ganz besondre Tugenden entwickeln; aber seine Studien schreiten damit gewiß eben so wenig weiter als seine sittliche Entwicklung. Er lernt alles mögliche, nur nicht die Bezähmung seines eignen Willens; seine Energie wird auf falsche Bahnen gelenkt, sie wird zum Eigensinn, wenn sie nicht einer allgemeinen Schlaffheit Platz macht. Und wenn ihm auch schließlich einmal das Bewußtsein kommt, daß er arbeiten sollte, so lehnt sich sein zerstreuter Kopf gegen jede geistige Arbeit auf, und während seine zitternde Hand in den Büchern blättert, kehrt seine Erinnerung zu der letzten Kartenpartie, zu dem Abenteuer des letzten Abends, zu den Motiven der letzten Operettenaufführung zurück.

Kommt dann die Zeit der Prüfungen heran, und fällt, wie es nicht anders zu erwarten ist, der Herr Sohn durch, so ergeht sich der Vater, statt an die eigne Brust zu schlagen, in den herbsten Worten über den untauglichen, parteiischen, pedantischen Lehrer. Dieselben Anklagen und Schmähungen treffen aber auch das Haupt des Lehrers, der während des Schuljahres dem lieben Söhnlein irgend eine Strafe hat zudiktiren wollen. Statt den Lehrer aufzusuchen und sich von ihm berichten zu lassen, schenkt der Vater nur den Worten des Sohnes Gehör und verlangt schließlich, auf diesen Bericht pochend, daß der Rektor gegen den ungerechten Lehrer einschreite, wobei er es selbst an der Drohung nicht fehlen läßt, sich durch den Mund eines willigen Abgeordneten an höchster Stelle beschweren zu wollen. Leider sind derartige Drohungen meist wirksam, denn die Fälle, wo ein Lehrer oder ein zu seinen Kollegen haltender Direktor einem erbosten Vater seine plötzliche Versetzung auf irgend einen Seeplatz nach Calabrien oder Sardinien zu verdanken hatte, stehen den Lehrern allzu drohend vor den Augen, als daß sie nicht in den meisten Fällen selbst schweren Übertretungen gegenüber entweder die Augen schließen oder

Digitized by Google

doch nur halbe Maßregeln ergreifen sollten, überzeugt, daß auch mit Strenge nichts erzielt werden würde, weil das Beispiel doch vereinzelt bliebe. Und da wollen dann noch die Herren Väter, die ihren Söhnen gegenüber selber alle Autorität verloren haben, verlangen, daß sich die Lehrer nicht bloß aufs Unterrichten, sondern auch aufs Erziehen einlassen, während sie doch stets bereit sind, den Lehrern jede Autorität in den Augen ihrer Söhne zu rauben!

Daß aber solche verkehrte Anschauungen nicht bloß die Väter beherrschen, sondern auch schon die pädagogischen Kreise ergriffen haben, dafür nur ein Beispiel, das zugleich typisch ist für die Art und Weise, wie sich der moderne Italiener das Verhältnis des Erwachsenen zur Schuljugend denkt. Ein altrenommirtes Erziehungsinstitut in der Lombardei war bis vor etwa einem Jahrzehnt in der Hand von Priestern gewesen. Schlechte wirtschaftliche Ergebnisse und die Zeitströmung hatten es schließlich in den Besitz der Stadtverwaltung gebracht, die es nun in „freiheitlichem" Sinne auf eigne Kosten weiterführte. Da aber auch unter der neuen Besitzerin das wirtschaftliche wie das sittliche Ergebnis nicht glänzend war, obwohl Männer von unbestritten fortschrittlicher Richtung an seiner Spitze standen, und da namentlich die Disziplin sehr viel zu wünschen übrig ließ, so ward vor einem Jahr ein als Lehrer, Erzieher und Patriot hochangesehener Mann zum Direktor berufen, da man von ihm, der unter Garibaldi den Zug der „Tausend" mitgemacht hatte, die Hoffnung hegte, daß er der verlotterten Anstalt wieder auf die Beine helfen würde. In der That schien es auch, als ob er von der Autorität des Lehrers und Erziehers einen bessern Begriff habe, als der Oberaufseher des ganzen städtischen Schulwesens. Aber ein Fall aus der letzten Zeit beweist das Gegenteil. Ein Erzieher des Instituts hatte schon seit Wochen fortwährend mit einem schlechterdings unbeugsamen Schüler zu kämpfen. Alle Ermahnungen halfen nichts, Berichte an den „Censor," den Meister der Disziplin, hatten auch keinen Erfolg. Schließlich ließ sich der Mann, als ihm der Schüler wieder einmal nicht folgen wollte, ihn sogar mit den gemeinsten Schimpfnamen bedachte, hinreißen, dem unverschämten Schlingel eine Maulschelle zu verabreichen. Als sich der Schüler bei dem Direktor beklagte, verlangte dieser von dem Erzieher, daß er in Gegenwart der ganzen Schülerkompagnie den Beleidigten um Verzeihung bitte! Der Erzieher erwiderte, daß er sich dieser Erniedrigung nicht unterziehen könne, aber der Direktor war der Ansicht, für einen rechtschaffenen Mann sei es keine Erniedrigung, seinen Fehler offen einzugestehen, es sei das sogar seine Pflicht. Das Ende vom Liede war, daß der Erzieher seinen Posten verließ, weil er überzeugt war, daß ihm, wenn er den Jungen um Verzeihung gebeten hätte, alle seine Autorität untergraben sein würde. Sollte man es für möglich halten, daß ein Mann wie dieser Direktor, noch dazu ein alter Soldat, den gewiß richtigen Grundsatz, daß ein Mann von Ehre seine Fehler offen eingestehen müsse, auch auf einen solchen

Digitized by Google

Fall anwenden könne? Leider ist es so weit gekommen, daß die Jugend in Italien für schlechthin gleichberechtigt mit den Erwachsenen angesehen wird. Das ist die letzte Folgerung der Freiheit, sagen sie, und wer die Freiheit will, der muß auch ihre letzten Folgerungen ziehen.

Wenn auch der Ausländer, der das schöne Italien zum erstenmale betritt, auf den ersten Blick unwillkürlich von der goldnen Freiheit berückt wird, deren sich die Italiener rühmen, so wird er doch, wenn er erst eine Zeit lang im Lande geweilt hat, gewahr werden, daß es nur ein Zerrbild der Freiheit ist, das ihm allerorten entgegentritt, daß, was man hier Freiheit heißt, in Wahrheit Zuchtlosigkeit genannt zu werden verdient. Im Elternhause, in der Schule hat es angefangen, auf der Universität, im öffentlichen Leben pflanzt es sich fort, seinen Gipfel erreicht es im — Abgeordnetenhause.

Als vor Jahren ein Franzose ein Buch veröffentlichte, worin er die Eindrücke einer Reise in Italien schilderte und das Land kurzweg le pays des égoistes nannte, da wollten alle das herbe Urteil dem politischen Ärger in die Schuhe schieben. Der Mann hatte aber gar nicht so Unrecht. Mit dem Wort „Egoismus“ ist der Grundcharakter des modernen Italiens am schlagendsten ausgedrückt. Italien ist zuchtlos geworden, weil unter dem falschen Namen der Freiheit der Egoismus des Einzelnen großgezogen worden ist. Wer freilich den Italiener nur oberflächlich kennen lernt, wird davon nichts gewahr. Denn es ist ihm noch etwas kavaliermäßiges geblieben, was er namentlich den Fremden gegenüber, gewandt wie er ist, gern herauskehrt; wer aber länger im Lande weilt, mit der Gesellschaft in dauernden Verkehr kommt, der wird mir unbedingt beipflichten, wenn ich sage, daß die „gute Gesellschaft“ — das schwache Geschlecht nehme ich aus — zuchtlos, ungezogen, egoistisch ist.

Ich wäre ungerecht, wenn ich verschweigen wollte, daß sich diese Überzeugung auch in Italien Bahn bricht, und zwar auch bei Männern, die nicht in den Verdacht kommen können, „Mucker“ zu sein. So hat im vergangnen Herbst der Abgeordnete Arbila seine warnende Stimme erhoben. „Das Bewußtsein davon, sagte er, daß jeder auf dieser Welt gewisse feste Pflichten hat, denen er sich nicht entziehen darf, ist bei uns von Tag zu Tag schwächer geworden. Jetzt sind wir so weit gekommen, daß es nur noch wenige giebt, die aus innerstem Antrieb als etwas ganz selbstverständliches ihre Pflicht thun. Dieser absolute Mangel an Zucht könnte auf den ersten Anblick als ein kleines Übel erscheinen; aber in Wirklichkeit ist er ein schweres Übel, denn er entwöhnt das ganze Volk, von seiner eignen Bequemlichkeit etwas für das allgemeine Wohl zu opfern. Die sittliche Erschlaffung, die daraus folgt, kann das Land unfähig machen, ernsten Gefahren gegenüber zu treten, ernstere Aufgaben auf sich zu nehmen, wie sie an alle Völker herantreten können. Wie soll man im Augenblick der Gefahr mit einer Bevölkerung rechnen, in der jeder nur thun will, was ihm beliebt, und wo der Gehorsam vor der Obrig-

Digitized by Google

keit, der Respekt vor dem Gesetze keine andre Quelle mehr hat, als die Furcht vor Strafe!“ Er hat damit den Nagel auf den Kopf getroffen. In der That, das Geschlecht, das heute in Italien heranwächst, hat nicht das Aussehen, als ob es das leisten könnte, was unter viel schwierigern Umständen die Väter geleistet haben. Wenn das aber anders werden soll, so darf nicht am falschen Ende angefangen, so darf die Jugend nicht erst, wenn sie schon auf der Universität ist, zur Zucht erzogen werden. Das mögen die im Auge behalten, denen die Möglichkeit gegeben ist, kraft ihrer Stellung dem Lande die Augen zu öffnen. Sie werden ihr Ziel nicht ohne Kampf erreichen, aber ohne Kampf kein Sieg. Möge sie in diesem Kampfe das Ideal der wahren Freiheit leiten, das auch den Begründern des heutigen Italiens vorgeschwebt hat, das aber nicht erreicht wurde, weil das Volk nicht genügend dazu vorbereitet war. Die Freiheit ist eine gute Kost, aber sie verlangt auch einen guten Magen.

Goethes Straßburger lyrische Gedichte

Von Heinrich Düntzer

(Schluß)

Sein andrer Besuch Sesenheims wird von den vier heitern Strophen „Balde seh ich Riekchen wieder“ in Aussicht gestellt, die in demselben Versmaße wie das zuletzt besprochne Gedicht verfaßt sind. Auch diese hat Bielschowski Lenz zuzuschreiben und so eine Trilogie von Gedichten herzustellen gesucht, von der auch kein Schatten nachzuweisen ist, wenn man nicht das deutlich ausgesprochne geradezu mißversteht. Der Inhalt der Verse ist keineswegs der, den B. angiebt: „Riekchen ist dem Dichter entflohen, wie er sich ausdrückt, aber sie kehrt bald zu ihm zurück, und darüber bekundet er seine Freude.“ Freude giebt ihm vielmehr die Gewißheit, bald Friederiken in Sesenheim wieder besuchen zu können, woran er so lange durch seine Lage verhindert worden war. Im Vorgefühl dieses Glücks erwacht wieder sein Sang, den er mit solcher Lust von Friederikens Lippen gehört hatte, aber in der traurigen Zeit, wo er Straßburg nicht verlassen konnte, war er verstummt, weil er den Kummer, ihre Gegenwart zu entbehren, nicht im Liede ergießen kann. Jetzt aber singt er wieder in voller Freude; diese ist ihm kostbarer als alles. In den Worten „Lange, liebe Liebe lang“ muß natürlich „liebe Liebe“ als Anrede gefaßt und dies durch ein Komma angedeutet werden, wie schon die „Studien“ (S. 38) bemerkt haben. Freilich wird das Gedicht dort irrig ganz anakreontisch ge-

Digitized by Google

nannt, während es vielmehr reiner Ausdruck des natürlichen Gefühls ist. B. verrät nicht, wie er den Ausdruck faßt. Das Lied, meint er, passe allein für Lenz; in welche Zeit man es bei Goethe legen solle, wisse er nicht. Natürlich, da er von einer Trennung der Geliebten, einem Bruche des Verhältnisses träumt. Daß „sein Mädchen ihm entflieht," ist so zu verstehn, daß er sie nicht sieht, nicht spricht. Es ist das erste Lied, worin er die Geliebte mit Namen anredet, und es gehört ohne Zweifel in einen der ersten Monate des Jahres 1771, wohl in den März, wo er wieder Aussicht hatte, bald nach Sesenheim zu kommen, da Herder seine lange Augenkur eingestellt hatte. Lustig ist es, zu sehen, wie wenig B. eine Ahnung von dem Aufjubeln des Herzens hat, worauf das ganze Lied gestimmt ist. Anstoß nimmt er an der Wiederholung in dem beginnenden „Balde .... balde, bald," dem am Schlusse der zweiten Strophe „Lange .... lange, lang" entspricht. Der Ausdruck „mich ängsten tiefe Schmerzen" soll für Goethes Sesenheimer Lieder „zu tragisch" sein, und doch kommt es hier auf eine recht starke Bezeichnung seiner Not an. B. belehrt uns, Goethe habe das Wort „Schmerz" stark genug gefunden, „um nicht nach einem verstärkenden Attribut zu greifen." Und nun erhalten wir eine Schmerzstatistik der „Lieder" des ersten Bandes der Werke, wonach unter den neunundzwanzig Fällen, in denen das Wort Schmerz vorkommt, nur zwei sein sollen, wo es ein Beiwort habe, einmal „stet," ein andermal „wonnevoll." Erinnerte sich denn B. nicht des Verses der Mignon: „Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung" und der entsprechenden „Schmerzen, tief im Herzen" in dem Liede an Mignon? Und wer giebt dem Statistiker das Recht, sich auf die Lieder zu beschränken? Sah er nicht, daß er seine Beobachtung auch auf die Wörter „Leiden, Thränen, Freude, Lust" u. a. ausdehnen mußte, wenn das geringste dabei herauskommen sollte? Der Dichter giebt die Beiwörter, wo sie nötig sind, und jeder Urteilsfähige sieht, daß hier „mich ängsten Schmerzen", auch abgesehn vom Verse, viel zu schwach wäre, und es abgeschmackt ist, zu behaupten, die Hinzufügung von „tiefe" zeuge gegen Goethe. Von derselben Seltsamheit ist das Bedenken gegen „Gram", das Lenz häufig, Goethe nur in dem Verse haben soll: „Dem der Gram die Seele bricht." Gram ist der höchste Grad des Kummers, und hier gerade der treffende Ausdruck, ja er wird noch verstärkt durch „wahr", das nicht, wie B. meint, den Gegensatz zu „erdichtet" bildet, sondern, wie häufig bei den Dichtern der Zeit, gleichbedeutend ist mit „voll, rein," die gleich darauf folgen, wie Goethe selbst „wahrer Genuß, wahre Freiheit," auch „wahr empfinden" in Leipziger Liedern hat. Die Krönung dieser kritischen Leistung ist der Satz, die Schlußwendung: „Ja ich gäbe diese Gabe nicht für aller Klöster Wein," scheine nicht Goethisch, wogegen Lenz einen solchen für ein Trinklied passenden Abschluß hier für brauchbar gehalten haben könne. Und doch gab es für den Jüngling, der im Rhein- und Weinlande, in der Nähe der im Besitze der besten Weinberge befindlichen Klöster aufgewachsen war,

Digitized by Google

kaum einen treffendern Ausdruck dafür, daß ihm Friederikens Gegenwart köstlicher als alles sei. B. erklärt nebenbei „diese Gabe“ ganz irrig: „die Freude über die Rückkehr der Geliebten“; offenbar ist die Freude, sie wiederzusehen, gemeint, die er schon jetzt in Gedanken genießt. Nur den Ausdruck „geht nicht über in mein Lied“ möchte man als weniger gelungen dem jungen Dichter verzeihen müssen.

Der angekündigte Besuch wird bald gefolgt sein, wohl noch im Anfange des März, aber kaum dürfte sich schon damals das schöne Paar das Wort gegeben haben, sich unzertrennlich anzugehören. Dies geschah wohl erst bei Goethes folgender längerer Anwesenheit, etwa am Ostermontag, wo sich auch im Elsaß Verwandte und Bekannte fröhlich zusammenzufinden pflegten (er fiel 1771 auf den 1. April), oder am Geburtstage des Vaters, am 11. April. Wie wenig zuverlässig auch die Zeitangaben in „Wahrheit und Dichtung“ sein mögen, zu Goethes wirklichen Erinnerungen dürfte es gehören, daß an dem Tage, wo eine festliche Zusammenkunft das Sesenheimer Pfarrhaus belebte, Goethe die Versicherung von Friederikens entschiedner Neigung erhalten hat. Dafür spricht auch der von ihrer Schwester treu im Gedächtnis behaltne Weihespruch auf einer Gedenktafel, die im Nachtigallwäldel an eine der hohen Buchen angenagelt wurde: oben standen die Namen der Gäste, zuunterst der des Dichters mit der Strophe: „Dem Himmel wachs entgegen,“ in der geläufigen abwechselnd reimenden achtversigen Strophenform. Die Echtheit der Verse ist, so viel ich weiß, nicht angezweifelt worden, wenn man von der überraschenden allgemeinen Verdächtigung der Weimarer Ausgabe absieht; doch meinen die „Studien“ (S. 40), die Namen müßten in den Baum eingeschnitten gewesen sein, weil sonst der Wunsch, das Holz möge von Wetter, Sturm und Regen verschont bleiben, keinen Sinn habe. Aber der dichterisch ausgeführte Weihespruch wünscht eigentlich nur, daß der allen hohen Bäumen gefährliche Blitz diese Buche nicht treffen möge, da dann auch die angenagelte Holztafel Schaden leiden würde. Übersehen ist dabei, daß nicht die bloßen Anfangsbuchstaben der Namen, sondern die Namen selbst dort standen, und darunter die acht Verse, die doch kaum in den Baum eingeschnitten sein konnten. Auf denselben Tag oder die folgende Nacht müssen die sechs iambischen Verse (in derselben Reimform wie die neun früher erwähnten „Ich komme bald, ihr goldnen Kinder“) fallen: „Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle.“ Der Dichter spricht in diesen für den Charakter Goethes höchst bedeutenden Versen seine Seligkeit aus, daß er sich beim Spiele das Herz des Engels gewonnen habe, und diese nun von Herzen ihm gehöre; aber zugleich bittet er das Schicksal, daß diese Liebe Bestand haben und er der Geliebten würdig sein möge. Ich verstehe nicht, wie B. die Verse als frühestes Lied (ein Lied ist es gar nicht) betrachten und es „kurz nach dem ersten Zusammenfinden beider Herzen,“ ungefähr gleichzeitig mit dem Briefe an Horn vom Dezember 1770, setzen kann;

Digitized by Google

dieser Brief gab nur von dem ersten Anknüpfen des Verhältnisses Kunde, wie denn auch die auf Weihnachten sich beziehenden Gedichte noch an beide Schwestern gerichtet waren.

Diesem den Liebesbund schließenden Besuche folgten, wie wir jetzt mit vollster Gewißheit behaupten können, die vier in derselben Reimform wie „Balde seh ich Rieckchen wieder" gedichteten, auch in Friederikens Handschrift noch 1835 erhaltnen Strophen, mit denen er ein nach der Mode der Zeit selbstgemaltes Band begleitete. „Wahrheit und Dichtung" verlegt sie nach dem langen, bis nach Mitte Juni reichenden Pfingstbesuche, wo schon das schöne Verhältnis getrübt war. Ihre Zeitbestimmung dürfte sich aus der Äußerung ergeben, daß ihm „gute Frühlingsgötter" kleine Blumen und Blätter auf ein luftig Band gestreut haben. Im Winter würde er nicht von Frühlingsgöttern gesprochen oder wenigstens dabei den Gegensatz der Jahreszeit hervorgehoben, selbst in: Anfang des Sommers würde er nicht an solche gedacht haben. Und die schöne Wendung, der Frühlingswind, der Zephyr, möge das Band auf seine Flügel nehmen, es selbst um das Kleid der Geliebten schlingen, deutet auf das frisch erstandne Jahr; ja der Gedanke, Friederiken ein gemaltes Band zum Schmuck ihres Kleides zu schicken, konnte erst kommen zu einer Zeit, wo sich die Geliebte in dem Frühlingsputze zeigen sollte, in dem er sie zu begrüßen hoffte. Das aus frohem Herzen warm und innig geflossne Lied bezeichnet den Höhepunkt der Sesenheimer Liebe und Dichtung. Friederike mußte darin, wenn es auch kein Wort von einer Verbindung fürs Leben enthielt, die Versicherung oder wenigstens die Andeutung der bevorstehenden Versicherung ihrer Vereinigung sehen. Deshalb war auch Friederikens Schwester über das noch erhaltne Band so ärgerlich, daß sie dieses, wie sie Kruse mitteilte, kurz vor seiner Ankunft verbrannte. Goedeke ließ sich hierdurch nicht hindern, das Gedicht auf eine Frankfurter Dame zu beziehen. Einige Zeit später wird der Liebende selbst dem Bande gefolgt sein, etwa Ende April (der 28. war ein Sonntag), aber Friederike mag verstimmt gewesen sein, daß es zu keiner weitern Erklärung kam, welche die in den schönen Versen angedeutete Verbindung fürs Leben bestätigte. In diesen kurzen Besuch, der freilich bis zum 1. Mai gedauert haben könnte, fällt das launige Gedicht, das ihm der Unmut eingab, als Friederike ihr Versprechen verschlief, am frühen Morgen mit ihm, ohne Zweifel in Begleitung der Schwester, spazieren zu gehen, um den Gesang der Nachtigallen zu hören. Das Gedicht, worin er die Geliebte zuerst mit ihrem Namen, dann als sein „geliebte Geschwister" (Schwester) und als „Schöne" anredet, ist in iambischen, aus zwei gleichen Systemen bestehenden Strophen verfaßt; die wechselnd reimenden Verse sind kürzer, drittehalb- und zweifüßig. Man fühlt ihm den Mißmut an, worin er es am frühen Morgen auf dem Spaziergang ersonnen und dann rasch hingeworfen hatte, um es Friederiken zu geben; auch die nachlässige Schrift zeugte noch davon. Der Dichter, der seinen

Digitized by Google

Mißmut launig zu bezwingen sucht, klagt selbst am Schlusse, daß das Joch des Reimes schwer auf ihm gelegen habe, und scherzt, Friederike solle zur Strafe für ihr Ausbleiben nun diese Reime lesen, bei denen seine schönste Muse, sie selbst, noch geschlafen habe. Am Anfange und am Ende zeigt das Lied wahren dichterischen Geist, aber in der Mitte ermattet der Ausdruck, was sich aus der raschen Ausführung, der ärgerlichen Stimmung und dem Mangel der nachbessernden Hand genügend erklärt, freilich von einem Beurteiler, der diese Umstände übersehen will, als Beweis gegen Goethe verwandt werden kann. Verstärkt hat ihn B. durch die offenbarsten Mißverständnisse. Statt dem Gedankenzusammenhang des hübsch aufgebauten Gedichtes zu folgen, das aller Umstände gedenkt, die Friederiken wecken sollten, erhebt er unnütze Fragen und Bedenken. Die Ursache, daß sich heute morgen keine Nachtigall hören läßt, schreibt der unmutige Dichter der Abwesenheit Friederikens zu, wie es ähnlich in dem Saarbrücker Liede hieß, die Nachtigall sei der Geliebten nachgeflogen. B. findet, das sei nicht bloß ein platter Gedanke, sondern widerspreche auch der Äußerung der letzten Strophe: „Die Nachtigall im Schlafe hast du versäumt," wonach diese doch gesungen haben müsse! Aber offenbar ist Friederike „im Schlafe" um den Gesang gekommen, weil sie durch ihr Nichterwachen die Nachtigall fern gehalten hat, die bei ihrer Anwesenheit sich eingestellt haben würde. Man weiß, welche hohe Verehrung die Dichter der Zeit der Nachtigall erwiesen; auch ein Bismarck gab im Almanach der deutschen Musen auf 1775 ein Lied „an Philomelen." Berühmt ist Klopstocks den 12. Mai feiernde Ode „Bardale." B. will uns weismachen, die Nachtigall, die wir in diesen beiden Straßburger Gedichten finden, sei erst in den Jahren 1774 oder 1775 in Goethes Lieder eingetreten, und auch damals noch nicht in Liebeslieder; er habe überhaupt diese sentimentale Sängerin nicht geliebt, sein Liebling sei die Lerche gewesen. Aber die Lerche nennt er nur wegen ihres hohen Fluges und ihrer noch „da droben" erschallenden Stimme; der Nachtigall reizender Gesang zog ihn an, und das Sesenheimer Nachtigallwäldchen wird Goethe auch wegen ihres Gesanges geliebt haben. Weiter fragt B. bei den Worten „Horch, Philomelens Kummer schweigt heute still," was die Aufforderung zu horchen bedeute, da die Nachtigall schweige. Der Dichter hat aber vorher das so leicht am Morgen weckende Zwitschern von Sperlingen und Schwalben („der Vögel sanft Geflüster") gehört, jetzt will er horchen, ob sich denn keine Nachtigall vernehmen lasse. In der dritten Strophe weiß B. nicht, warum betont werde, daß der Busen der neben ihr schlafenden Schwester für Friederiken schlage. Auch das Schlagen ihres Busens, meint der Dichter, müßte sie wecken, wobei er ihrer innigen Schwesterliebe gedenkt. Doch ärgert es ihn, weil sie sich so wohl fühlt, daß sie, statt zu erwachen, immer fester einschläft, entschläft, wie es besonders bezeichnend heißt. Während sonst am Morgen der Schlaf leiser wird und endlich in Erwachen übergeht, setzt sie eben, so

Digitized by Google

denkt er sich in seinem Urmuth, zu einem festen Schlaf an. Auch das auf „tagt" reimende „schlagt" statt „schlägt" soll die Unbehilflichkeit des Dichters zeigen, der doch hier, wie auch sonst beim Reime, nur aus der Not eine Tugend macht. „Schlagt" wagt er hier nach „klagt, plagt, fragt." Eine „sprachlich wie rhythmisch ungewöhnlich harte Wortverbindung" soll in der vierten Strophe sein: „Und wär' er von den Zehen zum Kopf von Eis." Wir haben hier aber nur eine humoristische Umkehrung des gangbaren „vom Kopf bis zu den Zehen," wie Goethe auch sonst an ein paar Stellen diese volkstümliche Redeweise frei umgestaltet hat; die Veranlassung hier „von den Zehen" vorangehen zu lassen, lag in dem geforderten Reim und auch in dem schließenden „von Eis." Der Vorwurf rhythmischer Härte ist vollends haltlos. Anstößiger könnte die Verbindung scheinen „mein Bild, das halb voll Schlaf und reimend die Musen schilt." Aber launig stellt sich der Dichter vor, der Traum zeige ihn (sein Bild) Friederiken vielleicht in seiner wunderlichen Lage, wie er noch halb im Schlafe bei seinen Träumereien die Musen schelte, weil sie ihm nicht gehorchen wollen. Er wird dabei, wie er mit gleicher Laune hinzusetzt, bald rot, bald blaß, obgleich er noch nicht zu voller Besinnung gekommen ist. Daß hier wie schon vorher der Ausdruck ermatte, hat der Dichter selbst gefühlt, besonders der Schluß der Strophe fällt ab. Freilich, wäre er mit diesem Morgenständchen öffentlich aufgetreten, so würde es einen etwas wunderlichen Eindruck gemacht haben, aber durchaus keinen schwächlichen. Als Impromptu des um den Morgenspaziergang mit der Geliebten gekommenen Dichters in den Straßburger Tagen verdient es alle Beachtung. Am wenigsten sollte man seine vermeintlichen Fehler derb anstreichen und sich daraus einen Beweis zusammenflicken, daß die Verse Lenz angehören, vielmehr die wirkliche Absicht des Dichters erkennen und seine Entschuldigung gelten lassen.

Aber B. hat an diesen Ausstellungen noch nicht genug, er nimmt nun noch einmal das Gedicht von vorn an durch, um „auffällige Ausdrucksweisen" aufzustechen. Da findet er denn neben dem prosaischen „unverzeihlich" „Philomelens Kummer." Prosaisch wäre freilich die Redeweise „es ist unverzeihlich" gewesen, aber wie der Ausruf „unverzeihlich" dafür gelten soll, und wie der darin enthaltne Gedanke treffender ausgedrückt werden könnte, sehe ich nicht. Daß Friederike ihres Wortes und der Unruhe, worein sie ihn versetzt, nicht gedenkt, ärgert ihn, und er spricht dies nach Wiederholung seines „Erwache" in diesem Ausrufe kräftig aus. Wäre „Philomelens Kummer" wirklich eine Umschreibung, so finden wir ähnliche bei Goethe schon früh; aber eine solche ist es nicht, „Kummer" deutet auf den klagenden Gesang, den Klopstock einen weinenden Ton, ein melancholisch Ach nennt; der Klaggesang der Nachtigall läßt sich an diesem Morgen nicht vernehmen. Wenn darauf der „böse Schlummer" unserm Kritiker für Goethe zu schwächlich dünkt, so ist „böse" im Sinne von „leidig" hier der Stärke und der Farbe nach durchaus entsprechend. Zu den

Digitized by Google

Worten: „Ich seh dich schlummern, Schöne! Vom Auge rinnt mir eine süße Thräne“ überrascht uns die Bemerkung, die Thräne sei hier ganz unbegründet. Hiernach hat B. wieder den Zusammenhang nicht verstanden. Das Bild der schönen Schläferin (die Anrede „Schöne“ ist hier im vollsten Sinne zu nehmen, wie auch im vorletzten Verse bei dem launigen „die schönste meiner Musen“) rührt ihn zu Thränen und trübt seinen Blick, so daß ihm das Bild entschwindet. Das ist ein des größten Dichters würdiger Zug. Mit wunderlicher Kleinmeisterei heißt es dann weiter, bei Goethe finde sich zu dem Oxymoron „süße Thränen“ keine Parallele weiter als die „wonnevollen Schmerzen,“ die aber Goethe nicht sich selbst, sondern den alten Eltern Passavants zuschreibe. Welch feine Unterscheidung! Goethe durfte sich selbst also „süße Thränen“ d. h. Thränen der Freude oder auch der Trauer (vgl. das Gedicht „Trost in Thränen,“ wo die Thränen „gar so süß fließen“) nicht zuschreiben; dies verrate einen Dichter, der ähnliche Oxymora von Thränen, Schmerzen, Schauern häufig habe. Solch süße Thränen Goethes waren aber gewiß die „vollschwellenden“ im „Herbstgefühl“, auch alle, die ihm bekanntlich jedes vollkommne Schöne entlockte, wie z. B. seine eigne Dichtung „Hermann und Dorothea.“ Goethe giebt den Thränen überall, wo es an der Stelle ist, die bezeichnenden Beiwörter, wie er z. B. in der Elegie „Euphrosyne“ von „herrlichen“ Thränen des Beifalls der Zuschauer im Theater spricht. Mit einer solchen armseligen, dazu ungenauen Statistik, wie sie B. übt, blendet man nur sich selbst und Unkundige, denen man damit zeigen möchte, wie „herrlich weit“ es die Goethephilologie schon gebracht hat. B. tadelt auch den „zerhackten Rhythmus“, daß „die Enden der kurzen Verse scharf den rhythmischen Fluß der Rede durchschneiden.“ Was er damit meint, verstehe ich nicht. Daß einigemal der Gedanke durch zwei Verse fortläuft, kommt ja vielfach vor und ist keineswegs ein Fehler, da es die langweilige Eintönigkeit wohlthuend unterbricht. Eben so haltlos erscheint die Behauptung, in seinem Wohllaut stehe das Lied noch unter den Leipzigern; weislich zieht sich diese Behauptung auf etwas „Undefinirbares“ zurück. Ich vermisse auch hier keineswegs Goethes „Venusrede“; sie tritt an manchen Stellen sehr glücklich hervor. Doch B. ist seiner Sache so gewiß, daß er sogar den Morgen zu erraten glaubt, wo Lenz das Lied gedichtet habe, nämlich am letzten Augustsonntag 1772. Und doch beweist gerade die dafür angeführte Briefstelle, daß Lenz an diesem Morgen nichts weniger gethan als Verse gemacht hat; denn sie erzählt, wie er bis vier Uhr morgens in der Laube zu Sesenheim gesessen habe, um sich von seinen Tagesmärschen zu erholen, dann eingeschlafen sei, später eine Bibel und eine Konkordanz zur Hand genommen und um neun Uhr die Kanzel bestiegen habe, sodaß er also gerade zu der Zeit, wo er die Verse gedichtet haben soll, im Schlafe lag, aber nicht Friederiken zum Spaziergang erwartete!

Aus dem mehr als vierwöchigen Aufenthalt in Sesenheim seit dem

Digitized by Google

18. Mai ist uns kein Gedicht erhalten. Wahrscheinlich dichtete Goethe auch keins. Friederike war damals meist leidend, ihn selbst quälte der Husten, noch mehr das Schuldbewußtsein, da er die Hoffnungen, die er in dem geliebten Mädchen erregt hatte, nicht erfüllen konnte, wie sich dies ergreifend in den Briefen an Salzmann ausspricht. Später besuchte die Pfarrerin mit ihren beiden Töchtern ihre Straßburger Verwandten. Goethe gedenkt dieses Besuchs in „Wahrheit und Dichtung," und wir dürfen trotz der freien, novellistischen Ausführung nicht daran zweifeln, da uns ein Lied Goethes erhalten ist, das er nach dem damaligen Abschiede dichtete. Es setzt schon eine solche Trübung des Verhältnisses voraus, daß es nicht vor den längern Besuch Goethes im Mai fallen kann. Das Gedicht ist in vierversigen, wechselnd reimenden Strophen geschrieben, deren gerade Verse um einen, deren ungerade um zwei Füße länger sind als die des vorigen Liedes. Der düsterste Mißmut hat es ihm eingegeben, der Gram ist diesmal wirklich nach seinem frühern Ausdrucke in sein Lied übergegangen und hat es überspannt; es scheint mehrere Tage nach dem Abschiede gedichtet, als er über seinen Verlust verzweifelnd sich zu der Bitte an die für ihn verlorne getrieben sah, ihm doch noch einmal zu schreiben, daß sie ihn liebe, und es schließt mit der Bemerkung, der Gedanke, sie nie wiederzusehn, würde ihn töten, nachdem er schon vorher geklagt hat, sie habe ihm nichts zurückgelassen als die Verzweiflung und das Grab, den Tod. Den Zug, daß Friederike beim Abschied für ihre Freundinnen Thränen gehabt, ihn selbst ganz unbeachtet gelassen habe, wurde im „Werther" glücklich benutzt. Freilich gehört der gereimte Brief nicht zu den Ergüssen wahren Gefühls, da er aus einem zwiespältigen, schuldbewußten Herzen geflossen ist, aber zu der Annahme, Lenz habe ihn geschrieben, fehlt uns jede Berechtigung. Und doch hat sich Weinhold, ein sonst so besonnener Forscher, in der „Chronik des Wiener Goethevereins" vom 20. April 1890 dafür erklärt, zunächst dadurch veranlaßt, daß drei andre in Sesenheim gefundne Gedichte auch in einer Abschrift von Lenz erhalten waren. Wir sahen, wie wenig daraus folgt. Gehen wir auf seine andern Gründe ein. Die bei Lenz so ungemein häufige rhetorische Wiederholung derselben Worte erklärt sich aus dem überspannten Ton und ist Goethe selbst, ja auch der gewöhnlichen Rede nicht fremd. Wenn hier „ihm nichts," „o laß dich doch" und „ich fühl" wiederholt werden, so findet sich bei Goethe sonst „ich muß," „ich will" und „trocknet nicht" zweimal unmittelbar hinter einander, ja einmal lesen wir: „Das ist euer Bild, ihr Götter! Ihr Götter, euer Bild!" Daß in zwei Versen hinter einander „schwarz" als Beiwort steht, braucht man kaum aus dem raschen Entwurf des ungefeilten Impromptus zu erklären. Vers 7 kann „des Jünglings" als Gegensatz zu „deinen Freundinnen" nicht im geringsten auffallen; auch sonst steht bei Goethe sehr häufig der Jüngling als Gegensatz zum Mädchen, besonders von Liebenden. Wenn Lenz einmal sagt, er habe die Stelle gesucht, die Cornelia als ihren Lieblingsspaziergang be-

Digitized by Google

zeichnet hatte, so läßt sich das gar nicht damit vergleichen, daß es hier in ganz andrer Beziehung sachgemäß heißt, der Dichter sei in Gegenden gelaufen, wo er einst mit Friederiken gegangen. Ebensowenig verschlägt es, daß Lenz ein paarmal seinen Widerwillen gegen das Spazierengehen der Straßburger und Straßburgerinnen äußert. Dem von Friederiken hingerissenen Goethe sind alle andern Frauenzimmer, die er nach Friederikens Entfernung in Straßburg sieht, Puppen und Närrinnen. Der Wunsch, daß ihm Friederike noch einmal schreiben möge, fließt so tief aus des Dichters Seele, daß es seltsam erscheint, wenn Weinhold daraus etwas beweisen will, daß Lenz auch in seinen Briefen oft bittet, man möge ihm schreiben, Friederike soll ihm ihre Liebe brieflich versichern. Selbst ähnlichere Äußerungen bewiesen nichts. Weiter trifft es auch nicht zu, daß die Lebensverzweiflung Lenzisch, aber nicht Goethisch sei. In dem Gedichte „Rettung" will der Dichter im Flusse den Tod suchen. Aber von Selbstmord ist hier überhaupt keine Rede. Vergleichen wir „Erwin und Elmire," so wünscht dort Elmire: „O Liebe, gieb mir den Tod!" d. h. sie ersehnt sich den Tod, den der Gram ihr bringen werde, wie sie vorher ausgerufen hat: „Schrecklicher Gedanke! [daß Erwin aus Liebesverzweiflung die Welt verlassen habe] er wird mich ums Leben bringen." So heißt es denn auch hier: „Entsetzlicher Gedanke! . . . Ich fühl, ich fühl ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke — Ich sterbe, Grausame — für dich!" Er fürchtet, daß er ohnmächtig hinfallen, ja der Gedanke ihn töten werde. Zu „ich wanke" vergleiche man das Lied „Elysium" von 1772, wo der Dichter, voll der seligen Lust, einen Kuß von Lila zu erhalten, das ihn überwältigende Gefühl in den Worten ausspricht: „Und ich wanke, nahe mich, blicke, seufze, wanke." Überspannung herrscht dort ebenso wie hier. Ganz unstatthaft erweist sich die Annahme Weinholds, das Gedicht falle in die Zeit zwischen die Abreise der Pfarrerin Brion und ihrer Töchter nach Saarbrücken und deren Rückkunft, zwischen den 3. und den 15. Juni 1772, wo Lenz einige Tage in Straßburg gewesen sei. Die Stadt kann nach Vers 21 „Dann in die Stadt zurück" nur der Wohnort des Dichters sein, der ihm, seit die Geliebte dort von ihm geschieden ist, ganz öde scheine, die „Gegenden, wo er mit ihr gegangen," (Vers 21) müssen die bei Straßburg sein. Lenz aber war nie mit ihr in Straßburg; sein Abschied von ihr fand nicht in der Stadt, sondern in Sesenheim statt, auch nicht als Friederike sich von ihren Freundinnen verabschiedete (Vers 5 ff.), sondern am Tage vor ihrer Abreise (am 2. Juni), wo ihm Friederike nach seinem großsprecherischen Bericht ewige Liebe gelobte. Auch die Lage Lenzens im Juni 1772 widerspricht geradezu der, die das Lied voraussetzt, das deutlich ausspricht, einmal hätten die Freundinnen die schon beschlossene Abreise rückgängig gemacht, und das zweite Mal sei Friederike mit Thränen von ihnen geschieden. Lenz war frühestens am 12. Juni in Straßburg; doch so kurz vor der erwarteten Rückkunft hätte er nicht den

Digitized by Google

verzweifelten Brief „Ach, bist du fort?" schreiben können, abgesehen davon, daß dieser die schon am 17. zurückgekehrte nicht mehr in Saarbrücken, noch weniger Friederikens Antwort Lenz hätte treffen können. So ergiebt sich Weinholds Zeitbestimmung von allen Seiten als verfehlt. Auch die von B. versuchte (Ende August 1772, kurz ehe Lenz nach Landau reiste) ist unmöglich, da sich damals keine Spur von Kälte gegen ihn, ja nicht einmal von einer (völlig unwahrscheinlichen) Abreise Friederikens findet. Das von B. gegen Goethe vorgebrachte stimmt meist mit Weinholds Begründung. Von dem ihm eignen heben wir hervor, die Anrede mit dem Abstraktum „Vollkommenheit" sei für Goethe eine so auffallende Abnormität, daß sie allein genüge, „das Lied ihm abzusprechen." Nun braucht freilich Lenz mehrfach „Vollkommenheiten" im Sinne von vollkommnen Eigenschaften, wie Goethe schon in einem Briefe von 1764. Aber „Vollkommenheit" als Bezeichnung einer vollkommenen Person hat wohl Lenz so wenig wie Goethe, letzterer einmal ähnlich „Trefflichkeit." Wenn er hier „Vollkommenheit" im Sinne von „Ideal" als Anrede braucht, wie schon im Leipziger Liederbuch „Ideal und Seltenheit," in „Künstlers Morgenlied" von der Geliebten „alldeutend Ideal" als Anrede steht, so erkenne ich darin Goethes die Sprache glücklich beherrschenden Geist. Ganz unverzeihlich finde ich endlich die kecke Behauptung, in der Sesenheimer Liebe finde sich kein Augenblick, worin diese Verse gedichtet sein könnten, Goethe sei immer der glückliche Liebhaber gewesen, und diese Liebe steigere sich bei ihm bis zum letzten Augenblicke. Das entschiedenste Gegenteil beweisen seine Briefe an Salzmann während des letzten längern Aufenthalts in Sesenheim.

Davon zeugt auch das letzte Lied, sein schriftlicher Abschied nach dem fröhlichen, ja übermütigen Ausflug, den er mit den Freunden in das obere Elsaß anstellte. Es ist an einem nebligen und rauhen Augustmorgen gedichtet, in derselben Strophenform, wie „Erwache, Friederike," nur haben die geraden Verse einen Fuß mehr, sind also eine Silbe länger als die ungeraden, wodurch die Strophe einen ernstern Charakter gewinnt; in dem leidenschaftlichen Liede „Ach, bist du fort" hat die vierversige Strophe in den ungeraden Versen zwei Füße mehr, sodaß sie heftiger auftreten. Die Trübe des Augustmorgens, der ihn aus der Stadt getrieben hat, erregt das Gefühl seines Unglücks, daß für ihn die liebliche Friederike verloren sei, in deren Blick er, im Gegensatze zu der jetzigen Trübe der ihn umgebenden Natur, Sonnenschein und Glück gefunden habe. Das heute etwas abgegriffne Wort „lieblich" bezeichnete damals die vollste Anmut, wie wir schon in „Willkommen und Abschied" das „liebliche Gesicht" fanden. Das Gedicht „Blinde Kuh" beginnt: „O liebliche Therese." Wie traurig jetzt alles sei, führt die zweite Strophe aus. Der Baum, in den er ihre verschlungenen Namenszüge im Frühling geschnitten hat (wohl auf dem „uralten Spaziergang hoher, vielreih kreuzender Linden, Wiese dazwischen" an der Ill, dessen er im Mai 1775 in einem Briefe gedenkt) scheint ihm „vom rauhen

Digitized by Google

Winde zu erbleichen," die grünen Wiesen trüb dreinzuschauen, weil sie die Sonne vermissen, wie er Friederiken, die ihm überall fehlt. Mit einem Sprunge geht er dann in der dritten Strophe zur Heimat über. Auch dort, wohin er bald ohne sie gehen muß, wird er sich nach ihr sehnen, selbst in der jubelnden Freude der Frankfurter Weinlese (nach Mitte Oktober). Der Ausdruck ist hier fast in jedem Worte bezeichnend, ja eigentümlich, wie das „in die Reben gehen", das „einherbsten der Trauben." Auch die das Ganze trefflich abrundende, auf Friederiken zurückkehrende Schlußwendung drückt die innige Liebe des zur Entsagung genötigten anmutig aus. Ganz verfehlt ist B.'s Versuch, das Lied nach Frankfurt in den Spätherbst zu verlegen, als ob es im August keine trüben Nebelmorgen gäbe. Daß er jetzt nicht mehr zu ihr zurück dürfe, bezieht sich darauf, daß es ihm verwehrt ist, sie noch einmal in Sesenheim zu besuchen, wo er als ungetreuer Liebhaber eine traurige Figur spielen und die bittersten Gefühle erregen würde. Dennoch konnte er später dem Verlangen nicht widerstehn, von der Geliebten persönlich Abschied zu nehmen; die Zeilen, die er vor diesem bittersüßen Ritt nach Sesenheim schrieb, haben sich im Abdruck erhalten und zeugen von der verzweifelnden Aufregung des schmerzlich scheidenden.

So bieten uns die Straßburger Gedichte eine höchst anziehende Reihe Ergüsse von Goethes den Dichterschwung neu erweckender Liebessehnsucht, von seinem bis zu dem Versprechen ewiger Treue gediehenden Liebesglück und von seiner bittern Entsagung bis zum Scheiden. Alle bekunden des jungen Dichters herrliche Begabung, wenn auch ein paar davon nur launig tändeln, andre an dem seine Seele trübenden und überspannenden Ärger oder an wilder Verzweiflung leiden, die ihn nicht zu reinem, echt tragischem Ausdruck der Entsagung kommen lassen. Es gewährt gerade einen eignen Reiz den zum ersten Mal von voller, durchgeistigter Liebe ergriffnen Jüngling in so verschiednen Gemütslagen zu beobachten. Ein wahrer Hochverrat scheint es, das, was davon weniger ansprechen will, aus kritischem Gelüst unbesonnen zu verwerfen, besonders wenn es dabei an den bei solchen feinen Fragen unerläßlichen Grundlagen, reifem Urteil und eindringender, umfassender Kenntnis, fehlt. Aber diese wenigen Gedichte sind leider die einzigen nachweisbaren lyrischen Erzeugnisse aus Goethes für seine Ausbildung so wichtigen Straßburger Tagen. Von den vier andern Liedern, die die „Chronologie" hinter den Werken seit 1837 unter den Jahren 1770—1771 aufführt, ist kein Beweis einer frühen Entstehung geliefert, noch willkürlicher hat man andre hierher gezogen, ja die Annahme, daß in diesen Jahren eines dieser Lieder gedichtet sei, entbehrt sogar jeder Wahrscheinlichkeit. Es gilt, die verschiednen Zeiten von Goethes Lyrik streng von einander zu sondern: nach der Rückkehr von Straßburg beginnt eine neue Entwicklung auch des lyrischen Dichters.

Digitized by Google

Aus däniſcher Zeit

12. Das Erlebnis des Stuhlwagens

Früher hatten wir uns eigentlich nicht allzuviel aus dem Stuhlwagen gemacht, der in Großvaters Scheune auf dem Platze ſtand, wo es immer zuerſt durchregnete. Das Korbgeſtell mit den drei angeſchnallten Stühlen darauf war nämlich recht alt und ſchadhaft, und obgleich wir nicht viel auf Äußeres gaben, ſo mochten wir doch nicht mit einem Gefährt durch die Straßen fahren, das an allen Ecken Löcher hatte. Nur eine lobenswerte Eigenſchaft hatte der alte Wagen: ſeine Stühle waren, wie geſagt, mit loſen Gurten an dem Kaſtengeſtell befeſtigt, und wenn die Pferde etwas anzogen und man ſich vielleicht gerade behaglich anlehnte, dann konnten die Stühle urplötzlich umkippen, derart, daß man mit dem Rücken im Wagenkaſten lag und die Beine in die Luft ſtreckte. Jedermann wird begreifen, daß dieſe Art der Beförderung ihr Anziehendes hatte, beſonders wenn dieſer kleine Unfall nicht gerade uns, ſondern jemand anders traf, z. B. einen Beſuch, dem wir dann mit allen Ausdrücken aufrichtigen Bedauerns wieder auf die Beine halfen. Im ganzen aber wurde der Stuhlwagen wenig und dann nur bei ſchmutzigem Wetter benutzt: Leute von Rang und Stand und mit den ihrer Würde entſprechenden ſteifen Beinen konnten nicht den eiſernen Wagentritt, der vier weit auseinanderliegende Sproſſen hatte, hinaufklettern, und auch Franz und Hermann war der Wagen nicht angenehm; uns kam es wenigſtens immer ſo vor, als ob ſie ganz beſonders langſam trabten, wenn ſie ihn ziehen ſollten. Franz und Hermann waren nämlich Großvaters Pferde. Wie alles in der Welt, ſo waren auch ſie nicht ganz makellos, weder äußerlich noch innerlich. Franz war ehemals, nach Äußerungen Sachverſtändiger, ein hübſcher Brauner geweſen; leider hatte man aber verſäumt, auf die Ausbildung ſeines innerlichen Pferdes acht zu geben: ſein Charakter litt an Ungleichheiten, und er biß nach rechts und nach links, ſobald ihm etwas aufſtieß, was ihn unangenehm berührte. Großvater hatte daher viel Verdruß durch Franz, auch in fremden Ställen betrug er ſich unliebenswürdig, und wir hätten alle ſeinen Verkauf

Digitized by Google

leichten Herzens ertragen; leider wollte ihn niemand kaufen, und so blieb er uns erhalten. Hermann war eine viel edler angelegte Natur, deshalb kann man auch wenig von ihm erzählen. Er hatte leider einen so spitzen Rücken, daß ohne Sattel auf ihm zu reiten zu einem etwas zweifelhaften Vergnügen wurde.

Hinrich, unser Kutscher, dem zugleich die Pflege von Großvaters Landwirtschaft oblag, liebte seine Pferde sehr, und wenn diese ihr bestes Geschirr trugen und Hinrich gleichfalls in Livree steckte, sahen die Kutsche und auch die Halbchaise sehr anständig aus. Nur der Stuhlwagen war rettungslos unanständig. Aber wir hatten doch Achtung vor ihm bekommen, und wie das zugegangen war, möchte ich erzählen.

Großvaters Scheune war an schlechten Tagen, deren es viele bei uns gab, ein sehr behaglicher Tummelplatz. Auf der breiten, mit Lehm gepflasterten Diele standen Großvaters Wagen; seitwärts davon war ein Raum für die Kühe abgetrennt, und ganz hinten standen Franz und Hermann. Wenn es regnete oder schneite, war es sehr gemütlich, in der Scheune auf den Wagendeichseln zu sitzen und dem beschaulichen Kauen und Schnaufen der Kühe zu lauschen oder auch in einen der Wagen selbst zu steigen und Ausfahren zu spielen. Dann kam auch der Stuhlwagen an die Reihe, und eines Tages, als wir auf ihm saßen und uns auf den Sitzen müde geschaukelt hatten, verlangten wir stürmisch von Hinrich, er sollte uns etwas erzählen. Er saß vor uns und hatte sämtliches Pferdegeschirr auf der Scheunendiele um sich herum ausgebreitet, während ein Blechtopf, mit Fett angefüllt, greulichen Gestank verbreitete. Wir hatten aber keine empfindlichen Geruchsnerven, sonst hätten wir auch gar nicht mit Hinrich verkehren können, denn er vereinigte an sich alle Düfte des Pferde- und Kuhstalls. Sein Besuch im Hause der Großeltern war deshalb nicht sonderlich erwünscht; doch erschien er meistens einmal des Abends, um dem Großvater über die Vorkommnisse des landwirtschaftlichen Lebens Bericht zu erstatten, und dann merkte man noch seine Gegenwart, wenn er schon längst wieder auf den Strümpfen die Treppe hinuntergehuscht war. Unsre Nasen waren aber nichts weniger als anspruchsvoll, und auch an dem häßlichen Regennachmittag ersuchten wir Hinrich dringend, doch etwas näher zu uns zu kommen, damit wir uns besser unterhalten könnten.

Du mußt uns heute auch mal was erzählen! setzten wir hinzu, während er sich brummend nahe an den Stuhlwagen heranschob und uns den Fetttopf gerade vor die Nase setzte.

Weiß nix! erwiderte er dann. Diese Antwort bekamen wir jedesmal, wenn wir eine Geschichte von Hinrich verlangten, und meist gaben wir uns dann zufrieden, heute aber war das Wetter gar zu schlecht.

Hast du denn gar nichts erlebt, Hinrich? Gar nichts Lustiges, gar nichts Trauriges? fragten wir weiter und sahen den Kutscher erwartungsvoll an, der bedächtig einen Strohhalm in den Mund steckte und lange schwieg.

Digitized by Google

Nee! sagte er endlich, und dann rieb er an seinem Leder weiter.

Aber du bist doch verheiratet! Hat deine Frau denn gar nichts erlebt?

Hinrich machte ein erstauntes Gesicht.

Nee! meinte er nach langer Pause.

Hinrich, begann einer der ältern Brüder, was sagtest du denn, als du deine Frau heiraten wolltest?

Was ich sagte? Deern, wullt du mi?

Mehr nicht?

Nee!

Und was sagte sie denn?

Das weiß ich nich mehr!

Und als dein Junge geboren wurde, was sagtest du denn da?

Hinrich spuckte den zerkauten Strohhalm aus und nahm einen neuen. Da war ich nich bei — Herr Stizrat und ich hatten Gericht!

Was sind denn hier für Löcher im Wagen? fragte Jürgen. Er verzweifelte an Hinrich und belustigte sich damit, seine Füße durch das Korbgeflecht zu stecken.

Bleib da man von, Junge, das is von Anno dazumal, als all die Leute aufn Wagen stiegen und der Herr sie wieder runter smeißen ließ!

Wann war denn das? fragten wir, und Hinrich, dessen ausdrucksloses Gesicht sich etwas belebt hatte, kratzte sich hinter den Ohren.

Wann das war? Das kann ich wahrhaftig nich sagen — so in die fuffziger Jahrens, als ihr noch klein oder noch garnich auf die Welt wart!

Was passirte denn damals?

Hinrich sah uns verdrießlich an. Das weiß doch jedermann, was da passirte — das brauch ich doch nich zu erzählen. Da hat Paster Simpel in Feldkirchen ein Buch über geschrieben, und in all die Zeitungens hat es gestanden! Oh, was is dies Fett doch einmal slecht! Stina hat es gekocht; aber slecht is es doch!

Er murrte noch eine Zeit lang über die Schlechtigkeit des heutigen Fettes im besondern und über die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen, dann sagte Jürgen, daß er zu Mahlmann gehen wolle.

Was willst du bei den? fragte Hinrich mit scheelem Blick, denn wenn er jemanden haßte, so war es unser Freund Mahlmann.

Oh, der erzählt viel besser als du, Hinrich! Den braucht man nur zu bitten — gleich erzählt er so lange, wie wir wollen!

Ja, son vermaledeiter Lügenbeutel, der sein Leben lang ins Zuchthaus gesessen, der hat den Mund voll Snack! Weiter hat er auch nix zu thun gehabt!

Hinrich fiel grimmig über das Lederzeug her. Und er is doch nich bei gewesen, als wir zu Gericht waren nach Petersdorf, wo Johann Bohnsacken

Digitized by Google

den Kopp abgeslagen wurde! Reinemang ab! Und Mahlmann saß in Glückstadt und hat kein Spier von Bohnsack sein Kopp gesehen!

Hast du denn damals die Löcher in den Wagen gemacht?

Ich? Gott in heilgen Himmel! In den feinen Wagen, den Herr Stizrat damals für achtzehn Speziesthaler auf Aukschon gekauft hatte? Da sollte ich ein Loch in machen?

Hinrich war förmlich erregt, er sprach viel rascher als sonst, und wir murmelten eine Entschuldigung, auf die er aber nicht hörte. Nee, fuhr er fort, ich hatte da keine Schuld an. Der Herr hatte mich gesagt: Halt ein büschen früh vor die Thür, bei sowas muß man nich zu spät kommen, und ich war fixig mit allens fertig. Mein besten Lafreerock hatte ich auch an, denn das gehörte sich so. Er war von grüne Kalör, was mich besser kleidete, als den grauen, den ich jetzt hab. Als ich nun von die Scheunendiele wegfahr, da krieg ich abers einen bannigen Schreck, denn vor Herrn Stizrat sein Hausthür standen woll son Stücker dreißig Frauenspersonen, alle mit Kindern aufm Arm und an die Hand. Kaum daß ich da halte, da klettern sie denn auf diesen Wagen, und kein einzigen Weibsbild fällt es ein, mir um Permischon zu fragen. Ich sag: Was is hier los? Aber da krieg ich kein Antwort auf, und ehe ich noch einmal den Mund aufmachen kann, is den ganzen Wagen krimmelbimmel voll. Bei mich aufn Stuhl sitzen vier Fruensminschen, und zwei haben mich ihre Kinder aufn Schoß gesetzt, sodaß ich knappemang noch Luft kriege. Und was der Junge von diese beiden Göhren is, der dreht mich die blanken Knöpfe ab von Rock, weil daß er sie in Mund stecken will — oh, meine Zeit, was war das einmal schrecklich!

Hinrich stöhnte förmlich. Nahm denn Großvater alle die Leute mit? fragten wir.

Der Herr? Nee, so dumm war er auch nich! Wie er aus die Thür kommt und zun Wagen aufkuckt — ein büschen hoch war er ja immer, ich mein den Wagen — da fragt der Herr: Was wollen Sie hier? Und eine von die Weibspersonen, die so dicht bei mich saß, daß ich jeden Knochen in mein irdischen Leib fühlte, die sagte: O, Herr Stizrat, wir wollen man bloß ein büschen nach Petersdorf!

Was wollen Sie dort? sagt der Herr.

Natürlicheweise nach die Hinrichtung, Herr Stizrat. Wenn son gräßlichen Mann den Kopp abgeslagen wird, da muß man doch bei sein. Hat ja sein leibhaftigen Brotherrn in Niendorf mit'n Beil totgeslagen. Oh, was giebt es doch einmal für Menschen! Und alle andern Frauenspersonen fangen an zu jaulen und sagen dasselbe.

Herab vom Wagen! ruft der Herr, aber die Weibers — herrjeh, was sind die dreist! — die rühren sich garnich einmal, und die Frau, die bei mich

Digitized by Google

ſitzt, die ſteckt ihr Kind ein Stück Kröm*) in Mund, und der Bengel, der auf mein Knie ſitzt, das all lange eingeſlafen war, der wird blau ins Geſicht, weil daß er ein von mein Knöpſe in Hals hat. Die Mutter legt ihn denn auch aufn Leib und prügelt ſo lang an ihm herum, bis daß allens wieder herauskommt. Der Herr ſteht noch immer und ſieht an den Wagen in die Höchte — da war kein büſchen Platz vor ihn, und von achtern klettern noch ein ganzen Berg Jungens hinein, die in den Wagenkorb ſitzen wollen.

Alle heraus! ſchreit der Herr. Er hat ne helliſche Stimme, wenn er doll is; abers die Frauensleute dachten ſich da garnix bei. Eine kleine Madam fing an zu heulen. Mein beſten Herrn Stizrat, laſſen Sie mir doch man bloß mit! Ich mach ja die Haubens für Frau Stizrätin, und weil ich doch was von den Kopf verſtehe, muß ich mich das anſehen, wie Herr Stizrat das macht!

Wie ich was mache? ſagt der Herr und ſieht die Perſon ſon büſchen ungläubig an.

Wie Herr Stizrat den gräßlichen Kerl ſeinen Kopf abhaut!

Ja, das müſſen wir alle ſehen! ſchreien die andern Weibers, und das war ein Spektakel, als würden zwanzig Sweine auf einmal abgeſtochen.

Abers nun ward dasden Herrn doch zu bunt. Er ſagt was zu die beiden Polizeidieners, die eben angelaufen kamen, und bald kriegte er Platz; denn Weber und Lauritzen hatten dazumal noch Kraft in die Armens. Abers ſon Weibsvolk iſt doch falſch — was haben ſie geſcholten! Hier wär nie was los, ſagten ſie, und wenn mal was nettes käme, denn wollte Herr Stizrat ſie das nich mal gönnen. Und den Wagen haben ſie auch kaput gemacht! Mit Willen!

Hinrich ſchwieg; er war ganz atemlos vom Sprechen geworden.

Hat denn Großvater dem Mörder wirklich den Kopf abgeſchlagen? fragte ich.

Hinrich lachte höhniſch. Na was denkſt du dich denn eigentlich? Mit ſowas haben der Herr und ich uns niemals abgegeben. Da kam ein Mann aus Kiel zu! Ja, das war ein Leben! Den ganzen Weg nach Petersdorf ſah ſwarz aus, bloß von all das Volk, und hinter unſern Wagen liefen woll an fufzig Kinder, die mitwollten!

Du haſt wohl nichts von der Hinrichtung geſehen? fragte Jürgen halb ungläubig, und Hinrich ſah ihn böſe an.

Warum nich? Das war ja gerade von den König beſtimmt, daß der Herr und ich bei Bohnſack ſein Ende ſein ſollten: ich aufn Wagen, und Herr Stizrat beis Schafott. Und was dieſen alten kaputen Wagen is, der is auch bei geweſen, von Anfang bis Ende. Bei die Richtſtätte hielt ich, und allens kam dreitemang bei mich vorüber. Zuerſt läuteten ſchon die Glocken, was mich

*) Brot aus ungeſiebtem Weizenmehl.

Digitized by Google

ordentlich ans Herz ging, und denn kam ein langen Zug. Zuerſt die Jungens von die Schule mit Geſangbüchern, und ſie ſangen ein Lied von das chriſtliche Sterben, was an Johann Bohnſack ſein Adreſſe ging, und er ging denn auch gleich hinter die Schulkinder her. Ich kannte ihn ein büſchen von früher, wo er noch kein Mörder war; aber leiden konnte ich ihn niemalen, und als er ſeinen leibhaftigen Brotherrn totſlug, ſagte ich gleich, daß ich mich ſowas bloß von Johann Bohnſack denken konnte. Und auch nich ein büſchen beſcheiden ſah der Sweinigel aus: er kuckte ſich um, als wenn er ſich was darauf einbildete, daß ſon Feſt ans ſein Sterben gemacht wurde. Er hatte ein graues Hemd an; das war das Armſünderhemd, und die Paſtoren gingen rechts und links von Bohnſack. Dann kam der Amtmann und Herr Stizrat und denn noch ein ganzen Berg Leute; aber alle gingen ſie an mich und meinen Stuhlwagen vorbei. Ein klein büſchen näher fuhr ich noch an das ſwarze Gerüſt, und denn hörten die Glocken auf zu läuten. Herr Stizrat trat vor Johann Bohnſack hin und fing an ganz laut was vorzuleſen. Das war das Todesurteil von den däniſchen König unterſchrieben, und alle die Menſchens wurden ſtill, und jedes Wort konnte über das ganze Feld gehört werden. Und denn nahm der Herr ein weißen Stab und hielt ihn den Mörder gerade vors Geſicht, und ich mußte ordentlich den Atem anhalten, weil mich was auf die Bruſt drückte, und die andern Menſchen gings ebenſo und denn brach der Stab mitten durch — ein jeder konnte es hören. Ein paar Sperlinge biſſen ſich dicht bei meinem Wagen — die dummen Dingers verſtehn ja nix von die Geſetzens; ich aber wußte ganz genau, daß kein irdiſcher Menſch Johann Bohnſack mehr helfen konnte, und daß er nun gleich vor ſeinen himmliſchen Richter ſtehen würde. So kam es auch. Der Mann in roten Rock aus Kiel verſtand den Rummel — eins, zwei, drei lag Bohnſacken in ſein Sarg, und die Glocken fingen wieder an zu läuten. Als ich nachher mit den Herrn nach Hauſe fahre, kommt ein Einſpänner pläng Kajehr an uns vorbei — das war Bohnſack, der nun nach Kiel in die Antomarie reiſte. Die Studenten ſollten ja Geographie von den inwendigen Menſchen bei ihn lernen, was natürlicherweiſe ein ganz verkehrten Idee war, denn bei ſon gottverlaſſenen Kerl kann man nix profetieren!

Hinrich griff nach dem Geſchirr, das ihn beim eifrigen Erzählen vom Schoß geglitten war, und begann wieder ſeinen Lappen in das Lederfett zu tauchen. Er war lebhaft geworden, wir aber ſehr ſtill.

Kam Bohnſack nun von Petersdorf gleich in die Hölle oder erſt von Kiel? fragte ich.

Von Petersdorf! ſagte Hinrich mit Beſtimmtheit. Unſ' Herrgott, der ſackelt nich, das mußt du nich glauben. Der Paſtor in Feldkirchen, der ſchrieb nachher ein Buch von Bohnſack und von ſein chriſtlichen Tod, von den kein Menſch nix merkte. Mitn roten Umſlag war es, das Buch, mein ich, und

Digitized by Google

da in hat er auch was von Himmel geschrieben, nämlich daß er glaubte, Bohnsack könnte vielleicht doch noch nach zweitausend Jahren in den Himmel kommen. Aber das war allens Swindel. Pastor Simpel wollte man bloß einen kleinen Profit aus die Geschichte haben, und darum schickte er das Buch an die Gräfin Donnerwetter,*) was ja son Art Frau von dänschen König is, und die natürlicherweise auch lieber mag, wenn uns' Herrgott mannichmal die Augen zudrückt. Und über das Buch mitn roten Umslag hat sie sich bannig gefreut und den Pastor Geld zu'n neuen Summar**) gegeben. Sie kriegt woll nich viel Büchers geschenkt. Na, und nu geht man von den alten Wagen dahl und steckt nich all eure Beine durch die Löcher, davon werden sie nich heil!

Braucht Großvater diesen Wagen immer, wenn ein Mann hingerichtet wird? fragte Jürgen noch.

Hinrich lächelte ein bißchen mitleidig. Mußt nicht so dumm fragen! Sowas passirt hier nich wieder, solange Herr Stizrat und ich in Amt sind! Dazumalen, als Bohnsack sein Herrn totslug, waren wir gerade beide verreist, sonst wär allens anders gekommen!

Es hatte aufgehört zu regnen, und wir beschlossen, Hinrich zu verlassen, nachdem wir ihm huldvoll zugenickt hatten. Das war eine sehr hübsche Geschichte! die mußt du uns noch oft erzählen!

Das war ja gar keine Geschichte, sagte Hinrich, indem er einen alten Blechdeckel über den Fetttopf legte. Das war ja man bloß die reine Wahrheit!

Von diesem Tage an betrachteten wir den alten Stuhlwagen mit einer gewissen Hochachtung. Er hatte doch nach unsrer Meinung etwas sehr angenehmes erlebt, und später haben wir noch so oft auf ihm gesessen und uns dabei von der Hinrichtung in Petersdorf erzählt, daß es uns schließlich vorkam, als wären wir auch dabei gewesen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Englische Bornirtheit. In der letzterschienenen Nummer der Saturday Review findet sich S. 264 eine Besprechung der in Berlin vorgekommnen Unruhen, die nicht sowohl als Zeugnis für die hinreichend bekannte hochmütige Bornirtheit unsrer „Verbündeten," als besonders deshalb interessant ist, weil sie zeigt, mit welchem Haß Deutschland in England betrachtet wird. Die Engländer selbst behaupten zwar, die Wochenschrift werde hauptsächlich von alten Weibern geschrieben, sie ist aber doch nicht schlecht genug redigirt, den Glauben aufkommen zu lassen,

*) Gräfin Danner. **) Talar.

Digitized by Google

als ob die darin ausgesprochnen Ansichten der Überzeugung des Durchschnittsengländers zu lebhaft widersprächen. Es heißt da:

„In Berlin erinnert man sich etwa während der letzten vierzig Jahre an keine erheblichen Straßenunruhen, was auf eine Periode von Ruhe hinauskommt, deren sich wenige europäische Städte rühmen können. Gewöhnlich meint man außerdem, daß Berlin derartig unter politischer und militärischer Kontrolle stehe, daß ein Aufstand unmöglich sei: sieht man eine Schildwache an, so wird man auf der Stelle niedergestoßen, und pfeift man, wenn man bei einem Polizisten vorbeigeht, so wird man arretirt. Viel trägt zu diesem Glauben der alte unlogische Ruhm (prestige) von 1870 bei, der scharfsichtige Beobachter niemals geblendet oder getäuscht hat. Der Deutsche ist stets ein außerordentlich bildsames (drillable) Geschöpf, vorzügliches Material für eine Maschine gewesen; ebenso wie er stets höchst unbrauchbar im Augenblicke unberechenbarer Gefahr ist, war er immer sehr wenig brauchbar, wenn die Maschine neue Aufgaben erfüllen sollte. Kurz nach dem Tode des wirklichen Fritz (real Fritz) wurde das prächtige Werkzeug, das er und sein Vater angefertigt hatten, fast ganz unbrauchbar. Was einige Zweifler längst über den Krieg von 1870 gesagt haben, wird heute fast von jedermann als richtig anerkannt, daß nämlich die Deutschen nichts weiter gethan als einen fertigen Plan ausgeführt haben, und zwar nicht ohne erhebliche Fehler und Unfälle (blundering and mishaps), und daß ihre Erfolge hauptsächlich der unbegreiflich schlechten Führung und dem Mangel an Urteil auf Seiten ihrer Gegner zuzuschreiben sind. Nun ist es unmöglich zu sagen, ob irgendwo in den Akten des Hauptquartiers der Berliner Polizei ein fertiger Plan liegt, wie man einen Aufstand niederschlägt. Ist einer vorhanden, so hat man vielleicht keine Zeit dazu gehabt, ihn herauszusuchen. Kein deutscher Beamter würde je daran gedacht haben, so auf eigne Verantwortung zu handeln wie der Inspektor, der mit ein paar Leuten vor einigen Jahren unsre Empörer in Oxfordstreet beruhigte."

Jeder Versuch, die logische und stilistische Schönheit dieser Betrachtungen durch einen Kommentar zu erläutern, wäre vom Übel; die Sätze der Saturday Review müssen dem Leser, wie die Zeitungen sagen, „voll und ganz" gegönnt werden.

Der Eisenbahndienst. Von sachkundiger Seite wird uns mitgeteilt, daß die in Nr. 9 dieser Zeitschrift enthaltnen Ausführungen über das Verhältnis der Arbeiter in der Staatseisenbahnverwaltung einer Berichtigung bedürfen. Kaum irgendwo im Privatdienste — so wird uns geschrieben — ist eine so weitgehende Fürsorge dafür getroffen, daß die Dauer der beanspruchten Leistungen mit der zur Erhaltung der Kräfte notwendigen und aus Humanitätsrücksichten gebotnen Erholungs- und Ruhezeit überall und namentlich in den schwierigeren Dienstzweigen in richtigem Verhältnis stehe. Die Dauer der regelmäßigen Beschäftigung wird unter Berücksichtigung der Schwere der zu leistenden Arbeit festgesetzt und darf — einschließlich der Ruhepausen und der Zeiten vorübergehender Dienstbereitschaft! — in der Regel nicht vierzehn Stunden übersteigen. Dieser Höchstleistung, bei der auch der Weg zur und von der Arbeit nicht unberücksichtigt bleibt, steht als Durchschnitt eine wirkliche Arbeitszeit von etwa zehn Stunden gegenüber, die nur von Schwärmern für den achtstündigen Normalarbeitstag als ein Übermaß betrachtet werden kann. Den regelmäßig an den Sonn- und Feiertagen beschäftigten Arbeitern wird aller vier Wochen ein Dienstfeiertag gewährt und Gelegenheit zum Besuche des Gottesdienstes mindestens an jedem dritten Sonntag gegeben, ohne daß für die dienstfreie Zeit oder die Zeit zur Teilnahme am Gottesdienst ein

Digitized by Google

Lohnabzug eintritt. Während Eisenbahnneubauten an Sonn- und Festtagen vollständig ruhen, werden die Bahn- und Telegraphenunterhaltungsarbeiten an den im Betriebe befindlichen Strecken auf das für die Aufrechterhaltung der Betriebssicherheit unbedingt notwendige Maß beschränkt. Dagegen müssen die Bahnhofsarbeiter (in weiterm Sinne), da der Betrieb nur teilweise eingestellt oder beschränkt werden kann, wie bei der Güterbeförderung, je nach der Lage und Häufigkeit der Züge und der Stärke ihrer Benutzung auf den einzelnen Strecken auch an Sonn- und Festtagen in geringerm oder größerm Umfange zu Dienstleistungen herangezogen werden oder in bestimmten Grenzen zum Dienste bereit bleiben. Der Regel nach wird in solchen Fällen der volle Tagelohn gewährt. Ebenso ist für besonders hervorragende Leistungen und Verdienste eine zeitweilige Erhöhung des regelmäßigen Lohnsatzes vorgesehen. Hiernach kann von einer Überanstrengung oder gar „kapitalistischen Ausbeutung“ bei den Arbeitern der preußischen Staatseisenbahnverwaltung ebenso wenig die Rede sein, wie bei ihren Beamten, denen schon seit Jahren, besonders im äußern Dienste, namentlich soweit dieser mit dem eigentlichen Betriebe zusammenhängt, jede billigerweise zu beanspruchende Erleichterung geboten wird. Wenn gleichwohl in vereinzelten Fällen nicht zu umgehen ist, z. B. infolge einer überraschend schnellen außergewöhnlichen Verkehrssteigerung, daß das Personal zeitweise über das für gewöhnlich übliche Maß in Anspruch genommen wird, so können solche Ausnahmen doch unmöglich als eine auch nur halbwegs sichere Grundlage für eine so harte Beurteilung dienen, wie sie dem Gesamtverhalten der Staatseisenbahnverwaltung ihren Arbeitern gegenüber in der erwähnten Besprechung zu teil geworden ist.

Ein Siegesdenkmal für Marathon.*) Als der Perserkönig Dareios seine Scharen auf einer gewaltigen Flotte über das Meer sandte, galt sein Groll vor allen andern Griechen den Einwohnern von Chalkis und den Athenern. Denn diese hatten ihren Volksgenossen jenseits der See im Kampfe gegen den Großkönig die Stammestreue bewahrt und hatten mit Feuer und Schwert die Königsstadt Sardes verheert. Chalkis wurde von den Persern belagert, erobert und zerstört, die atheniſchen Hopliten aber stellten sich unter Führung des Miltiades den gefürchteten Feinden bei Marathon entgegen und retteten ihrer Stadt in der Feldschlacht die Freiheit. Zehn Jahre später zog Xerxes, die Niederlage zu rächen, gegen Griechenland heran. Das von allen Einwohnern verlaßne Athen wurde von den Persern besetzt, auch die Burghöhe der Akropolis wurde nach kurzem Kampfe genommen, und so maßlos zürnte der Großkönig den Athenern, daß er, der sonst überall die Götter und Heiligtümer der Hellenen geehrt hatte, die heilige Burg der Athena bis auf den Felsengrund verwüsten ließ.

Nach der Schlacht bei Platää kehrten die Athener in ihre Stadt zurück. Sie standen über Schutt und Trümmern. Aber in dem stolzen Bewußtsein ihres Siegs und voller Zuversicht auf die Zukunft ummauerten sie die alte Stadt in der Ebne und die neue Stadt am Hafen, und als die festen Mauern standen, dachten sie auch wieder an den Schutz ihrer Akropolis. Denn in den griechischen Städten war die Burg gleichsam das Herz, wohin sich in Zeiten der Not die letzten Regungen des Lebens zurückzogen, um dort an den Altären der Götter zu versiegen oder von neuem über die Landschaft auszuströmen. Die Akropolis von

*) Der Zufall fügt es, daß wir an den Aufsatz über die Schlacht bei Marathon im vorigen Hefte noch diese interessante Mitteilung anschließen können.

Digitized by Google

Athen war von Natur fest, noch fester sollte sie durch die Kunst werden, eine letzte Zuflucht für das Volk und zugleich ein Weihegeschenk für die Göttin, die ihren Athenern die Rückkehr gewährt hatte. Darum wurde der steile Nordrand der Burg durch hohe Mauern gesichert, und im Süden und Osten erbaute Kimon aus der Kriegsbeute jene gewaltige Mauer, die nach ihm die kimonische heißt. Die unregelmäßige Kuppe des Hügels aber wurde durch umfangreiche Aufschüttungen geebnet, um für die Tempel, die sich da erheben sollten, Raum zu gewinnen. Der Schutt, der dazu nötig war, lag ja auf der Akropolis: die Trümmer der von den Persern zerstörten Tempel, Rumpf und Glieder der zerschlagnen Kunstwerke, alte und wertlose Weihgeschenke aus Marmor oder Thon, zerbrochne Inschriftentafeln und Vasenscherben, alles das, was einst der Stolz des alten Volkes gewesen war, das füllte nun den Grund, auf dem ein neues Geschlecht die herrlichsten Schöpfungen der Kunst aufzurichten gedachte.

Länger als zwei Jahrtausende lagen diese Trümmer unter der Erde, da begann im November 1885 der Generalephoros der Altertümer, P. Kavvadias, im Auftrage der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Athen ausgedehnte Ausgrabungen, die für die archäologische Wissenschaft eine außerordentliche Bedeutung gewonnen haben, vor allem dadurch, daß die Entstehungszeit der gefundnen Gegenstände ziemlich fest steht: zertrümmerte Kunstwerke, die bei diesen Ausgrabungen zu Tage gekommen sind, müssen vor 480 v. Chr. gearbeitet worden sein, denn sie sind von den Persern zertrümmert worden. Wer sich jemals mit der Geschichte der griechischen Bildhauerkunst oder mit griechischer Vasenkunde beschäftigt hat, der weiß, in welcher scheinbar heillosen Verwirrung wir bei der Zeitangabe von Kunstwerken aus der ersten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts hin und her tappten. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß die Ausgrabungen auf der Akropolis für unsre Kenntnis der schwarzfigurigen und rotfigurigen Vasenmalerei einen neuen Grund gelegt haben. Auch die Geschichte der griechischen Bildhauerkunst ist durch diese Ausgrabungen gefördert worden. Die alten Poros-Giebel führen uns hoch ins sechste Jahrhundert hinauf, und zahlreiche bemalte Bildwerke und Künstlerinschriften zeigen uns, wie gemischt die Künstlerschaft war, die schon vor den Perserkriegen in Athen arbeitete, wie Fremde und Einheimische neben einander thätig waren, Künstler, die mit ihrer fremden Kunst in Athen eine zweite Heimat fanden, und Künstler, die die weiter entwickelte Kunst des Fremden mit der einheimischen Kunst zu vereinigen suchten. Und auch die Geschichte der griechischen Baukunst ist durch die neuen Entdeckungen bereichert worden. Der alte, von Peisistratos erweiterte Parthenon ist wieder aufgedeckt worden; an der Nordseite der Akropolis sind die Grundmauern eines uralten Palastes, dessen Anlage an die Herrenburgen von Mykenae und Tiryns erinnert, gefunden worden, und an Säulenbekrönungen hat man das Eindringen der ionischen Bauart in Attika und die Umwandlung des ionischen Stils durch attische Künstler nachzuweisen vermocht.

Ähnliche Entdeckungen sind ja nun auch an andern Orten geglückt, und dem Laien erscheint das Ergebnis der Ausgrabungen auf der Akropolis vielleicht weniger bedeutend als die Kunstwerke, die in Pompeji oder in Olympia oder in Pergamon gefunden worden sind. Was aber den Ausgrabungen auf der Akropolis ihren ganz besondern Wert verleiht, das ist der Umstand, daß sie uns gerade die athenische Kunst in einer Zeit, die fast vor der sicher bezeugten Geschichte liegt, und in einem Zeitraum der schnellsten und folgenreichsten Entwicklung erkennen lassen. Die athenische Kunst ist und bleibt ja die Schöpferin alles dessen, woran andre Völker gelernt haben und woran auch wir noch lernen sollen. Und wie der Name des

Digitized by Google

Miltiades für uns einen vollern Klang hat, als der des Eumenes, so sind auch die Ausgrabungen auf der Akropolis von höherer Bedeutung, als alles, was seit Schliemanns Entdeckungen auf griechischem Boden gefunden worden ist.

Die Zeit der Perserkriege wurde für Griechenland und besonders für Athen eine unversiegliche Quelle des Ruhms und der Begeisterung. Die dichtende und bildende Kunst wetteiferten mit einander, den herrlichen Sieg zu feiern. Bis zu uns tönt der Schlachtruf von Salamis in den Persern des Aeschylos, und die Todesfreudigkeit der Helden, die bei Marathon und in den Thermopylen kämpften, begeistert noch unsre Jugend in Herodots Erzählungen. Vergänglicher waren die Denkmäler, die nach dem Sieg auf dem Schlachtfeld oder in den großen Volksheiligtümern Griechenlands aufgerichtet wurden. Nur von dem Weihgeschenk, das die Sieger von Platää nach Delphi weihten, ist die eherne Schlange, die den goldnen Dreifuß trug, noch jetzt in Konstantinopel zu sehen. Die Siegeszeichen auf den Schlachtfeldern dagegen sind verschwunden. Man kennt auf Salamis nicht einmal mehr die Stelle, wo das Tropaion errichtet wurde. In den Thermopylen erkennt man zwar noch den Hügel, auf dem sich die letzten Spartiaten um die Leiche ihres Königs Leonidas drängten, aber von dem Marmorlöwen, den Herodot dort sah, ist kein Splitter erhalten. Und auf dem Schlachtfelde von Marathon erhebt sich auch nur noch der Grabhügel, der die Gefallnen deckt, und der Unterbau des Siegesdenkmals. Erst bei den Ausgrabungen auf der Akropolis ist das Siegesdenkmal gefunden worden, das die Athener bald nach dem Kampf auf die Burg weihten und das bei der Zerstörung der Stadt durch die Perser in Stücke geschlagen wurde.

Im Anfange des Jahres 1886 fand man westlich vom Erechtheion zahlreiche Bruchstücke einer marmornen Reiterstatue. Aus etwa fünfundzwanzig Stücken hat man wenigstens den Unterkörper des Reiters und den Vorderleib seines ruhig dahinschreitenden Pferdes zusammenfügen können. Die erste Abbildung davon giebt Studniczka im sechsten Bande des Jahrbuchs des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts (1891) auf Seite 240 und 241. Das Standbild ist etwas unter Lebensgröße. Der Reiter trägt knapp anliegende, gemusterte und bunt bemalte Beinkleider und Halbstiefel; an der linken Hüfte hängt ein schmaler Köcher. Bronzezusätze, die ursprünglich gewiß vergoldet waren, schmückten die Schuhe und den Gürtel des Mannes, die Mähne und den Zaum seines Pferdes. Die Tracht und die Bewaffnung beweisen, daß der Reiter ein Perser ist, und unwillkürlich denkt man bei diesem Standbilde, das mit der Kunst des reifsten Archaismus gearbeitet und von den Persern mit ganz besondrer Wut zertrümmert worden ist, an ein Siegesdenkmal der Athener für die Schlacht bei Marathon. Diese Vermutung erhält durch ein Vasenbild eine unerwartete Bestätigung. Auf einem Teller des Ashmolean-Museums in Oxford sehen wir nämlich eben diesen Perserreiter abgebildet, in gleicher Tracht und mit voller Bewaffnung, und um das Bild zieht sich die Inschrift *Μιλτιάδης Καλός*, Heil Miltiades! Durch die Übereinstimmung zwischen dem Standbild und dem Vasenbild und durch die Beischrift, die Miltiades als Sieger feiert, wird der letzte Zweifel daran beseitigt, daß das in Trümmern wiedergefundne Reiterbild in der That der Rest des Siegesdenkmals der Athener für die Schlacht bei Marathon ist.

Sollten aber die Athener zur Erinnerung an den glänzenden Sieg nur das Einzelbild eines persischen Reiters auf der Akropolis aufgestellt haben? Und ist es nicht wunderbar, daß sie gerade einen Perserreiter weihten, da doch bei Marathon nur das persische Fußvolk kämpfte und die gefürchteten persischen Reiter gar nicht

Digitized by Google

ins Gefecht kamen? Die Antwort auf diese Frage ist, daß der Reiter wahrscheinlich zu einer größern Gruppe gehörte, die die griechischen und persischen Feldherren — diese natürlich zu Roß — einander gegenüberstellte; in dem bartlosen Perser dürfen wir wohl Artaphernes, den jugendlichen Neffen des Dareios erkennen. Ein Teil dieser Gruppe war wahrscheinlich auch die schöne Marmorstatue einer Nike, die ebenfalls bei den Ausgrabungen auf der Akropolis gefunden worden ist und die in der Größe, in der Bemalung und in der Arbeit mit dem Perserreiter völlig übereinstimmt, in Größe und Arbeit so sehr, daß man den abgebrochnen Fuß des Reiters zunächst der Siegesgöttin gegeben hatte, ehe man erkannte, daß er dem Reiter gehört. Die übrigen Teile dieses Siegesdenkmals für Marathon sind verschwunden und werden wohl auch nie wieder zum Vorschein kommen; sie liegen wohl, von den Persern zertrümmert, in den Schuttmassen, auf denen der Parthenon steht.

Historische Grundkarten für das deutsche Reich. In der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Sigmaringen am 1. September v. J. war auf Anregung des Professors Thudichum von Tübingen der Beschluß gefaßt worden, nach einheitlichem Maßstabe für das ganze deutsche Reich Grund- oder Gemarkungskarten herzustellen, die als Unterlage zur Bearbeitung von historischen Karten aller Art dienen sollen. Das ist ein sehr glücklicher Gedanke. Abgesehen von der Sache selbst ist schon die an diesem einen Beispiele zu gewinnende Überzeugung, welche großen Aufgaben durch ein Zusammenwirken aller deutschen Geschichtsvereine unternommen werden können, eine Errungenschaft. Der Verwaltungsausschuß des Gesamtvereins hat dem Reichskanzler eine Denkschrift überreicht, worin eine Beihilfe des Reichs für dieses nationale Unternehmen nachgesucht wird. Diese Angelegenheit wird wohl erst im Etat für 1893/94 erledigt werden können; da sich aber der Reichstag und der Bundesrat so opferwillig finden ließen, als es sich um Erforschung des „Limes“ handelte, können wir uns wohl der Hoffnung hingeben, daß auch das weiterreichende Unternehmen der deutschen Geschichtsvereine Entgegenkommen finden wird. Um so mehr aber sind solche Hoffnungen berechtigt, als trotz der weit umfassenderen Bedeutung der Sache die dem Reiche zugemuteten Kosten weit geringer sein werden, als die Anforderungen für die Erforschung des römischen Grenzwalls. Die neuen Generalstabskarten werden im Maßstabe von 1 : 100000 ausgeführt werden, und dieser auch für die historischen Grundkarten in Aussicht genommene Maßstab wird durchaus den Zwecken entsprechen, die sich die Geschichtsforschung gesetzt hat. Eine Vereinbarung, wonach für die Grundzeichnung der Generalstabskarten — wir verstehen darunter ein Netz der Gemeindegrenzen mit der Angabe der Hauptorte der Gemeinden und der Wasserläufe, vielleicht auch noch der Höhenzüge — ein erweitertes Absatzgebiet zu schaffen wäre, kann wohl keine Schwierigkeiten bieten und wird auch an die Reichsverwaltung keine ungebührlichen Zumutungen stellen. In Sigmaringen sind allerdings auch Übersichtskarten im Maßstabe von 1 : 500000 und 1 : 1500000 in Aussicht genommen worden. Da aber erst die grundlegende Vorarbeit nach den Generalstabskarten zu schaffen sein wird, können wir wohl diese Übersichtskarten heute als eine cura posterior behandeln. Die Grundkarten werden die Geschichtsvereine und deren Gesamtverband in den Besitz der Mittel versetzen, alle Aufgaben zu erfüllen, die hierbei in Aussicht genommen sind. Ursprünglich soll nur die Einzeichnung der politischen Grenzen berücksichtigt gewesen sein, aber schon dieses Vorhaben würde nicht nur wegen des fortwährenden Wechsels

Digitized by Google

der Oberherrlichkeit, sondern auch wegen der Eigentümlichkeiten des Lehensrechtes schon eine Reihe von Augenblicksbildern erfordern; dazu kommen nun die kirchlichen Einteilungen, die schon wegen der engen Verbindung mit den politischen Grenzen nicht vernachlässigt werden können, die Verbreitung der Bekenntnisse, der Ordensgründungen u. s. w., die Gründung von Schulen der verschiednen Stufen, die Heerstraßen, die römischen Verbindungen und Niederlassungen, wozu wohl auch noch die mittelalterlichen Handelsstraßen und Geleitsrechte gerechnet werden sollten, die Königsgüter, die Reichsstädte, die Münzstätten, die Verbindungen der Häuser, die Kanäle, die Eisenbahnen, die Gerichts- und Militärbezirke, die Landfriedensbündnisse, die verschwundnen Ortschaften, die Verbreitung der Gewerbe und Industrien aller Art, Mundarten, Weinbau u. s. w. Bei weiterer Betrachtung wird sich ergeben, daß ein grundlegender Gedanke nicht nur für die Erforschung der Vergangenheit, sondern auch für die bildliche Darstellung der Gegenwart in jeder denkbaren Beziehung die erste Anregung gegeben ist, und es wird wohl bald ein Anschluß der statistischen Büreaus der Bundesstaaten an das Unternehmen der Geschichtsvereine wenigstens bezüglich der Übersichtskarten zu erwarten sein, da ja die Statistik auch die Darstellung vergangner Verhältnisse längst in ihren Arbeitsbereich gezogen hat. Überhaupt aber können wir wohl von einer innigern Verbindung der Statistik mit der Geschichtsforschung für letztere nur Nutzen erwarten.

Wie wir hören, findet der Beschluß von Sigmaringen in Baden, in Baiern, in Württemberg, in Sachsen, wie überhaupt allenthalben Anklang; auch Vereine für Erdkunde schließen sich dem Unternehmen an. Nach dem mehrerwähnten Beschlusse des Gesamtvereins sollen auch die geschichtlichen Vereine Österreichs, der Schweiz, von Luxemburg, Belgien und den Niederlanden eingeladen werden, in übereinstimmender Weise vorzugehen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Vorgehen Deutschlands Nachahmung finden wird. Was Luxemburg betrifft, so lesen wir in einem Jahresberichte des Großherzoglichen Instituts (Publications de la section historique de l'Institut Royal-Grandducal de Luxemburg, Jahrgang 1890, 41. Band S. XXXVIII), daß dort schon Ansätze zu einer Sammlung geschichtlicher Karten gemacht sind, und daß auch ein vorläufiger Arbeitsplan entworfen ist. Unter den aus Sigmaringen ergangenen Einladungen ist eine Einladung nach Frankreich nicht erwähnt, aber wir zweifeln nicht, daß der Verein Mitarbeiter finden wird, die die Bearbeitung der nach dem Frankfurter Friedensschlusse französisch gebliebnen ehemaligen Bestandteile des deutschen Reichs übernehmen werden.

Welcher. Von Otto Schroeders geistvollem Schriftchen „Vom papiernen Stil" ist gegenwärtig die dritte Auflage im Druck. Der Verfasser hat die Freundlichkeit gehabt, uns noch vor der Ausgabe den Bogen zur Verfügung zu stellen, der den Abschnitt über welcher enthält. Er hat diesen Abschnitt in der neuen Auflage wieder erweitert und mit mehr Beispielen versehen. Da spottet er unter anderm: „Altmodische Leute sprechen von der Zeit, als oder wo oder da sie jung waren. Aber was sollte wohl aus Grammatik und Logik werden, dürfte man so Substantiv und Adjektiv und Raum und Zeit durch einander werfen? Drum die Zeit, in welcher wir jung waren. Der junge Wandrer Goethe singt von dem Brunnen, »drans du trinkest, liebes, junges Weib,« der alternde Priester von einem holden Born, »in welchem ich bade.« Prometheus will Menschen formen, »ein Geschlecht, das mir gleich sei«, die achtzigjährige Exzellenz denkt etwas anders über die lebendigen Schätze, »aus welchen sich das All geschmückt«. Und wenn der Wandrer, vom Geist heiliger Vergangenheit ergriffen, ausruft: Welchen der

Digitized by Google

umschwebt, wird in Götterselbstgefühl jedes Tags genießen! oder der römisch-deutsche Elegiker: Welchen Amor empfiehlt, köstlich bewirtet ist er! so ist dies welcher widerum gutes, altes, doch nun ziemlich abgestorbnes Deutsch. Gar prächtig klingt es in der Warnung des Donauweibs (an Hagen) swelhe dar geritent (alle die ins Hennenland reiten), die habent den tôt an der hant. Aus Luthers Bibel tönt es noch zu uns herüber: Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Das Volkslied kennt bis auf den heutigen Tag gar kein andres (relativisches) welcher. Und welcher mit mir reiten wil, der mach sich auf die fart — Welchers nit glauben welle, der darf nit komen her — Welcher ein lieben buln hat, mag wol mit freuden singen. Aber bei dem Mann der Venezianischen Epigramme, »welcher die Wunder gethan«, oder der feurigen Qual, »welche die Seelen durchfegte«, oder dem Mädchen dem eilenden, »welche verstohlen freundlich mir streifet den Arm«, dient welcher, wie so häufig auch bei Voß, lediglich zur Füllung des antiken Versschemas." Also auch Schröder, den Herr Prof. Bechstein ja gelten läßt, kommt genau zu demselben Ergebnis, daß welcher (als gemeines Relativum) im Volksliede gar nicht vorkommt, im Hexameter nur als Versfüllsel. G. W.

Schlechte Rasse. Eine „nette" Stadt ist doch Berlin! Und ganz besonders „nett" die gefiederte Welt, die sich auf dem dortigen Parnaß breit macht. O heiliger Apoll und all ihr Musen, was müßt ihr dort erleben! Natur! Natur! heißt es; aber was für eine Natur? Aus der Gesellschaft werden uns realistische Ausschnitte gebracht; unsre „Familienblätter" bringen sie, und unsre Frauen und Kinder lesen sie. Aber was für eine „Gesellschaft" ist das?

Die Grenzboten haben schon neulich ihrer Entrüstung über die in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" erschienene Novelle Sudermanns „Das Sterbelied" Luft gemacht und haben damit gewiß allen anständigen Menschen aus der Seele geschrieben. Heute müssen sie auf ein Machwerk ähnlicher Art hinweisen, auf Paul von Schonthans „Schlechte Rasse," eine Novelle, die „Nord und Süd" in seiner Dezembernummer an erster Stelle gebracht hat.

Die Heldin ist wieder eine Dirne, und zwar eine, die es schon lange treibt. Wir werden in ihren Salon geführt. Wir nehmen Teil an einem Geburtstage. Eine andere Dirne und eine Anzahl „Lebemänner" benehmen sich dort so, wie man sich wohl an solchen Orten benimmt. Es ist ja für unsere „Lebemänner" das höchste auf der Welt, eine „solchene," wie der Wiener sagt, ganz oder, wenn das nicht geht, zu einem Viertel oder doch zu einem Zwanzigstel zu „besitzen."

Der König in diesem Venusberg ist natürlich der Jude. Der hats, der kanns bezahlen. Vor dem Juden liegt ja heute Alles anbetend auf dem Bauche, und nicht zuletzt unsre Schriftsteller. Der Jude ist auch der eigentliche Held der Novelle. Wir bekommen ihn in seiner ganzen Herrlichkeit, in seinem ganzen Sieges-glück vor Augen gestellt. Wir sehen ihn in allen „Stadien" seiner „Liebe." Es wird uns nichts geschenkt. „Seine Hände waren gerötet, das Geäder trat hervor, und Sidonie erschrak sogar, als er mit seinen heißen Fingern ihren kühlen Arm umspannte." Wir hören seinen „Antrag." Wir erfahren alles, alles, wie er ihr zusetzt, „nett" zu sein, wie oft er „Quatsch" sagt, wie er des Morgens aus ihrem Schlafzimmer kommt. Das ist Natur, das ist Wahrheit, das ist Leben!

Damit nun die Sache nicht gar zu ekelhaft erscheint, wird die Sünderin tugendhaft gemacht. Tugendhafte Dirnen, das ist ja schon seit Jahrzehnten das abgeleierte Pariser Thema, das wir Deutschen uns immer wieder als das „Neueste" vorsetzen lassen.

Digitized by Google

Sidonie Lange betreibt ihr Handwerk nur, um ihrer im Pensionat fern von ihr heranwachsenden Tochter zu einer ehrbaren, gesicherten Existenz zu verhelfen. Sie ist im Begriff, einen Gutskauf abzuschließen. Weil ihr aber noch etwas an der Summe fehlt, so hat sie noch einmal den jüdischen Banquier angenommen. Nachher will sie es lassen und sich zurückziehen.

Als sie nun erfahren muß, daß ihre Tochter wegen eines Liebeshandels aus dem Pensionat mit Schimpf entlassen worden ist, und als diese Tochter ihr zuruft: „Du bist so schlecht, wie ich," da ist natürlich der „Konflikt" da. Die Heldin greift zum Selbstmord. Der Jude nimmt sich, da die Alte fort ist, die Junge.

Noch einen Tugendbold in dieser schönen Gesellschaft führt uns die Novelle vor, einen Dr. Findeis, der Sidonien ihre Papiere anlegt, der es als seinen Lebensberuf betrachtet, Gefallnen in edler Weise zu dienen und der noch in seinem sechzigsten Lebensjahre mit einer „solchenen" in wilder Ehe lebt. Die andern „Helden" vertreten die reine vertierte Gemeinheit.

Wir möchten fragen: Besteht der anständige Teil des deutschen Volkes, der doch unsre Familienblätter hält, aus lauter Gimpeln, daß er sich so etwas bieten läßt? Jeder Abonnent, der nicht will, daß solches Gift in die Seele seines Kindes geträufelt wird, sollte solchen Blättern den Eintritt in die Familie verwehren. Geschähe das, so würde den Verlegern schon die Lust vergehen, unsre Familien über „schlechte Rasse" zu unterhalten.

Peccatur et extra. Das Aufsätzchen In usum Delphini ist nicht umsonst geschrieben worden. Die Liberalen haben es als Waffe im Kampf gegen das Volksschulgesetz benutzt, und der Herr Kultusminister hat erklärt, daß Änderungen von Liedertexten, wie sie darin besprochen worden sind, der reine Blödsinn seien. Aber dürfen die Liberalen mit reinem Gewissen den Stein werfen? Haben sie ein Wort des Tadels dafür, daß in dem Rückertschen Gedicht vom Bäumlein, das andre Blätter gewollt, an Stelle des Juden mit großem Sack und langem Bart jetzt ein konfessionsloser Bettler durch den Wald geht und die goldnen Blätter einsteckt, und in Chamissos Gedicht: „Die Sonne bringt es an den Tag" in der Zeile: „Da kam mir just ein Jud in die Quer" aus dem Juden ein — Mann gemacht worden ist? Auch die Fabel von dem Maulwurf gehört hierher, der dem Igel erst ein kleines Plätzchen in seinem Bau einräumt, dann aber immer mehr beschränkt wird, bis er dem Fremden sein Haus ganz überlassen muß. Diese Fabel stand früher in den Berliner Lesebüchern. Da aber die Jungen sehr bald eine Ähnlichkeit mit dem Deutschen und dem Juden herauswitterten, so hat die liberale Schulverwaltung der Reichshauptstadt das anstößige Lesestück gestrichen.

Litteratur

Johannes Brahms in seinen Werken. Eine Studie von Emil Krause. Mit Verzeichnissen sämtlicher Instrumental- und Vokalkompositionen des Meisters. Hamburg, Lucas Gräfe und Sillem, 1892.

Eine Studie nennt der Verfasser diese Übersicht über alle Brahmsschen Kompositionen? Denn das ist der wesentliche Inhalt des Heftchens. Freudige

Digitized by Google

Begeisterung für Brahms, aber nicht Studium spricht daraus, Begeisterung, die jeder Kenner von Brahms aus ganzem Herzen teilt, die man aber nicht durch Bücher andern einpflanzen kann. Wenigstens müßte das eine ganz andre Darstellung der Brahmsschen Schöpfungen sein, die auch aus dem, der sich seinen Brahms nicht selbst erarbeitet hat, ihn nicht selbst hat verstehen und nach empfinden lernen, einen Verehrer von Brahms machen oder ihm nur das Verständnis der Brahmsschen Musik erleichtern wollte. Was sollen alle die schönen Worte über diese Musik, wo nur die Musik selber sprechen kann? Und gar Brahmssche Musik für solche, die sie nicht würdigen oder gar nicht kennen, schildern? Das ist gerade so, als wenn man einem Blindgebornen mit Worten einen Begriff vom Sonnenlicht geben wollte!

Echte Musik läßt sich überhaupt nicht schildern, höchstens Programmmusik; da treten aber Töne, Harmonien, Melodien nur als Mittel, nur als der Ausdruck von Gedanken zu Tage, die Musik, diese selbständigste aller Künste, die in ihrer Reinheit von des Gedankens Bläße gar nicht angekränkelt werden kann, ist da zur Sklavin oft überspannter Phantasien herabgewürdigt worden, nicht um ihrer selbst willen ist sie geworden. Und der Verfasser scheint Anhänger der Programmmusik zu sein, wenigstens versucht er fortwährend, Stimmungsbilder bei Brahms zu schildern. Er ist auch Wagnerianer. Man kann Wagner und Brahms beide geschichtlich verstehn; aber wer von Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann und Brahms musikalisch gebildet ist und vermöge dieser Bildung Brahms verehrt, kann sich nicht für Wagner begeistern.

Ich greife aus der Darstellung des Verfassers die Worte über die drei Sonaten von Brahms für Klavier und Geige heraus: „Die klanglich schöne [vorher heißt sie einmal „hinreißend schöne“] G-dur-Sonate Op. 78 für Klavier und Violine, ein echtes Kabinettstück der neuesten Kammermusik-Litteratur, ist einer Phantasie zu vergleichen, deren Teile, wenn auch äußerlich durch jedesmaligen Abschluß von einander getrennt, doch durch ein enges geistiges Band vereinigt werden.“ In der That eine merkwürdige und charakteristische Schilderung. Aber ist es nicht eben dafür, daß die Sätze in Beziehung zu einander stehn, eine Sonate? „Die Sonate behandelt in ihren drei Sätzen ein durchaus lyrisches Stimmungsbild (!), dessen Inhalt an Beethovens Op. 96 anklingt.“ Das ist beinahe komisch. In beiden Sonaten geht der erste Satz in G-dur, der Mittelsatz in Es-dur und das Finale schließt wieder in G-dur. Versteht darunter der Verfasser ein Anklingen des Inhalts? In der That sind inhaltlich beide so verschieden, wie Brahms und Beethoven nur sein können: die Brahmssche ist durchaus großartig in der Breite der Melodien und aus einem großen Gusse in der Anlage, voll stolzen Adels, die Beethovensche, abgesehen von dem ernsten, vornehmen Mittelsatze, munter und frisch, nicht nur in den leichten — Motiven mehr als Melodien des ersten Satzes, sondern auch in dem prickelnden Scherzo und in den heitern, neckischen Variationen des Finale. Gerade dieser letzte Satz zeigt einen durchaus andern Charakter als das liedartige Rondo bei Brahms. „Dem Finale, das in G-moll steht [und wunderbar beruhigend in G-dur schließt], dient das „Regenlied“ aus Brahms' Gesängen Op. 59 zum Hauptmotiv, welches der Tonsetzer [ein scheußliches Wort!] in geistig anregender Weise dergestalt behandelt, daß er das Thema des langsamen Mittelsatzes, wie die Gedanken des ersten Satzes mit ihm in enge Beziehung und Verbindung bringt.“ Dieses „Gedanken in Beziehung bringen“ ist eine der verschwommensten Redensarten, bei der man sich nichts und alles denken kann; der Verfasser meint offenbar: musikalische Motive

Digitized by Google

des ersten Satzes werden im letzten mit verarbeitet. In der zweiten Sonate (Op. 100) „erklingt das sanft ertönende Lied seliger Zufriedenheit. Sie erglänzt im reinsten, ungetrübten Lichte. Der zweite Satz, diese Vereinigung von Andante und Scherzo, ist von zauberischem Wohllaut; gegen diesen, wie gegen den poesiereichen ersten Satz steht das knapp gehaltene Finale zurück." Man darf wohl jeden beneiden, der aus diesen schönen Worten auch nur die geringste Vorstellung von dem Inhalt der Sonate bekommen hat. „Unterschiedlich von ihren beiden Vorgängern in G-dur und A-dur, deren Inhalt sich lyrischen Gefühlsergüssen hingiebt [der Inhalt giebt sich hin?], bringt die neueste Violinsonate, Op. 108 (1889), (Dr. von Bülow gewidmet), nur leidenschaftlich düster erregte Stimmungen, die sich von Satz zu Satz steigern. Die trüb und ahnungsvoll [!] auftretende Leidenschaft, welche den ersten Satz beherrscht, wird erst im Adagio — diesem reinen Gesange einer tiefleidenden Seele — vollständig verdrängt [erst? das Adagio folgt ja unmittelbar auf den — keineswegs durchaus trüben, sondern hoheitsvollen, klaren, stellenweise heitern ersten Satz], aber nur, um nach dem eigenartigen [der neugierige Leser wüßte gern: wie denn geartet] Un poco Presto fis moll sich im Finale endgültig auszutoben. Dies viersätzige, phantastisch-romantische Tonbild (!) redet wieder eine ganz eigene, von allem frühern sich unterscheidende und die Situation [welche denn?] prägnant [!] charakterisirende Sprache."

Wir wollen den Leser mit weitern Proben dieses blühenden Gefasels verschonen, doch würden wir dem „genialen" Stil des Verfassers nicht gerecht werden, wenn wir nicht auch auf seine kühnen Sprachschöpfungen hinwiesen. Ist nicht die „Insichabgeschlossenheit" ein ebenso prächiges Substantiv wie „hinsichts" eine preisenswerte That auf dem Gebiete der Präpositionalbildung?

Inhaltlich am dürftigsten im Verhältnis zu der köstlichen Fülle des behandelten Stoffes ist der Abschnitt über die Brahmsschen Lieder. Wer nur ein einzigesmal in diesen reich quellenden Born untergetaucht ist und sich darin erquickt hat, wird diesen Abschnitt nicht ohne Lächeln zu Ende lesen, dann aber schleunigst die „Studie" Herrn Krauses beiseite legen, um sich bei Brahms selbst der Freude und des Genusses wieder bewußt zu werden, die er beim Lesen beinahe verloren hätte.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 61. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im März 1892 — Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064095266

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064095266

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google